HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

(B)

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN
BAND 89

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

HERAUSGEGEBEN VOM

DEUTSCHEN

HISTORISCHEN INSTITUT IN ROM

BAND 89

DE GRUYTER

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

ISBN 978-3-484-83089-9
ISSN 0079-9068

© Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 2009
http://www.degruyter.com
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten/Allgäu

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2008 . . . . . IX–LX

Florian Hartmann, Das *Enchiridion de Prosis et Rithmis* Alberichs von Montecassino und die *Flores Rhetorici* . . 1–30

Kai-Michael Sprenger, *Damnatio memoriae* oder *Damnatio in memoria*? Überlegungen zum Umgang mit so genannten Gegenpäpsten als methodisches Problem der Papstgeschichtsschreibung 31–62

Richard Engl, Geschichte für kommunale Eliten. Die Pisaner Annalen des Bernardo Maragone 63–112

Uwe Ludwig, Zwischen Österreich, Venedig und Ungarn. Die „Chronik von Valvasone" als Zeugnis der Geschichte Friauls im späten Mittelalter 113–182

Andreas Rehberg, Dottori per „vie traverse". Qualche spunto sulle lauree conferite in ambito curiale 183–215

Maria Antonietta Visceglia, Die Überführung der sterblichen Hülle des römischen Pontifex. Vom Ritus einer „zweiten Bestattung" 217–239

Elena Valeri, *Né Chietino mi sento, né Luterano.* Storiografia e cultura erasmiana durante il pontificato di Paolo III 241–262

Rengenier C. Rittersma, *Le orrecchie sì piene di Fiandra.* Famiano Strada (1572–1649) und Guido Bentivoglio (1577–1644) und ihr Interesse am niederländischen Aufstand 263–284

Peter Hertner, Wirtschafts- und Finanzkrisen im liberalen und faschistischen Italien. Ein kurzer Überblick über deren Ursachen, Verlauf und Folgen 285–315

Verena Kümmel, Von Dongo nach Predappio. Der Umgang mit der Leiche Benito Mussolinis 317–351

Eva Maria Modrey, „Das Olympia-Kabinett". Die Olympischen Spiele 1960 und die Regierungskrise Italiens am Ende der 1950er Jahre 353–378

Miszellen

Kristjan Toomaspoeg, Riflessioni sul secondo volume dei diplomi di Federico II 379–383

Jochen Johrendt, Römische Pilgerzeichen und das Kapitel von St. Peter im Vatikan. Eine übersehene Urkunde Gregors IX. 385–399

Ursula Jaitner-Hahner, Neue Forschungen zu Angelo Colocci 401–405

Francesca Luzzati Laganà, Appunti biografici su Helene Wieruszowski 407–421

Tagungen des Instituts

Cum verbis ut Italici solent suavibus atque ornatissimis. Funktionen der Beredsamkeit im kommunalen Italien . . 423–429

Die Kardinäle des Mittelalters und der frühen Renaissance. Integration, Kommunikation, Habitus 431–436

Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung 437–445

Welt des Geistes, Welt der Politik. Interdependenzen, Schnittpunkte und Vermittler zwischen Gelehrtenrepublik und Staatenwelt in der Frühen Neuzeit 447–451

Roberto Michels e l'Italia. Aspetti di una identità transnazionale 453–457

„Abgehört"-Intercettazioni. Krieg und Nachkrieg des faschistischen Achsenbündnisses im Lichte neuer Quellen . 459–464

Circolo Medievistico Romano 2008 465–467

Anzeigen und Besprechungen 469–683

DEUTSCHES HISTORISCHES INSTITUT IN ROM

Jahresbericht 2008

Das Jahr 2008 war geprägt vom Fortschritt wichtiger Projekte der historischen Grundlagenforschung, die zu verschiedenen Anlässen der Öffentlichkeit präsentiert wurden.

So veranstaltete das DHI Rom in Verbindung mit dem Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster beim 47. Deutschen Historikertag in Dresden vom 30. September bis 3. Oktober 2008 eine Sektion zum Thema „Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit". Am Beispiel von Projekten aus verschiedenen Epochen wie dem Repertorium Germanicum, den päpstlichen Hauptinstruktionen oder den Nuntiaturberichten von Eugenio Pacelli und Cesare Orsenigo wurden die Bedeutung der Erschließung und kritischen Aufbereitung großer Quellenkorpora hervorgehoben und neue Präsentations- und Auswertungsmöglichkeiten durch die elektronischen Medien vorgestellt.

Die Akten der ersten unter dem Dach der Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma durchgeführten wissenschaftlichen internationalen Tagung sind erschienen (vgl. S. XLV). Die Veranstaltung kam auf Anregung und unter Mitwirkung des römischen DHI zustande. Unterdessen wurden weitere Kongresse durchgeführt. Die Unione wurde nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet, ursprünglich um die deutschen Institutsbibliotheken treuhänderisch zu verwalten. Inzwischen bildet sie ein wichtiges Forum für die internationale Zusammenarbeit und den Austausch zwischen Archäologen, Historikern und Kunsthistorikern aus 19 verschiedenen Ländern; ihr gehören 34 italienische und ausländische Forschungsinstitute in Rom an.

Zum ersten Mal wurde mit italienischen und deutschen Kooperationspartnern eine mehrtägige Tagung in Genua durchgeführt: „Das

politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territoriums." In der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl wurde das Buch „Die bayerische Gesandtschaft in Rom in der frühen Neuzeit" von Bettina Scherbaum präsentiert.

Im Jahr 2010 wird anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom die Gesellschaft für Musikforschung ihre Jahrestagung in Rom und damit zum ersten Mal außerhalb Deutschlands durchführen. Die Gesellschaft hat die Einladung des Instituts angenommen. Festakt und Jahrestagung werden in der ersten Novemberwoche 2010 stattfinden.

Über die laufenden wissenschaftlichen Unternehmungen hinaus (vgl. S. XXXII ff.) wurden vier neue Drittmittelprojekte in Angriff genommen: „Zwischen langobardischer und normannischer Einheit. Kreative Zerstörungen Unteritaliens im Spannungsfeld rivalisierender Religionen, Kulturen und politischer Mächte" (vgl. S. XXXII); „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser: Erschließung und Auswertung" (vgl. S. XXXVIII); Retrokonversion und Digitalisierung der Libretto-Sammlung der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom (vgl. S. XXXVII f.); die Online-Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis, ein Kooperationsprojekt, das federführend von Prof. Dr. Hubert Wolf in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom und dem Archivio Segreto Vaticano durchgeführt wird (vgl. S. XXXVI f.).

Mehrere institutsinterne Veranstaltungen dienten dazu, unter dem thematischen Dach „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich" den Austausch über theoretische und methodische Fragen zu fördern. Dazu wurden ein Seminar am 31. 1./1. 2. in Celleno (Provinz Viterbo) sowie Workshops am 9. 10. und 11. 12. durchgeführt. Im kommenden Jahr ist u. a. ein weiteres Seminar geplant, zu dem auch Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats sowie weitere Gäste geladen werden sollen.

Mit den Verandagesprächen wurde ein neues Format entwickelt, das insbesondere Nachwuchswissenschaftler ansprechen und Gelegenheit bieten soll, deren Projekte in zwangloser Form zu diskutieren. Entsprechende Veranstaltungen wurden durchgeführt am: 19. 3., 17. 4., 21. 4., 12. 6., 19. 6., 7. 7., 24. 9., 12. 11., 26. 11., 9. 12.

Die Leitung der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens wurde im Rahmen der diesjährigen Tagung in Berlin von Prof. Dr. Christof Dipper (Darmstadt) an Prof. Dr. Gabriele Clemens (Saarbrücken) zum 1. 1. 2009 übergeben. Die enge Zusammenarbeit zwischen dem römischen Institut und der Arbeitsgemeinschaft soll fortgeführt werden.

Seit September 2008 bietet das DHI Rom einen Newsletter an, der alle Interessierten über die jeweils aktuellen Veranstaltungen, Neuerscheinungen und andere Aktivitäten informiert. Die Anmeldung ist möglich unter der Adresse www.dhi-roma.it/newsletter.html. Zudem wurde über einen geschützten Bereich für alle ehemaligen Mitarbeiter, Stipendiaten, Praktikanten etc. ein Ehemaligen-Newsletter eingerichtet. Die Gründung eines Vereins der Ehemaligen und Förderer des Instituts ist im kommenden Jahr geplant.

Zur Beiratssitzung am 16. 2. traten zusammen die Mitglieder Proff. Ludwig Schmugge (Vorsitzender), Volker Sellin (Stellvertretender Vorsitzender), Peter Hertner, Hubert Houben, Claudia Märtl, Volker Reinhardt, Stefan Weinfurter, Hubert Wolf, der Institutsdirektor Prof. Michael Matheus sowie sein Stellvertreter, Dr. Alexander Koller, der Vorsitzende des Stiftungsrats der Stiftung DGIA, Prof. Wolfgang Schieder, der Direktor des Historischen Instituts in London, Prof. Andreas Gestrich, die Sprecherinnen der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts, Dr. Sabine Ehrmann-Herfort und Dr. Gritje Hartmann, sowie die Vertreterin des örtlichen Personalrats, Dipl.-Bibl. Liane Soppa. Nach dem Ablauf der Amtszeit des bisherigen Vorsitzenden des wissenschaftlichen Beirats des DHI Rom (Prof. Ludwig Schmugge) wurde Prof. Stefan Weinfurter (Heidelberg) zum neuen Beiratsvorsitzenden und Prof. Hubert Wolf (Münster) zu seinem Stellvertreter gewählt.

Nach langjähriger Tätigkeit wurde der „portiere“ Pasquale Mazzei in den Ruhestand verabschiedet. Als Nachfolger nahm Guido Tufariello seine Arbeit auf. Auch in diesem Jahr konnten sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts darüber freuen, dass gesunde Kinder zur Welt kamen: Dr. Kordula Wolf über Zwillinge, ihre Tochter Iolanda sowie ihren Sohn Giulio, Diana Blichmann über ihren Sohn Maximilian, Dr. Florian Hartmann über seinen Sohn Titus. Hochzeit feierte Liane Soppa.

Im März war der Tod des langjährigen Institutsmitarbeiters Gino Bolletta zu beklagen, der sich bis zu seiner Pensionierung um das Institut Verdienste erwarb und auch als Pensionär noch im hohen Alter mit den Institutsmitgliedern in Kontakt geblieben war.

Für die Arbeit des Instituts interessierten sich auch im Jahre 2008 zahlreiche Gäste, von denen genannt seien: am 8. 1. eine Studentengruppe der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Leitung des kurz darauf auf tragische Weise verstorbenen Herrn Prof. Johannes Laudage, am 18. 1. der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Studienzentrums Venedig Prof. Peter Schreiner, am 2. 2. Prof. Monika Grütters MdB, Dr. Uwe Reissig und Dr. Susanne Höhn, Leiter des Goethe-Instituts Rom, am 9. 2. Prof. Claus Leggewie, Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen, am 27. 2. Holger Scherf, Leiter der Kulturabteilung ad interim der Deutschen Botschaft Rom, am 4. 3. Dr. Hélène Millet, CNRS Paris, am 25. 3. Prof. Martin Wallraff von der Universität Basel und Mitglied des Vorstands des „Vereins Centro Filippo Melantone. Protestantisches Zentrum für ökumenische Studien", am 1. 5. Prof. Richard Hartmann, Rektor der Theologischen Fakultät Fulda, am 10. 4. Prof. Emília Hrabovec, Dekanin der Universität Trnava, Bratislava (Slovakische Republik), am 23. 4. eine Gruppe Studierender der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege Berlin (Projektreise Kulturmanagement) unter der Leitung von Prof. Christian Pracher, am 15. 5. Prof. Ulrich Knefelkamp von der Europa Universität Viadrina Frankfurt/Oder, am 3. 6. eine Studentengruppe des Instituts für Musikwissenschaft der Universität Regensburg unter der Leitung der Proff. David Hiley, Wolfgang Horn und Siegfried Gmeinwieser, am 9. 6. Prof. John Fernandes von der Mangalore University India, am 13. 6. Dr. Jutta Schmoll-Barthel vom Bärenreiter Verlag, am 2. 7. Christian Much, Leiter der Kulturabteilung der Deutschen Botschaft Rom, am 14. 8. Prof. Peter Thorau von der Universität des Saarlandes, am 27. 8. Pfarrerin Philine Blum, Studienleiterin des „Vereins Centro Filippo Melantone. Protestantisches Zentrum für ökumenische Studien" in Rom, am 10. 9. Prof. Elisabeth Oy-Marra, Dekanin des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, am 16. 9. Dr. Ursula Heming, Leiterin des Büros des Deutschen Akademischen Austausch Dienstes in Rom, am 29. 9. eine Studentengruppe

der Fernuniversität Hagen unter der Leitung von Prof. Felicitas Schmieder, am 10. 10. Thomas Migge vom Deutschlandfunk, am 10. 11. die in Rom studierenden Stipendiatinnen und Stipendiaten der Studienstiftung des Deutschen Volkes, am 9. 12. Staatssekretär a.D. Wilhelm Karl Staudacher, Leiter der römischen Repräsentanz der Konrad-Adenauer-Stiftung.

PERSONALBESTAND (Stand: 5. 12. 2008)

Prof. Dr. Michael Matheus

Dr. Alexander Koller (Stellv. Direktor)

WISSENSCHAFTLICHER DIENST

Mittelalter
Dr. Julia Becker
Dr. Florian Hartmann
Dr. Gritje Hartmann
Dr. Kerstin Rahn
Dr. Andreas Rehberg

Neuzeit
Dr. Patrick Bernhard
Dr. Cecilia Cristellon
PD Dr. Sven Externbrink (Doz.)
Dr. Lutz Klinkhammer

Sekretariat
Dott.ssa Monika Kruse
Susanne Wesely

Musikgeschichtl. Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (stellv. Leiterin)
Gesa zur Nieden

(TZ = Teilzeit)
(Doz. = Gastdozent)

BIBLIOTHEK

Historische Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)
Frédéric Chauvin (TZ)
Elisabeth Dunkl
Antonio La Bernarda
Cornelia Schulz (TZ)
Liane Soppa (TZ)
Philipp Strobel (TZ)

Musikgeschichtl. Bibliothek
Christina Ruggiero
Dott.ssa Christine Streubühr (TZ)
Roberto Versaci

VERWALTUNG

Susan-Antje Neumann (Leiterin)
Paola Fiorini
Zarah Marcone
Elisa Ritzmann

Innerer Dienst
Giuliana Angelelli
Alessandra Costantini
Alessandro Silvestri
Pino Tosi
Guido Tufariello

EDV
Niklas Bolli (TZ)
Jan-Peter Grünewälder

Personalveränderungen

Am 1. 1. konnten Niklas Bolli als Mitarbeiter in der IT-Abteilung und Frédéric Chauvin als Kustode in der historischen Bibliothek in Teilzeit im Institut eingestellt werden. Dr. Julia Becker beendete ihre Elternzeit am 20. 2. Am 1. 4. trat Dr. Cecilia Cristellon die Nachfolge des am 14. 9. 2007 ausgeschiedenen wissenschaftlichen Mitarbeiters Dr. Stefan Bauer an. Guido Tufariello wurde zunächst ab 10. 3. befristet in der Verwaltung als Aushilfskraft in Teilzeit beschäftigt. Ab dem 1. 11. konnte er für die Stelle des am 31. 5. in Ruhestand getretenen Pförtners Pasquale Mazzei dauerhaft gewonnen werden. Paola Fiorini nahm ab 1. 8. ihre Vollzeitbeschäftigung in der Verwaltung wieder auf. PD Dr. Sven Externbrink trat am 1. 9. die Nachfolge von Jun. Prof. Dr. Petra Terhoeven als Gastdozent im DHI an. Am 1. 10. übernahm Gesa zur Nieden die bis 31. 3. von Dr. Sabine Meine besetzte Stelle als musikwissenschaftliche Mitarbeiterin. Christina Ruggiero beendete ihre Elternzeit zum 15. 10. und stand der Musikgeschichtlichen Abteilung ab 16. 10. wieder vollzeitig zur Verfügung. Zeitgleich endete damit die von Liane Soppa ab Anfang des Jahres übernommene Vertretung; sie reduzierte ihre Arbeitszeit wieder auf die Hälfte der regelmäßigen Arbeitszeit einer Vollzeitbeschäftigten. Am 1. 11. begann Dr. des. Frank Godthardt im Rahmen eines Werkvertrags seine Tätigkeit als Archivar des Instituts. Ab 1. 12. erhielt Philipp Strobel einen Zeitvertrag als teilzeitbeschäftigter Mitarbeiter in der historischen Bibliothek des Instituts. Auf eigenen Wunsch wird Dr. Gritje Hartmann das Institut zum 31. 12. verlassen.

Als Stipendiatinnen und Stipendiaten waren (bzw. sind noch) am Institut:
Historische Abteilung: Simone Bader (1. 9.–31. 12. 08), Dr. Tommaso Baris (1. 11. 08–31. 5. 09), Kilian Bartikowski (1. 10.–31. 12. 08), Martin Bauch (1. 3.–30. 6. 08), Dr. Michiel Decaluwé (1. 10.–31. 12. 08), Christian Grabas (1. 1.–31. 3. 08), Dr. Giuseppe Guazzelli (1. 2.–30. 6. 08), Mathias Heigl (1. 6.–31. 7. 08 und 1. 10.–30. 11. 08), Christian Jaser (1. 3.–31. 3. 08 und 1. 8.–30. 9. 08), Matthias Kirchner (1. 1.–31. 3. 08), Alexander Korb (15. 2.–15. 4. 08), Julius Leon-

hard (1. 4.–30. 6. 08), Sara Lichtenfels (1. 9. 07–29. 2. 08), Dr. Eugenio Riversi (1. 7.–31. 12. 08), Dr. Elena Valeri (1. 2.–30. 6. 08), Karina Viehmann (1. 2.–30. 4. 08).

Musikgeschichtliche Abteilung: Dr. Mauro Bertola (21. 7. 08–20. 1. 09), Diana Blichmann (1. 3.–30. 6. 08), Sonja-Maria Welsch (1. 1. –30. 6. 08).

Von den 69 Stipendienmonaten des Jahres 2008 entfielen somit auf das Mittelalter 24, auf die Neuzeit 31 und 14 auf die Musikgeschichte. Zwei ehemalige Stipendiaten des DHI Rom, Dr. Massimiliano Valente und Dr. Tommaso Baris konnten jeweils einen Concorso für Ricercatore an italienischen Universitäten (Università degli Studi Europea di Roma, Università degli Studi di Palermo) erfolgreich abschließen.

Bei unverändert großer Nachfrage konnten auch in diesem Jahr motivierte Studierende am römischen Institut Praktika absolvieren. Als Praktikantinnen und Praktikanten waren am Institut:

Historische Abteilung: Isabell Arnstein (7. 1.–17. 2.), Sebastian Becker (31. 3.–9. 5.), Marcus Fischer (17. 11.–19. 12.), Miriam Funk (13. 10.–14. 11.), Miriam Hahn (13. 10.–14. 11.), Steffen Kreisl (31. 3.–11. 5.), Markus Krumm (17. 11.–19. 12.), Claus Lüdenbach (18. 2.–30. 3.), Anja Meesenburg (1. 9.–10. 10.), Paolo Muscarella (13. 5.–22. 6.), Nicole Pahrmann (13. 5.–20. 6.), Friederike Stoehr (18. 2.–30. 3.), Rebekka Thissen (7. 1.–17. 2.).
Musikgeschichtliche Abteilung:
Carlos Haas (18. 2.–30. 3.); Carlo Mertens (25. 8.–10. 10.).
Historische Bibliothek:
Michael Schmitz (19. 5.–14. 7.)

Haushalt, Verwaltung, EDV

Der Haushalt des Jahres 2008 belief sich auf insgesamt 4047000 € (Vorjahr 4195000 €). Aus dem Gesamtetat der Stiftung DGIA konnten dem Institut unterjährig erfreulicherweise zusätzliche Mittel in Höhe von insgesamt 268000 € zur Verfügung gestellt werden. Diese Mittel wurden vorwiegend zur Umsetzung von dringend notwendigen Bauunterhaltsmaßnahmen in den Häusern A (vormals I) und C (vormals III) sowie zur Sicherheitsausstattung und Erweiterung im EDV-Bereich eingesetzt.

Im Berichtsjahr wurden Drittmittel in Höhe von insgesamt 209 905 € eingeworben: DFG 164960 €, Gerda Henkel Stiftung 21945 €, Johannes Gutenberg-Universität Mainz 15000 €, Regione Liguria 5000 €, Fritz Thyssen Stiftung 3000 €.

Das bereits in 2007 begonnene umfassende Sicherheitskonzept für das Institut und dessen weitläufiges Gelände konnte planmäßig im Berichtsjahr umgesetzt werden. Neben der Optimierung der Außenstromversorgung auf dem gesamten Areal, insbesondere der Beleuchtung, wurde eine Videoüberwachung der Zugänge zum Institutsgelände installiert. In Kooperation mit den benachbarten Einrichtungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien und der Deutschen Schule Rom wurde ein nächtlicher Bewachungsdienst eingerichtet.

Vom 18. bis 20. Juni fand eine Rechnungsprüfung der Stiftung DGIA in Form einer Vorort-Prüfung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) am DHI Rom statt. Prüfer waren Helmut von Bahlen sowie Ralf Münchow. Neben einer Rechnungslegungsprüfung des Haushaltsjahres 2007 wurde eine Begehung/Begutachtung der Liegenschaft durchgeführt. Zur Behebung der von den Prüfern getroffenen Beanstandungen konnten unverzüglich geeignete Maßnahmen ergriffen sowie Konzepte zur Umsetzung weiterer Empfehlungen entwickelt und durchgeführt werden, so dass die Vorort-Prüfung nach entsprechenden Stellungnahmen zwischenzeitlich vom BMBF für abgeschlossen erklärt wurde.

Nach dem Abschluss der größeren Baumaßnahmen der letzten Jahre wurde nach dem Ausscheiden des langjährigen Pförtners Pasquale Mazzei mit dem Umbau bzw. der Verkleinerung der entsprechenden Dienstwohnung begonnen, die im kommenden Jahr der neue

Pförtner, Guido Tufariello, mit seiner Familie beziehen wird. Der gewonnene Raum wird in Büroraum umgewandelt, welcher insbesondere für Drittmittelprojekte zur Verfügung stehen und zur Kompensation für die erforderliche Magazinerweiterung dienen soll.

Vom 7. bis 10. Juli fand am Institut eine innerbetriebliche Schulung zum Thema „Excelgrundlagen" statt. Das Fortbildungsangebot wurde von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern umfassend genutzt, so dass eine Fortführung im Folgejahr in Erwägung gezogen wird.

Am 23. Oktober und 24. November fanden Begehungen des Hauses D (vormals IV) zur brandschutztechnischen Bauabnahme durch die örtliche römische Feuerwehr statt. Der endgültige Bescheid für dieses Haus steht noch aus. Für die brandschutztechnische Abnahme der Häuser A–C (vormals I–III) wurden dem Institut weitere Auflagen gemacht, die voraussichtlich in 2009 erfüllt werden können.

Im Rahmen der Dienstvereinbarung am DHI Rom zur Umsetzung der Leistungsorientierten Bezahlung (LOB) fanden in 2008 je zwei Zwischengespräche mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern statt, so dass es Ende Februar 2009 zur ersten Ausschüttung des Leistungsentgelts kommen wird.

Zu Beginn des Jahres erfolgte eine Entgeltanpassung bzw. die Einführung einer neuen Vergütungsordnung für die nach dem Musterarbeitsvertrag der Deutschen Botschaft in Rom beschäftigten Ortskräfte durch das Auswärtige Amt. Diese erneute Umstellung der Vergütungen der betroffenen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aller deutschen Einrichtungen in Italien, die zuwendungsrechtlich an diese Verordnung gebunden sind – darunter auch das DHI Rom – führte zur Gründung einer autonomen Gewerkschaft, der sog. „SNALIT". Die langjährigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter legten gegen die Überleitung in das neue Vergütungsschema Widerspruch ein. Derzeit versuchen die Leitungen der betroffenen Institutionen geeignete Verfahrensweisen zu erarbeiten.

Neben der Wahrnehmung institutsübergreifender Aufgaben im Bereich der Informationstechnik (vgl. S. XXXVI ff.) konzentrierten sich die Anstrengungen im Sektor EDV auf ein erhöhtes Maß der IT-Betriebssicherheit, welche die technische Grundlage für eine Vielzahl von Kooperations- und Drittmittelprojekten mit externen Partnern darstellt. So stellt das DHI Rom die EDV-Kompetenz im Rahmen des

DFG-Projekts Online-Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis und übernimmt die Entwicklung und Pflege einer Datenbanklösung sowie das Hosting auf seinen Servern. Die erarbeitete Projekthomepage soll 2009 für die Öffentlichkeit freigeschaltet werden (www.pacelli-edition.de).

Weitere zentrale Projekte im Bereich der datenbankbasierten Publikationen stellen die Erarbeitung einer Datenbanklösung für das RG und das RPG (vgl. S. XXXIII f.) sowie die Retrokonversion und Digitalisierung des Teilbestandes Libretti (vgl. S. XXXVII) dar. Für das Projekt „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser" (vgl. S. XXXVIII) wurde die notwendige technische Infrastruktur geschaffen. Die in den Vorjahren realisierten Online-Datenbanken „Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens" und „Die Präsenz deutscher militärischer Verbände in Italien 1943–1945" wurden technisch weiterhin betreut, die digitale Edition „Die Berichte des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus Deutschland 1930 bis 1939" steht seit September 2008 in einer Beta-Version interessierten Benutzern unter der Adresse http://www.dhi-roma.it/orsenigo.html mittels eines Passwords zur Verfügung.

Insgesamt wurde das Profil im Bereich von digitalen Editionen und digitalen Repertorien geschärft und dieser Arbeitsschwerpunkt weiter ausgebaut, ein Sektor, der nicht von perspectivia.net (vgl. S. XXI) und vergleichbaren Dokumentenservern abgedeckt wird. In diesem zukunftsträchtigen Feld konnte in den letzten Jahren am DHI Rom eine spezifische Kompetenz aufgebaut und erfolgreich in stiftungsinterne wie externe Kooperationen eingebracht werden. Eine infolge einer institutsinternen Stellenumschichtung geschaffene Stelle konnte mit Niklas Bolli besetzt werden.

Als Dienstleistung für Tagungsteilnehmer wurde ein Wireless-Internetzugang erstellt, der 2009 dauerhaft für Institutsgäste angeboten und aus Sicherheitsgründen um ein automatisches Authentifizierungsverfahren erweitert wird.

Über die Veranstaltungsarbeit, Neuerscheinungen und andere Aktivitäten des Instituts informiert seit Sommer 2008 der HTML-Newsletter (Anmeldung unter http://www.dhi-roma.it/newsletter.html). Darüber hinaus wurde ein „Ehemaligen-Newsletter" entwickelt, der sich mit einem speziellen Informationsangebot an ehemalige

Mitarbeiter, Stipendiaten, Praktikanten u. ä. wendet und in einem geschützten Bereich der Homepage zum Abonnement angeboten wird.

Zusammenarbeit innerhalb der D. G. I. A.

Die Aufnahme des deutschen Historischen Instituts Moskau in die Stiftung DGIA sowie der mit Zustimmung des BMBF erfolgte Beschluss des Stiftungsrates zur Gründung des Orient-Instituts Istanbul zum 1. 1. 2009 sind bemerkenswerte Signale der Bereitschaft, geisteswissenschaftliche Forschung zu fördern. Im Jahre 2008 standen die Beratungen zur neuen „Verfassung" der Stiftung im Mittelpunkt. Eine eingesetzte Arbeitsgruppe sowie der Stiftungsrat haben Texte zur Novellierung des Stiftungsgesetzes sowie für eine neue Satzung beraten und verabschiedet. Die vom Wissenschaftsrat empfohlene und von den Gremien der Stiftung befürwortete Reduktion der Stiftungsorgane auf zwei (Stiftungsrat und Direktorenversammlung) konnte aufgrund von Einwänden des BJM nicht beibehalten werden. Organe der Stiftung werden über die genannten hinaus der Stiftungsratsvorsitzende, der Geschäftsführer sowie auf ausdrücklichen Wunsch der Institute die Direktorinnen und Direktoren sein. Im kommenden Jahr werden eine Neufassung der Haushalts- und Verfahrensordnung erarbeitet sowie Möglichkeiten einer elektronischen Personalaktenführung ausgelotet.

Im Umfeld der Sitzung des wissenschaftlichen Beirats des DHI Rom fand auf Einladung des Unterzeichneten ein Treffen der Institutsdirektorinnen und Direktoren statt, bei dem die Neufassung des Gesetzestextes diskutiert wurde. Die Sitzung wurde mit der Unterstützung von Videokonferenztechnik durchgeführt (Live-Schaltung zwischen dem DIJ Tokyo und dem DHI Rom). Zwischen den DGIA-Instituten wurde durch diese ersten Erfahrungen eine Diskussion zur dauerhaften technischen Realisierung von Videokonferenztechnik in der Stiftung angeregt.

Anlässlich der Besprechung der Direktoren mit dem Stiftungsratsvorsitzenden und dem Leiter der Geschäftsstelle am 12. 10. 2007 am DHI Paris wurde die Bildung von zwei Arbeitskreisen für Bibliothek und Informationstechnik innerhalb der Stiftung verabredet.

Beide Arbeitskreise wurden im Berichtszeitraum offiziell eingerichtet und traten zu ihren konstituierenden Sitzungen zusammen.

Im Rahmen von zwei Treffen des Arbeitskreises Bibliotheken wurden für die einzelnen Institutsbibliotheken institutsübergreifende Themen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit besprochen. Zu Sprechern des Arbeitskreises wurden Dr. Michael Schaich (DHI London) und Dr. Stefan Wiederkehr (DHI Warschau) bestimmt.

Im Arbeitskreis Informationstechnik sind die IT-Verantwortlichen aller Institute und der Geschäftsstelle vertreten. Der Arbeitskreis versteht sich als eine Plattform für einen organisierten Informationsaustausch und für die Ausschöpfung von Kooperationspotentialen. Zudem ist der Arbeitskreis mit der stiftungsweiten Koordinierung der IT-Sicherheit beauftragt. Jan-Peter Grünewälder (DHI Rom) und Martin Baader (DHI Paris) wurden als Sprecher bestimmt, Barbara Manthey (Geschäftsstelle) vertritt die Stiftung bis zur Wahl eines stiftungsinternen IT-Sicherheitskoordinators kommissarisch in den einschlägigen deutschen Gremien.

Das DHI Rom und das DHI Paris realisierten ein Fallback-Konzept zur gegenseitigen Ausfallsicherung für die E-Mail-Server. Das Hosting des Bibliotheks-Webkatalogs des DHI Moskau durch das DHI Rom, das im April 2007 zunächst für eine einjährige Testphase gestartet wurde, konnte nach den positiven Erfahrungen verstetigt werden und erfolgt nun auf der Basis eines unbefristeten Vertrags.

Im Rahmen der genannten Publikationsplattform perspectivia.net der Stiftung DGIA, die unter Federführung des DHI Paris entwickelt und im November 2008 freigeschaltet wurde, plant das DHI Rom die Teil-Retrodigitalisierung (ab Band 34/1954) der Institutszeitschrift (QFIAB). Dazu wurden bereits erste Gespräche auf den Workshops in Paris und in München geführt. Darüber hinaus könnten ab Band 88 der QFIAB die künftigen Bände jeweils nach einer mit dem Max Niemeyer Verlag vereinbarten Frist von 2 Jahren (Prinzip der Moving Wall) auf perspectivia.net veröffentlicht werden.

Im Rahmen der Reisestipendien der Stiftung hielten sich folgende Studierende am DHI Rom auf: Dr. Maren Möhring und Christine Ungruh.

Für das Jahr 2009 konzipiert PD Dr. Sven Externbrink einen Studientag „Welt des Geistes, Welt der Politik. Interdependenzen, Schnittpunkte und Vermittler zwischen Gelehrtenrepublik und Staatenwelt in der Frühen Neuzeit", der in Kooperation mit dem DHI Paris und mit der Università Roma Tre durchgeführt werden soll.

Bibliotheken und Archiv

Nach dem Abschluss der Baumaßnahmen und der damit verbundenen Umzüge sind noch einige strukturelle Aufgaben zu lösen. Ein Problem stellt die Klimaanlage dar. Während in den Magazinräumen von Haus D nach mehreren Interventionen die Werte weitgehend konstant blieben, kann derzeit eine benutzerfreundliche Temperatur im Lesesaal der historischen Bibliothek nicht gewährleistet werden. Auch eine Neugestaltung dieses Raumes ist in den nächsten Jahren dringend erforderlich.

Die angespannte Personallage machte sich in diesem Jahr erneut besonders in der historischen Bibliothek bemerkbar. Infolge des andauernden krankheitsbedingten Ausfalls einer Kollegin müssen Arbeiten auf die vorhandenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter umgelegt und von diesen zusätzlich zu ihren regulären Aufgaben übernommen werden. Trotz dieser Erschwernisse wurden die Aufgaben im normalen Bibliotheksbetrieb im Wesentlichen regulär erledigt. Durch die ab Dezember 2008 für ein Jahr vorgesehene Beschäftigung eines Mitarbeiters des mittleren Dienstes mit halber wöchentlicher Stundenzahl soll teilweise für Entlastung gesorgt werden.

Drei Institutsmitarbeiter nahmen auch in diesem Jahr am Bibliothekarstag in Mannheim teil. Frau Ruggiero besuchte zudem die Jahrestagung der AIBM (Association Internationale des Bibliothèques, Archives et Centres de Documentation Musicaux), Gruppe Bundesrepublik Deutschland e. V. An den Treffen des Arbeitskreises DGIA-Bibliotheken nahmen Vertreter der beiden römischen Bibliotheken teil (vgl. S. XXI).

Dr. Michael Schmitz, der den Masterstudiengang „Bibliotheks- und Informationswissenschaft" im Fernstudium an der Humboldt-Universität Berlin belegte, absolvierte in der Historischen Bibliothek

sein zweites sechswöchiges Pflichtpraktikum und wird zum 1. 1. 2009 eine Stelle als wissenschaftlicher Bibliothekar an der Bibliotheca Hertziana antreten.

Im Rahmen eines Werkvertrags konnten die dringend notwendigen Modifikationen und Verbesserungen sowohl am Web- als auch am internen Allegro-Katalog in „outsourcing" weitergeführt werden. Das Pflichtenheft ist fast vollständig abgearbeitet. Die Benutzungsordnung der Historischen Bibliothek steht unterdessen online zur Verfügung.

Nach dem Ausscheiden der beiden Projektmitarbeiter im Bereich der Retrokonversion innerhalb der historischen Bibliothek konnte das Projekt mit zwei neuen Kräften weitergeführt werden. Am Ende des Berichtszeitraums waren ca. 64500 Bände des Altbestandes retrokonvertiert. Eine Aktualisierung des bis 2012 reichenden Projektzeitplans erfolgt im kommenden Jahr.

Der 2007 übernommene Buchnachlass „Gastone Manacorda" wurde im Rahmen eines Werkvertrags gesichtet und systematisiert. Die Zeitschriftenbestände wurden herausgenommen und gesondert erfasst. Diese Maßnahme diente der Vorbereitung eines DFG-Antrags zur Erschließung und Nutzung des Bestands.

Die 2007 erfolgte Freischaltung von thematisch relevanten Datenbanken im Rahmen der von der DFG geförderten Nationallizenzen erwies sich als Gewinn für die Informationsversorgung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Zugriffe wurden im Berichtszeitraum kontinuierlich erweitert. Leider können alle Angebote aus lizenzrechtlichen Gründen ausschließlich von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts genutzt werden.

Auf Wunsch der Institutsleitung wurden die Gespräche mit der Unione Romana delle Biblioteche Scientifiche weitergeführt und intensiviert. Die Historische Bibliothek nimmt derzeit in einer Testphase am Metakatalogsystem „URBS Plus" teil. Die bisherigen Testergebnisse sind sehr positiv. Es besteht die Hoffnung, dass das DHI Rom sich ab dem kommenden Jahr offiziell am System „URBS Plus" beteiligt. Damit könnte die Außenwirkung des Instituts in der römischen Forschungslandschaft weiter verbessert werden.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 1901 (Vorjahr: 1807) Einheiten (darunter 37 [Vorjahr: 28]

CD-ROM/DVD, 5 Microfiche-Ausgaben und 1 Online-Zugriff) auf insgesamt 165 024 Bände an. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 662 (davon 344 italienische, 189 deutsche und 129 „ausländische"). Erfreulich ist auch in diesem Jahr die Zahl der Buchgeschenke (insgesamt 425 [Vorjahr: 429]).

Die Bibliothek der Musikgeschichtlichen Abteilung wuchs um 991 auf 54 004 Einheiten; der Zeitschriftenbestand umfasste 432, davon 194 laufende Einheiten. Insgesamt konnten 53 Medieneinheiten als Geschenk entgegengenommen werden.

Die Bibliotheken wurden im Berichtszeitraum von 3212 Leserinnen und Lesern besucht (Vorjahr 1656). Davon entfielen 1474 auf die musikgeschichtliche Bibliothek. Damit konnte nach der fünfmonatigen Schließung im Jahr 2007 erneut ein hoher Besucherstand erreicht werden.

Dem Archiv des DHI Rom übergab Annemarie Elze den wissenschaftlichen Teilnachlass ihres im Jahr 2000 verstorbenen Mannes, Prof. Reinhard Elze, der von 1972 bis 1988 Direktor des DHI Rom war. Er enthält vor allem hand- und maschinengeschriebene Briefe und Postkarten aus den Jahren 1960 bis 2000. Archivdirektor i. R. Dr. Dieter Brosius, der in den Jahren 1971–1974 wissenschaftlicher Mitarbeiter des DHI Rom war, nahm eine erste Erschließung des Bestandes vor. Der Nachlass Elze ist aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes allerdings noch mindestens bis zum Jahr 2030 für die allgemeine Benutzung gesperrt.

Auf der Grundlage einer Vereinbarung zwischen den Direktoren des Koninklijk Nederlands Instituut (KNIR) und des DHI Rom wurde das von Albert Smijers (1888–1957) in den Dreißigerjahren angefertigte handschriftliche „Inventar Musikhandschriften niederländischer Komponisten vom 15. bis 16. Jahrhundert in Italien" im Magazin der Musikgeschichtlichen Abteilung deponiert.

Nach Dr. Karsten Jedlitschka (jetzt BStU Berlin) und Andreas Göller (jetzt ULB Darmstadt) konnte mit Dr. des. Frank Godthardt erneut ein Archivar gewonnen werden, der die Erschließung von Beständen des hauseigenen Archivs vorantreibt. Mit Blick auf das 2010 bevorstehende 50jährige Jubiläum der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom werden die Bestände dieser Abteilung besonderes Augenmerk finden. Für die 2005 eingeführte Archivsoftware Mido-

saXML wurde die neueste, seit September 2008 erhältliche Version installiert.

Arbeiten der Institutsmitglieder

a) Mittelalter und Renaissance

Auch in diesem Jahr stand die Publikationsbetreuung im Mittelpunkt der Tätigkeit von Dr. Gritje Hartmann. Sie bearbeitete redaktionell sechs Bände der „Bibliothek des DHI Rom", sowie drei Bände der Reihe „Ricerche" und einen Band des RPG und führte Verhandlungen mit verschiedenen Verlagen. Weitere Aufgaben übernahm sie im Bereich der Online-Publikationen und der Homepage sowie bei der Realisierung der beiden neuen Newsletter. Hinsichtlich ihrer Forschungsaktivitäten stellte sie ihr Projekt über römische Reliquientranslationen im Rahmen eines Mittwochsvortrags vor, hielt einen Vortrag über Pilger bei der Quidde-Tagung und konzipierte gemeinsam mit Marika Räsänen vom Institutum Romanum Finlandiae eine Tagung zum Thema Reliquien, die im Juni 2009 stattfinden wird. – Für ihre Arbeit am Dissertationsprojekt „Die Regierung Berengars I. (888–924). Herrschaftsstrukturen, personelle Beziehungen, diplomatische Perspektiven" unternahm Karina Viehmann (Stip.) Recherchen in der Bibliothek des DHI und konsultierte Archive in Padua, Treviso und Mailand. Sie sichtete Faksimilewerke im Paläografieschrank sowie Bestände im Archiv des Instituts (insbesondere den Bestand W5). – Im Rahmen seines Forschungsaufenthalts untersuchte Dr. Eugenio Riversi (Stip.) in vergleichender Perspektive die literarischen Produktionen, die im Umfeld von Heinrich IV. und Mathilde von Canossa entstanden und präsentierte seine Ergebnisse im Rahmen eines Mittwochsvortrags. – Neben ihren Arbeiten am Editionsprojekt der griechischen und lateinischen Urkunden Graf Rogers I. von Sizilien (vgl. S. XXXIIf.) vertiefte Dr. Julia Becker ihre historiographischen Forschungen zum Breslauer Historiker Willy Cohn und berichtete über ihre Forschungsergebnisse im Rahmen mehrerer Vorträge. – Neben seinen Studien über das Schrifttum der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata vom 11. bis 13. Jh. (vgl. S. XLV) pflegte Dr.

Mario Marrocchi Kontakte zu wichtigen Forschungs- und Kooperationspartnern, unterrichtete an der Università degli Studi di Siena, Polo universitario di Grosseto und betreute zwei Sammelbände. – Dr. Florian Hartmann fokussierte seine Studie auf die Entstehung und Weiterentwicklung der *ars dictaminis* in Italien. Die einschlägigen Manuskripte italienischer *artes dictandi* wurden inzwischen nahezu komplett eingesehen und das Kapitel zur Entstehung der *ars dictaminis* weitgehend abgeschlossen. Neben der Mithilfe bei der Organisation einer internationalen Tagung am DHI organisierte er Vorträge der Stipendiaten des DHI über laufende Projekte zur mittelalterlichen Geschichte und bereitete eine Giornata di Studi vor, die 2009 stattfinden soll. – Umfangreiche Archivarbeiten (Mailand, Pavia, Mantua, Padua, Venedig, Pisa, Berceto, Lucca, Subiaco, Todi, Rom) absolvierte Martin M. Bauch (Stip.) im Rahmen seines Dissertationsprojektes „Der verehrende Herrscher. Öffentliche Frömmigkeit des römisch-deutschen Königs und Kaisers im 14. Jahrhundert." – Die Arbeit an seiner Dissertation („Die politischen Beziehungen der Stadt Genua zur Kurie in Avignon, 1305–1378") setzte Julius Leonhard (Stip.) fort und bearbeitete dabei systematisch die päpstliche Sekretregisterserie für den Zeitraum von 1305 bis 1378. – Aufgrund seiner Aufgaben im Bereich der historischen Bibliothek waren die zeitlichen Möglichkeiten für eigene wissenschaftliche Arbeiten von Dr. Thomas Hofmann erneut stark eingegrenzt. Für seine Studien zu den griechischen Klöstern Süditaliens im 15. Jahrhundert notwendige umfangreichere Handschriften- und Archivstudien konnten nicht durchgeführt werden. Im Berichtszeitraum wurde ein Aufsatz für die Festschrift zu Ehren von Prof. Ludwig Braun (Würzburg) fertig gestellt, der im Sommer 2008 erschienen ist. – Über die Arbeit an den stadtrömischen Quellen hinaus (S. XXXIV) betreute Dr. Andreas Rehberg für das DHI den Circolo Medievistico sowie das Institutsarchiv. Seine Forschungen zu drei Themenschwerpunkten (Der Heilig-Geist-Orden und die Geschichte der Hospitalsorden; der Ausbruch des Schismas von 1378; Nicht-Italiener im römischen Ordensklerus) trieb er voran und legte mehrere Veröffentlichungen vor. – Die Archivarbeiten zu ihrem Dissertationsthema („Das Eindringen humanistischer Schriftformen in die Dokumentarschriften Venedigs, Paduas und Trevisos im 15. Jh.") konnte Sara Lichtenfels (Stip.) abschließen und

zugleich wichtige, in Deutschland schwer zugängliche Sekundärliteratur sichten. – Seinen Studienaufenthalt am DHI Rom nutzte Dr. Michiel Decaluwé (Stip.) für Vorarbeiten zum Projekt: „Der Prozess der Entscheidungsfindung in politischen Versammlungen des Spätmittelalters." Das ursprünglich vorgesehene Fallbeispiel (Lombardenbund im 12. Jh.) erwies sich mit Blick auf die Überlieferungslage als wenig geeignet. Er hat damit begonnen, Florentiner Quellen insbesondere aus dem ausgehenden 13. Jh. zu sichten (*Libri Fabarum*), die für eine vergleichende Untersuchung ergiebig erscheinen. – Christan Jaser (Stip.) recherchierte in verschiedenen Bibliotheken Roms und Parmas für das Dissertationsprojekt „Fluch und Anathem als Formen kultureller Gewalt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit". Zudem wertete er Archivmaterialien in etlichen Archiven aus (ASV, Archivio Storico dell'Ufficio delle Celebrazioni Liturgiche, im Archivio di Stato von Parma sowie im Archivio di Stato von Napoli). – Neben der Arbeit am Repertorium Germanicum (vgl. S. XXXIII) war Dr. Kerstin Rahn für institutsinterne und externe Anfragen zuständig. Sie legte mehrere Publikationen vor und nahm die Arbeiten an einem neuen Forschungsprojekt auf: „'...als ein beuth...' – Raub und Rückerstattung von Kulturgut".

b) Neuere und neueste Geschichte

Während seines Aufenthaltes am DHI untersuchte Dr. Giuseppe Guazzelli (Stip.) für sein Projekt („I martirologi cattolici a stampa della prima Età Moderna, 1475– ca. 1584") insbesondere gedruckte Martyrologien des 15. und 16. Jh. Sein Interesse galt dabei sowohl inhaltlichen als auch buchhändlerischen Aspekten. – Humanistisch geprägte Persönlichkeiten wie Paolo Giovio, Bischof von Nocera de' Pagani (1483–1552), Girolamo Borgia, Bischof von Massa Lubrense (1479–1541) sowie den Kleriker Jacopo Bonfadio (1508?–1550) untersuchte Dr. Elena Valeri (Stip.) im Rahmen ihres Projektes: „Storiografia e cultura erasmiana alla corte di Paolo III (1534–1549)". – In den ersten Monaten als Mitarbeiterin des DHI strukturierte Dr. Cecilia Cristellon ihr Forschungsprojekt: „I matrimoni misti in Europa. Frontiere religiose, frontiere confessionali, superamento delle frontiere: echi dalle congregazioni romane (1563–1798)". Sie recherchierte

insbesondere in folgenden Archiven: Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede; Archivio Segreto Vaticano: Fondi della Congregazione del Concilio sowie im Archivio della Congregazione di Propaganda Fide. – Neben den zahlreichen Aufgaben im Rahmen der Institutsleitung sowie der Betreuung des Arbeitsbereichs Frühe Neuzeit trieb Dr. Alexander Koller die Arbeit für Band III/10 der Nuntiaturberichte aus Deutschland voran. Die Kollationierung der Dokumente im Archivio Segreto Vaticano konnte abgeschlossen werden. Die Tagungsakten des im Mai 2005 am DHI stattgefundenen internationalen Kolloquiums sind als Band 115 der Monographienreihe des Instituts erschienen. Neben den Arbeiten an der Inventarisierung der Minucciana (vgl. S. XXXV) nahm er an der Universität L'Aquila im Fach „Storia del Cristianesimo e della Chiesa" einen Lehrauftrag wahr. – Der neue Gastdozent, PD Dr. Sven Externbrink, schloss die Vorbereitung der Drucklegung eines Tagungsbandes zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges ab. Er konzipierte eine Giornata di Studi über Interdependenzen und Vermittler zwischen Gelehrtenwelt und Politik in der Frühen Neuzeit. Darüber hinaus nahm er an Tagungen und internationalen Forschungsseminaren in Bern, Paris, Rom und Potsdam teil und wurde eingeladen zur Mitarbeit an einem Forschungsprojekt in Vorbereitung des 300jährigen Geburtstags Friedrichs des Großen von Preußen. – Im Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jh. hat Dr. Lutz Klinkhammer neben Publikations- und Institutsverpflichtungen die Tagungen zu Werner Sombart und zum Spanischen Bürgerkrieg vorbereitet, die zeitgeschichtlichen Verandagespräche veranstaltet sowie zu Themen des Zweiten Weltkriegs, zu Kriegsfolgen, Vergangenheitspolitik und Wiedergutmachung geforscht. An zahlreiche deutsche wie italienische Wissenschaftler erteilte er Auskünfte und betreute verschiedene Forschungsprojekte. – Dr. Patrick Bernhard trieb seine Hauptstudie zur „Achse Rom – Berlin" weiter voran. Die Archivrecherchen in Deutschland sind wie geplant seit Juli abgeschlossen (Bundesarchiv, Archiv des Auswärtigen Amts). Zusammen mit Lutz Klinkhammer organisierte er die Verandagespräche und hielt im Rahmen von Tagungen des DHI mehrere Vorträge. – Im Berichtszeitraum konzentrierte sich Dr. Amedeo Osti Guerrazzi auf die Digitalisierung und Auswertung einschlägiger Quellen aus dem Public Record Office in London im Rahmen des Dritt-

mittelprojektes der „Referenzrahmen des Krieges“ (vgl. S. XXXVII). Er schrieb erste Kapitel eines geplanten Buches („Die Schwachstelle der Achse“. Italien, der Faschismus und der Zweite Weltkrieg im Urteil italienischer Soldaten in britischer Kriegsgefangenschaft“) und bereitete eine Tagung für das Jahr 2009 vor. – Insbesondere Bestände im Archivio Centrale dello Stato sowie im Archivio Storico Diplomatico degli Affari Esteri sichtete Kilian Bartikowski (Stip.), um für seine Promotion („Der italienische Antisemitismus (1933–1943) im Urteil des Nationalsozialismus“) Kontakte zwischen nationalsozialistischen und faschistischen Antisemiten und Rassisten zu ermitteln. – Für ihr Dissertationsprojekt („Moderne in Afrika. Asmara: die Konstruktion einer Kolonialstadt“) besuchte Simone Bader (Stip.) mehrere Archive und Bibliotheken in Rom und Mailand: Archivio Centrale dello Stato, Istituto Italiano per l'Africa e l'Oriente, Biblioteca Italiana per l'Africa e l'Oriente, Archiv des Touring Club Italiano, Biblioteca della Società Geografica Italiana, Archivio Storico del Ministero degli Affari Esteri. – Für den Vergleich der Rolle von deutschen, kroatischen und italienischen Akteuren während der Gewaltprozesse in Kroatien im Zweiten Weltkrieg (Promotion: „Verschränkte Genozide? Die Gewalt gegen Serben, Juden und Roma im Unabhängigen Staat Kroatien 1941/42“) recherchierte Alexander Korb (Stip.) in Italien befindliche Quellen (u. a. in der Bibliothek Susmel im DHI) und arbeitete an der Niederschrift der Dissertation. – Für sein Forschungsprojekt („Per una storia sociale del Regno del Sud“) sichtete Dr. Tommaso Baris (Stip.) vor allem Quellen im Archivio Centrale dello Stato di Roma, die Aufschluss über das Verhältnis zwischen Engländern und Amerikanern einerseits und der Zivilbevölkerung andererseits für die Jahre 1944–1946 ermöglichen. – Die bis September am Institut tätige Gastdozentin, Juniorprofessorin Dr. Petra Terhoeven, war Mitorganisatorin einer wissenschaftlichen Tagung „Sozialprotest und politische Gewalt in der Bundesrepublik und Italien in den 60er und 70er Jahren. Parallelen – Unterschiede – Gegenseitige Wahrnehmung“, die am Italienisch-Deutschen Historischen Institut Trient (ISIG) durchgeführt wurde. Neben mehreren Vorträgen und Verpflichtungen an der Universität Göttingen standen Recherchen in italienischen und deutschen Archiven zum Forschungsprojekt „Die europäische Dimension des deutschen Linksterrorismus“ im Mittelpunkt ihrer Arbeit. – Wäh-

rend seines Arbeitsaufenthalts am DHI recherchierte Christian Grabas (Stip.) für sein Promotionsvorhaben über die italienische Industriepolitik während der 1960er Jahre. Er wertete in Rom u. a. relevante Quellen im Archivio Centrale dello Stato sowie im Archivio Storico della Banca d'Italia aus und konsultierte einschlägige Literatur in verschiedenen Bibliotheken. – Seinen Aufenthalt in Rom nutzte Mathias Heigl (Stip.) vor allem zur Erhebung von Quellen für sein Promotionsvorhaben: „*Cultures of Rebellion.* Soziale Bewegungen im metropolitanen Raum: Rom in den 1970er Jahren." Er sichtete vornehmlich Bestände im Istituto Romano per la Storia d'Italia dal Fascismo alla Resistenza, in der Libreria Anomalia in San Lorenzo, in der Casa Internazionale delle Donne. Zudem wertete er verschiedene Zeitungen und Zeitschriften aus und führte mit mehreren Exponenten der sozialen Bewegungen der 1970er Jahre Interviews. – Im Rahmen seines Dissertationsprojektes („Hochschulreform, Studentenbewegung und Demokratisierung in Italien in den sechziger und siebziger Jahren") recherchierte Matthias Kirchner (Stip.) in mehreren italienischen Archiven und Bibliotheken (in Rom u. a.: Archivio Centrale dello Stato; Archivio Storico dell'Istituto Luigi Sturzo; Archivio Storico della Fondazione Gramsci; in Pavia: Archivio generale di ateneo; in Pisa: Biblioteca Franco Serrantini).

c) Musikgeschichte

Nach Abschluss des Habilitationsverfahrens und nach dem Ende von Mutterschutz sowie Elternteilzeitbeschäftigung führte PD Dr. Sabine Meine für die Drucklegung ihrer Studie abschließende Archivarbeiten (u. a. im Archivio di Stato Mantova) durch. Zudem sichtete sie für ein neues Forschungsprojekt („Der Salon von Nadine Helbig in Rom [1866–1922]: Musikalische Visionen der »ewigen Stadt«") Quellen, u. a. im Archivio Sgambati der Biblioteca Casanatense sowie im Finnischen Kulturinstitut. – Neben der Arbeit im Rahmen des DFG-Projektes „Römische Mehrchörigkeit (ca. 1600–1710). Untersuchungen zu Geschichte, Satztechnik und Aufführungspraxis" (vgl. S. XXXVI), brachte Dr. Florian Bassani das Konzertprojekt einer achtchörigen Musikaufführung auf den Weg. Er führte die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf die Sängerkanzeln

der Kirchen Il Gesù und der Chiesa Nuova. – Neben der arbeitsintensiven Wahrnehmung der laufenden Aufgaben konzipierte der Leiter der Musikgeschichtlichen Abteilung Dr. Markus Engelhardt in Abstimmung mit der stellvertretenden Leiterin das Jahresprogramm 2008 der Abteilung und richtete mehrere Veranstaltungen aus. Forschungsergebnisse präsentierte er im Rahmen mehrerer Veröffentlichungen und Vorträge. Drei Bände in den Institutsreihen wurden redaktionell betreut und publiziert. – Die stellvertretende Leiterin der Musikgeschichtlichen Abteilung, Dr. Sabine Ehrmann-Herfort, war mit organisatorischen, administrativen und redaktionellen Aufgaben befasst und betreute zwei Publikationen in der Reihe Analecta musicologica. Für ihr Forschungsprojekt „Italienische Vokalmusik im terminologischen Diskurs" führte sie in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart und im Archiv der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz Recherchen durch. Sie sichtete für Forschungen zu Bernardo Pasquinis römischem Oratorium „Santa Agnese" (1677) in der Biblioteca di Area umanistica dell'Università degli studi di Urbino, im Archivio di Stato di Modena, der Biblioteca Estense und dem Archivio Doria Pamphilj Dokumente. – Ein Forschungsstipendium des DHI nutzte Sonja-Maria Welsch (Stip.) zur Arbeit an ihrer Dissertation: „Scapigliatura und deutsche Romantik – die Opern *Loreley* und *La Wally* von Alfredo Catalani". Sie sichtete den reichen Noten- und Mikrofilmfundus der Musikgeschichtlichen Abteilung und arbeitete in verschiedenen Bibliotheken und Archiven in Rom, Lucca, Mailand (Archiv des Verlagshauses Ricordi) und Piacenza. – Für sein Dissertationsprojekt („Musik und Nation: Konstruktion einer nationalen Identität in den Musikprogrammen des deutschen und italienischen Rundfunks [1923–1939]") recherchierte Dr. Mauro Fosco Bertola (Stip.) in verschiedenen römischen und außerrömischen Archiven und Bibliotheken. Während die Suche nach einschlägigem Archivmaterial in Institutionen der RAI enttäuschend verlief, erwies sich eine Auswertung der Bestände der musikgeschichtlichen Bibliothek des DHI als ergiebig. – Im Rahmen eines Projektstipendiums führte Diana Blichmann (Stip.) redaktionelle Arbeiten für die Edition des *Attilio Regolo* von Niccolò Jommelli durch, die von Prof. Christoph-Hellmut Mahling in der Reihe Concentus Musicus (Band 12) herausgegeben wird. – Mit Blick auf das 2010 anste-

hende 50jährige Jubiläum der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI führte PD Dr. Martina Grempler (Stip.) als Projektstipendiatin ihre Untersuchungen zur Vor- und Gründungsgeschichte der Abteilung fort. – Gesa zur Nieden hat die Arbeit an ihrem Forschungsprojekt „Französische Musiker und Komponisten im Rom des Barock (1590–1715)" aufgenommen und vielfältige Kontakte zu italienischen Musikwissenschaftlern und internationalen Spezialisten geknüpft. Gleichzeitig nahm sie erste Archivrecherchen im Archivio Segreto Vaticano und in der Biblioteca Casanatense vor.

Unternehmungen und Veranstaltungen

Die DFG bewilligte ein Drittmittelprojekt zum Thema ZWISCHEN LANGOBARDISCHER UND NORMANNISCHER EINHEIT. KREATIVE ZERSTÖRUNGEN UNTERITALIENS IM SPANNUNGSFELD RIVALISIERENDER RELIGIONEN, KULTUREN UND POLITISCHER MÄCHTE, das vom Unterzeichneten beantragt wurde, am DHI Rom angesiedelt ist und in Kooperation mit Prof. Dr. Michael Borgolte (Humboldt-Universität zu Berlin) durchgeführt wird. Es fügt sich thematisch zu weiteren Projekten über das mittelalterliche Süditalien am DHI Rom ein und ist konzeptionell an das Schwerpunktprogramm 1173 „Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter" der DFG angegliedert. Dr. Kordula Wolf wird sich ab Herbst 2009 exemplarisch und vergleichend mit kulturellen Austausch- und Abgrenzungsprozessen in einer Randzone des mittelalterlichen Europa befassen, die zugleich eine Schnittstelle mehrerer Kulturen und Religionen war. Das Problem der Differenzerfahrung und seiner Bewältigung soll anhand des Prinzips der „kreativen Zerstörung" als neuem Paradigma kulturwissenschaftlicher Forschung untersucht werden.

Im Rahmen der von der DFG unterstützten Bearbeitung der Textüberlieferung der *Summa Librorum* des ROLANDUS DE LUCA wurde die Arbeit am Manuskript von der Bearbeiterin, Dr. Sara Menzinger di Preussenthal, weiter voran getrieben.

Für das Editionsprojekt der griechischen und lateinischen URKUNDEN GRAF ROGERS I. VON SIZILIEN schloss Dr. Julia Becker

ihre Archivrecherchen in Sizilien und im Archivo Ducal Medinaceli in Toledo ab. Die Transkription der überlieferten Urkundentexte, die Erstellung der Regesten und der Handschriftenvergleich wie auch die inhaltliche und urkundenkritische Besprechung der einzelnen Privilegien sind schon recht weit fortgeschritten.

Die Arbeiten an dem von der Gerda Henkel Stiftung unterstützten Forschungsprojekt KIRCHENFINANZEN UND POLITIK IM KÖNIGREICH SIZILIEN im 13. Jh. wurden von Dr. Kristjan Toomaspoeg vorangetrieben. Das Manuskript ist druckreif und soll im kommenden Jahr veröffentlicht werden.

Im Rahmen des unter der Federführung von Prof. Michael Matheus stehenden Kooperationsprojektes CHRISTEN UND MUSLIME IN DER CAPITANATA im 13. Jh. führten im Berichtszeitraum Wissenschaftler des Instituts für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel abschließende geophysikalische Prospektionen im Kastell von Lucera durch. Weitere geophysikalische Untersuchungen wurden in der rund 15 km südwestlich von Lucera gelegenen Siedlung Tertiveri vorgenommen, wo sich vom 11. bis zum 15. Jh. ein heute aufgelassener Bischofssitz befand. Die ersten Ergebnisse wurden im vergangenen Jahr in einem Beitrag in der Institutszeitschrift publiziert, den der Unterzeichnete zusammen mit Prof. Lukas Clemens verfasst hat.

Dr. Kerstin Rahn setzte im Rahmen ihrer Arbeit am REPERTORIUM GERMANICUM (RG) die Regestierungsarbeiten für die letzten drei Pontifikatsjahre Sixtus' IV. fort. Von den Supplikenregistern wurden die Bände 818 bis 836 ausgewertet, mit der Regestierung der Registri Vaticani (Nr. 614–620) wurde begonnen. Die Lateranregister (Nr. 629–838) wurden auf Werkvertragsbasis durch Dr. Kirsi Salonen bearbeitet.

Die von Jörg Hörnschemeyer im Rahmen seines Dissertationsprojektes (im Fach Geschichte und Historisch-Kulturwissenschaftliche Informationsverarbeitung an der Universität Köln) zu erarbeitende Datenbanklösung für das RG und das Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG) ist weiterhin auf einem guten Wege. Die Integration aller bislang publizierten RG-Text-Bände (1–9) in die RG-Datenbank konnte abgeschlossen werden. Die Orts- und Vornamens-Indizes der Bände 5–9 sind ebenfalls in die Datenbank integriert. Mit

der Erstellung von Konkordanzlisten zur Erschließung der Vielzahl der verwendeten Abkürzungen wurde begonnen. Der erreichte Arbeitsstand wurde im Rahmen einer Sektion des Historikertags in Dresden sowie im Rahmen der Quidde-Tagung vorgestellt.

Die Planung der Endredaktion des Repertorium-Bandes Sixtus IV. wurde während eines Workshops im Februar diskutiert und konkretisiert, an dem die meisten der bisherigen RG-Bearbeiter sowie der Präsident des niedersächsischen Landesarchivs, Dr. Bernd Kappelhoff teilnahmen. Ein weiteres Treffen fand im September statt; der nächste Workshop ist für 2009 geplant. Dr. Michael Reimann konnte zur Mitarbeit an der Endredaktion im Rahmen eines Werkvertrags gewonnen werden.

Zügig schreiten die Arbeiten beim REPERTORIUM POENITENTIARIAE GERMANICUM voran. Wie geplant ist der Band VII (Innozenz VIII. 1484–1492) im Jahre 2008 erschienen. Die Aufnahme der Suppliken aus dem Pontifikat Alexanders VI. ist weit gediehen. Prof. Ludwig Schmugge hat die Bearbeitung der Betreffe *De diversis formis*, *De declaratoriis* und die kleineren Rubriken Weihedispense und *Confessionalia* abgeschlossen. Die Materien *De diversis formis* und *De declaratoriis* liegen bereits bearbeitet vor.

2008 jährte sich zum 150. Mal der Geburtstag von Ludwig Quidde, der in seiner Amtszeit als Leiter des Instituts das RG initiiert hatte. Im Rahmen einer Tagung („Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung") wurde an den Historiker und Friedensnobelpreisträger erinnert. Ferner wurden aktuelle Möglichkeiten dieses wichtigen Unternehmens der historischen Grundlagenforschung aufgezeigt und diskutiert; und schließlich wurde die internationale Anschlussfähigkeit der Arbeiten mit RG und RPG ausgelotet.

Im Bereich der STADTRÖMISCHEN QUELLEN hielt Dr. Andreas Rehberg mehrere Vorträge und publizierte verschiedene Studien. Der Abschluss der von der Fondazione Besso getragenen italienischen Übersetzung der Stadtratsbeschlüsse in den Jahren 1515–1526 verzögert sich infolge des verlangsamten Korrekturprozesses.

Im Rahmen des Kooperationsprojektes zwischen dem Dipartimento di Storia der Universität Siena und dem DHI Rom über das SCHRIFTTUM DER ABTEI S. SALVATORE AM MONTE AMIATA vom

11. bis 13. Jh. hielt Dr. Mario Marrocchi mehrere Vorträge in Orten der Toskana. Neben seinen Recherchen in verschiedenen Bibliotheken und Archiven Roms und der Toskana publizierte er erste Forschungsergebnisse.

Weiterhin zügig entwickeln sich die Arbeiten an den NUNTIATURBERICHTEN AUS DEUTSCHLAND (NDB). Neben den Arbeiten von Dr. Alexander Koller (vgl. S. XXVIII) liegt der korrigierte Textteil von Dr. Rotraud Becker (NDB IV/4) beim Verlag. Der Band wird 2009 erscheinen. Für den daran anschließenden Band (NDB IV/5; Zeitraum September 1631 – März 1633) wurden von Dr. Becker bereits Quellen aufgenommen, die im Archiv des DHI abschriftlich vorliegen. Diese müssen allerdings noch mit den Originalen kollationiert werden, die in der Biblioteca Apostolica Vaticana überliefert sind. Der Band kann somit erst nach der Wiedereröffnung der BAV fertiggestellt werden.

In der Reihe INSTRUCTIONES PONTIFICUM ROMANORUM bearbeitet Dr. Silvano Giordano die Hauptinstruktionen Urbans VIII. (1623–1644). Er sichtete im Berichtszeitraum vor allem Material aus römischen Archiven (Doria Landi Pamphilj) und Bibliotheken (Angelica, Casanatense, Nazionale Centrale Vittorio Emanuele II, Vallicelliana). Zudem hat er systematisch die Breven Urbans VIII. (ASV, Secr. Brev. 683–767) ausgewertet (Fakultäten der Nuntien; prosopographische Informationen). Eine erste Bestandsaufnahme erfolgte im Archiv der Propaganda Fide (Instruktionen) und im Archiv der Glaubenskongregation (Inquisition von Malta). Im August konsultierte er das Archivo General de Simancas.

Bei der Neuverzeichnung der Sammlung der *Codices Minuccia-ni* wurden im Berichtszeitraum umfangreiche Recherchen unternommen. Dieses von der Gerda Henkel Stiftung geförderte Projekt (MINUCCIANA) unter der Leitung von Dr. Alexander Koller ist weitgehend abgeschlossen. Das detaillierte Inventar soll 2009 auf der Homepage des DHI zugänglich werden.

Das von Dr. Alexander Koller geplante Projekt zur frühneuzeitlichen Gelehrtenkorrespondenz am Beispiel des LUKAS HOLSTENIUS konnte im Berichtszeitraum wegen zahlreicher anderer Verpflichtungen des Bearbeiters nicht vorangetrieben werden. Es steht zu hoffen, dass die Schließung der BAV nur mittelfristig zu Beeinträchtigungen bei diesem Vorhaben führt.

Im Rahmen des DFG-Projektes „Römische Mehrchörigkeit (ca. 1600–1710). Untersuchungen zu Geschichte, Satztechnik und Aufführungspraxis“ führte Dr. Florian Bassani die Konsultation und Katalogisierung der themenrelevanten musikalischen Quellen sowie die Spartierung von Kompositionen fort.

Die von Dr. Massimiliano Valente bearbeiteten AKTEN ZUM DEUTSCHEN KULTURKAMPF konnten bislang noch nicht auf die DHI-Homepage hochgeladen werden. Dies hängt mit dem Pilotcharakter dieser Veröffentlichung als rein elektronisch erscheinende Monographie zusammen, die aber so gestaltet sein soll, dass sie einen ansprechenden Druck auf Betreiben und Kosten des Nutzers des DHI-Datenangebots nicht ausschließt. Dies hat eine Homogenisierung der elektronischen Veröffentlichungen zur Folge. Unterdessen wurde ein Setzer eingeschaltet. Im Frühjahr 2009 wird die Publikation auf der DHI-Homepage abrufbar sein.

Das Manuskript der von Frau Dr. Ruth Nattermann bearbeiteten Edition der PIETROMARCHI-TAGEBÜCHER liegt vor und umfasst die für den italienischen Kriegseintritt in den Zweiten Weltkrieg entscheidenden Jahre 1938 bis 1940. Einleitung und wissenschaftlicher Apparat wurden von Dr. Gerhard Kuck durchgesehen und übersetzt. Die Druckfahnen wurden vom Verlag erstellt und an die Bearbeiterin versandt. Die Publikation ist für 2009 vorgesehen.

Die Arbeiten an der in Kooperation mit dem Archivio Segreto Vaticano sowie der Kommission für Zeitgeschichte entstehenden Edition BERICHTE DES APOSTOLISCHEN NUNTIUS CESARE ORSENIGO AUS DEUTSCHLAND (1930–1939) wurden weiter vorangetrieben. Verzögerungen ergaben sich durch den Wechsel von PD Dr. Thomas Brechenmacher an die Universität Potsdam. Daher gingen die aufwendigen editorischen Arbeiten nur schleppend voran. Dank der Unterstützung des DHI zeichnet sich nun aber ab, dass der Jahrgang 1933 über die schon erarbeitete Beta-Version (vgl. S. XIX) hinaus 2009 allen Interessierten auf der Homepage des Instituts zur Verfügung stehen kann.

Die DFG hat im Dezember 2007 den ersten Antragszeitraum des groß angelegten Projekts einer ONLINE-EDITION DER NUNTIATURBERICHTE EUGENIO PACELLIS, des späteren Papstes Pius XII., von 1917 bis 1929 bewilligt. Unter der Federführung von Prof. Dr. Hubert

Wolf (Westfälische Wilhelms-Universität Münster), Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des DHI Rom, bearbeiten fünf Wissenschaftler die Quellen in Rom und Münster. Am DHI Rom, neben dem Archivio Segreto Vaticano, Kooperationspartner des Projekts, entwickelt Jörg Hörnschemeyer eine Datenbanklösung für die Edition. Dabei kann er auf die Software DENQ (DIGITALE EDITIONEN NEUZEITLICHER QUELLEN) aufbauen, die er bereits im Rahmen eines Kooperationsprojekts der DHI Rom und London programmiert hat. Für das Projekt wird eine eigene Homepage entwickelt, die im kommenden Jahr freigeschaltet werden soll.

Das im Oktober 2007 gestartete Projekt DER REFERENZRAHMEN DER KRIEGSERFAHRUNG (Bearbeiter für Italien: Dr. Amedeo Osti Guerrazzi) hat gute Fortschritte gemacht. Die Gerda Henkel Stiftung hat das Projekt erwartungsgemäß auch für das 2. Förderjahr genehmigt. Im Jahr 2009 wird eine Tagung im DHI stattfinden, die das Gesamtprojekt, aber insbesondere seinen Italien-Teil, einem italienischen wissenschaftlichen Publikum vorstellen wird.

Bei den BIBLIOGRAPHISCHEN INFORMATIONEN wurde das Heft Nr. 123 (März 2007) in Darmstadt zum Druck gebracht, die Hefte Nr. 124 (Juli 2007) und Nr. 125 (November 2007) sind in Rom fertiggestellt und in Darmstadt publiziert worden. Der Satz von Nr. 126 (März 2008) liegt vor und kann im Januar 2009 in den Druck gehen.

Die DFG hat einen gemeinsamen Antrag des DHI Rom und der Bayerischen Staatsbibliothek München bewilligt, der eine digitale Erschließung der Libretto-Sammlung der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom zum Ziel hat. 1979 hatte die DFG den Erwerb einer Libretto-Sammlung aus Privatbesitz ermöglicht. Sie umfasst seltene Textbücher von Opern, Oratorien, Kantaten und Festmusiken aus dem 17., 18. und 19. Jh., die u. a. nahezu lückenlos die Frühphase öffentlicher Opernaufführungen in Venedig (1637–1734) dokumentieren. Daneben besitzt das Institut weitere alte und moderne Libretto-Drucke. Der Libretto-Bestand wird aufgrund seines hohen Quellenwertes von den Bibliotheksbenutzern stark nachgefragt. In Zukunft wird er zum einen in den Online-Katalogen der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom und der Virtuellen Fachbibliothek Musikwissenschaft nachgewiesen. Zum anderen wird über die Verlinkung der Katalogaufnahmen mit den von der Bayerischen Staatsbibliothek online

bereitgestellten Digitalisaten ein komfortabler Volltextzugriff auf die Libretti ermöglicht.

Im Rahmen eines weiteren neuen DFG-geförderten Projekts zum Thema „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser: Erschließung und Auswertung" hat Dr. Roland Pfeiffer damit begonnen, ca. 150 Opernpartituren aus dem Besitz zweier römischer Adelsfamilien (Massimo und Doria Pamphilj) zu digitalisieren, zu archivieren und zu dokumentieren. Die Dokumentation ist von zentraler Bedeutung, da das Material zu großen Teilen von Zerfall bedroht ist. Die Musikgeschichtliche Abteilung hat sich bereits in der Vergangenheit diesem wertvollen Quellenbestand gewidmet, der nun allerdings erstmals systematisch erfasst und für künftige Forschungen im Bereich Oper in Rom verfügbar gemacht werden soll. Dr. Pfeiffer wird im Rahmen des Projekts zudem an einer Untersuchung zu Form und Melodiegestaltung der Opernarie am Übergang vom 18. zum 19. Jh. arbeiten.

Folgende Veranstaltungen führte das Institut im Jahr 2008 durch:

„Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Institutsinternes Seminar. Celleno (VT), 31. 1. – 1. 2.

„Perspektiven für das Repertorium Germanicum (10): Sixtus IV", 1. Internes Arbeitsgespräch. DHI Rom, 7. 2.

„Herbert Karajan zum 100. Geburtstag", Vorführung des Films „Herbert von Karajan in Rehearsal and Performance". Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom, 28. 2.

„Neue Quellen zur Geschichte der späten Stauferzeit in Italien. Der Kodex 400 der Universitätsbibliothek Innsbruck", Giornata di studi am Istituto Storico Italiano per il Medio Evo in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom und dem Österreichischen Historischen Institut in Rom. Rom, 6. 3.

„Das politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territo-

riums", Tagung des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Historisches Seminar Abt. I. Genua, 18. – 19. 4. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

Präsentation der Neuerscheinungen 2008 der Reihe *Analecta musicologica*: Bd. 39 „Musik an Akademien in Italien des 16. und 17. Jahrhunderts" von Inga Mai Groote; Bd. 40 „Die Lateran-Kapelle 1599–1650" von Wolfgang Witzenmann. Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom, 24. 4.

„Steinbruch oder Wissensgebäude? Zur Rezeption von Athanasius Kirchers *Musurgia universalis* in Musiktheorie und Kompositionspraxis", Internationale Tagung des Istituto Svizzero in Kooperation mit dem Institutum Historicum Societatis Jesu in Rom und der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom. Rom 4. 6.

„Werner Sombart e l'Italia", Giornata di studi des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Fondazione Basso. DHI Rom, 20. 6.

„Hugo Distler zum 100. Geburtstag", Gesprächskonzert in der Chiesa Evangelica Luterana in Zusammenarbeit mit der Deutschen Schule Rom (Fachschaft Musik) und der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom. Rom, 22. 6.

„Nationalstaatsbildung und Nationalisierungsprozesse im 19. und 20. Jahrhundert", Tagung der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens und des DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas. Berlin, 26. – 28. 6.

„Beni comuni e società rurali in Europa fra Medioevo ed Età Moderna", 11° Laboratorio internazionale di Storia agraria des Centro di Studi per la storia delle campagne e del lavoro contadino in Kooperation mit dem DHI Rom und den Universitäten Bologna, Florenz, Siena und della Tuscia. Montalcino (SI), 4. – 9. 9.

„Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit", 47. Deutscher His-

torikertag, Sektion des DHI Rom in Verbindung mit der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte, Leitung: Michael Matheus und Hubert Wolf. Dresden, 3. 10. (Sektionsbericht: H-Soz-u-Kult).

„Palestrina e Orlando di Lasso a confronto", Giornata di Studi im Rahmen des Terzo Festival Internazionale di Polifonia e Musica antica der Fondazione Palestrina und der Comune di Palestrina in Zusammenarbeit mit der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom. Palestrina, 12. 10.

„Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung", Internationale Tagung am DHI Rom, 13. –16. 10. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„La guerra civile spagnola e l'internazionalizzazione del conflitto", Giornata di Studi des Dipartimento di Studi Storici Geografici Antropologici (Università Roma Tre), der Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma CSIC, des Instituto Cervantes Roma und des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Autonomen Provinz Bozen Südtirol und der Real Academia de España en Roma, Rom 6. 11.

„Musik im Ritus und im Alltagsleben der jüdischen Gemeinde in Rom", Begegnung des DHI Rom mit Musik der jüdischen Gemeinde in Rom aus Anlaß der sechzigsten Wiederkehr der Gründung des Staates Israel in Zusammenarbeit mit der Deutschen Akademie Villa Massimo und dem Istituto di Bibliografia Musicale. Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom, 20. 11.

Kammerkonzert des *Polimnia Ensembles* mit Musik von Johannes Brahms, Gioachino Rossini, Nino Rota und Ennio Morricone. Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom, 3. 12.

Am Rom-Seminar vom 10. bis zum 18. 9. nahmen 16 Studierende im fortgeschrittenen Semester und Doktoranden der Geschichte aus 12 verschiedenen deutschen Universitäten teil.

Die diesjährige Exkursion der wissenschaftlichen Mitarbeiter wurde von Juniorprofessorin Petra Terhoeven geleitet und führte am 5. 6. auf das Gelände der ehemaligen Pontinischen Sümpfe im Süden Roms (mit Stationen auf dem deutschen Soldatenfriedhof Pomezia, in Borgo Grappa, Sabaudia und Pontinia).

In Rahmen des Kooperationsvertrages zwischen dem DHI Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz arbeiteten auch in diesem Jahr am römischen Institut mehrere Gastwissenschaftler, zwei Praktikantinnen und ein Praktikant.

Die Arbeit am von der Gerda Henkel Stiftung finanzierten Forschungsprojekt „Der Referenzrahmen der Kriegserfahrung", das von Prof. Sönke Neitzel (Johannes Gutenberg-Universität Mainz), Prof. Harald Welzer (Kulturwissenschaftliches Institut Essen) und dem DHI Rom als Kooperationspartner eingeworben wurde, schritt zügig voran (vgl. S. XXXVII). Zur Fertigstellung der von Prof. Christoph-Hellmut Mahling (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) bearbeiteten Edition des „Attilio Regolo" von Niccolò Jommelli, die in der Institutsreihe Concentus Musicus erscheinen soll, unternahm die Doktorandin Diana Blichmann (Prof. Dr. Helen Geyer, Prof. Dr. Reinhard Wiesend) im Rahmen eines Werkvertrags weitere Recherchen.

Das DHI Rom und das Historische Seminar der Universität Mainz (Prof. Dr. Matthias Schnettger) führten am 18. und 19. April ein von der Fritz Thyssen Stiftung gefördertes Kolloquium in Genua durch: „Das politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territoriums". Die Drucklegung der Beiträge ist geplant. Die Akten der im Jahr 2004 vom Historischen Seminar der Universität Mainz und dem DHI Rom durchgeführten Tagung liegen unterdessen vor (vgl. S. XLV).

Der Unterzeichnete hielt ferner Sprechstunden ab, so als Partnerschaftsbeauftragter der Universität Mainz mit dem Collegio Ghislieri und dem Collegio Nuovo in Pavia. An Sitzungen des Verwaltungsausschusses der Stiftung Mainzer Universitätsfond nahm er teil. Er stellte im Berichtszeitraum den Bibliotheken der Universität Mainz insgesamt 50 Bände, vornehmlich Italica, zur Verfügung.

Im Park bzw. in der Casa Rossa fanden sich die aktiven und ehemaligen Institutsmitglieder auch in diesem Jahr zum gemeinsa-

men Essen ein, so zum jährlichen Sommerfest (anlässlich der Europameisterschaft mit Fußballübertragung) und zur vorweihnachtlichen Feier. Erneut kam es auf Initiative der Musikgeschichtlichen Abteilung im Vorfeld zu einem Konzert des spontan zusammengetretenen Chores des Instituts: aufgeführt wurde die kleine Weihnachtsmotette „Angelus ad pastores ait" von Andrea Gabrieli (1532–1585) sowie das traditionelle Weihnachtslied „Adeste fideles". Der Personalrat richtete in diesem Jahr eine Fastnachtsfeier aus, bei der etliche der phantasievoll gekleideten Gäste das Tanzbein schwangen. Auf Initiative von Stipendiaten hin wurde erstmalig im Juni ein Fest im Institutsgarten organisiert, das der Begegnung mit Stipendiaten und Mitarbeitern anderer Institute in Rom diente. Für alle Institutsmitglieder fand im Dezember die Filmvorführung „Miracolo a S. Anna" (Regie von Spike Lee) im Saal des RAI Cinema statt.

Die öffentlichen Vorträge dieses Jahres (mit Besucherzahlen zwischen 40 und 80) hielten:

am 15. 2. Prof. Ludwig Schmugge, Dachser gegen Planck. Ein Eheprozess in Freising 1491 – 1493,

am 16. 6. Prof. Hanna Vollrath, Reform und Kommunikation. Überlegungen zur Verbreitung päpstlicher Reformvorstellungen im 11. Jh.,

am 13. 10. Prof. Heinz Duchhardt, Krisen und Umbrüche: Die deutschen Friedensnobelpreisträger im Widerstreit der öffentlichen Diskussion (öffentlicher Vortrag im Rahmen der Tagung „Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung").

Die monatlichen Zusammenkünfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu gegenseitigem Austausch über wissenschaftliche Veranstaltungen, Angelegenheiten des Instituts u. ä. fanden statt am 16. 1., 20. 2., 12. 3., 9. 4., 14. 5., 11. 6., 17. 9., 8. 10., 19. 11., 17. 12.

Die institutsinternen (aber Gästen jederzeit zugänglichen) Mittwochsvorträge hielten:

16. 1. S. Meine, „Forse che se, forse che no". Die Frottola. Musik als Diskurs an italienischen Höfen 1500–1530,

20. 2. G. Heydemann, Blühende Landschaften oder entvölkerte Landkreise? Zum Stand der Wiedervereinigung Deutschlands – eine Bilanz,

12. 3. Z. Noga, Die Italiener in Krakau im 16. Jahrhundert,

9. 4. G. Hartmann, „Corpora sanctorum intro civitatem recondidit". Römische Reliquientranslationen im Frühmittelalter,

14. 5. P. Terhoeven, „Deutscher Herbst in Italien". Die Wahrnehmung des deutschen Linksterrorismus südlich der Alpen,

11. 6. E. Valeri, Storiografia e cultura erasmiana alla corte di Paolo III: alcuni casi di studio,
G. Guazzelli, I martirologi cattolici a stampa della prima età moderna: le edizioni incunabole italiane,

17. 9. E. Nikitsch, Ein neuer Grabmalstyp für Kleriker zwischen Spätgotik und Renaissance im Rhein/Main/Mosel-Gebiet: Import, Innovation oder Variation?,

8. 10. S.-M. Welsch, Scapigliatura und deutsche Romantik am Beispiel der Oper La Wally von Alfredo Catalani,

19. 11. F. Hartmann, „...hinc sapientia, hinc est gloria summa laborum". Zur kulturellen und sozialen Bedeutung der *Ars dictaminis* in Italien,

17. 12. E. Riversi, Sapere „politico" e comunicazione „letteraria": un confronto tra gli entourages di Enrico IV e di Matilde di Canossa.

PUBLIKATIONEN DES INSTITUTS

2008 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 87, Tübingen (Niemeyer) 2007, LIII u. 718 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Band 115: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der Römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621), XVI, 528 S., ISBN 978-3-484-82115-6.
Band 116: B. Scherbaum, Die bayerische Gesandtschaft in Rom in der frühen Neuzeit, X, 448 S., ISBN 978-3-484-82116-3.
Band 117: J. Becker, Graf Roger I. von Sizilien. Wegbereiter des normannischen Königreichs, X, 315 S., ISBN 978-3-484-82117-0.
Band 118: A. Fischer, Kardinäle im Konklave. Die lange Sedisvakanz der Jahre 1268 bis 1271, X, 533 S., ISBN 978-3-484-82118-7.
Band 119: K. Singer, Konstitutionalismus auf Italienisch. Italiens politische und soziale Führungsschichten und die oktroyierten Verfassungen von 1848, IX, 522 S., ISBN 978-3-484-82119-4.

Repertorium Poenitentiariae Germanicum
Band 7: Innozenz VIII. 1484–1492. Text bearb. von L. Schmugge mit A. Mosciatti und W. Müller, Indices bearb. von H. Schneider-Schmugge und L. Schmugge, 2 Bde., XXXII, 695 S. u. VII, 329 S., ISBN 978-3-484-80169-1.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 123 (März 2007), 120 S.; Nr. 124 (Juli 2007), 121 S.; Nr. 125 (November 2007), 107 S., Darmstadt (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens).

Analecta musicologia
Band 40/1 und 40/2: W. Witzenmann, Die Lateran-Kapelle von 1599 bis 1650, Laaber 2008, ISBN 978-3-89007-682-9.
Band 41: Chr. Siegert, Cherubini in Florenz. Zur Funktion der Oper in der toskanischen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts, Laaber 2008, ISBN 978-3-89007-683-6.
Band 42/1 und 42/2: Chr. Flamm, Ottorino Respighi und die italienische Instrumentalmusik von der Jahrhundertwende bis zum Faschismus, Laaber 2008, ISBN 978-3-89007-275-9.

Publikationen ausserhalb der Institutsreihen:

Die Vorträge der von Dr. Jochen Johrendt 2006 im DHI Rom durchgeführten Giornata di Studi in Kooperation mit der Pius-Stiftung für Papsturkundenforschung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen wurden veröffentlicht: Römisches Zentrum und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III. (Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, NF Bd. 2), hg. v. J. Johrendt u. H. Müller, Berlin 2008.

Die Akten der 2005 im Palazzo Barberini stattgefundenen Internationalen Tagung sind erschienen: La storiografia tra passato e futuro. Il X Congresso Internazionale di Scienze Storiche (Roma 1955) cinquant'anni dopo, Atti del Convegno Internazionale Roma, 21–24 settembre 2005, a cura di H. Cools, M. Espadas Burgos, M. Gras, M. Matheus, M. Miglio, Roma 2008.

Auch die Akten der im Jahr 2004 vom DHI Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz veranstalteten Tagung liegen vor: S. Schmitt, S. Klapp (Hg.), Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter, Geschichtliche Landeskunde 62, Stuttgart 2008.

Mit Unterstützung des DHI erschienen: La Tuscia nell'alto e pieno medioevo. Fonti e temi storiografici «territoriali» e «generali». In memoria di Wilhelm Kurze, Atti del Convegno Internazionale di Studi, Siena-Abbadia San Salvatore, 6–7 giugno 2003, Millennio Medievale, 68 – Atti di Convegni 21, a cura di M. Marrocchi e C. Prezzolini, Firenze 2007 und W. Kurze, Scritti di storia toscana. Assetti territoriali, diocesi, monasteri dai longobardi all'età comunale, Biblioteca Storica Pistoiese XVI, a cura di M. Marrocchi, Pistoia 2008.

In Vorbereitung:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
O. Janz, Das symbolische Kapital der Trauer. Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkriegs.
M. Matheus (Hg.), Santa Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer „deutschen" Stiftung in Rom.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma
Vol. 4: K. Toomaspoeg, Decimae. Il sostegno economico dei sovrani alla Chiesa del Mezzogiorno nel XIII secolo. Dai lasciti di Eduard Sthamer e Norbert Kamp.
Vol. 5: R. Nattermann, I diari e le agende di Luca Pietromarchi (1938–1940). Politica estera del fascismo e vita quotidiana di un diplomatico romano del '900.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 126 (März 2008).

Analecta musicologia
Rom – Die Ewige Stadt im Brennpunkt der aktuellen musikwissenschaftlichen Forschung, Kongreßakten Rom 2004.
Georg Friedrich Händel in Rom, Internationale Tagung, Rom 17.–20. 10. 2007, Kongreßakten, hg. von S. Ehrmann-Herfort und M. Schnettger.
Musicologia italo-tedesca, Festschrift für Friedrich Lippmann zum 75. Geburtstag (25. 7.2007), hg. von M. Engelhardt und W. Witzenmann.
Institutionalisierung als Prozeß. Organisationsformen musikalischer Eliten im Europa des 15. und 16. Jahrhunderts, Beiträge des internationalen Arbeitsgespräches im Istituto Svizzero di Roma in Verbindung mit dem Deutschen Historischen Institut in Rom, 9.–11. 12. 2005, hg. von B. Lodes, L. Lütteken und K. Pietschmann.
Päpstliches Liturgieverständnis im Wandel der Jahrhunderte, Kongreßakten Rom 2006.
M. Grempler, Das Teatro Valle in Rom (1727–1850). Opera buffa im Kontext der Theaterkultur ihrer Zeit.

Concentus musicus
Chr.-H. Mahling, D. Blichmann (Hg.), Niccolò Jommelli, „Attilio Regolo".
P. Ackermann (Hg.), Meßvertonungen der Zeitgenossen Palestrinas.
R. Heyink (Hg.), Festmusiken an Santa Maria dell'Anima.

VERÖFFENTLICHUNGEN DER INSTITUTSMITGLIEDER
(ohne Besprechungen und Anzeigen)

F. Bassani, On a Roman polychoral performance in August 1665, Early Music XXXVI/3 (August 2008).

J. Becker, Graf Roger I. von Sizilien. Wegbereiter des normannischen Königreichs, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 117, Tübingen 2008.

J. Becker, Normannen-Cohn. Der Breslauer Historiker Willy Cohn (1888–1941), QFIAB 87 (2007) S. 385–395.

P. Bernhard, „Vieni un po' in Italia ..." Aspetti del turismo tedesco in Italia nel secondo dopoguerra, in: Storia del turismo. Annale 2006–2008, a cura di A. Berrino, Milano 2008, S. 175–189.

P. Bernhard (mit A. Rohstock), Writing about the „revolution". Nuovi studi internazionali sul movimento del 68, Ricerche di Storia Politica 11 (2008) S. 177–192.

P. Bernhard, Sektionsbericht „Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit", Dresden 3. 10. 2008, in: H-Soz-u-Kult, 20. 11. 2008, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2360.

C. Cristellon, Marriage and Consent in Pretridentine Venice: Between Lay Conception and Ecclesiastical Conception, 1420–1545, The Sixteenth Century Journal 39/2 (2008) S. 389–418.

S. Ehrmann-Herfort, Mythos Arkadien. Die Accademia dell'Arcadia und ihr Einfluss auf Händels Sujets in römischer Zeit, Händel-Jahrbuch 54 (2008) S. 91–102.

M. Engelhardt, »Il Pimmalione (Pigmalion)« – Il primo lavoro operistico di Gaetano Donizetti (Music Theatre International presenta Il Pigmalione, CD-ROM, Riprese e regia video Roberto Carotenuto, als Textbeitrag in den Programmheften der Aufführungen 24. Januar 2008, Rom, Oratorio del Gonfalone, und 27. Januar 2008, Frascati, Auditorium Scuderie Aldobrandini).

M. Engelhardt, „Se sono poeta lo decidano i posteri": Annotazioni sull'opera letteraria e critico-musicale di Schumann, in: Schumann e i suoi rapporti con lo spazio letterario, Atti del Convegno di Studio, L'Aquila, 8–9 novembre 2006, a cura di A. Morelli, Lucca 2008, S. 3–15.

M. Engelhardt, „Quiete infinita": Venezia nelle testimonianze di compositori, in: La diversa visuale. Il fenomeno Venezia osservatore dagli altri, a cura di U. Israel, Veneziana 6, Roma 2008, S. 173–200.

M. Engelhardt, Vincenzo Gabussi tra Parigi e Italia: sulle tracce di un „Ernani" pre-verdiano, Quaderni della Fondazione Donizetti 14 (2008) S. 117–132.
S. Externbrink, Staatensystem und kulturelles Gedächtnis. Frankreich, das Alte Reich und Europa (17.–18. Jh.), in: E. Dewes / S. Duhem (Hg.), So nah – so fern. Kulturelles Gedächtnis und interkulturelle Rezeption im europäischen Kontext, Vice Versa. Schriftenreihe des Frankreichzentrums der Universität des Saarlands 1, Berlin 2008, S. 89–102.
S. Externbrink, Diplomatie und République des Lettres. Ezechiel Spanheim (1629–1710), Francia. Forschungen zur Westeuropäischen Geschichte 34/2 (2007) S. 25–59.
S. Externbrink, Zerstörung, Umgestaltung und Restauration. Napoleonische Staatsgründungen in Italien 1795–1815, in: A. Hedwig / K. Malettke / K. Murk (Hg.), Napoleon und das Königreich Westphalen. Herrschaftssystem und Modellstaatspolitik, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 69, Marburg 2008, S. 85–99.
S. Externbrink, „Internationaler Calvinismus" als Familiengeschichte: Die Spanheims (ca. 1550–1710), in: D. Nolde / C. Opitz (Hg.), Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit, Köln-Weimar-Wien 2008, S. 137–155.
F. Hartmann, Kommunikation – Exkommunikation – Nichtkommunikation. Grenzen des Tolerablen im Investiturstreit, in: U. Baumann / A. Becker / A. Steiner-Weber (Hg.), Streitkultur. Okzidentale Traditionen des Streitens in Literatur, Geschichte und Kunst, Göttingen 2008, S. 193–216.
G. Hartmann, Paschalis I. und die heilige Cäcilia. Ein Translationsbericht im *Liber pontificalis*, QFIAB 87 (2007) S. 36–70.
G. Hartmann, Fede e storia. L'inaugurazione di un nuovo edificio dell'Istituto Storico Germanico di Roma e della Chiesa Evangelica Luterana in Italia, Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma. Annuario 49 (2007–2008) S. 387–390.
G. Hartmann, Venedig als Durchgangsstation für europäische Pilger und Reisende, in: K. Herbers / F. Schmieder (Hg.), Venezia incrocio di culture. Percezioni di viaggiatori europei e non-europei a confronto/Venedig im Schnittpunkt der Kulturen. Wahrnehmungen europäischer und nicht-europäischer Reisender im Vergleich. Atti del Convegno Venezia, 26–27 gennaio 2006, Centro Tedesco di Studi Veneziani. Ricerche 4, Roma / Venezia 2008, S. 3–20.
T. Hofmann, Die „Stichoi iambikoi peri Romes hos homiluses pros ton autokratora Phrederikondes" Georgios von Gallipoli: Mittelalterliche Panegyrik oder historische Quelle? in: U. Schlegelmilch / T. Thanner (Hg.), Die Dichter und die Sterne: Beiträge zur lateinischen und griechischen Literatur für Ludwig Braun, Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft. Neue Folge, Beiheft 2, Würzburg 2008, S. 125–146.

L. Klinkhammer, Distruzione totale? La strategia tedesca per l'Italia occupata e per il porto di Genova nel 1944/45, Salvare i porti. Genova e gli scali mediterranei nella seconda guerra mondiale, Storia e Memoria 16 (2007) S. 159–183.
L. Klinkhammer (Hg. mit O. Janz) La Morte della Patria. La celebrazione dei caduti dal Risorgimento alla Repubblica, Roma 2008.
L. Klinkhammer (mit O. Janz), La morte per la patria in Italia. Un percorso secolare, in: ebd., S. IX–XX.
L. Klinkhammer, Congiunture della memoria. La riscoperta degli eroi di Cefalonia, in: ebd., S. 175–188.
L. Klinkhammer (mit F. Focardi), Italia potenza occupante: una nuova frontiera storiografica, in: Politiche di occupazione dell'Italia fascista. L'Annale Irsifar, Milano 2008, S. 21–30.
L. Klinkhammer, Stragi e violenza nella Seconda Guerra mondiale. Riflessioni su alcune questioni aperte, Ricerche di storia politica 1 (2008) S. 37–51.
L. Klinkhammer, Prefazione. Dal perdono all'amnistia, in: F. Focardi, Criminali di guerra in libertà. Un accordo segreto tra Italia e Germania federale, 1949–55, Roma 2008, S. 11–25.
L. Klinkhammer, Carte, occultamento delle stragi naziste e „verità ufficiale". Annotazioni sul lavoro dello storico, Archivi e Cultura. Rivista fondata da Antonino Lombardo, n. s. 38 (2005), Roma (2006) [erschienen 2008], S. 105–119.
L. Klinkhammer, Zeitgeschichtliche Exzellenzforschung und zeitgenössische Wahrnehmungsstörungen, in: G. E. Rusconi / Th. Schlemmer / H. Woller (Hg.), Schleichende Entfremdung? Deutschland und Italien nach dem Fall der Mauer, Zeitgeschichte im Gespräch 3, München 2008, S. 93–102.
L. Klinkhammer, La ricerca in storia contemporanea tra livelli di eccellenza e persistenti incomprensioni, in: Estraniazione strisciante tra Italia e Germania?, a cura di G. E. Rusconi, Th. Schlemmer, H. Woller, Bologna 2008, S. 121–131.
A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 115, Tübingen 2007.
A. Koller, Einführung, in: ebd., S. IX–XVI.
A. Koller, Papst, Kaiser und Reich am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges (1612–1621). Die Sicherung der Sukzession Ferdinands von Innerösterreich, in: ebd., S. 101–120.
A. Koller, *Circondato da turchi et heretici.* Il regno d'Ungheria nel Cinquecento visto dai nunzi pontifici, in: Gli archivi della Santa Sede e il regno d'Ungheria (secc. 15–20). In memoriam di Lajos Pásztor (Collectanea Vaticana

Hungariae 4), hg. v. G. Platania, M. Sanfilippo, P. Tusor, Budapest/Roma 2008, S. 23–33.
A. Koller, Artikel „Mediation", in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 8, Stuttgart-Weimar 2008, Sp. 213–219.
M. Marrocchi, Lo sviluppo insediativo nel territorio di Chianciano in età medievale, in: Carta Archeologica della provincia di Siena, vol. IX: Chianciano Terme, a cura di G. Paolucci, Siena 2007, S. 195–201.
M. Marrocchi (Hg. mit C. Prezzolini), La Tuscia nell'alto e pieno medioevo. Fonti e temi storiografici «territoriali» e «generali». In memoria di Wilhelm Kurze, Atti del Convegno Internazionale di Studi, Siena-Abbadia San Salvatore, 6–7 giugno 2003, Millennio Medievale 68 – Atti di Convegni 21, Firenze 2007.
M. Marrocchi (mit C. Prezzolini), Introduzione, in: ebd., S. XIII–XVI.
M. Marrocchi (Hg.), W. Kurze, Scritti di storia toscana. Assetti territoriali, diocesi, monasteri dai longobardi all'età comunale, Biblioteca Storica Pistoiese XVI, Pistoia 2008.
M. Marrocchi, Introduzione e Nota redazionale, in: ebd., S. 1–11.
M. Marrocchi, Le scritture librarie e documentarie come testimoni della dimensione culturale di S. Salvatore, Amiata Storia e Territorio 58/59 (2008) S. 11–19.
M. Matheus, Pomponius Letus e gli Ultramontani, in: Pomponio Leto e la prima Accademia Romana, Giornata di Studi (Roma, 2 dicembre 2005), a cura di C. Cassini / M. Chiabò, Roma 2007, S. 47–60.
M. Matheus (Hg. mit H. Cools / M. Espadas Burgos / M. Gras / M. Miglio), La storiografia tra passato e futuro. Il X Congresso Internazionale di Scienze Storiche (Roma 1955) cinquant'anni dopo, Atti del Convegno Internazionale Roma, 21–24 settembre 2005, Roma 2008.
M. Matheus, Il X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma, Settembre 1955. Un bilancio storiografico. Introduzione, in: ebd., Roma 2008, S. 1–8.
M. Matheus, Grußwort, in: Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter, Geschichtliche Landeskunde 62, hg. v. S. Schmitt u. S. Klapp, Stuttgart 2008, S. VII–IX.
M. Matheus, Die Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts 1953 in Rom. Transalpine Akteure zwischen Unione und Nation, in: Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die „Ökumene der Historiker". Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz, hg. v. U. Pfeil, München 2008, S. 91–113.
M. Matheus, Deutsches Historisches Institut in Rom. Jahresbericht 2006, QFIAB 87 (2007) S. IX–LIV.

S. Meine, Musikalische Spuren konfessioneller Spannungen an den Höfen von Renée de Valois und Ercole II d'Este im Ferrara des 16. Jahrhunderts, in: Feste – Opern – Prozessionen. Musik als kulturelle Präsentation, Jahrbuch Musik und Gender 1, hg. v. K. Hottmann und Chr. Siegert, Hildesheim 2008, S. 27–43.

S. Meine (Hg. mit Chr. Siegert / K. Hottmann / M. Loeser / A. Fischer), Gattungs- als Kulturgeschichte. Festschrift für Arnfried Edler, Hildesheim 2008.

S. Meine (mit Chr. Siegert / K. Hottmann / M. Loeser / A. Fischer), Gattungsgeschichte als Kulturgeschichte. Einleitende Gedanken, in: ebd., S. 7–25.

S. Meine, Ernst im Spiel. Orazio Vecchis Madrigalkomödien, in: ebd., S. 25–38.

S. Meine, Artikel „Monodie", in: Enzyklopädie der Neuzeit 8, hg. v. F. Jaeger und dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen, Stuttgart-Weimar 2008, Sp. 709–711.

A. Osti Guerrazzi (mit Th. Schlemmer), I soldati italiani nella campagna di Russia. Propaganda, esperienza, memoria, in: Annali dell'Istituto Storico di Trento 33 (2007) S. 285–417.

A. Osti Guerrazzi, La Repubblica Sociale Italiana, Bibliografie ragionate 35, Milano 2008.

A. Osti Guerrazzi, Rodolfo Graziani, Karriere und Weltanschauung eines faschistischen Generals, in: Christian Hartmann (Hg.), Von Feldherren und Gefreiten. Zur biographischen Dimension des Zweiten Weltkriegs, München 2008, S. 21–32.

K. Rahn, Spätmittelalterliche Bruderschaften in städtischen Konflikt- und Handlungsfeldern, in: M. Escher-Apsner / A. Haverkamp (Hg.), Die multifunktionale Ausrichtung bruderschaftlicher Organisationen in der hoch- und spätmittelalterlichen Stadt, Trier 2008, S. 189–210.

A. Rehberg, Artikel „Marroni (de Marronibus) Cristoforo", in: Dizionario Bibliografico degli Italiani, LXX, Roma 2008, S. 726–728.

A. Rehberg, Gli scribasenato e le riformanze perdute di Roma (fine XIII-XIV secolo), in: Scritti per Isa. Raccolta di studi offerti a Isa Lori Sanfilippo, Nuovi Studi Storici 76, a cura di A. Mazzon, Roma 2008, S. 795–823.

A. Rehberg, L'*élite* municipale romana e i nuovi cittadini fra gli *habitatores* di Roma del primo Cinquecento, in: Vivere a Roma. Uomini e case nel primo Cinquecento (dai censimenti del 1517 e 1527), Archivi e Cultura 39, a cura di A. Esposito e M. L. Lombardo, Roma 2006 [richtig: 2008], S. 27–57.

A. Rehberg, Der deutsche Klerus an der Kurie: Die römischen Quellen, in: Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter. Kolloquium Dhaun 2004, Geschichtliche Landeskunde 62, hg. von S. Klapp u. S. Schmitt, Stuttgart 2008, S. 37–65.

A. Rehberg, Roma 1360: Innocenzo VI, lo *status popularis* e gli statuti di Roma, Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 110 (2008) S. 237–278.

A. Rehberg (mit A. Modigliani), „Saccheggi rituali" nell'ambito curiale-romano: una chimera degli antropologi?, RR. roma nel rinascimento 2008, S. 25–36.

P. Terhoeven, „Der Tod und das Mädchen". Linksterroristinnen im Visier der italienischen und der deutschen Öffentlichkeit, in: U. Schneider / L. Raphael (Hg.), Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christoph Dipper, Frankfurt a. M. u. a. 2008, S. 437–456.

P. Terhoeven, Il sacrificio femminile. La giornata della fede come matrimonio simbolico con la patria, in: La morte per la patria. La celebrazione dei caduti dal risorgimento alla repubblica, a cura di O. Janz / L. Klinkhammer, Roma 2008, S. 157–174.

G. zur Nieden, Vom *grand spectacle* zur *great season*. Das Théâtre du Châtelet als Raum musikalischer Produktion (1862–1909), in: H. E. Bödeker / P. Veit / M. Werner (Hg.), Espaces et lieux de concert en Europe, 1700–1920. Architecture, musique, société, Berlin 2008, S. 387–415.

VORTRÄGE UND SEMINARE DER INSTITUTSMITGLIEDER

F. Bassani, Rari esempi di musica policorale nella Roma pitoniana: i quattro mottetti di Girolamo Chiti per la visita della regina Maria Amalia Wettin (1738): Congresso internazionale di studi „Giuseppe Ottavio Pitoni. La musica del suo tempo nel 350° anniversario della nascita", Rieti 28. 4.

J. Becker, Byzantinische und griechisch-arabische Urkundentraditionen zur Zeit Rogers I.: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Celleno (VT) 1. 2.

J. Becker, SS. Quattro Coronati und der Laterankomplex im Mittelalter, Rom-Kurs DHI 13. 9.

P. Bernhard, Die Pizza am Rhein. Zur Geschichte der italienischen Küche in Deutschland im 20. Jahrhundert: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Celleno (VT) 31. 1.

P. Bernhard, The Berlin-Rome Axis. Perception, cooperation, exchange, 1936–1943: Vortrag im Rahmen des Modern Italian History Seminars am Institute of Historical Research (IHR), London 5. 3.

P. Bernhard, La Rosa Bianca e la resistenza tedesca. Tra storia e memoria: Buchpräsentation „Willi Graf. Con la Rosa Bianca contro Hitler" von P. Rosà, La Spezia 28. 4.

P. Bernhard, „Italia docet". Il fascismo come modello per il nazionalsocialismo: Fortbildungsveranstaltung für Geschichtslehrer am Istituto Tecnico Industriale Statale Giovanni Lattanzio, Rom 8. 5.
P. Bernhard, Combattere il „nemico interno". La cooperazione di polizia fra il regime di Franco e il Terzo Reich durante e dopo la Guerra Civile Spagnola, 1936–1944: Giornata di Studi „La guerra civile spagnola e l'internalizzazione del conflitto", Istituto Cervantes, Rom, 6. 11.
C. Cristellon, Presentazione del proprio progetto al Workshop „Storia della famiglia. Costanti e varianti di una prospettiva europea" Pisa 16. 4.
C. Cristellon, Ritratto di una cortigiana del Cinquecento: Caterina de Medici da Verona e le sue vicende: Tagung „Donne a Venezia. Spazi di libertà e forme di potere (sec. XVI-XVIII)", Venedig 9. 5.
C. Cristellon, Hochzeit im Haus: Räumlichkeiten, Riten und Realien in der italienischen Renaissance (15.–16. Jh.): Arbeitskreis „Das Haus im Kontext" des 47. Historikertags, Dresden 3. 10.
S. Ehrmann-Herfort, Georg Friedrich Händel im Netzwerk europäischer Musikkulturen: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Celleno (VT) 31. 1.
S. Ehrmann-Herfort, Vielfalt und Experiment. Zur Typologie von Händels in Italien komponierten Arien: Symposium der 23. Internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 2008, Karlsruhe 1. 3.
S. Ehrmann-Herfort, Typisch römisch: Bernardo Pasquinis Oratorium „Sant'Agnese" (1677): Innsbrucker Festwochen der Alten Musik, Symposium „Die Moral von der Geschicht". Das Oratorium im 17. und 18. Jahrhundert, Innsbruck 11. 8.
S. Ehrmann-Herfort, Orlando di Lasso a Roma: Giornata di studi „Palestrina e Orlando di Lasso a confronto", Palestrina 12. 10.
M. Engelhardt, Einführungsvortrag zu „Gaetano Donizetti, Il Pigmalione": Produktion des Music Theatre International, Oratorio del Gonfalone, Rom 24. 1. u. Frascati 27. 1.
M. Engelhardt, Eröffnung der Ausstellung „Cybèle Varela, Ad Sidera, per Athanasius Kircher": Biblioteca di Archeologia e Storia dell'Arte del Collegio Romano, Rom 7. 3.
M. Engelhardt, Le due versioni del Salmo 69 „Domine ad adjuvandum": Convegno Internazionale di Studi „La figura e l'opera di Giuseppe Giordani", Fermo 3. 10.
M. Engelhardt, Gratwanderung Musik? Anmerkungen zur historischen Dimension der Unterscheidung ‚geistlich' – ‚weltlich': Symposion der Brixener Initiative Musik und Kirche „Sacrum et profanum", Brixen 11. 10.

M. Engelhardt, Auf den Spuren Johann Sebastian Bachs und seiner Werke im Italien des 18. und 19. Jahrhunderts: Internationale Tagung „Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert" (Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, Universität Leipzig, Institut für Sächsische Geschichte), Alte Börse, Leipzig 25. 10.

M. Engelhardt, La Verdi-Renaissance nei paesi di cultura tedesca e il ruolo della critica: Convegno Internazionale di Studi „La Critica Musicale in Italia nella prima metà del Novecento", Parma 28. 11.

M. Engelhardt, Sektionsleitung: Convegno Internazionale di Studi „Paolo Serrao e la musica a Napoli nella seconda metà dell'Ottocento", Arcavacata di Rende 5. 12.

S. Externbrink, Abraham de Wicquefort et ses traités sur l'Ambassadeur (1676–1682). Bilan et perspectives de recherche: Forschungsseminar „Écrits relatifs à l'ambassadeur et à l'art de négocier du Moyen Age jusqu'au début du XIX^{e} siècle", Rom 29. 11.

S. Externbrink (mit J. Ulbert), Friedrich der Große und die ‚Geschichte des Siebenjährigen Krieges'. Der Feldherr als Historiker: Colloquium „Friedrich der Große als Leser", Potsdam 12. 12.

F. Hartmann, Kommunikation – Exkommunikation – Nichtkommunikation. Grenzen des Tolerablen im Streit zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.: Tagung „Grenzen des tolerablen Streits", Bonn 2. 2.

F. Hartmann, Il marchese Bertoldo di Hohenburg e il codice di Innsbruck: Giornata di Studi „Nuove fonti per la storia del tardo periodo svevo in Italia. Il codice 400 della Biblioteca Universitaria di Innsbruck", Istituto Storico per il Medio Evo, Rom 6. 2.

F. Hartmann, Origini, caratteristiche e ripercussioni dell'Adelspapsttum nel secolo VIII: Circolo Medievistico Romano, Rom 10. 3.

F. Hartmann, ... *spernat aspera et spinosa dictamina.* Eloquence and Reason. Classicizing versus Communal Epistolography: Tagung „Charismatic authority, spiritual friendship: comparative approaches to educational networks, Byzantine east and 'Latin' west, c.1000–c.1200", Budapest 31. 5.

F. Hartmann, Mediävistische Forschung in Italien: Deutsch-Italienische Hochschultage, Bonn 28. 10.

G. Hartmann, *Licencia apostolica intrandi terras Sarracenorum et communicandi cum eis.* Die päpstlichen Register als Quelle für die spätmittelalterlichen Pilgerfahrten: Internationale Tagung „Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung", DHI Rom 14. 10.

J. Hörnschemeyer (mit K. Rahn), Präsentation der RG-Datenbank: Sektion „Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit", 47. Deutscher Historikertag, Dresden 3. 10.

J. Hörnschemeyer, Registerüberlieferung und Datenbanken: Internationale Tagung „Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung", DHI Rom 16. 10.

L. Klinkhammer, Zu Transformationsprozessen postfaschistischer Gesellschaften: Fondazione Bruno Kessler, Studi storici italo-germanici, Trient 21. 2.

L. Klinkhammer, Buchpräsentation Enzo Collotti (Hg.), Ebrei tedeschi in Toscana tra occupazione tedesca e RSI. Persecuzione, depredazione, deportazione (1943–1945), Roma 2007, Rom 13. 3.

L. Klinkhammer, Imparare il modello francese. L'integrazione della Renania e del Piemonte tra Direttorio e Empire, 1798–1813, Università di Cassino 17. 3.

L. Klinkhammer, Die urbanistische Entwicklung Roms von der Nationalstaatsgründung bis zum Zweiten Weltkrieg, Villa Massimo, Rom 2. 4.

L. Klinkhammer, Der Krieg als touristische Erfahrung?: Convegno „Turismo di massa e politiche di regime", Rom 15. 4.

L. Klinkhammer, Augusto e l'ideologia fascista: 70° anniversario della Fondazione del Liceo Augusto, Rom 19. 5.

L. Klinkhammer, Italienische Vergangenheitspolitik: Podiumsdiskussion aus Anlass der Publikation von Christian Jansen, Italien seit 1945, Stuttgart 2007, Berlin 21. 5.

L. Klinkhammer, Partisanenkrieg in Italien, 1943–1945, Marzabotto 26. 5.

L. Klinkhammer, Die italienische Strafjustiz im Faschismus. Ein Vergleich mit dem Nationalsozialismus: Symposion „Justiz und Diktatur im Vergleich" des Kuratoriums Kölner Justiz in der NS-Zeit und des Forschungsverbundes Justiz im Krieg – Der Oberlandesgerichtsbezirk Köln von 1939–1945, Köln 30. 5.

L. Klinkhammer, Präsentation der Bücher von Gerald Steinacher (Hg.), Tra Duce, Führer e Negus. L'Alto Adige e la guerra d'Abissinia 1935–1941, Trento 2008, sowie von Andrea Di Michele, Die unvollkommene Italianisierung. Politik und Verwaltung in Südtirol 1918–1943, Innsbruck 2008, Bozen 1. 9.

L. Klinkhammer, Rom und seine Entwicklung als Hauptstadt seit der Nationalstaatsgründung, Rom-Kurs DHI 17. 9.

L. Klinkhammer, Historische Feiertage in Italien und Deutschland: Regionale Fortbildung für Geschichtslehrer an den Deutschen Schule in Genua, Mailand und Rom, DHI Rom 20. 10.

L. Klinkhammer, Stragi in occasione della guerra e la loro punizione nel XX secolo: Convegno „Scontro di civiltà, omologazione o dialogo tra culture? Riflessioni su diversità e conflitto come possibili risorse per la pace", Università di Modena 23. 10.
L. Klinkhammer, Sektionsleitung und Introduzione: Convegno „La cultura e la ricerca umanistica dell'Europa. Una politica delle risorse tra consapevolezza, concorrenza e sviluppo", Università LUMSA, Rom 30. 10.
L. Klinkhammer, Sektionsleitung und Introduzione: Giornata di Studi „La guerra civile spagnola e l'internazionalizzazione del conflitto", Istituto Cervantes, Rom 6. 11.
L. Klinkhammer, Sektionsleitung und Introduzione: Seminario Internazionale „Il Campo di Fossoli: la ricerca, il sito storico. Per una indagine comparata", Carpi (MO) 20. 11.
L. Klinkhammer, Kommentar zur Sektion „Reduci e vittime della persecuzione razziale": Convegno „Il lungo dopoguerra italiano. Crimini di guerra, politiche di risarcimento e giustizia di transizione", Rom 5. 12.
A. Koller, Lehrauftrag im Fach „Storia del Cristianesimo e della Chiesa" (30 Std.), Universität L'Aquila 13. 3. – 24. 4.
A. Koller, Sektionsleitung: Tagung „Il sistema politico genovese. Relazioni, conflitti e mediazioni nei rapporti esterni e nel controllo del territorio", Archivio di Stato, Genua 18. 4.
A. Koller, Die Funktion Roms als Hauptstadt: Hauptstadt – Chancen, Attribute und Probleme im nationalen und internationalen Vergleich: 5. Berchtesgadener Gespräche 2008 unter dem Patronat von Herzog Franz von Bayern, ehem. Fürstpropstei Berchtesgaden 19. 9.
A. Koller, Stadtentwicklung des römischen Centro storico von der Antike bis ins 20. Jahrhundert an ausgewählten Objekten, Rom-Kurs DHI und Studienreise des Gymnasiums Bad Kreuznach, Rom 22. und 29. 9.
A. Koller, *Quam bene pavit apes, tam male pavit oves.* Urbain VIII et la critique de son pontificat: Colloque internationale „Rome, l'unique objet de mon ressentiment" (Institut Universitaire de France, École française de Rome, École nationale des chartes, École des hautes études en sciences sociales, Université de Paris I-Panthéon-Sorbonne et de Paris-Sorbonne), Maison de la recherche, Paris 3. 10.
A. Koller, Die römischen Nuntien und die Protestanten im Reich um 1600: Internationale Tagung „Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert" (Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, Universität Leipzig, Institut für Sächsische Geschichte), Alte Börse, Leipzig 25. 10.

A. Koller (mit W. Brandmüller u. I. Fosi), Buchpräsentation Bettina Scherbaum, Die bayerische Gesandtschaft in Rom in der frühen Neuzeit, Tübingen 2008, Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl, Rom 27. 10.

M. Marrocchi, Lehrauftrag im Fach „Storia Medievale" zum Thema „L'Istituto Storico Germanico di Roma e l'apporto della ricerca tedesca alla storiografia e all'edizione di fonti in Toscana" (8 Std.), Università degli Studi di Siena, Polo universitario di Grosseto 17./18. 12. 2007 u. 7./8. 1. 2008.

M. Marrocchi, Lehrauftrag „Scrittura e insediamenti nel territorio": Scuola secondaria di I grado, Sarteano (SI) 4. u. 10. 3.

M. Marrocchi, La pagina dedicatoria della Bibbia: Biblioteca comunale, Abbadia S. Salvatore (SI) 7. 11.

M. Marrocchi, San Salvatore e le attività culturali nei secc. XI e XII: Biblioteca comunale, Abbadia S. Salvatore (SI) 21. 11.

M. Matheus, Aufgaben und Forschungsprofil des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Exkursion von Studierenden der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Leitung von Prof. Dr. Johannes Laudage, DHI Rom 8. 1.

M. Matheus, Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich. Einführung: Institutsinternes Seminar, Celleno (VT) 31. 1. u. 1. 2.

M. Matheus, Grußwort: Workshop „Repertorium Germanicum", DHI Rom 7. 2.

M. Matheus, Saluto e coordinamento: Giornata di Studi „Nuove fonti per la storia del tardo periodo svevo in Italia. Il codice 400 della Biblioteca Universitaria di Innsbruck", Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Rom 6. 3.

M. Matheus, Grußwort und Sektionsleitung: Tagung „Il sistema politico genovese. Relazioni, conflitti e mediazioni nei rapporti esterni e nel controllo del territorio", Archivio di Stato, Genua 18. – 19. 4.

M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Projektreise einer Gruppe von Studierenden des Faches Kulturmanagement an der FHVR Berlin unter der Leitung von Prof. Dr. Christian Pracher, DHI Rom 23. 4.

M. Matheus, Die Via Francigena im Norden Roms: Campo Santo Teutonico, Città del Vaticano 2. 5.

M. Matheus, L'uomo di fronte alle calamità ambientali: XI° Convegno Internazionale della Fondazione Centro Studi sulla Civiltà del tardo medioevo „Le calamità ambientali nel tardo medioevo europeo: realtà, percezioni, reazioni", Palazzo Grifoni, San Miniato 31. 5.

M. Matheus, Grußwort: Internationale Tagung „Steinbruch oder Wissensgebäude? Zur Rezeption Athanasius Kirchers *Musurgia universalis* in Musiktheorie und Kompositionspraxis", Istituto Svizzero, Rom 4. 6.

M. Matheus, Grußwort: Giornata di Studi „Werner Sombart e l'Italia", DHI Rom 20. 6.
M. Matheus, Zeitgeschichtliche Forschung am DHI Rom: Tagung der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens „Nationalstaatsbildung und Nationalisierungsprozesse im 19. und 20. Jahrhundert", Berlin 26. 6.
M. Matheus, Universitari di area germanica nei centri di studio italiani: Internationale Tagung „Dall'Università delle Nationes all'Università per l'Europa", Università degli Studi di Perugia 9. 9.
M. Matheus, Leitung des Rom-Kurses, DHI Rom 10. – 18. 9.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven, Rom-Kurs DHI 11. 9.
M. Matheus, Rione Trastevere und seine Kirchen, Rom-Kurs DHI 13. 9.
M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Exkursion von Studierenden der Fernuniversität Hagen unter der Leitung von Prof. Dr. Felicitas Schmieder, DHI Rom 29. 9.
M. Matheus, Grundlagenforschung aus Leidenschaft. Oder: vom bleibenden Wert kritischer Editionen. Einleitung: Sektion „Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit", 47. Deutscher Historikertag, Dresden 3. 10.
M. Matheus, Moderation der Gesprächsrunde „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", DHI Rom 9. 10.
M. Matheus, Grußwort und Einführung: Internationale Tagung „Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung", DHI Rom 13. 10.
M. Matheus, Vatikanische Quellen und europäische Universitätsgeschichte: Internationale Tagung „Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung", DHI Rom 15. 10.
M. Matheus, Einleitung und Moderation: Internationale Tagung „Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert" (Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, Universität Leipzig, Institut für Sächsische Geschichte), Alte Börse, Leipzig 23. 10.
M. Matheus, Kommentar der Sektion „Differenzierung von Lebenswelten": Wissenschaftliche Tagung „Verwandlungen des Staufferreichs – Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa", Reiss-Engelhorn-Museen, Mannheim 1. 11.
M. Matheus, Saluto: Giornata internazionale di studi „La guerra civile spagnola e l'internalizzazione del conflitto", Istituto Cervantes, Rom 6. 11.

M. Matheus, Vorstellung der Atti del Premio Internazionale Ascoli Piceno 2006 „Festa e politica e politica della festa nel Medioevo", Ascoli Piceno 28. 11.
S. Meine, Die Frottola: Musik als Diskurs an italienischen Höfen 1500–1530: Projektvorstellung anlässlich der Sitzung des wissenschaftlichen Beirats des DHI Rom 16. 2.
A. Osti Guerrazzi, Una fonte per lo studio della Repubblica sociale Italiana: Seminario internazionale di studi „Resistenza e guerra civile in Italia 1943–1945. Storia e memoria", Monte Sole (BO) 26. 5.
A. Osti Guerrazzi, Erste Ergebnisse aus italienischen Quellen: Workshop „Referenzrahmen des Krieges", Essen 10. 9.
A. Osti Guerrazzi, La deportazione degli zingari dall'Italia: Convegno di studi sul campo di concentramento di Fossoli, Carpi (MO) 20. 11.
R. Pfeiffer, Alcuni aspetti della produzione teatrale buffa di Giordani: Convegno Internazionale di Studi „La figura e l'opera di Giuseppe Giordani (Napoli 1751 – Fermo 1798)", Fermo 4. 10.
K. Rahn, „...als ein beuth..." – Raub und Rückerstattung von Kulturgut": Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Celleno (VT) 31. 1.
K. Rahn (mit A. Rehberg), Einführung in das „Repertorium Germanicum": Rom-Kurs DHI 15. 9.
K. Rahn (mit J. Hörnschemeyer), Präsentation der RG-Datenbank: Sektion „Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit", 47. Deutscher Historikertag, Dresden 3. 10.
K. Rahn, Ludwig Quidde im Netzwerk geschichtswissenschaftlicher Projekte: Internationale Tagung „Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung", DHI Rom 14. 10.
K. Rahn, Gli archivi nella società della conoscenza e dell'informazione: Tagung „La cultura e la ricerca umanistica dell'Europa. Una politica delle risorse tra consapevolezza, concorrenza e sviluppo", Università LUMSA, Rom 29. 10.
A. Rehberg, Präsenz von Mönchen und Religiosen von jenseits der Alpen in Rom und Italien im Mittelalter. Wege des personellen und religiös-kulturellen Austauschs zwischen Nord und Süd: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Celleno (VT) 1. 2.
A. Rehberg, Il rione Trastevere e i suoi abitanti nelle testimonianze raccolte sugli inizi dello Scisma del 1378: Convegno di Studi „Trastevere. Un analisi di lungo periodo", Rom 13. 3.
A. Rehberg, I canonici delle grandi basiliche: Giornata di studio „Roma religiosa (secc. XIV-XV)", Rom 12. 5.

A. Rehberg, Präsentation des Buches „Il Capitolo di San Pietro in Vaticano dalle origini al XX secolo“ (von Dario Rezza und Mirko Stocchi), Rom 11. 6.
A. Rehberg (mit K. Rahn), Einführung in das Repertorium Germanicum: Rom-Kurs DHI 21. 9.
A. Rehberg, Präsentation des Buches „Una gloriosa sconfitta. I Colonna tra papato e impero nella prima Età moderna (1431–1530)“ (von Alessandro Serio), Rom 10. 11.
A. Rehberg, I cittadini di Roma e l'elezione dell'8 aprile 1378: speranze e delusioni: Colloque international „Avignon / Rome, la Papauté et le Grand Schisme. Langages politiques, impacts institutionnels, ripostes sociales et culturelles“, Avignon 13. 11.
P. Terhoeven, 'Deutscher Herbst in Italien'. Die Wahrnehmung des deutschen Linksterrorismus südlich der Alpen: Doppeltagung „Sozialprotest und politische Gewalt in der Bundesrepublik und Italien in den 60er und 70er Jahren. Parallelen – Unterschiede – Gegenseitige Wahrnehmung“, Institut für Zeitgeschichte München und Istituto Storico Italo-Germanico (ISIG), Fondazione Bruno Kesseler, Trento 22. 2.
P. Terhoeven, 'Deutscher Herbst in Italien'. Die Wahrnehmung des deutschen Linksterrorismus südlich der Alpen: Bologna 7. 5.
P. Terhoeven, Moderation der Sektion ‚Medien und Öffentlichkeit': Doppeltagung „Demokratischer Staat und terroristische Herausforderung – Terrorismusbekämpfung in den 1970er Jahren in Italien und Deutschland“, Institut für Zeitgeschichte München und ISIG, Fondazione Bruno Kesseler, Trento 9. 5.
P. Terhoeven, 'Deutscher Herbst in Italien'. Die Wahrnehmung des deutschen Linksterrorismus südlich der Alpen: Halle 24. 6.
G. zur Nieden, Diskutantin der Podiumsdiskussion „Deutsch-Französische Forschungsausbildung: Rückblick und Ausblick / Formation à la recherche franco-allemande: bilans et perspectives“: Alumni-Konferenz „Deutsch-Französische Wissenschaftsförderung in europäischer Perspektive: Rückblick und Ausblick“, Institut Français Berlin, 28. 11.

Michael Matheus

DAS *ENCHIRIDION DE PROSIS ET RITHMIS* ALBERICHS VON MONTECASSINO UND DIE *FLORES RHETORICI*

von

FLORIAN HARTMANN

In der Vorbereitung einer monographischen Studie zur italienischen, vornehmlich kommunalen *ars dictaminis* von den Anfängen bis ins 13. Jahrhundert haben sich neuerliche Forschungen zu Alberich von Montecassino und seinen rhetorischen Schriften als erforderlich erwiesen.[1] Sowohl die Verortung seines *Enchiridion de prosis*

[1] Vgl. zusammenfassend demnächst F. Hartmann, *multas quoque preces feret vobis inclitus ordo virorum.* Zur *ars dictaminis* im kommunalen Italien, in: Ders. (Hg.), *cum verbis ut Italici solent suavibus atque ornatissimis.* Funktionen der Beredsamkeit im kommunalen Italien. Funzioni dell'eloquenza nell'Italia comunale, Super alta perennis 9, Göttingen 2010, dem absoluten Mangel an monographischen Studien steht eine Vielzahl an kleineren Aufsätzen gegenüber, die kaum mehr als einen ersten Eindruck bieten, dafür aber regelmäßig auf die Bedeutung der *ars dictaminis* und die Notwendigkeit detaillierter Forschungen hinweisen. Zuletzt bmerkten den Mangel systematischer Forschungen zur *ars dictaminis* M. Richardons, The Ars dictaminis, the Formulary, and Medieval Epistolary Practice, in: C. Poster/L.C. Mitchell (Hg.), Letter-Writing Manuals and Instruction from Antiquity to the Present: Historical and Bibliographic Studies, Columbia 2007, S. 52–66; E. Artifoni, Repubblicanesimo comunale e democrazia moderna (in Margine a Giovanni Villani, IX, 10: „Sapere guidicare e reggere la nostra repubblica secondo la politica"), Bollettino Roncioniano 6 (2006): Il governo della città nell'Italia comunale: Una prima forma di democrazia?, S. 21–33; C.D. Lanham, Writing Instruction from Late Antiquity to the Twelfth Century, in: J.J. Murphy (Hg.), A short history of writing instruction from ancient Greece to modern America, Mahwah ^{2}2001, S. 79–121; grundlegend immer noch J.J. Murphy, Rhetoric in the Middle Ages. A History of Rhetorical Theory from Augustine to the Renaissance, Berkeley u.a. 1974, S. 194–268.

et rithmis im politischen und kulturhistorischen Kontext als auch eine Auflösung der Unstimmigkeiten unter seinen großen rhetorischen Werken galten als die dringlichsten Aufgaben. An diesem Ort sollen daher als unerlässliche Vorarbeit für die Beschäftigung mit den *artes dictandi* in den italienischen Kommunen die Beziehungen Alberichs zur päpstlichen Kurie näher definiert und die Entstehung seines *Enchiridion* mit den Bedürfnissen der päpstlichen Kanzlei in Verbindung gebracht werden. In einem zweiten Teil wird gezeigt, dass die *Flores rhetorici* oder *Dictaminum radii*, die bislang Alberich von Montecassino zugeschrieben werden, kaum von diesem verfasst worden sein können.

Gesicherte biographische Daten über Alberich liegen kaum vor.[2] Unter Abt Desiderius (1057–1087) ist er in das Kloster Montecassino eingetreten, in den 1070er und 1080er Jahren als Autor diverser Texte und als Teilnehmer der römischen Synode von 1078 belegt, auf der er selbst gegen die Abendmahlslehre Berengars von Tours argumentierte.[3] Sein Todesdatum ist umstritten, liegt aber jedenfalls vor 1105;[4] nachgewiesen ist allenfalls seine letzte Ruhestätte bei

---

[2] Vgl. schon die ernüchternde Bewertung der Quellenaussagen über Alberich bei P.F. Gehl, Monastic rhetoric and grammar in the age of Desiderius: the works of Alberic of Montecassino, Chicago 1976, S. 16; über die Darlegungen von P.-C. Groll, Das *Enchridion de prosis et rithmis* des Alberich von Montecassino und die *Anonymi Ars dictandi*, 2 Bde. Diss. (masch.), Freiburg i. Br. 1963, I, S. 12–17, ist kaum hinauszukommen; vgl. etwa die bescheidenen Angaben bei A.-M. Turcan-Verkerk, Répertoire chronologique des théories de l'art d'écrire en prose (milieu du XI[e] s.-années 1230). Auteur, oevre(s), inc., édition(s) ou manuscrit(s), Archivum Latinitatis Medii Aevi 64 (2006) S. 193–239, S. 196; ausführlicher über Alberich zuletzt C.M. Radding/F. Newton, Theology, rhetoric, and politics in the Eucharistic controversy, 1078–1079. Alberic of Monte Cassino against Berengar of Tours, New York 2003, dort auch mit weiterer Literatur.

[3] Ausführlich dazu H. E.J. Cowdrey, The Papacy and the Berengarian Controversy, in: P. Ganz u.a. (Hg.), Auctoritas und Ratio. Studien zu Berengar von Tour. Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 2, Wiesbaden 1990, S. 109–136; vgl. auch zuletzt Radding/Newton, Theology, rhetoric, and politics (wie Anm. 2).

[4] Vgl. A. Lentini, Alberico di Montecassino nel quadro della Riforma Gregoriana, Studi Gregoriani 4 (1952) S. 55–109, S. 82, der das Nekrolog, das Alberichs Namen bereits enthält, plausibel auf 1105 datieren kann.

SS. Quattro Coronati in Rom.[5] Neben diversen Texten rhetorisch-didaktischen Inhalts sind von ihm Heiligenviten, Passionen und Homilien sowie ein Text über die häretische Abendmahlslehre Berengars von Tour überliefert.[6] Eine Streitschrift gegen Heinrich IV., *De electione Romani pontificis*, sowie ein Werk über die Dialektik werden von Petrus Diaconus und vom Cassineser Chronisten zwar erwähnt,[7] sind heute aber verschollen.

Lange Zeit und ausgehend von der Pionierarbeit über Briefsteller aus der Feder Ludwig Rockingers von 1863[8] wurde Alberich als Vater der *ars dictandi* gehandelt, ehe Franz-Josef Schmale zunächst 1957 in einem knappen Artikel[9] und vier Jahre später in seiner Edition der *praecepta dictaminum* des Adalbertus Samaritanus[10] Alberich als noch ganz in der antik-frühmittelalterlichen Rhetoriktradition stehend charakterisiert hat und dessen *Corpus* noch nicht als eigentliche *ars dictaminis* definiert sehen wollte. Schmales Interpretation wurde in den folgenden Jahren zumeist entweder positiv übernommen,[11] igno-

---

[5] Petrus Diaconus, De viris illustribus Casinensis coenobii, ed. J.P. Migne, Patrologia Latina 173, Paris 1895, Sp. 1003–1050, Sp. 1032f.

[6] Einen Überblick über Alberichs literarisches Schaffen bietet Gehl, Monastic rhetoric (wie Anm. 2) S. 17–20.

[7] Petrus Diaconus, De viris illustribus (wie Anm. 5) Sp. 1032f.; Chronica Monasterii Casinensis, ed. H. Hoffmann, MGH Scriptores XXXIV, Hannover 1980, III, 35, S. 411.

[8] L. Rockinger, Briefsteller und formelbücher des eilften bis vierzehnten Jahrhunderts (Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte), München 1863.

[9] F.-J. Schmale, Die Bologneser Schule der Ars dictandi, in: DA 13 (1957) S. 16–34, S. 29.

[10] Adalbertus Samaritanus: Praecepta dictaminum, MGH. Die deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters 500–1500. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 3, ed. F.-J. Schmale, Weimar 1961, S. 1–4.

[11] Vgl etwa V. Licitra, Il mito di Alberico di Montecassino iniziatore dell',Ars dictaminis', Studi medievali 3ª serie 18,2 (1977) S. 609–627; H.-M. Schaller Die Kanzlei Kaiser Friedrichs II. Ihr Personal und ihr Sprachstil, Teil II., Archiv für Diplomatik 4 (1958) S. 264–327, S. 267f.; H. Wieruszowky, A Twelfth-Century ‚Ars dictaminis' in the Barberini Collection of the Vatican Library, Traditio 18 (1962) S. 382–393, S. 334 mit Anm. 4.; G. Vecchi, Il magistero delle „Artes" latine a Bologna nel Medioevo, Pubblicazioni della Facoltà di Magistero. Università di Bologna 2, Bologna 1958, S. 11; Gehl, Monastic rhetoric (wie Anm. 2) S. 36f.

riert[12] oder kritiklos referiert.[13] Leicht eingeschränkt, aber grundsätzlich bestätigt wurde sie von seinem Schüler Heinz-Jürgen Beyer, der in einer leider kaum bekannten Dissertation über die *Aurea Gemma* zu dem Ergebnis kommt: „Und wenn Adalbert auch wahrscheinlich nicht der erste ist, der sich bemüht hat, die Ars dictandi in dieser Weise ‚modernen' Erfordernissen anzupassen, gehören doch seine Precepta und auch die Aurea Gemma immerhin zu den ältesten erhaltenen Versuchen, die die Anfänge der Ars dictandi als selbständiger Wissenschaft geprägt haben".[14]

Zunächst unternahmen schon 1972 Herbert Bloch[15] und dann wesentlich ausführlicher Franz Josef Worstbrock 1989 eine kritische und quellengestützte Überprüfung von Schmales These. Beide rehabilitierten Alberich als Begründer der langen Tradition mittelalterlicher *ars dictaminis*.[16] Grundsätzliche Kritik an der Frage nach „einem" Vater der *ars dictaminis* äußerte in der Sache zwar gerechtfertigt William Patt, indem er die generische Entstehung kultureller Errungenschaften generell betont und die Zuweisung an einen Ort und einen Urheber als *per se* unglücklich definiert.[17] Dennoch relati-

---

[12] So etwa Murphy, Rhetoric (wie Anm. 1) S. 202–212.

[13] Groll, Enchiridion (wie Anm. 2) I, S. 23; H.-J. Beyer, Die Frühphase der „Ars dictandi", Studi Medievali 3ª serie 18/2 (1977) S. 19–43, S. 26, weist – allerdings ohne Hinweis auf die gegenseitige Deutung Schmales – auf typische Charakteristika einer *ars dictaminis* schon bei Alberich hin.

[14] H.-J. Beyer, Die „Aurea Gemma". Ihr Verhältnis zu den frühen Artes dictandi, Bochum Diss. (masch.) 1973, S. 99f.

[15] H. Bloch, Monte Cassino's Teachers and Library in the High Middle Ages, in: La scuola nell'occidente latino dell'alto medioevo, Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 19, Spoleto 1972, II, S. 563–605, S. 593f.

[16] F.J. Worstbrock, Anfänge der mittelalterlichen Ars dictandi, Frühmittelalterliche Studien 23 (1989) S. 1–42, S. 5; 13f. et passim; Ders./M. Klaes/J. Lütten, Repertorium der artes dictandi des Mittelalters. Teil I: Von den Anfängen bis um 1200, Münstersche Mittelalter-Schriften 66, München 1992, S. 7; zuvor hatte schon H. Bloch, Montecassino's teachers (wie Anm. 15) S. 593f., Alberichs entscheidende Rolle verteidigt, sich dabei aber weitgehend auf die alte Argumentation von Rockinger, Briefsteller (wie Anm. 8) gestützt.

[17] W.D. Patt, The early ‚Ars dictaminis' as response to a changing society, Viator 9 (1978) S. 133–155, S. 135f., 139; ihm folgend M. Camargo, Ars dictaminis. Ars dictandi, Typologie des sources du Moyen Âge occidental 60, Turnhout 1991, S. 30f.

viert er allzu stark den spürbaren Einfluss Alberichs auf nahezu alle späteren Autoren der *artes dictandi*,[18] der uns eine Ahnung davon gibt, in welchem Maß Alberichs Werk nur 30 Jahre später in Norditalien rezipiert und kopiert worden ist. Alberichs weite Bekanntheit und die schnelle Verbreitung seines *Enchiridion* erlauben es zweifelsohne, ihm eine wichtige Rolle in der Entstehung der *ars dictaminis* zuzuweisen. Dementsprechend hat Worstbrock im systematischen Vergleich mit den nachfolgenden *artes dictandi*, die Schmale als die wirklich ersten definiert hatte, sehr überzeugend nachgewiesen, wie sehr Alberich letztere in Aufbau, Inhalt und Terminologie geprägt und neue Methoden der Brieflehre entwickelt hat, die sich von den vorangehenden stark absetzten: „Die Schwelle zur Ars dictandi war erst betreten, als der Brief ein thematisch und methodisch selbständiges Interesse gewann, in expliziten Lehrstücken, im geschlossenen Traktat als eigenes literarisches System behandelt, seine Lehre eine aus dem Rahmen herkömmlicher Rhetorik heraustretende Disziplin wurde. Eben dieser Vorgang vollzieht sich in Alberichs Werk".[19] Ob man ihn deswegen als „Schöpfer der *ars dictaminis*" bezeichnen möchte oder muss, bleibe aber dahingestellt.

Die zuvor geäußerten Vorbehalte Patts können dem auch nichts Substantielles entgegensetzen. Sein *argumentum e silentio*, wonach „[t]he fact, that Alberic of Montecassino's works remain the oldest known dictaminal treatises does not constitute proof that they were

---

[18] Insofern geht er zu weit, wenn er behauptet (ebd. S. 139), „that the *ars dictaminis* was [...] a cultural development which occured more or less simultaneously in Italy, France, Germany, and perhaps other parts of Europe as well". Er belegt diese These mit den Zeitgenossen Adalbertus Samaritanus, Hugo von Bologna und Heinricus Francigena, übersieht aber, dass allen dreien Alberichs Werk bekannt war, dass sie sich also auf ihn als Vorläufer bezogen.

[19] Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 31; vgl. M. Camargo, Toward a Comprehensive Art of Written Discourse: Geoffrey of Vinsauf and the *Ars dictaminis*, Rhetorica 6 (1988) S. 167–194, S. 169: „What was new is his decision to include letter writing in a textbook on this subject"; Ders. Ars dictaminis (wie Anm. 17) S. 30f., mit der Einschränkungen: „Alberic's subject is the traditional rhetoric of the liberal arts curriculum"; vgl. ähnlich wie Worstbrock schon G. Constable, Letters and Letter-Collections, Typologie des sources du Moyen Age occidental 17, Turnhout 1976, S. 35 ; vgl. jetzt auch Richardson, The Ars dictaminis (wie Anm. 1) S. 53.

the first ones",[20] ist zwar grundsätzlich kaum zu widerlegen; der wiederholte Bezug der Bologneser Verfasser von *artes dictandi* gerade und ausschließlich auf Alberich und das Fehlen anderer Namen bleibt allerdings ein wichtiges Indiz, das Patt nicht einmal zu widerlegen versucht. Dass die von Alberich theoretisch und systematisch verfassten Regeln schon vor ihm beachtet wurden,[21] stellt auch keinesfalls einen belastbaren Beleg für Patts Zweifel dar, denn Alberich ging es überhaupt nicht darum, neue Regeln für das Abfassen eines Briefes zu schaffen, sondern lediglich darum, längst etablierte Regeln systematisch zu erfassen und zu ordnen und – *sit venia verbo* – didaktisch aufzubereiten.[22]

Von Alberich sind mehrere rhetorische Werke überliefert, die in den Handschriften in einem Corpus zusammengefügt wurden, das in mehreren Stufen entstanden ist. Deutlich tritt in den Widmungsprologen hervor, dass die einzelnen Lehrwerke aus einem schulischen Kontext hervorgegangen sind. Dieses sogenannte „Alberich-Corpus", das Groll 1963 unter dem Titel „*Enchiridion de prosis et rithmis* des Alberich von Montecassino" ediert hat,[23] zerfällt in ein *Breviarium* grammatischen Inhalts, die sogenannten „Abfassungsanleitungen", die sich überwiegend auf den Brief konzentrieren und als praktische Hilfe beim Verfassen eines Briefes zu verstehen sind, in die „Anhänge zum *Breviarium*" stilistischen Inhalts, in einen Traktat über die Regeln mittellateinischer Rhythmik, einen erneut auf die Stilistik fokussierten Traktat und eine eigenständige briefspezifische *Ars dictandi*, die Worstbrock Alberich zuschreiben möchte.[24] Das Alberich-Corpus,

---

[20] Patt, The early „ars dictaminis" (wie Anm. 17) S. 147.

[21] Ebd.

[22] Vgl. C.D. Lanham, Freshman composition in the early middle ages: Epistolography and rhetoric before the ars dictaminis, in: Viator 23 (1992) S. 115–134, S. 131; Richardson, The Ars dictaminis (wie Anm. 1) S. 55; ähnlich schon Gehl, Monastic rhetoric (wie Anm. 2) S. 33.

[23] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 25–124. Grolls Titel wird im Folgenden der Klarheit halber auch weiter verwendet, um das Gesamtwerk des Alberich-Corpus zu benennen.

[24] Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 28, mit Edition S. 32–37, die sich durch Einbeziehung zweier weiterer Handschriften von der Edition Grolls abhebt. Zum Alberich-Corpus ebenfalls Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 8–16.

in mehreren Etappen entstanden, ist handschriftlich „mit einer Ausnahme“ stets geschlossen überliefert.[25] Als Abfassungszeit ist für den Großteil des Corpus wohl die Zeit ab etwa 1075 wahrscheinlich.

Sind hiermit die wichtigsten Charakteristika in Alberichs Lehrbuch zum Abfassen von Briefen erläutert, gilt es in einem zweiten Schritt, den historischen Kontext, Schreibumfeld und -anlass zu analysieren. Zwar wurde die Entstehung seines *Enchiridion* zum Teil mit dem sogenannten Investiturstreit verbunden: „During the eleventh century, primarly to supply the papal need for a prestigious and distinctive epistolary identity, and stimulated by the great exchange of letters, privileges and polemics associated with the Investiture Controversy (1075–1122), there arose the first fully theoretical treatment of the art of *dictamen*“.[26] Allerdings blieb Alberich von Montecassino dennoch auf seine monastische Herkunft in Montecassino reduziert.[27] Diese Sichtweise hat ihre Legitimität zumindest insofern, als bisher für einen engen Zusammenhang zwischen dem Alberich-Corpus und den politischen Entwicklungen in Rom kaum mehr als die zeitliche Koinzidenz und allgemein die Bedeutung von Briefen im sogenannten Investiturstreit geltend gemacht und dabei stets mehr der Investiturstreit als jene Konsequenzen beachtet wurden, die sich aus den An-

[25] Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 7; zu den Handschriften Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 8–11, der die überholte und nicht ganz korrekte Beschreibung der Handschriften bei Groll, Enchiridion (wie Anm. 2), um zwei weitere komplette Handschriften erweitert und insgesamt ersetzt.

[26] J. O Ward, Rhetorical Theory and the Rise and Decline of *Dictamen* in the Middle Ages and Early Renaissance, Rhetorica 19 (2001) S. 175–223, S. 178, der nicht darauf eingeht, wie die päpstlichen Bedürfnisse mit dem Mönch in Montecassino zusammenhängen; ebenso oberflächlich Patt, The early „ars dictaminis“ (wie Anm. 17) S. 146: „the highly rhetorical, mannered style recommended by Alberic was better suited to the polemic literature of the Investiture Controversy, to which he contributed, than to the mundane transactions of day-to-day administration in the burgeoning chanceries of Europe“; Camargo, Ars dictaminis (wie Anm. 17) S. 31f., sieht er allgemein den Investiturstreit als einen neben vielen Stimuli bei der Entwicklung der *ars dictaminis* an.

[27] Vgl. etwa Murphy, Rhetoric (wie Anm. 1) S. 202f.; H. E. J. Cowdrey, The Age of Abbot Desiderius. Montecassino, the Papacy, and the Normans in the Eleventh and Twelfth Centuries, Oxford 1983, S. 24f., der unter dem Kapitel Cassinese monks in the papal service, S. 63–71, Alberich gar nicht erst erwähnt; vgl. jüngst auch Richardson, The Ars dictaminis (wie Anm. 1) S. 53.

sprüchen des Reformpapsttums ergaben.[28] Vor allem wird der Konnex zwischen Alberich in Montecassino und der päpstlichen Kurie nicht definiert, sondern als irgendwie bestehend vorausgesetzt.[29] Bei eingehender Analyse lassen sich allerdings Alberichs Verbindungen nach Rom noch wesentlich differenzierter und vor allem schon vor dem sogenannten Investiturstreit belegen und die Präsenz Cassinenser Rhetorik an der Kurie nachweisen,[30] die eher mit den Auswirkungen des Reformpapsttums in Verbindung zu bringen sind.

Bekanntlich lief in der Auseinandersetzung zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., aber auch schon in den vorangehenden Propagierungen der Reformideale an der sich etablierenden päpstlichen Kurie die Kommunikation weitestgehend über Briefe, deren Bedeutung demnach kaum hoch genug einzuschätzen ist.[31] Rudolf Schieffer hat nachgezeichnet, in welcher Weise Gregor VII. den brieflichen Kontakt der Kurie auf alle „nur irgendwie erreichbaren Herrscher seiner Zeit" ausgeweitet hat. „Seine Schreiben gingen nicht nur an die Höfe in Deutschland, Frankreich, England und den drei spanischen Reichen sowie an den Kaiser in Konstantinopel, sondern auch an die skandinavischen Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden, an den Herzog von Polen, an die Könige von Rußland, von Ungarn, von Serbien und Kroatien/Dalmatien und schließlich sogar an die zuvor und danach von Rom aus kaum wahrgenommenen Herrscher in Irland

---

[28] Vgl. etwa Ward, Rhetorical Theory (wie Anm. 26) S. 178.

[29] Ebd., S. 182, sieht zwar eine Verbindung zum Investiturstreit, aber nicht zur päpstlichen Kurie, wenn er bemerkt: „*Dictamen* itself spread from Monte Cassino to northern Italy", ohne überhaupt Rom als eine Station der *ars dictaminis* zu definieren.

[30] Vgl. auch schon F. Hartmann, Streitkultur im Wandel. Zur Kunst des Streitens im Investiturstreit,in: G. Gebhard et al. (Hg.), Streitkulturen. Polemische und antagonistische Konstellationen in Geschichte und Gegenwart, Bielefeld 2008, S. 35–55.

[31] Vgl. L. Melve, Inventing the public sphere. The public debate during the investiture contest (c. 1030–1122), Brill's Studies in intellectual history 154, Leiden-Boston 2007, S. 25, 75; M. Suchan, Königsherrschaft im Streit. Konfliktaustragung in der Regierungszeit Heinrichs IV. zwischen Gewalt, Gespräch und Schriftlichkeit, Monographien zur Geschichte des Mittelalters 42, Stuttgart 1997, S. 260–269.

und im islamischen Mauretanien".[32] Diese räumliche Ausweitung belegt allein schon den gesteigerten Bedarf an kundigen Diktatoren; sie reflektiert daneben aber auch den Stellenwert brieflicher Kommunikation im Allgemeinen in den Zeiten der Reformpäpste, als Briefe sogar „ohne konkrete Veranlassung" verfasst wurden.[33]

Die enge Kommunikation zwischen Montecassino und Rom gerade in den 1070er Jahren ist längst bekannt. Denn der damalige Abt Desiderius von Montecassino hat sich als zunächst treuer Parteigänger Gregors VII. nachweislich oft in Rom aufgehalten und war dort als Kardinalpriester von Santa Cecilia im Kardinalskolleg vertreten.[34] Zudem kamen nicht weniger als drei Päpste dieser Epoche aus Montecassino.[35] Alberich selbst hat sich nachweislich mehrfach in Rom aufgehalten. 1078 ist er dort auf der Synode zur Verteidigung päpstlicher Standpunkte gegen Berengar von Tours aufgetreten und nachweislich ist er auch nicht in seiner Abtei in Montecassino, sondern in Rom bestattet.[36]

Hans-Walter Klewitz hat schon 1937 auf ein Filialkloster Montecassinos in Rom hingewiesen. S. Maria in Palladio, in Pallara oder in palatio (heute San Sebastiano oder auch Sebastianello). Es gehörte seit dem Pontifikat Alexanders II. den Mönchen von Montecassino.[37] Seine besonders befestigte Lage auf dem Palatin machte es zudem zu

---

[32] R. Schieffer, Gregor VII. und die Könige Europas, in: La riforma Gregoriana e l'Europa, Studi Gregoriani 13, Roma 1989, S. 189–211, S. 192f.

[33] Ebd., S. 193; auf die „stattliche Anzahl von Schriftstücken, die täglich von der Kurie in die Welt hinausging" verweist O. Blaul, Studien zum Register Gregors VII., Archiv für Urkundenforschung 4 (1912) S. 113–228, S. 114, der hinzufügt, dass diese Schreiben „meist in der Kanzlei verfaßt und dort nach den Angaben des Papstes von seinen Notaren diktiert" worden seien.

[34] R. Hüls, Kardinäle, Klerus und Kirchen Roms 1049–1130, Tübingen 1977, S. 155.

[35] Nämlich Stephan IX., Abt Desiderius von Montecassino als Viktor III. und Alberichs vormaliger Schüler Gelasius II; vgl. zu den Verbindungen zwischen Rom und Montecassino Cowdrey, The Age of Abbot (wie Anm. 27) S. 56–71.

[36] Petrus Diaconus, De viris illustribus (wie Anm. 5) Sp. 1033.

[37] Ausführlich auch zum Folgenden H.-W. Klewitz, Montecassino in Rom, QFIAB 28 (1937) S. 36–47, S. 36; zu dieser Kirche schon P. Fedele, Una Chiesa del Palatino, Archivio della società per la storia della patria 26 (1903) S. 343–373.

einem wichtigen Stützpunkt der Kardinäle, die hier 1118 den Cassineser Mönch Johannes Gaeta zum Papst Gelasius II. wählten.[38] In dem Kloster lebten nach Klewitz diejenigen Mönche Montecassinos, „die noch unmittelbarer als der unter die Kardinalpriester aufgenommene Abt Desiderius in den Dienst des Papsttums traten".[39] In den 1070er Jahren war der päpstliche Kanzler Petrus zugleich Rektor von Santa Maria Nova,[40] das in unmittelbarer Nachbarschaft zu S. Maria in Palladio lag, sodass „häufig nähere persönliche Berührungen des päpstlichen Kanzlers mit dem römischen Kreis der Cassineser Mönche stattgefunden haben".[41]

Klewitz und zustimmend später Dietrich Lohrmann konnten wahrscheinlich machen, dass das Briefregister Papst Johannes' VIII. gerade in jener Zeit, in den 1070er Jahren,[42] von Cassineser Mönchen im Kloster S. Maria in Palladio und gerade nicht in Montecassino kopiert worden ist.[43] Die Kopie dieses Registers von mustergültigen Papstbriefen diente offenbar ebenso wie zahlreiche frühere Briefsammlungen von Päpsten und anderen anerkannten Autoritäten der Ausbildung angehender Briefschreiber[44] und ergänzte damit Albe-

---

[38] Vgl. Liber pontificalis, ed. L. Duchesne, Bibliothèque des Ecoles françaises d'Athènes et de Rome 2, Paris 1892, II, S. 313.

[39] Klewitz, Montecassino in Rom (wie Anm. 37) S. 39.

[40] Ebd., S. 43.

[41] Ebd., S. 44.

[42] So der insgesamt überzeugende Datierungsvorschlag von D. Lohrmann, Das Register Papst Johannes' VIII. (872–882). Neue Studien zur Abschrift Reg. Vat. I, zum verlorenen Originalregister und zum Diktat der Briefe, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 30, Tübingen 1968, S. 109.

[43] Klewitz, Montecassino in Rom (wie Anm. 37) S. 44; Lohrmann, Das Register Papst Johannes' VIII. (wie Anm. 42) S. 105 ff.

[44] So konstatiert für die Zeit vor dem Aufkommen der ersten *artes dictandi* M. Camargo, Ars dictaminis (wie Anm. 17) S. 30: „One learned the art of letter writing chiefly by imitating the productions of acknowledged masters"; vgl. zu solchen Briefsammlungen vor allem Constable, Letters and Letter-Collections (wie Anm. 19) S. 26–40; speziell für das 11. Jahrhundert J. van Engen, Letters, Schools, and Written Culture in the Eleventh and Twelfth Centuries, in: J. Fried (Hg.), Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 27, München 1997, S. 97–132, S. 123.

richs theoretisch ordnende Brieflehre auf das Beste.[45] Unter Verweis auf diese räumliche und personelle Verbindung zwischen Montecassino, S. Maria in Palladio, der päpstlichen Kanzlei im Lateranpalast[46] und eventuell dem päpstlichen Chartularium oder Archiv in Santa Maria Nova am Titus-Bogen[47] können wir dem Cassineser Mönch Alberich also für seine Besuche und längeren Aufenthalte in Rom eine Heimat zuweisen, die in unmittelbarem Kontakt zum Zentrum päpstlicher Schriftlichkeit lag.

In diesem Zusammenhang ist eine *salutatio*, gewissermaßen eine Musteranrede in Briefen, aus Alberichs sogenannten Abfassungsanleitungen im *Enchiridion* aufschlussreich: Nach einer ersten *Salutatio* an den Abt von Montecassino heißt es in den Handschriften München, BSB, clm 14784 (E), London, BL, Add. ms. 50789 (Harley 2452) (H) und St. Petersburg, Publičnaja Bibl., Cod. O.v.XVI.3 (P), die im Text der Edition nicht berücksichtigt und dem Editor zum Teil noch gar nicht bekannt waren[48]:

Prologus ad benedictum[a] priorem[b] vel[c] prepositum: Venerabili patri et[d] reverendo domino, cellę sanctę genitricis sempiterneque[e] virginis site Rome[f] in[g] loco qui[h] Palladii[i] censetur[k] cognomine[k], rectori et[l] provisori et dispensatori quam optimo[m] Benedicto[n] nomine[o]

---

[45] Lohrmann, Das Register Papst Johannes' VIII. (wie Anm. 42) S. 115, sieht zwar Desiderius von Montecassino als Auftraggeber der Abschrift des Registers und vermutet, dass Desiderius sich in seinen politischen Bemühungen um einen Ausgleich mit dem Basileus auf die Briefe Johannes' VIII. stützen wollte. Die Belege dafür sind allerdings dünn; die Kopie hat nie Desiderius und Montecassino erreicht, was Desiderius als Auftraggeber ohnehin schon fast ausschließt; zudem nimmt das Verhältnis zu den Griechen und insgesamt zum Osten im Register Johannes' VIII. einen vergleichsweise geringen Platz ein. Mit ähnlichen Argumenten und insgesamt größerer Wahrscheinlichkeit könnte man Gregor VII. zum Auftraggeber machen, weil er dort reichhaltig Belege für die Exkommunikation findet, die Gregor VII. in ähnlicher Weise und Frequenz anwandte und eventuell auf diesem Weg gerechtfertigt sehen wollte.

[46] Lohrmann, Das Register Papst Johannes' VIII. (wie Anm. 42) S. 106, entkräftet die Vermutungen von Klewitz, Montecassino in Rom (wie Anm. 37) S. 44ff., das päpstliche Archiv habe sich damals in der *turris Chartularia* am Titusbogen befunden, und verweist auf das Archiv im gleichfalls nahen Lateranpalast.

[47] Vgl. Liber pontificalis (wie Anm. 38) I, S. 386; II, S. 416; vgl. aber die Vorbehalte Lohrmanns in der vorangehenden Anmerkung

[48] Zu den Handschriften vgl. Worstbrock (wie Anm. 16) S. 8–11.

Benedicto[p] *gratia Benedicto*[q] *et*[r] *opere A*[s] *post*[t] *ΠᵛΘ* [u] *vel*[w] *ogdoada*[x] *post*[y] *ebdomada*[z].[49]

Die in unserem Kontext entscheidenden Worte dieser *salutatio, Rome* und *Palladii* hat der Herausgeber Peter-Christian Groll zu Unrecht und noch in Unkenntnis der Handschriften aus St. Petersburg und London in den kritischen Apparat verbannt, sie gehören aber vielmehr in den Haupttext.[50] Den genannten Benedikt identifiziert Groll als den heiligen Klostergründer, doch auch hier irrt er. In einer Urkunde vom September 1089 wird die Anwesenheit eines *monachorum Casinensium Benedicti prepositi de Pallara* bezeugt.[51] Dass Alberich in dieser Musteranrede also den *praepositus* Benedikt im Kloster S. Maria in Palladio so korrekt anspricht, mag seine Vertrautheit mit diesem Konvent dokumentieren. Groll lokalisiert die Abfassung der *ars dictandi* in Montecassino, weil „die wiederholte Erwähnung des Abtes Desiderius und des Klosters Montecassino auf diese Abtei hin[weise]";[52] doch beruht diese Einschätzung auch auf Grolls Fehlinterpretation bezüglich der maßgeblichen Handschrift E und auf der Unkenntnis der Handschriften H und P. Betrachten wir die ersten Brief- und Privilegienmuster in Alberichs Werk im Überblick, so zeigt sich folgende Reihenfolge:[53]

---

[49] Vgl. die hier unzulängliche Edition: Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 66, die sich weitgehend auf die Hs. München, BSB, Clm 19411 (T) stützt. Zur Kritik an der Edition vgl. Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 8f. Bessere Varianten bieten die Handschriften E (clm 14784), H (London, BL, Add. ms 50789, Harley 2452), P (St. Petersburg, Publičnaja Bibl., Cod. O.v.XVI.3). Sie seien hier deshalb wiedergegeben. Kritischer Apparat: a) fehlt E T. b) fehlt H P. c) fehlt H P; folgt ad E. d) ac T. e) semperque T. f) fehlt T. g) fehlt E. h) folgt dicitur E T. i) Paladu E; tali et tali nomine T. k) fehlt T E. l) fehlt H vel T. m) obtimo H; aus obtimo verbessert P. n) benedictionem P. o) fehlt P. folgt et T. p) fehlt T; folgt ex H. q) fehlt T r) ex H. s) fehlt E. t) P T. u). η ο P; π ω H. w) fehlt H P. x) ebdoada E; agdoada P. y) vel T. z) ebdada T E H P.

[50] Zur insgesamt schwierigen Bewertung der Handschriften vgl. Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 32.

[51] W. Holtzmann, Nachträge zu den Papsturkunden Italiens X, Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen I. philologisch-historische Klasse 8, 1962, Göttingen 1963, 2, S. 208.

[52] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 62.

[53] Ebd., S. 65f.

1. *Brief an Desiderius von Montecassino*
2. *Prologus ad magistrum*
3. *Prologus ad priorem vel prepositum di S. M. in Pallara*
4. *Prologus ad amicum*
5. *Prologus preceptorum: In nomine sanctę et indivudue trinitatis H[einricus] gratia dei imperator augustus*
6. *Prologus epistolę papę: G[regorius] servus servorum dei*

Zum einen rückt durch die *salutationes* Alberichs Werk näher an das Cassineser Filialkloster in Rom, zum anderen zeigt sich in den Schreiben Gregors VII. und letztlich auch Heinrichs IV. die Nähe zur römischen Kurie. Denn mit Gregor VII. ist als Absender die Person genannt, in deren Phase gerade der Brief eine bis dahin unbekannte Bedeutung in der politisch-theologischen Debatte gewann. Zugleich ist das Kloster S. Maria in Palladio mit der päpstlichen Kanzlei verbunden. Nimmt man hinzu, dass Alberich Rom wohl seit spätestens 1078 überhaupt nicht mehr verlassen hat,[54] dann liegt es nicht fern, die gesamte Entstehung der ersten *ars dictandi* unmittelbar mit Rom, mit der päpstlichen Kanzlei und mit den aktuellen Bedürfnissen zunehmender Schriftlichkeit im Reformpapsttum und der sich verschärfenden Auseinandersetzung zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. zu verknüpfen. Die einzigen Musterbeispiele von vollständigen Schreiben sind sicher kaum zufällig Urkunden von ausgerechnet Gregor VII. und Heinrich IV. und kein einziges Stück aus Montecassino.[55] Ausführlich werden in Alberichs sogenannten Abfassungsanleitungen Aufbau und Besonderheiten päpstlicher Diplome geschildert.[56] Die Schüler von Alberich lernten also anhand von Beispielen der päpstlichen Kurie und bezeichnender Weise nicht oder nur sehr begrenzt an Beispielen aus Montecassino. Offenbar sollten sie also eher auf den römischen als den Cassineser Kanzleidienst vorbereitet werden.

Es ist entsprechend auch mehr als ein bloßer Überlieferungszufall, wenn von den insgesamt sieben Handschriften, die Alberichs *Enchiridion* ganz oder in Teilen überliefern, keine einzige in der Be-

[54] A. Lentini, Alberico di Montecassino nel quadro della Riforma Gregoriana, Studi Gregoriani 4 (1952) S. 55–109, S. 91.

[55] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 58f., 61–64.

[56] Vgl. die ausführliche Schilderung einer Papsturkunde unter dem Namen Gregors VII. im Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 57ff.

neventana, der damals in Montecassino gebräuchlichen Schrift, geschrieben[57] oder auch nur in der Cassineser Bibliothek überliefert ist,[58] die auf der anderen Seite aber die hagiographischen Werke von Alberich bewahrte.[59] Der Herausgeber von Alberichs *Enchiridion*, Groll, geht sogar soweit zu vermuten, dass der Cassineser Chronist, der uns ausführlich über das literarische Schaffen Alberichs unterrichtet und dabei auch dessen rhetorische Werke aufzählt,[60] weder das *Enchiridion* noch die Abfassungsanleitungen zu Gesicht bekommen habe. Alberich „mag aber durch ältere Mitbrüder von einem ‚liber dictaminum' Alberichs gehört haben".[61] Grolls These ist an diesem Punkt durchaus überzeugend, zumal der Chronist selbst gesteht, nicht alle Werke Alberichs aus eigener Anschauung zu kennen.[62] Der Umstand, dass dieses, im 12. Jahrhundert dann offenbar weit verbreitete Werk Alberichs Biographen in Montecassino nicht vorlag, lässt sich plausibel erklären, wenn man annimmt, dass das Werk nie in Montecassino, sondern stets in Rom gelegen und von dort seinen Weg nach Bologna und in andere oberitalienische Städte gefunden hat, wo es dann intensiv kopiert und rezipiert werden sollte. Der Bedarf an den durch Alberichs *Enchiridion* geförderten Kenntnissen war ja in Montecassino auch wesentlich geringer als im Rom der Zeit Gregors VII.

Wenn Alberich dieses neue Genre im Umfeld der päpstlichen Kurie verfasst hat, liegt es auch nahe, in der historischen Situation des Papsttums in den 1070er Jahren den Anlass für den Bedarf einer neuartigen Vermittlung im Abfassen von Briefen zu suchen. Sowohl das sogenannte Reformpapsttum, das den universellen Anspruch der Kurie in alle Winkel Europas zu tragen suchte und *motu proprio* in

---

[57] Alberich von Montecassino: *Flores rhetorici*, ed. D.M. Inguanez/E.H.M. Willard, Miscellanea Cassinese 14, Montecassino 1938, S. 13.

[58] Vgl. Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 15) S. 8–11.

[59] Vgl. zum Codex Cassinensis 146 der Vita S. Scolastica A. Lentini, L'omilia e la vita di S. Scolastica di Alberico Cassinese, Benedictina 3 (1949) S. 217–238, S. 230.

[60] Chronica monasterii Casinensis (wie Anm. 7) III, 35, S. 410f.

[61] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) I, S. 63.

[62] Chronica monasterii Casinensis III, 35, S. 411; vgl. Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) I, S. 63.

externe Angelegenheiten eingriff,[63] als auch der Investiturstreit, der in seiner publizistischen Ausprägung die Bedeutung des propagandistischen Wortes neu definierte,[64] ließen das kuriale Schriftgut rasant zunehmen. Zählbar ist die Zunahme schriftlicher Verlautbarungen des Reformpapsttums am besten anhand der Urkunden, deren Zahl sich etwa vervierfachte, wie Ernst-Dieter Hehl errechnete.[65] Quantitativ ähnliche Entwicklungen dürfen auch für die briefliche Kommunikation angenommen werden, auch wenn Briefregister leider nur im Fall Gregors VII. erhalten sind. Diese deutliche Zunahme wiederum bedingte auch einen gestiegenen Bedarf an Briefschreibern. Mit dem Reformpapsttum, mit der Lösung der Päpste aus den stadtrömischen Dimensionen seit 1046, mit der Etablierung der universel-

[63] Bis zum Beginn des sogenannten Reformpapsttums sind die Päpste in der Regel nicht von sich aus in externen Angelegenheiten tätig geworden. Mit dem sogenannten Reformpapsttum änderte sich diese Praxis, vgl. R. Schieffer, Motu proprio. Über die papstgeschichtliche Wende im 11. Jahrhundert, Historisches Jahrbuch 122 (2002) S. 27–41; ders., Die päpstliche Kurie als internationaler Treffpunkt des Mittelalters, in: C. Zey/C. Märtl (Hg.), Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie. Zum geistlichen und weltlichen Gesandtschaftswesen vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, Zürich 2008, S. 23–39, S. 29.

[64] Vgl. dazu Melve, Inventing the public sphere (wie Anm. 31).

[65] Zu den genauen Zahlen vgl. E.-D. Hehl, Das Papsttum in der Welt des 12. Jahrhunderts. Einleitende Bemerkungen zu Anforderungen und Leistungen, in: Ders./I.H. Ringel/H. Seibert (Hg.), Das Papsttum in der Welt des 12. Jahrhundert, Mittelalter-Forschungen 6, Stuttgart 2002, S. 9–23, S. 9f. Demnach stieg die Zahl der jährlich überlieferten Papsturkunden von im Durchschnitt 4 in den Jahren 896 bis 1046 auf rund 15 im Pontifikat Urbans II. (1088–1099). Diese Zahlen sind aus Gründen der Überlieferungswahrscheinlichkeit zwar nur begrenzt aussagekräftig, eine Tendenz zeigen sie dennoch allemal; vgl. mit ganz ähnlichen Befunden auch H. Seibert, Kommunikation – Autorität – Recht – Lebensordnung. Das Papsttum und die monastische-kanonikale Reformbewegung (1046–1124), in: J. Jarnut/M. Wemhoff (Hg.), Vom Umbruch zur Erneuerung? Das 11. und beginnende 12. Jahrhundert – Positionen der Forschung, MittelalterStudien 13, München 2006, S. 11–29, S. 14f.; in Bezug auf die Ausmaße der Urkundenproduktion zu Beginn des 12. Jahrhunderts, als die Schülergeneration Alberichs, wie etwa Johannes von Gaeta, tätig waren, vgl. R. Hiestand, Die Leistungsfähigkeit der päpstlichen Kanzlei im 12. Jahrhundert mit einem Blick auf den lateinischen Osten, in: P. Herde/H. Jakobs (Hg.), Papsturkunden und europäisches Urkundenwesen. Studien zu ihrer formalen und rechtlichen Kohärenz vom 11. bis 15. Jahrhundert. Beihefte zum Archiv für Diplomatik 7, Köln 1999, S. 1–26, S. 3ff.

len Perspektiven stieg zwangsläufig die Zahl päpstlichen Schrifttums enorm an mit allen entsprechenden Auswirkungen auch auf die personelle Zusammensetzung der Kurie.[66]

Eine Folge des Reformpapsttums war bekanntlich der sogenannte Investiturstreit, auf Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Doch gerade während des Investiturstreits nahm die Produktion polemischer Schriften weiter erheblich zu. Charakteristisch für diese Streitschriften war der Umstand, dass sie zumindest formal in das Gewand eines Briefes gekleidet waren.[67] Dass Alberich an dieser Entwicklung Teil hatte, belegt eine heute leider verlorene Schrift gegen Heinrich IV. aus der Feder Alberichs selbst. Und schließlich weist ihn sein eigenes, heute ebenfalls verlorenes Buch über die Dialektik als einen Gelehrten aus, der auf der argumentativen Höhe seiner Zeit und deswegen in besonderer Weise befähigt war, den Argumenten Heinrichs IV. im Investiturstreit mit den aktuellen wissenschaftlichen Methoden entgegenzutreten.[68] Denn in der Auseinandersetzung zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. finden wir gerade auf der päpstlichen Seite erstmals die Anwendung der Schuldialektik.[69] So überrascht Alberichs Kenntnis der Dialektik nicht, sie weist ihm aber im Kampf für Gregor VII. eine bislang übersehene Stellung zu.[70] Rhetorische Lehre, theoretische Einführungen in die Dialektik und das praktische Verfassen von Streitschriften bilden bei Alberich offenbar eine ganz besondere Einheit, die die Bedürfnisse der Zeit bediente. Eigenheiten

[66] Dazu demnächst ausführlicher J. Johrendt, Rusticano stilo? Papst und Rhetorik im 11. und 12. Jahrhundert, in: Hartmann (Hg.), Funktionen der Beredsamkeit (wie Anm. 1).

[67] Vgl. Lanham, Writing Instruction (wie Anm. 1) S. 114; zu dem Komplex auch Hartmann, Streitkultur (wie Anm. 30) S. 44–46.

[68] Hinweise auf diese beiden Werke Alberichs finden sich in der Cassineser Überlieferung bei Petrus Diaconus, De viris illustribus (wie Anm. 5) Sp. 1032f., und in der Chronica Monasterii Casinensis (wie Anm. 7) III, 35, S. 411.

[69] Vgl. W. Hartmann, Rhetorik und Dialektik in der Streitschriftenliteratur des 11./12. Jahrhunderts, in: Fried (Hg.), Dialektik und Rhetorik (wie Anm. 44) S. 73–95, S. 75f.; einer der Vorläufer auf dem Feld der Dialektik war Petrus Damiani, mit dem Alberich ebenfalls in Kontakt gestanden hat.

[70] Allenfalls Radding/Newton, Theology, Rhetoric, and Politics (wie Anm. 2), deuten mehrfach Alberichs Reputation in Rom an, konzentrieren sich aber allein auf dessen Bedeutung im Zusammenhang mit der Verurteilung Berengars von Tour auf der Synode in Rom 1078.

des Alberichschen Stils konnte Jochen Johrendt jüngst in den Briefen Gregors VII. aufdecken.[71] Der Einfluss seiner Rhetorik auf die päpstliche Kanzlei ist demnach auch auf ganz praktischer Ebene nachweisbar.

Die Verbindungen zwischen Alberichs Lehre und der Kurie lassen sich zudem noch weiter spezifizieren: Einer seiner Schüler, Johannes von Gaeta, bestieg 1118 als Papst Gelasius II. die *cathedra Petri.*[72] Über diesen Johannes/Gelasius heißt es im *Liber pontificalis:* Als Urban II. damals gerade noch dem Hinterhalt der Anhänger Heinrichs IV. und des Gegenpapstes Clemens III. entkommen war,

„da weihte der überaus gebildete und beredte Papst Urban den Mönch Johannes [von Gaeta; F.H.], den er für weise und vorausschauend hielt, und förderte ihn und machte ihn zu seinem Kanzler, damit Johannes vermittels seiner ihm von Gott gegebenen Eloquenz den alten eleganten Stil, der am Heiligen Stuhl schon fast untergegangen war, nach Anweisung des Heiligen Geistes und mit Gottes Hilfe reanimierte und den *Cursus Leoninus* mit schnellem Klang wieder einführte".[73]

Der rhetorisch versierte Schüler Alberichs wurde also 1088 von Urban entdeckt. Dass er sich zu diesem Zeitpunkt in Montecassino aufhielt, ist nicht erwähnt und wohl auch unwahrscheinlich. Als Schüler Alberichs hielt er sich also offenbar schon in Rom auf und wurde von Urban lediglich an die Kurie, genauer: in die Kanzlei, berufen, wo er in erster Linie mit dem päpstlichen Schriftverkehr betraut war. Dort befand sich der junge Gelehrte gewissermaßen im propagandistischen

---

[71] Johrendt, Rusticano stilo? (wie Anm. 66).

[72] Dazu auch schon R. Krohn, Der päpstliche Kanzler Johannes von Gaeta (Gelasius II.), Marburg 1918; O. Engels, Alberich von Monte Cassino und sein Schüler Johannes von Gaeta, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens 66 (1955) S. 35–55.

[73] Liber pontificalis (wie Anm. 38) II, S. 311 (eigene Übersetzung): *Tunc papa litteratissimus et facundus fratrem Iohannem virum utique sapientem ac providum sentiens ordinavit, admovit, suumque cancellarium constituit, ut per eloquentiam sibi a Domino traditam antiqui leporis et elegantiae stilum, in sede apostolica iam pene omnem deperditum, sancto dictante Spiritu, Iohannes Dei gratia reformaret ac leoninum cursum lucida velocitate reduceret.*

und publizistischen Zentrum des Investiturstreits,[74] und dort waren seine wiederholt dokumentierten rhetorischen Fähigkeiten gefragt, ging es doch um nichts Geringeres als die Verteidigung der *Libertas ecclesiae*. Möglicherweise hat Alberich also – wie schon bei seinem Auftreten gegen Berengar von Tours und wie wahrscheinlich auch im Fall seiner Schrift gegen Heinrich IV. – sein *Corpus* in Absprache oder sogar auf Bitten Gregors VII. verfasst. Denn immerhin ist es derselbe Papst gewesen, der das Legatenwesen zu einem „effizienten Instrument im Kampf für die Kirchenreform" gemacht[75] und dazu parallel den päpstlichen Briefverkehr räumlich und quantitativ erheblich ausgeweitet hat.[76] Damit war man an der Kurie fraglos auf einen Mitarbeiterstab angewiesen, der die Kommunikationsleistungen praktisch umsetzte. In Rom an der Kurie brauchte man eine entsprechend hohe Zahl an Diktatoren, die zunächst in den nötigen Fertigkeiten ausgebildet werden mussten.

---

[74] Zur „Publizistik" im Investiturstreit vgl. nach der grundlegenden Arbeit von C. Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII, Leipzig 1894, und den kritischen Bewertungen vor allem durch Suchan, Königsherrschaft (wie Anm. 31); Dies., Publizistik im Zeitalter Heinrichs IV. – Anfänge päpstlicher und kaiserlicher Propaganda im ‚Investiturstreit', in: K. Hruza (Hg.), Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit (11.–16. Jahrhundert), Österreichische Akademie der Wissenschaften. Forschung zur Geschichte des Mittelalters 6, Wien 2002, S. 29–45, nun die Studie von Melve, Inventing the public sphere (wie Anm. 31), der durchaus plausibel einen „propagandistischen" und auf eine „Öffentlichkeit" gerichteten Charakter in der Literatur während des sogenannten Investiturstreits nachweisen kann.

[75] C. Zey, Die Augen des Papstes. Zu Eigenschaften und Vollmachten päpstlicher Legaten, in: J. Johrendt/H. Müller (Hg.), Römisches Zentrum und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III., Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-Hist. Klasse. N.F. 2: Studien zu Papstgeschichte und Papsturkunden, Berlin/New York 2008, S. 77–108, S. 86; vgl. Schieffer, Die päpstliche Kurie (wie Anm. 63) S. 29; Th. Schieffer, Die päpstlichen Legaten in Frankreich vom Vertrage von Meersen (870) bis zum Schisma von 1130, Historische Studien 263, Berlin 1935, S. 237f.

[76] Vgl. Schieffer, Gregor VII. (wie Anm. 32) S. 192; J. Johrendt/H. Müller, Zentrum und Peripherie. Prozesse des Austausches, der Durchdringung und der Zentralisierung der lateinischen Kirche im Hochmittelalter, in: Dies. (Hg.), Römisches Zentrum (wie Anm. 75) S. 1–16, S. 4.

Ohne seine Vermutung zu vertiefen oder plausibel zu begründen hat schon Lentini die Möglichkeit eingeräumt, dass Alberich seit seinem Besuch der Synode gegen Berengar 1078 Rom bis zu seinem Tod nicht mehr verlassen hat.[77] Angesichts dieser stark auf Rom fokussierten Vita Alberichs erscheint es kaum sehr vermessen, den Ursprung der *Ars dictandi* in Rom zu suchen und auch auf die Bedürfnisse des universal agierenden Papsttums zurückzuführen. Die Brieflehre schulte genau jene Fähigkeiten, die damals gefragt waren. Es ist vielleicht auch kein Zufall, dass in den Zeiten des sogenannten Investiturstreits mit Alberich eine Person, die selbst an der Auseinandersetzung schreibend beteiligt war, in Rom mit seinem *Enchiridion* eine neue Vermittlungsform für die Kunst, Briefe zu schreiben, erprobte und niederschrieb.

Dass sein Werk dann wirklich als etwas Stilbildendes verstanden wurde, zeigt neben der Auseinandersetzung, die sich in Norditalien an der Bewertung von Alberich entzündete, auch die handschriftliche Überlieferung und insgesamt die daraus zu erschließende Verbreitung seines Werks. Dass jedenfalls im 12. Jahrhundert Alberichs Werk als Äquivalent zu den oberitalienischen *artes dictandi* angesehen wurde, veranschaulicht die handschriftliche Überlieferung, die Alberichs Werke neben die späteren *artes dictandi* stellt.[78]

Das *Enchiridion* belegt Alberichs Nähe zur römischen Kurie. Umso erstaunlicher muss daher anmuten, dass ein zweites, ihm zuge-

---

[77] Lentini, Alberico di Montecassino (wie Anm. 54) S. 85, konstatiert „che l'ultimo periodo della sua vita, forse dalla controversia berengariana fino alla morte, l'abbia trascorso abitualmente a Roma, e non più a Montecassino". Lentini vermutet, ebd., sogar, dass Alberich am Ende seines Lebens Kardinal geworden sei, und begründet die abweichende Überlieferung in Montecassino, wo Alberich stets und noch bis ins dortige Nekrolog als Diakon geführt wird, damit, dass man wegen seines ständigen Aufenthaltes in Rom in Montecassino gar nicht mehr über seinen weiteren Lebensweg informiert gewesen sei. Letzteres dürfte sicher kaum zutreffen, immerhin überlieferte man in Montecassino das Todesdatum korrekt; aber Lentini ist wohl darin zuzustimmen, dass Alberich seit den späten 1070er Jahren eher dem römischen als dem Cassineser Umfeld zuzuweisen ist.

[78] Bloch, Monte Cassino's Teachers (wie Anm. 15) S. 594; zu den Handschriften im Einzelnen vgl. Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 8–11.

wiesenes rhetorisches Werk, die *Flores rhetorici*[79] oder *Dictaminum radii*, wie sie in der jüngeren Forschung betitelt werden,[80] diese Verbindung völlig vermissen lässt. Statt der üblichen Briefmuster zeitgenössischer Machthaber findet man hier als zu imitierendes Beispiel eine komplette Rede vor dem antiken römischen Senat, kopiert aus Sallusts *De bello Iugurthino*.[81] Die Gattung Brief spielt in dem Werk insgesamt allenfalls eine marginale Rolle.[82] Überhaupt fehlt – anders als im *Enchiridion* – jeder Bezug zu Zeitgenossen wie dem Abt Desiderius, Papst Gregor VII. oder König Heinrich IV. Eine Nähe des Autors der *Flores rhetorici* zur päpstlichen Kurie ist demnach tatsächlich ausgeschlossen, zumal wenn die *Flores rhetorici* gewissermaßen als Aufbauwerk zu Alberichs *Enchiridion* verstanden wurden.[83] Der sehr traditionelle Charakter der *Flores rhetorici* lässt eher an ein monastisches Umfeld des Autors denken, sodass Alberichs Beschränkung auf Montecassino zumindest solange plausibel erscheint, wie man ihm die *Flores rhetorici* zuschreibt. Diese Zuschreibung ist allerdings ganz offensichtlich falsch.

Die *Flores rhetorici* sind ebenso wie das *Enchiridion* intensiv studiert und bereits 1938, wenn auch recht unbefriedigend,[84] ediert worden. Die zahlenmäßig zwar umfangreiche, in der Tiefe insgesamt allerdings dürftige Forschung hat inzwischen eine vermeintliche Sicherheit in Bezug auf wesentliche Fragen und Probleme suggeriert und den Blick auf das Werk so sehr verstellt, dass darüber die zahl-

[79] *Flores rhetorici*, ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57); dazu Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 17f.; vgl. vor allem J.M. Miller, Alberic of Montecassino, Flowers of Rhetoric, in: Ders. et alii (Hg.), Readings in Medieval Rhetoric, London 1973, S. 131–161.

[80] Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 18, nennt den Titel *dictaminum radii* zwar „zumindest gleichwertig", doch scheint wegen der insgesamt verlässlicheren Handschrift München, BSB, clm 14784, deren Titel *Flores rhetorici* plausibler. Deswegen und um den Titel der einzigen Edition zu verwenden, wird im Folgenden der Titel *Flores rhetorici* verwendet.

[81] *Flores rhetorici*, ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57) S. 39f.

[82] Patt, The early „ars dictaminis" (wie Anm. 17) S. 137f.

[83] Vgl. Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 17.

[84] Zur Kritik an der Edition vgl. H. Hagendahl, Le manuel de rhétorique d'Albericus Casinensis, Classica et Mediaevalia 17 (1956) S. 63–70, und vor allem G.C. Alessio, Restauri Albericiani, Medievo Romanzo 2 (1975) S. 321–344; ihnen in der Sache folgend Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 17.

reichen Unstimmigkeiten übersehen wurden, die es als nahezu ausgeschlossen erscheinen lassen, dass dieses Werk überhaupt aus Alberichs Feder stammt.[85] Nicht nur, dass die Hinweise auf die Verfasserschaft Alberichs dürftig und zweifelhaft sind. Vielmehr zeigen sich so auffallende stilistische und inhaltliche Widersprüche zwischen den *Flores rhetorici* und dem sicher Alberich zuzuweisenden Œuvre, dass hier von einem anderen Autor auszugehen ist.

In drei der vier Handschriften, die die *Flores rhetorici* überliefern, wird Alberich im Titel als Autor genannt. Wohl deswegen hat man dessen Verfasserschaft nie angezweifelt[86] und die inhaltlichen Widersprüche, die sich so in Alberichs Gesamtœuvre auftaten, zumeist ignoriert und, soweit überhaupt erkannt, nivelliert.[87] Ehe hier aber diese Widersprüche zusammengetragen werden, sollen zunächst die wenigen Argumente überprüft werden, die bisher die Annahme begründet haben, Alberich sei der Verfasser der *Flores rhetorici.* Ausgangspunkt muss der Titel sein. Die zahlenmäßige Überlegenheit jener drei Handschriften, die in ihrem Titel - *Ab Alberico editi incipiunt dictaminum radii* - Alberich als Autor anführen,[88] ist alleine noch

---

[85] Vgl. etwa die Standardwerke von Murphy, Rhetoric (wie Anm. 1) S. 203; Camargo, Ars dictaminis (wie Anm. 17) S. 30; Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 16ff.; zuletzt Turcan-Verkerk, Répertoire (wie Anm. 2) S. 196, jeweils mit weiterer Literatur.

[86] Vgl. neben den Editoren etwa Groll, Enchiridion (wie Anm. 2) I, S. 13; J.O. Ward, Ciceronian Rhetoric in Treatise, Scholion and Commentary, Typologie des sources de Moyen Âge Occidental 58, Turnhout 1995, S. 112f.; Patt, The early „ars dictaminis" (wie Anm. 17) S. 137f.; Camargo, Towards a comprehensive art of written discourse (wie Anm. 19) S. 169; Murphy, Rhetoric (wie Anm. 1) S. 203; Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 17, postuliert sogar die „begründete Annahme einer ursprünglichen Verbindung der ‚Radii' mit dem ‚Breviarium'"; vgl. in den letzten Jahren auch F. Delle Donne, Le formule di saluto nella pratica epistolare medievale. La *summa salutationum* di Milano e Parigi, Filologia Mediolatina IX (2002) S. 251–279, S. 253; Turcan-Verkerk, Répertoire (wie Anm. 2) S. 196.

[87] Die für einen einzelnen Autoren auffallend großen Differenzen zwischen beiden Werken konstatiert zaghaft C.D. Lanham, *Salutatio.* Formulas in Latin Letters to 1200: Syntax, Style, and Theory, Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 22, München 1975, S. 97. Dennoch hält sie an der konventionellen Verfasserzuschreibung fest.

[88] *Flores rhetorici,* ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57) S. 33.

kein Argument, denn dieser Titel geht mit Sicherheit nicht auf den Verfasser selbst zurück, und diese drei Handschriften gehören alle demselben Überlieferungszweig an, während die Münchener Handschrift (BSB, clm 14784) „zweifelsfrei" eine „Einzelstellung der Überlieferung" einnimmt.[89] Dort lautet der Titel ohne Nennung des Autors schlicht *Flores rhetorici.* Mithin überliefert ein Überlieferungszweig Alberich als Autor, der andere hingegen nicht.

Neben der vermeintlichen Nennung des Verfassers im Titel weist vermeintlich nur noch ein weiteres Indiz auf die Verfasserschaft Alberichs. Im Prolog der *Flores rhetorici* heißt es: *Ars enim quaelibet suis debet procedere gradibus, debet inquam ab imis ad summa fieri transitus. Iam fidelis huc se convertat animus, hauriat, gustet, rapiat intrinsecus, absint nugae, absint rimae, novum nectar nusquam effluat, radio Phebi tacta flores mens pariat. Hic Albericus evolat, hic palmam sperat; hic adversarius sileat, obmutescat, miretur, obstupeat, hic honestas, hic viget utilitas.*[90]

Es fällt zwar der Name Alberich, aber nicht in Zusammenhang mit dem Titel oder mit dem Autor des Werkes. Zum Vergleich seien die Prooemien derjenigen Werke zitiert, die Alberich mit größerer Sicherheit zugeschrieben werden können. In seiner *ars dictandi* schreibt Alberich:

Quoniam dilectissimi fratres, blandis et assiduis precibus me sollicitavistis, quatinus epistolares modos [...] expedirem, et, quia caritas omnia vincit apostolo attestante, ne ei obviare viderer, quamvis invitus, tamen fraterna dilectione commotus assensum prebui.[91]

---

[89] Die Herausgeber haben die handschriftlichen Abhängigkeiten nicht hinreichend erkannt; vgl. Hagendahl, Le manuel de rhétorique (wie Anm. 84), und vor allem Alessio, Restauri Albericiani (wie Anm. 84).

[90] *Flores rhetorici,* ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57) S. 33.

[91] Alberich von Montecassino: *Ars dictandi,* ed. Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 32–37, S. 33.

Kaum zufällig im ganz ähnlichen Ton schreibt Alberich am Beginn seines Breviarium:

Quanto cupidinis igne, fratres amantissimi, exarserim quantoque desiderio, ut vestri cupido desiderii suppleretur, exoptaverim, ipsum deum invoco testem. [...] Sed quia iuxta prophete eulogium in manu hominis non est via eius, nec ab homine sed a deo gressus hominis diriguntur, meis facinoribus presertim exigentibus maxima ex parte species maximaque ex parte defraudavit opinio. Non enim factum est, quod humana cupiditas concupivit, sed quod deus arbiter meritis humanis conpetere iudicavit.[92]

Schon die sprachlichen, stilistischen und inhaltlichen Abweichungen im Prooem der *Flores rhetorici* gegenüber den Vorworten Alberichs in seinen anderen Werken ist auffallend. Daneben überrascht aus der Feder eines geradezu zur Bescheidenheit verpflichteten Mönchs das Selbstbewusstsein, mit welchen sich der vermeintliche Autor Alberich selbst in den *Flores rhetorici* einführt: „Hier schwingt sich Alberich empor, hier erhofft er sich Lob, hier soll der Gegner schweigen, verstummen, staunen ...“.[93] Passender für den Mönch Alberich scheint da die Zurückhaltung und die Bescheidenheitstopik, die er in seinen Vorworten im *Breviarium* und in der *Ars dictandi* an den Tag legt. Dass Alberich der Autor solchen Selbstlobs war, wie es in den *Flores rhetorici* erscheint, vermag wenig zu überzeugen und harmoniert nicht mit seinem sonst belegten Auftreten.

Wahrscheinlicher scheint es doch, dass ein Anhänger, vielleicht auch ein Schüler oder ein wesentlich späterer Leser von Alberichs *Enchiridion* mit den *Flores rhetorici* ein eigenes rhetorisches Werk verfasst hat. Darin erwähnte er Alberich als Vorbild ehrfurchtsvoll im Vorwort. Auf diese Weise wurde als einziger Name Alberich zunächst nur als unbeteiligter Dritter im Prooem genannt. Erst nach Abschluss dieser *Flores rhetorici* hat die Nennung Alberichs im Prooem offenbar einen flüchtigen Leser oder Kopisten dazu veranlasst, den so erwähnten Alberich für den Verfasser des gesamten Werkes zu halten

[92] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 25.
[93] Vgl. den lateinischen Text bei Anm. 90.

und diese Zuschreibung entsprechend im Titel zu vermerken. Die drei erhaltenen Handschriften mit Alberichs Namen im Titel sind also Abschriften dieser Kopie mit dem fälschlich um den Namen Alberichs erweiterten Titel. Diese Art falscher Autorenzuschreibungen ist keinesfalls ungewöhnlich, und zuletzt konnten Charles M. Radding und Francis Newton auf diese Weise gerade Alberich als Autor einer Schrift gegen Berengar von Tour wahrscheinlich machen, die analog zum Fall der *Flores rhetorici* fälschlich den in dieser Schrift anfangs beschuldigten Berengar als Autor anführt, nur weil dessen Name zuerst genannt wird.[94] Wie in diesem Fall der falsche Titel und die falsche Autorenzuschreibung in der Schrift gegen Berengar zu erklären ist, hatte vorher schon A.J. MacDonald plausibel dargelegt und damit auch gleich die Lösung für den analogen Fall der *Flores rhetorici* mitgeliefert: „The rubric, or introductory ascription [...] was inserted by another scribe, who made a hasty examination of the contents of the tract, and assumed it was a copy of a letter sent by Berengar".[95]

Noch William Patt hat aufgrund des Prooems der *Flores rhetorici* und den dort erwähnten Neidern vermutet: „Alberic himself also gives hints, such as his employment of the adversary topos, which shows that he functioned in a school situation with other teachers of *dictamen*".[96] Dass allerdings Alberich laut Prooem mit seiner sowohl in Rom als auch in Montecassino weithin anerkannten Autorität gerade in Fragen der Rhetorik und Grammatik einer internen Kritik in Montecassino oder Rom selbst ausgesetzt gewesen sei, bedarf wohl einer ausführlicheren Begründung. Die erste Kritik an seinem Werk ist erst 30 Jahre später in Bologna belegt. Denn weder die *Chronica monasterii Casinensis* noch Petrus Diaconus in seinem Werk *De viris illustribus* wissen bei aller Kenntnis über Alberich von derartigen Spannungen zu berichten.[97] Im Übrigen nennen diese Cassineser Historiographen in der langen Reihung der Schriften Alberichs auch nicht Alberichs *Flores rhetorici,* allerdings sehr wohl ein Werk, das man mit dem *Enchiridion* identifizieren kann.

[94] Radding/Newton, Theology, Rhetoric, and Politics (wie Anm. 2).

[95] A.D. MacDonald, Berengariana, Journal of Theological Studies 33 (1932) S. 181–186, S. 183.

[96] Patt, The early „ars dictaminis" (wie Anm. 17) S. 147.

[97] Petrus Diaconus, De viris illustribus (wie Anm. 5) Sp. 1032f.; Chronica Monasterii Casinensis (wie Anm. 7) III, 35, S. 411.

Der Hinweis im Prooem der *Flores rhetorici*, dass im Angesicht von Alberichs Lehre ein gewisser *adversarius* zu schweigen habe, erinnert auffällig an den Schulstreit, der 30 Jahre später in Bologna ausgetragen werden sollte. Damals stritten dort Adalbertus Samaritanus und Hugo von Bologna um die Bewertung von Alberichs Rhetorik und über deren Bedeutung und Nutzen für den zeitgenössischen Gebrauch in Bologna.[98] Ganz offensichtlich gehören die *Flores rhetorici*, die diesen Diskurs anscheinend kannten, also eher in das weite Feld der Alberich-Rezeption als zu Alberich selbst. Zu dieser Interpretation passt es auch, dass die *Flores rhetorici* den Anredeteil eines Briefes als *Salutatio* bezeichnen,[99] wie es sich später bei Adalbertus und Hugo schon durchgesetzt hatte, während Alberich in den Abfassungsanleitungen des *Enchiridion* noch vom *prologus* spricht.[100]

Zudem sind die *Flores rhetorici* handschriftlich bis auf eine Ausnahme getrennt von dem Corpus überliefert, das Alberich mit großer Sicherheit zugeschrieben werden kann.[101] Dass in den *Chronica monasterii Casinensis* zwar auf Alberichs *liber dictaminum et salutationum*, das heißt wohl auf das Alberich-Corpus,[102] hingewiesen wird,[103] die *dictaminum radii*, die *Flores rhetorici* oder ein anders betiteltes weiteres Werk ähnlichen Inhalts dem Chronisten aber offenbar unbekannt waren, macht es nur noch wahrscheinlicher, dass Alberich dieses Werk nicht zugeschrieben werden kann. Groll kann die-

[98] Erstmals hier lassen sich Gegner der Lehrmethode von Alberich finden wie Adalbertus Samaritanus: *Praecepta dictaminum*, ed. F.-J. Schmale (wie Anm. 10) S. 51; verteidigt wird Alberich in diesem Streit von Hugo von Bologna: *Rationes dictandi prosaice*, ed. Rockinger, Briefsteller (wie Anm. 8) S. 53–94, S. 53f.; zur Deutung dieses Streits vgl. Schmale, Adalbertus Samaritanus (wie Anm. 10) S. 11.

[99] Das allerdings auch nur beiläufig und nur ein einziges Mal: *Flores rhetorici*, ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57) S. 38. Die von den Herausgebern in eckigen Klammern eingefügte Überschrift „Salutatio", lässt sich weder handschriftlich belegen noch inhaltlich rechtfertigen, denn in diesem Abschnitt geht es gar nicht um die Salutatio.

[100] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 64–68.

[101] Worstbrock, Repertorium (wie Anm. 16) S. 22; allein die Münchener Handschrift (BSB, clm 14784) enthält sowohl das Alberich Corpus als auch die *Flores rhetorici*, vgl. ebd., S. 9.

[102] Vgl. Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 7.

[103] Chronica monasterii Casinensis (wie Anm. 7) III, 35, S. 410.

sen fehlenden Hinweis nur mühsam damit erklären, dass der Chronist „nicht alle Werke Alberichs gekannt“ hat.[104] Das mag zwar durchaus zutreffen; einfacher wäre aber die wesentlich näher liegende Erklärung, dass die *Flores rhetorici* gar nicht von Alberich stammen.

Zudem fällt bei den *Flores rhetorici* die allenfalls nachlässige Beachtung prosarhythmischer Regeln auf, die auf der anderen Seite im *Enchiridion* und dort insbesondere in den beiden Widmungsbriefen Alberichs penibel beachtet werden.[105] Dass Alberich später in den einzelnen Kapiteln des *Breviarium*, wo kurze Beispielsätze und oft sogar nur Reihungen von Wortgruppen geliefert werden, den Prosarhythmus nicht mehr so anwenden kann wie in Prooemien oder gar in ganzen Briefen, erklärt sich dann von selbst. Tore Janson hat allein auf Grundlage der *Flores rhetorici* sogar bestritten, dass Johannes von Gaeta ein Schüler Alberichs gewesen sei, da Johannes sich anders als Alberich an die prosarhythmischen Regeln gehalten habe.[106] Hätte sich Janson am *Breviarium* orientiert, wäre er zu der These nicht gelangt; doch dieser Irrtum belegt um so mehr, dass *Flores rhetorici* und *Breviarium* nicht aus der Feder desselben Autors stammen können. Der Widerspruch wird um so größer, wenn man bedenkt, dass Alberich nicht nur praktisch den *Cursus* angewendet, sondern seine Schüler auch theoretisch im Prosarhythmus unterwiesen hat.[107] Im gesamten Prooem der *Flores rhetorici* findet sich dagegen gerade

---

[104] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) I, S. 63.

[105] Zum Prosarhythmus in Alberichs hagiographischen Werken vgl. A. Lentini, La „Vita S. Dominici“ di Alberico Cassinese, Benedictina 5 (1951) S. 57–77, S. 71; Ders., Note su Alberico Cassinese maestro di retorica, Studi medievali 18 (1952) S. 121–137, S. 133–136; ihm folgend Gehl, Monastic rhetoric (wie Anm. 2) S. 43, mit dem Ergebnis, dass in den *Flores rheorici* „there are few rhythmic clausulae, implying that *cursus* was not part of the style in question here even though, by contrast, it dominates the prose of the *Breviarium* collection“; allgemein dazu auch Bloch, Monte Cassino's Teachers (wie Anm. 15) S. 695 ff.

[106] T. Janson, Prose Rhythm in Medieval Latin from the 9th to the 13th Century, Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Latina Stockholmiensia 20, Stockholm 1975, S. 68.

[107] Zu Alberichs prosarhythmischen Lehrtexten vgl. D.W. Anderson, Medieval teaching texts on syllable quantities and the innovations from the school of Alberic of Monte Cassino, in: C.D. Lanham (Hg.), Latin Grammar and Rhetoric. From Classical Theory to Medieval Practice, London 2002, S. 180–211.

ein *Cursus velox,* den Alberich sonst regelmäßig und allein im Prooem des *Breviarium* fünf Mal verwendet.[108]

Ferner hat schon Carol Dana Lanham darauf hingewiesen, dass die *Flores rhetorici* mehrfach die sogenannte *quidquid*-Salutatio verwenden, das *Breviarium* hingegen nie.[109] Und zuletzt sei noch mit Herbert Bloch festgehalten: „Alberic made ample use of classical authors, especially in the *Dictaminum radii* (= *Flores rhetorici,* F.H.); much less so in the parts of the *Breviarium* published by Rockinger".[110] Elmer Lanier Clark weist in den *Flores rhetorici* sorgfältig Zitate von Vergil (Aeneis und Bucolica), Sallust (Catilina und Iugurtha), Terenz (Heauton Timorumenois, Phormio, Andria), Ennius, Ovid, Persius, Lucan, Horaz und Cicero (Catilinaria und Milo) nach.[111] Im *Breviarium* überwiegen dagegen deutlich Zitate der Kirchenväter. Paul Gehl, einer der wohl besten Kenner Alberichs, muss im Gegensatz zu den umfangreichen Zitaten in den *Flores rhetorici* in Hinblick auf das *Enchiridion* wesentlich zurückhaltender konstatieren: „Sallust, Vergil and Servius *de finalibus* are strongly indicated sources of the *Breviarium*".[112] Das entspricht eher einer durchschnittlichen und durchaus üblichen als einer herausragenden Literaturkenntnis. Herbert Bloch versucht diese Ungereimtheiten – insgesamt aber wenig überzeugend – mit der unterschiedlichen Ausrichtung der beiden Werke und der Konzentration auf „practical matters" im *Enchiridion* zu erklären.

---

[108] Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S.25f. In Anwendung der Methodik Jansons findet man im Prooem des *Enchiridion* bei einer Gesamtzahl von elf Satzschlüssen fünf mal den *cursus velox* und je zwei Mal Formen des *cursus planus* bzw. des *cursus tardus* sowie zwei nicht komponierte Satzschlüsse. Damit ist die Frequenz im *Enchiridion* derjenigen von Johannes von Gaeta und der Kanzlei unter Urban II. auffallend ähnlich, wie ihn Janson, Prose Rhythm, T. 18/19, S.61, 62, nachweist.

[109] *Flores rhetorici,* ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57) S.39; Lanham, *Salutatio* (wie Anm. 87) S.97.

[110] Bloch, Monte Cassino's Teachers (wie Anm. 15) S.592.

[111] Clark, Boncompagno da Signa: The Ysagoge (Diss. masch.), Athens (Georgia) 1984, S.20, vgl. dazu auch die Anmerkungen in der Edition, *Flores rhetorici,* ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57).

[112] Gehl, Monastic rhetoric (wie Anm. 2) S.24.

Dieser Vielzahl an Argumenten, die gegen Alberich als Autor der *Flores rhetorici* sprechen, steht auf der anderen Seite lediglich dessen Nennung im Titel gegenüber, die der handschriftlichen Überlieferung zufolge aber nicht zwingend auf die Urfassung zurückzugehen scheint. Der Name Alberich fällt im Prolog eindeutig nicht als Name des Autors, sondern vielmehr als der einer dritten Person, die als Vorbild und Referenzpunkt begriffen wird. Die einzige Selbstnennung des Verfassers könnte allenfalls, wie in zahlreichen anderen, späteren *artes dictandi* auch, in einer Musterbriefadresse zu finden sein. In der einzigen Briefadresse der *Flores rhetorici* aber ist dem Absender, der in vielen Mustern anderer *artes dictandi* mit dem Verfasser der jeweiligen *ars dictandi* identifiziert wird, die Initiale M zugewiesen.[113] In seinen Abfassungsanleitungen dagegen benutzt Alberich für den Absender von Musterbriefen oder Salutationen wiederholt die Initiale A für Alberich.[114]

Die inhaltlichen und terminologischen Abweichungen der *Flores rhetorici* von Alberichs Werken und der Mangel an überzeugenden Belegen für die Autorschaft Alberichs machen es deshalb höchst unwahrscheinlich, dass Alberich der Autor der *Flores rhetorici* ist. Entsprechend ist, wie in diesem Beitrag, der von den Herausgebern gewählte Titel *Flores rhetorici* jenem in Worstbrocks Repertorium vorgeschlagenen Titel *dictaminum radii* vorzuziehen. Letzterer wird allein in Verbindung mit der falschen Verfasserbezeichnung überliefert.

Scheidet damit Alberich als Autor der *Flores rhetorici* aus, ist die Suche nach dem tatsächlichen Autor eröffnet. Eine alternative Verfasserzuschreibung scheint allerdings angesichts der sehr dürftigen Angaben in den *Flores rhetorici* kaum möglich. Die offensichtliche Vertrautheit mit den Streitigkeiten um die Bewertung Alberichs, die zwischen Hugo von Bologna und Adalbertus Samaritanus ausgetragen wurden, macht eine Datierung auf nach 1120 wahrscheinlich. Auch dürfte Montecassino als Abfassungsort eher unwahrscheinlich sein, denn das Werk scheint dort nicht bekannt gewesen zu sein. Die handschriftliche Überlieferung der *Flores rhetorici* weist nach Süd-

[113] *Flores rhetorici*, ed. Inguanez/Willard (wie Anm. 57) S. 39.
[114] Vgl. die mehrfache Nennung: Enchiridion, ed. Groll (wie Anm. 2) II, S. 66f.

deutschland. Ein sicheres Indiz für den Entstehungsort ist das freilich nicht. Dafür spräche allerdings auch die insgesamt nur geringe Verwandtschaft der *Flores rhetorici* mit den typisch kommunalen *artes dictandi* wie jene aus den Federn von Hugo, Adalbertus, Magister Bernhard oder der *aurea Gemma*. Diese Vermutung wird bestärkt durch den Befund, dass die möglicherweise ebenfalls süddeutsche *Ratio in dictamina* als offenbar einzige *ars dictandi* Spuren einer Rezeption der *Flores rhetorici* aufweist.[115] Der Autor dieser *Ratio in dictamina* war offensichtlich ebenso wie der Verfasser der *Flores rhetorici* mit den Werken Hugos von Bologna und Adalbertus' Samaritanus vertraut. Demnach wusste man in Süddeutschland um die Mitte des 12. Jahrhunderts von der umstrittenen Bewertung Alberichs und von der bisweilen heftigen Kritik an seinem Stil, den das Proem der *Flores rhetorici* zu verteidigen suchte. Die eher den klassischen Traditionen monastischer Lehrinhalte folgenden *Flores rhetorici* ließen sich unter Umständen in einem süddeutschen Kloster verorten. Aber über Spekulationen kommt man bei der Suche nach einem neuen Autor derzeit leider nicht hinaus. Sicher ist nur, dass Alberich von Montecassino nicht der Autor der *Flores rhetorici* ist.

RIASSUNTO

L'importanza dell'*Enchiridion* di Alberico di Montecassino in generale e la sua influenza fondamentale sulla *ars dictaminis* in particolare sono indiscusse. Sulla base di un'attenta lettura sono chiaramente individuabili le connessioni, finora solo supposte, dell'*Enchiridion* con la curia papale ai tempi del papato riformatore. Con la sua opera, Alberico non solo servì intenzionalmente le esigenze della curia romana che era in costante crescita durante il periodo riformatore, ma scrisse l'*Enchiridion* evidentemente anche nella stessa Roma, nel monastero filiale di Cassino, Santa Maria in Palladio o in Pallara, cioè nelle immediate vicinanze della cancelleria papale. Questa vicinanza con il monastero e la cancelleria papale è direttamente rilevabile nell'*Enchiridion*. Di conseguenza i contenuti dell'opera preparavano gli allievi a svolgere i servizi piuttosto presso la cancelleria curiale e meno presso il

[115] *Ratio in dictamina*, ed. Worstbrock, Anfänge (wie Anm. 16) S. 39–42; vgl. Ders., Repertorium (wie Anm. 16) S. 17, 158f.

monastero di Montecassino. Simili riferimenti mancano però nei *Flores rhetorici*, anch'essi attribuiti ad Alberico. Questo fatto, come pure la comparazione delle due opere e l'esame della tradizione manoscritta dei *Flores rhetorici*, evidenziano che, contrariamente a quanto ritenuto finora, quest'ultima opera non poteva essere stata redatta da Alberico di Montecassino.

DAMNATIO MEMORIAE ODER *DAMNATIO IN MEMORIA*?

Überlegungen zum Umgang mit so genannten Gegenpäpsten als methodisches Problem der Papstgeschichtsschreibung

von

KAI-MICHAEL SPRENGER

Die Forschungen zur mittelalterlichen Memoria sind seit Jahrzehnten fest in der europäischen Mediävistik etabliert und haben nicht zuletzt durch die Einrichtung diverser Memoria-bezogener Sonderforschungsbereiche mit einer kaum mehr zu überblickenden Zahl an Einzelveröffentlichungen einen hohen Forschungsstand erreicht.[1] Parallel zu den spezifischen Fragestellungen der Memoria-Forschung hat sich durch die Rezeption der wegweisenden Arbeiten Jan Assmanns zum Kulturellen Gedächtnis[2] indessen auch in der Mediävistik in den letzten Jahren eine ergänzende Fokussierung und zwischenzeitlich ebenfalls stark differenzierte Forschungsdiskussion herausgebildet, die über die engeren Fragestellungen des liturgischen Ge-

[1] Wegweisend waren hier die Impulse des Münsteraner Forschungsschwerpunkts Memoria, vgl. K. Schmid/J. Wollasch (Hg.), Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter, Münstersche Mittelalter-Schriften 48, München 1984 sowie die Veröffentlichungen des früheren Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen unter O.G. Oexle (Hg.), Memoria als Kultur, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 121, Göttingen 1995 und D. Geuenich/O. G. Oexle (Hg.), Memoria in der Gesellschaft des Mittelalters, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 111, Göttingen 1994. Für den englischsprachigen Bereich grundlegend M.J. Carruthers, The Book of Memory. A Study of Memory in Medieval Culture, Cambridge 1990.

[2] J. Assmann, Das Kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.

betsgedenkens hinaus die unterschiedlichsten Felder, Formen, Rituale und Strategien der mittelalterlichen Erinnerungskultur in ihren jeweiligen Entstehungskontexten untersucht und hierbei ganz neue Forschungsfelder eröffnet hat.[3]

Angesichts dieser starken Präsenz, ja bisweilen sogar Dominanz der „Erinnerungskulturen" im gegenwärtigen mediävistischen Forschungsspektrum überrascht, dass die mit dem nicht unproblematischen, weil von der althistorischen Forschung künstlich kreierten Begriff der *damnatio memoriae*[4] zunächst nur sehr allgemein zu umschreibende Gegenfolie dieser unterschiedlich motivierten Erinnerungsstrategien, kurz: die verschiedenen Formen des systematischen Verdrängens, Vergessens und intentionalen Deformierens bestimmter Überlieferungen in der mittelalterlichen Geschichte bislang immer noch zu wenig Beachtung findet.[5] In den einschlägigen Lexika sucht man entsprechende Verweise zur mittelalterlichen Geschichte meist noch vergeblich;[6] erst in jüngster Zeit nimmt der Züricher Mediävist Gerald Schwedler seit 2007 mit seinem Habilitationsprojekt zur Dam-

[3] Zum Forschungsstand zuletzt A. Erll, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart 2005, dort auch ein Überblick über den Gießener SFB 434 „Erinnerungskulturen"; neuere Sammelbände zur mittelalterlichen Memoria präsentieren in der Regel ein über die reine liturgische Memoria deutlich erweitertes Themenspektrum wie z.B. A. Paravicini Bagliani (Hg.), La mémoire du temps au moyen âge, Micrologus' library 12, Firenze 2005 sowie M. Borgolte/C. D. Fonseca/H. Houben (Hg.), Memoria. Erinnern und Vergessen in der Kultur des Mittelalters/Ricordare e dimenticare nella cultura del medioevo, Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient 15, Berlin 2005; methodisch neue Wege geht J. Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004.

[4] Grundlegend F. Vittinghoff, Der Staatsfeind in der römischen Kaiserzeit, Untersuchungen zur Damnatio Memoriae, Berlin 1936.

[5] Vgl. hierzu auch die Kritik von A. Meyer in seiner Rezension des Tagungsbandes „Erinnern und Vergessen in der Kultur des Mittelalters" (wie Anm. 3), Sehepunkte 7 (2007) Nr. 2 [15.02.2007], URL: http://www.sehepunkte.de/2007/02/10337.html: „ ... Die Herausgeber haben sogar das absichtliche Vergessen vergessen, obwohl die *Damnatio memoriae* als die brutalste Form des Vergessens in den Quellen durchaus Spuren hinterließ."

[6] Eine der wenigen Ausnahmen hier M. von der Höh, „damnatio memoriae", in: J. Ruchatz/N. Pethes (Hg.), Gedächtnis und Erinnerung, Reinbek 2001, S. 109.

natio Memoriae im Früh- und Hochmittelalter diesen Themenkomplex erstmals in einem größeren Kontext in den Blick,[7] während erste Tagungen versuchen, dieses Phänomen in seinen unterschiedlichsten Ausprägungen in der mittelalterlichen Gesellschaft näher zu bestimmen.[8]

Zum einen mag dies auf die per se komplizierte, weil zumeist überaus dürftige Quellenbasis zurückzuführen sein, die uns zur Annäherung an derartige Fragestellungen überhaupt zu Verfügung steht; wie soll und kann die Forschung über das, was von bestimmten Gruppierungen und Entscheidungsträgern der mittelalterlichen Gesellschaft aus unterschiedlichster Motivation heraus als nicht tradierungswürdig angesehen und zum Teil systematisch unterdrückt bzw. vernichtet wurde, wie kann man diese quellenmäßige Lücke *e silentio* überhaupt fassen, beschreiben und daraus womöglich sogar adäquate Bewertungen dieser wenig oder gar nicht überlieferten Vorgänge entwickeln? Dieses grundsätzliche jeder *damnatio* oder *deletio memoriae* geschuldete methodische Problem kann die bisherige Zurückhaltung der Forschung alleine aber sicher nicht hinreichend erklären. Vielmehr gilt es noch immer ganz grundsätzliche Fragen dieses weiten Themenkomplexes zu klären und überhaupt erst ein methodisches-thematisches Koordinatensystem zu entwickeln, in welches sich jene Phänomene dann eventuell auch präziser einordnen lassen, die mit dem Begriff der *damnatio memoriae* noch sehr allgemein und für das Mittelalter wohl auch nicht wirklich adäquat umrissen sind. Schon die Terminologie erweist sich hier als durchaus problematisch, handelt es sich bei der *damnatio memoriae* doch um einen Terminus technicus zur Definition einer antiken Rechtsfigur, die in ihren Verfahren, Anwendungen und Erscheinungsformen vergleichsweise präzise zu fas-

[7] Demnächst G. Schwedler, *Damnatio memoriae – oblio culturale: concetti e teorie del non ricordo*, in: Condannare all'oblio. Pratiche della damnatio memoriae nel Medioevo. Atti del Convegno del XX Premio Internazionale 'Cecco D'Ascoli', ed. A. Rigon, Ascoli Piceno 2010.

[8] So z. B. die Tagung *Condannare all'oblio. Pratiche della damnatio memoriae nel Medioevo* Ende November 2008 in Ascoli Piceno. Am Züricher Lehrstuhl für die Geschichte des Mittelalters wird von Sebastian Scholz, Gerald Schwedler und dem Vf. für September 2010 eine interdisziplinäre Tagung zum Thema vorbereitet.

sen und bereits in diversen Spezialuntersuchungen zur Alten Geschichte thematisiert worden ist.[9]

Dass vergleichbare Phänomen auch für das Mittelalter existieren, dürfte außer Frage stehen.[10] Doch in wie weit diese Vergleichbarkeit im konkreten Falle tatsächlich greift und ob das Konzept einer *damnatio memoriae* antiker Ausprägung als Figur des römischen Rechts und Strafe *post mortem* für das Mittelalter überhaupt analog übertragbar ist, lässt sich derzeit mangels einschlägiger übergreifender Spezialuntersuchungen allenfalls im Einzelfall ansatzweise präzisieren.[11] Eine umfassende Arbeit zu Typologie, Methoden und Kontex-

[9] Zuletzt H.I. Flower, The art of forgetting: disgrace & oblivion in Roman political culture, Studies in the history of Greece and Rome, Chapel Hill 2006; E.R. Varner, Mutilation and transformation. Damnatio Memoriae and Roman imperial portraiture, Monumenta Graeca et Romana 10, Leiden 2004, dort auch die ältere Literatur.

[10] Als plakatives Beispiel sei hier an die Bücherverbrennungen erinnert, vgl. hierzu jetzt T. Werner, Den Irrtum liquidieren. Bücherverbrennungen im Mittelalter, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 225, Göttingen 2007.

[11] So existieren für das Spätmittelalter etwa auch Sonderformen einer diffamierenden Erinnerung wie die pittura infamante, vgl. G. Ortalli, „... pingatur in Palatio ...": La pittura infamante nei secoli 13–16, Storia. Jouvence 1, Roma 1979. An mediävistischen Einzelfalluntersuchungen zur *damnatio memoriae*, z.T. auch aus kunsthistorischer Sicht, seien genannt L. Ripart, Besançon, 1016: Genèse de la 'damnatio memoriæ' du roi Rodolphe III de Bourgogne, in: La mémoire du temps au moyen âge (wie Anm. 3) S. 17–36; M. Falla Castelfranchi, La chiesa di Sant'Ambrogio di Montecorvino Rovella: la seconda stagione pittorica; una „damnatio memoriae" alla fine del X secolo, in: F. Abbate (Hg.), Ottant'anni di un Maestro: omaggio a Ferdinando Bologna, vol. 1–2, Napoli 2006, S. 27–35; B. Saint-Sorny, La fin du roi Alaric II: le roi arien, objet d'une damnatio memoriae sous les Merovingiens? in: G. Constable/M. Rouche (Hg.), Auctoritas: Mélanges offerts à Olivier Guillot, Paris 2006, S. 193–204; A. Urbano, Donation, dedication, and „damnatio memoriae": the Catholic reconciliation of Ravenna and the church of Sant'Apollinare Nuovo, Journal of early Christian studies 13 (2005) S. 71–110; Í. Fiskovic, „Damnatio memoriae" in the medieval sculpture of southern Croatia, in: A. Wessel Reinink/J. Stumpel (Hg.), Memory and oblivion. Proceedings of the XXIXth International Congress of the History of Art held in Amsterdam, 1–7 September 1996, Amsterdam 1999, S. 753–757; E. Simi Varanelli, L'immagine e la storia: la damnatio memoriae della figura di Federico II nei cicli pittorici di Anagni, SS. Quattro Coronati, Grottaferrata, Parma, in: Arte medievale Ser. 2, Bd. 10, 2 (1996) S. 83–97; S. Foschi, S. Vitale in Ravenna: censura e „damnatio memoriae", in: Ravenna studi e ricerche, Bd. 2, Ravenna 1995, S. 57–84.

ten der *damnatio memoriae* im Mittelalter erscheint daher um so mehr als ein dringendes Forschungsdesiderat, als gerade jüngere Forschungsimpulse deutlich werden lassen, welch weites Feld sich hier eröffnet, das von grundsätzlichen Aspekten der Verfassungs-, Reichs-, Kaiser- und Papstgeschichte bis hin zu interessanten Lokal- und Regionalstudien künftig eine Fülle von faszinierenden Fragestellungen und zweifelsohne auch Neubewertungen erlaubt.

Der folgende Beitrag versteht sich daher lediglich als ein erster Versuch, an wenigen ausgewählten Beispielen aus dem Kontext schismatischer Konkurrenzsituationen des hochmittelalterlichen Papsttums vergleichbare Phänome gerade für jene Institution in den Blick zu nehmen, die sich aufgrund ihrer beeindruckenden Schriftlichkeit und gleichsam ungebrochenen Kontinuität ihrer Überlieferungshoheit als spannendes und vielleicht ertragreiches Untersuchungsfeld für die Formen des systematischen Verdrängens, Vergessens und intentionalen Deformierens von Erinnerungen anbietet. Mit dieser Sondierung verbunden ist zugleich der Versuch, die bereits erwähnte grundsätzliche Frage, inwieweit die Begrifflichkeit der *damnatio memoriae* überhaupt auf die Verhältnisse des Mittelalters übertragbar sei, zumindest für den Kontext des hochmittelalterlichen Papsttums zu beantworten. Schließlich wird zu fragen sein, wie die methodischen Schwierigkeiten, die der Mediävistik aus diesem Instrument der Vergangenheitsbewältigung eines Schismas erwachsen, eventuell überwunden werden können, um letztlich der Wahrnehmung und den Bewältigungsstrategien der Zeitgenossen in solchen schismatischen Konkurrenzsituationen mit keinesfalls offenkundigem oder gar vorherbestimmbarem Ausgang näherzukommen.

Zunächst zur Begrifflichkeit: Die deutsche Mediävistin Neumüllers-Klauser hat vor einigen Jahren in einem Artikel zur *erasio nominis* in Inschriften gerade diese Annahme dezidiert abgelehnt und formuliert, dass der von der althistorischen Forschung kreierte Begriff *damnatio / deletio memoriae* wegen fehlender Parallele zum antiken Gebrauch für das Mittelalter gänzlich irreführend sei.[12] Ganz

[12] R. Neumüllers-Klauser, Zum Phänomen der Erasio nominis im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 147 (1999) S. 255–272, hier S. 259.

so pauschal wird man dies aber kaum behaupten können, wie die bisherigen wie auch die jüngsten Annäherungen an das Thema nahelegen, die bei aller vorhandenen und wohl auch berechtigten Skepsis gegenüber einer analogen Übernahme der althistorischen Terminologie vorsichtiger von einem *condannare al'oblio* sprechen, um mit einer noch als Arbeitstitel zu verstehenden Begrifflichkeit jene Phänomen einzugrenzen, welche der *damnatio memoriae* antiker Ausprägung zumindest vergleichbar erscheinen.[13]

Für den Bereich des Papsttums lässt sich dagegen seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts auch terminologisch eindeutig belegen, dass in der Kanzlei der Kurie eine konkrete Vorstellung oder vielleicht sogar so etwas wie ein Konzept einer *memoria damnata* existiert haben muss. So spricht etwa Alexander III. im Juni 1168 und somit noch vor der Beilegung des Alexandrinischen Schismas von seinem bereits 1164 verstorbenen Konkurrenten Viktor IV. als *Octavianus heresiarcha damnatae memoriae,*[14] der 1177 mit dem Frieden von Venedig dann auch die nachfolgenden staufischen so genannten Gegenpäpste Paschalis III. (1164–1168) und Calixt III. (1168–1177) anheimfielen, die während des 18 Jahre andauernden Alexandrinischen Schismas ebenfalls ihren Anspruch auf die *Cathedra Petri* formuliert und mit massiver Unterstützung Kaiser Friedrich Barbarossas durchzusetzen versucht hatten.[15] Gleichermaßen konnten auch weltliche Amtsträger, die in Konflikt mit dem Papsttum geraten waren, zur Ziel-

[13] Unter dem Titel „Condannare all'oblio. Pratiche della damnatio memoriae nel Medioevo" präsentierte eine Tagung im November 2008 in Ascoli Piceno verschiedene Zugänge zu diesem Phänomen. Der Tagungsband erscheint 2010 in den Atti del Convegno del XX Premio Internazionale 'Cecco D'Ascoli'.

[14] Regest bei Kehr IP 5, S. 380f. Nr. 7, Edition in PL 200 Sp. 495. Der Brief Papst Alexanders III. an den Diözesanklerus von Reggio gehört in den Kontext der Auswirkungen des Schismas in Reggio und verweist auf den Eid, den der Abt Guido des Reggianer Klosters S. Prospero angeblich dem ersten staufischen Gegenpapst geleistet haben soll, hier Sp. 495: ... *quod prius damnatae memoriae Octaviano heresiarchae ... illud nefandissimum praestitit juramentum.*

[15] Zum Alexandrinischen Schisma J. Laudage, Alexander III. und Friedrich Barbarossa, Beihefte zu J.F. Böhmer, Regesta Imperii 16, Köln u.a. 1997 sowie K. Görich, Die Ehre Kaiser Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert, Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst. Hg. von G. Althoff/B. Stollberg-Rilinger/H. Wenzel, Darmstadt 2001, S. 126–185.

scheibe einer *memoria damnata* werden, wie etwa Markward von Anweiler durch Papst Innozenz III.[16] oder Kaiser Otto IV., auf dessen aus Sicht der Kurie usurpatorischen Anspruch auf den Kaisertitel noch im 14. Jahrhundert als *tempore damnate memorie Octonis* (Otto IV.) *ecclesie persecutoris et hostis* in einer Terminologie verwiesen wird, die sich sogar des im Kontext der *damnatio memoriae* antiker Prägung eindeutig belegten Begriffs *hostis*, also der Erklärung zum Staatsfeind, bedient.[17]

Für unsere ersten Überlegungen zum Thema mag an dieser Stelle die Beobachtung ausreichen, dass konkret eine auch begrifflich formulierte Vorstellung einer *memoria damnata* aus der Perspektive der Kurie Anwendung fand auf in der Regel bereits verstorbene Personen, deren Aktivitäten eine faktische oder auch potentielle Gefährdung der Legitimation und des Alleinvertretungsanspruchs der römischen Kurie dargestellt hatten oder aber potentiell noch darstellten. Bisweilen wurde dieses Instrument seitens der Kurie daher auch auf noch lebende Personen angewandt wie im Falle des dritten staufischen Papstes Calixt III. als dem letzten Konkurrenten Alexanders III. im gleichnamigen Schisma. Diese, wenngleich seltenere Praxis markiert zugleich einen wesentlichen Unterschied zur Praxis der antiken *damnatio memoriae*. So war die *memoria damnata* in der Vorstellung der Kurie offensichtlich gerade nicht als Strafe *post mortem* auf

[16] A. Potthast, Regesta pontificum Romanorum, Bd. 1: 1198–1243, Berlin 1874, S. 154, Nr. 1767 vom 20. November 1202: *Sane nosse te volumus, quod damnatae memoriae Marcvaldus, Conradus dux olim Spoleti, qui, ut in locum eius succederet, in Siciliam accedebat* ... Markward von Anweiler war Mitte September 1202 verstorben. Zur Person, die wegen ihrer zahlreichen, gegen die Ansprüche des Papsttums gerichteten militärischen Aktionen in den kurialen Quellen sehr negativ geschildert wird A. Thon, Markward von Annweiler (um 1140–1202). Reichsministeriale, Reichstruchsess, Herzog, Markgraf und Graf, in: K.-H. Rothenberger (Hg.), Pfälzische Geschichte. Bd. 1, Kaiserslautern ^{2}2002, S. 204–206.

[17] Zitiert nach G. Mazzatinti, Gli Archivi della storia d'Italia, vol. 1–9, Rocca S. Casciano 1897–1915, Ndr. Hildesheim 1988, hier Bd. 4, S. 255 mit Verweis auf eine copia autenticata eines Privilegs Papst Gregors XI. für Rieti vom 23. Juni 1377 (Archivsignatur *Armadio VIII, Fascicolo C, Nr. 2)*: „Gregorio XI. riafferma la propria protezione alla città in premio di sua fedeltà, dimostrata *precipue tempore damnate memorie Octonis ecclesie persecutoris et hostis, datum Anagnie Viiij kal. Iulii, pontificatus anno septimo*".

die Person an sich, sondern vielmehr auf deren tatsächlichen oder vermeintlich illegitimen Amtsanspruch gerichtet. Besonders eindrucksvoll zeigt sich dies im Falle des dritten staufischen Papstes Calixt III., der als *papa Calixtus* im Frieden von Venedig erst zum Objekt einer *memoria damnata* und somit dauerhaft zum illegitimen Gegenpapst wurde, während er als Giovanni di Struma, nachdem er dem Schisma, wenngleich erst 1178 abgeschworen hatte, von Papst Alexander III. wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen wurde und später gar als Rektor der Beneventaner Kirche und Abt in Venosa eine durchaus prominente Position innerhalb der *ecclesia catholica* einnehmen sollte.[18]

Wie spezifisch die Kurie hier in ihrer Erinnerung an Person, legitim ausgeübtes Amt und Amtsanmaßung auch zeitlich zu differenzieren wusste, wird nicht zuletzt an dem Umstand deutlich, dass die gerichtlichen Entscheidungen, welche der spätere Gegenpapst Viktor IV. in seiner früheren Funktion als Kardinalpriester von S. Cecilia gefällt hatte, in Einzelfällen überliefert wurden und ihre grundsätzliche Gültigkeit auch dann nicht verloren, als Viktor IV. seit 1160 als Hauptverursacher des aktuellen Papstschismas von Alexander III. mit der Exkommunikation belegt worden war.[19]

Die Erwähnung einzelner Gegenpäpste in Verbindung mit der Vorstellung einer *memoria damnata* begegnet uns in den urkundlichen Quellen aus der päpstlichen Kanzlei zumeist rückblickend in einem sehr spezifischen funktionalen Kontext prozessualer Auseinandersetzungen, etwa wenn nach Beendigung eines Schismas die rechtlichen Verfügungen der früheren Konkurrenten wie auch der durch

---

[18] Zur Person und Karriere des Calixt nach 1177: A.M. Piazzoni, Callisto III. Antipapa e Vallombrosano, in: L'Ordo Vallisumbrosae tra XII e XIII secolo. Gli sviluppi istituzionali e culturali e l'espansione geografica (1101–1293), Atti del II Colloquio vallombrosano, Abbazia di Vallombrosa, 25–28 agosto 1996, a cura di G. Monzio Compagnoni, Archivio Vallombrosano 3 und 4, Vallombrosa 1999, S. 375–391; H. Houben, Due Vallombrosani nel regno di Sicilia: Gregorio di Passignano e Giovanni di Strumi, ebd., S. 365–373 sowie H. Houben, Die Abtei Venosa und das Mönchtum im normannisch-staufischen Süditalien, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 80, Tübingen 1995, hier S. 163.

[19] Vgl. S. Weiß, Die Urkunden der päpstlichen Legaten von Leo IX. bis Coelestin III. (1049–1189), Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 13, Köln u.a. 1995, S. 165f.

sie in höhere Würden promovierten Geistlichen *in spiritualibus et temporalibus* grundsätzlich in ihren *status quo ante* zurückversetzt bzw. aufgehoben werden sollten, wie es in den einschlägigen Kanones des 2. und 3. Lateranum explizit formuliert und gefordert wurde.[20]

Die Umsetzung dieser hochpolitischen Bestimmungen kreierten auf lokaler Ebene bisweilen erhebliche Schwierigkeiten und erforderte einen langen Atem der delegierten kurialen Richter, denn insbesondere die besitzrechtlichen Aspekte trafen nicht selten auf den Widerstand örtlicher Gewalten, welche die einstigen Übertragungen der Gegenpäpste oder ihrer Anhänger nicht ohne weiteres rückgängig zu machen bereit waren.[21] Diese Diskrepanz zwischen dem Anspruch der Kurie in Rom und der Akzeptanz dieser kirchenpolitisch motivierten Rückabwicklungen vor Ort lässt gleichsam seismographisch die zum Teil sehr unterschiedlichen regionalen-lokalen Auffassungen bzw.

---

[20] Conciliorum Oecumenicorum Decreta, ed. H. Jedin, Bologna [3]1973, S. 195ff. die Kanones des II. Lateranum, hier S. 203, can. 30: *Ad haec ordinationes factas a Petro Leonis et aliis schismaticis et haereticis evacuamus et irritas esse censemus* ... sowie S. 205ff. zu Lateran III., hier Kanon 2, S. 211f.: *Quod a praedecessore nostro felicis memorie Innocentio factum est innovantes, ordinationes ab Octaviano et Guidone haeresiarchis necnon et Iohanne Strumensi, qui eos secutus est, factas, et ab ordinatis ab eis, irritas esse censemus, adicientes etiam ut, si qui dignitates ecclesiasticas seu beneficia per praedictos schismaticos receperunt, careant impetratis. Alienationes quoque seu invasiones, quae per eosdem schismaticos sive per laicos factae sunt de rebus ecclesiasticis, omni careant firmitate et ad ecclesiam sine omni eius onere revertantur. Si quis contraire praesumpserit, excommunicationi se noverit subiacere. Illos autem, qui sponte iuramentum de tenendo schismate praestiterint, a sacris ordinibus et dignitatibus decrevimus manere suspensos.* Dass diese Regelungen bereits in Venedig zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III. verhandelt wurden, geht aus einem Breve Alexanders aus dem Jahre 1180 hervor vgl. Acta Pontificum Romanorum inedita. Urkunden der Päpste. Bd. I-III (590–1197), ed. J. v. Pflugk-Harttung, Stuttgart 1886. Ndr. Graz 1958, hier Bd. III, Nr. 304, S. 281: *Quia igitur, dum essem Venetiis, venditiones, infeudationes nec non etiam alienationes alias de possessionibus ecclesiarum a scismaticis factis,* (...) *et assensu carissimi* (...) *illustris Romani imperatoris, apostolica auctoritate cassavimus.*

[21] Vgl. hierzu den Fall des schismatischen Paveser Abtes Giovanni di Villarassaca bei K.-M. Sprenger, Die Klöster von Pavia zwischen Friedrich I. und Alexander III. Zu einem verlorenen Mandat Friedrich Barbarossas und den Auswirkungen des Schismas in Pavia, QFIAB 77 (1997) S. 18–50.

funktionalisierten Deutungen über die Rechtmäßigkeit der früheren Rechtsakte der nunmehr so genannten Gegenpäpste als den Verlierern der Schismas auch noch Jahre nach der offiziellen Beendigung eines Schismas offenkundig werden. Mit nahezu hundertjährigem Abstand etwa wird noch 1256 in einer Urkunde Papst Alexanders IV. eine Verfügung des staufischen Gegenpapstes Paschalis III., hier konsequenterweise als *Guido Cremensis damnatae memoriae* erwähnt, für einen römischen Konvent kassiert, nachdem ähnliche Mandate der Päpste Alexander III., Lucius III. und Coelestin II. bei den römischen Empfängern offenbar ohne nachhaltige Wirkung geblieben waren.[22]

Vor dem Hintergrund dieser langwierigen, weit über das eigentliche Ende eines Schismas nachwirkenden Auseinandersetzungen wird nachvollziehbar, warum die Kurie in prozessualen Kontexten geradezu zwingend regelmäßig mit negativ konnotierten Umschreibungen wie der *memoria damnata* an den illegitimen Anspruch der einstigen Pseudo- oder Gegenpäpste und ihrer Handlungen erinnern musste. Hierdurch wird freilich ein weiterer wesentlicher Unterschied zur *damnatio memoriae* antiker Praxis deutlich, der das eigentliche, zunächst paradox erscheinende funktionale Konzept der *memoria damnata* päpstlicher Prägung offenbart. Während die *damnatio memoriae* der Antike radikal jegliche Erinnerung an die verurteilte Person und ihre Handlungen auch materiell auszulöschen versucht, erinnert die *memoria damnata* im Bedarfsfall gerade jene Handlungen oder Amtsansprüche als illegitim, die in ihrer einstigen

---

[22] Edition der Urkunde bei M. Gabriel, L'abbaye des Trois-Fontaines située aux Eaux-Salviennes, près de Rome et dédiée aux saints martyrs Vincent & Anastase, Landerneau [2]1879, S. 114–120, hier S. 118; die in der Edition irreführende Interpunktion wurde nicht übernommen bzw. verbessert: (...) *Quia vero, quae a scismaticis acta sunt, nullius debent esse momenti, compositionem, quam olim fervente schismate, quidam ex vestris sine communi consilio ad reducendum tempus cum schismaticis, qui erant ex Ecclesia S. Pauli fecerunt, sicut praedicti Alexander, Lucius et Coelestinus praedecessores nostri irritasse noscuntur. Ita et nos irritam esse sancimus et quaecumque infrascripta ad damnatae memoriae Cremensem aut etiam ab Imperatore tempore schismatis, vel ab aliquo de parte illa contra monasterium, unum licet per manum publicam videatur inscriptis objecta, sicut contra libertatem monasterii vestri, ad exemplar eorundem praedecessorum nostrorum, sicut in scriptis authenticis continetur, decernimus nullo vestrique tempore valitura ...*

vermeintlichen rechtlichen Relevanz und Gültigkeit von anderen nicht unkontrolliert tradiert werden sollten bzw. durften. Nicht die Erinnerung an die Person oder Handlung an sich, sondern die Qualität der Memoria wird zum entscheidenden Aspekt in der Begründung eines grundsätzlichen Anspruchs der Kurie über die eigene Erinnerungshoheit.[23]

Die *memoria damnata* diente dem Papsttum somit als Instrument der Konflikt- und Vergangenheitsbewältigung, das die päpstlichen Sieger auf ihre früheren schismatischen Konkurrenten oder sonstigen Gegner anwandten und hiermit definierten, wie in der Zukunft die konkurrierenden Ansprüche um die *Cathedra Petri* während spezifischer Krisensituationen erinnert werden sollten. Die Herrschaft über die Erinnerung erweist sich hier als wirksamer Hebel in den Händen der Sieger, um die eigene Legitimation als von Anfang an unstrittig fest zu verankern im Bewusstsein der Zeitgenossen wie auch für die Zukunft. Bisweilen wird diese spezifische Form der negativen Erinnerung daher mit Vorstellungen der *ecclesia triumphans* propagandistisch funktionalisiert, wofür als wohl prominentestes Beispiel auf die Fresken des Lateranpalastes verwiesen sei, welche im Bild die Gegenpäpste des so genannten Investiturstreites als Fußschemel degradierten, über denen die siegreichen Nachfolger der Apostelfürsten triumphierend die *Cathedra Petri* besetzten.[24] Gerade in diesen Bildern von kaum zu überschätzendem Symbolgehalt im repräsentativen Machtzentrum der Kurie manifestiert sich nicht nur die Funktion, sondern zugleich die Notwendigkeit einer gezielt propagandistisch negativen Erinnerung, die sich wohl treffender mit dem Begriff der *damnatio in memoria* umschreiben ließe; durch sie werden die einstigen Konkurrenten und nunmehr Gegenpäpste erst zu jener negativ konnotierten komplementären historischen Basis, auf der sich

[23] Die später angesichts der Herausforderungen durch die Medienrevolution des Buchdrucks etwa in der *Congregatio indicis librorum prohibitorum* auch institutionellen Ausdruck finden sollte.

[24] Siehe M. Stroll, Symbols as power: the papacy following the investiture contest, Brill's studies in intellectual history, 24, Leiden 1991, S. 16ff. zu The Lateran: Antipopes as Footstools sowie I. Herklotz, Die Beratungsräume Calixtus' II. im Lateranpalast und ihre Fresken. Kunst und Propaganda am Ende des Investiturstreits, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 52 (1989) S. 145–214.

die eigene Legitimität des siegreichen Papsttums um so markanter begründen, inszenieren und tradieren lässt.

Die Formen und Methoden dieser *damnatio in memoria* im Kontext der Bewältigung schismatischer Konkurrenzsituationen sind vielfältig und bedürften ebenfalls noch einer ausführlichen Untersuchung. Grundsätzlich beziehen sie sich auf die Personen der konkurrierenden Päpste, die erst dann dauerhaft zu so genannten Gegenpäpsten wurden, sobald es der konkurrierenden Partei gelang, ihre Position – lokal oder auf höherer Ebene – durchzusetzen. Nicht zuletzt die Entstehung des Begriffes *antipapa* seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ist in diesem Kontext als Element einer solchen *damnatio in memoria* bzw. spezifischen Negativerinnerung zu betrachten.[25] Den aktuellen bzw. ehemaligen Gegnern wird gleichsam rückwirkend jegliche Legitimation ihrer Wahl abgesprochen und folgerichtig darf an ihren während des Schismas formulierten Legitimitätsanspruch künftig nichts mehr erinnern, was analog zur Praxis der Antike durchaus auch in der materiellen Vernichtung der unterschiedlichsten Erinnerungsträger, insbesondere aber der Grablegen oder deren Inschriften als den zentralen Orten einer personenbezogenen Memoria zum Ausdruck kommen kann.

Nach Auffassung der legitimen Amtskirche zählten die tatsächlichen oder vermeintlichen falschen Päpste eben nicht zu den rechtmäßigen Nachfolgern Petri. In der kollektiven Erinnerungskultur der Sancta Apostolica Ecclesia war für sie kein Platz, und es bestand somit auch keinerlei Motiv, ihre Grablegen der Nachwelt zu tradieren, was den Umgang mit einem toten Gegenpapst in der Regel recht unproblematisch gestaltete.[26] Auch wer heute in Rom St. Peter betritt,

[25] M.E. Stoller, The emergence of the term 'antipapa' in medieval usage, AHP 23 (1985) S. 43–61.

[26] Nur von wenigen so genannten Gegenpäpsten sind die Grablegen tatsächlich überliefert, vgl. den Überblick bei M. Borgolte, Petrusnachfolge und Kaiserimitation. Die Grablegen der Päpste, ihre Genese und Traditionsbildung, Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Geschichte 95, Göttingen 1989, S. 343ff. sowie zu einzelnen Gegenpäpsten S. 147, Anm. 143, S. 151, Anm. 5 und S. 175. Vor allem die Abtei La Cava ist als Grablege der Gegenpäpste des so genannten Investiturstreits – Theoderich († 1102) und Gregor VIII. († ca. 1137) – sowie des 4. Gegenpapstes im Alexandrinischen Schisma, Innozenz (III.) († 1180) überliefert; P.F. Kehr, Zur Geschichte Victors IV. (Octavian von Monticelli), NA 46

wird am Eingang des südlichen Kirchenschiffes zu den Papstgräbern auf der Inschrift mit der Liste der dort bestatteten Nachfolger Sancti Petri so manchen nachweislich ebenfalls dort ruhenden Gegenpapst daher vergeblich suchen wie etwa den 1168 verstorbenen Paschalis III.[27]

In Einzelfällen sind die Grablegen so genannter Gegenpäpste jedoch gezielt zerstört oder zumindest verändert worden. So weist z. B. die Inschrift des Parmeser Bischofs Cadalus, der als Honorius (II.) zum Papst gegen Alexander II. gewählt worden war und der bis zu seinem Tod an seinem Anspruch festhielt, eine gezielte Verstümmlung des Grabepitaphs durch Rasur auf, die man zwar als Akt einer *damnatio memoriae* werten könnte, die aber eine liturgische Memoria und ein Gebetsgedenken an Cadalus nicht grundsätzlich unmöglich machte.[28] Die Schändung und vollständige Zerstörung eines Grabes

---

(1926), S. 53–85, hier S. 78f., Anm. 1, geht dagegen davon aus, dass Innozenz (III.) nicht in Cava, sondern in der oberhalb von Palombara gelegenen Burg Rocca di Cave gefangengesetzt und dort in den Kerkern begraben wurde.

[27] Dies geht aus einer Nachricht hervor in der Appendix B zu Rahewini Gesta Friderici, I. Imperatoris, ed. G. Waitz und B. Simson, MGH SS rer. Germ. in us. schol. 46, Hannover ^{3}1912, S. 350: *Gwido, qui et Paschalis, moritur et in basilica beati Petri Romae sepelitur*; vgl. zu den unterschiedlichen Textversionen und den gerade für die Diskussion des Schismas interessanten Überlieferungszusammenhang R. Deutinger, Rahewin. Ein Gelehrter des 12. Jahrhunderts, MGH Schriften 47, Hannover 1999, S. 211ff. mit dem Text aus der Tegernseer Handschrift ohne den Zusatz des päpstlichen Ordnungsnamens Paschalis auf S. 214: *Gwido moritur, in basilica beati Petri Rome sepelitur ...*

[28] Die Grabinschrift ist lediglich kopial in einer Kanoneskompilation Burchards überliefert, abgedruckt bei G. Cappelletti, Le chiese d'Italia, 21 voll., Venezia 1844–1870, hier vol. 15, S. 153f. sowie bei L. L. Ghirardini, L'antipapa Cadalo e il tempo del Bene e del Male: grandezza e miseria del più famoso vescovo di Parma (1045–1071), Parma 1984, hier S. 129f.: *Papam Roma tuum Cadalum tibi rite statutum / Parma dolens tumulo condidit exiguo / Quo pastore potens reparas orbis honores, / culmen excelsae sedis apostolicae / Libera Normannis foret Apula terra fugandis / et Calaber liber qui modo servus inest / Tu Latii sedem caput orbis inde vigeres / frenans effrenes colla superba premens / sed nimis ausa sibi temeraria Roma retenti /* [Rasur ...]. */te superans sortem tecum tibi vinceret orbem / si tibi vita comes tunc diuturna foret.* Ghiradini, ebd., S. 270ff. geht im Anhang auch auf die spärliche urkundliche Überlieferung zu Cadalus ein. Lediglich ein Originaldokument ist erhalten, hier S. 276f., Nr. V. vom 20. April 1069, in dem Cadalus selbstbewusst als gewählter Papst, aller-

war demgegenüber von einer gleichsam radikalen Qualität und nach mittelalterlicher Vorstellung ein frevelhafter Akt; selbst ehemaligen politischen Gegnern ließ man in der Regel ihren Grabesfrieden. Bezeichnend für diese grundsätzliche Haltung ist etwa der bekannte Ausspruch Kaiser Heinrichs IV., der auf das Drängen seiner Berater, doch das viel zu ehrenvolle Grab des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden zerstören zu lassen, mit dem Wunsch geantwortet haben soll: „Wenn doch alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet lägen".[29]

Als ausgesprochen prominentes Beispiel für eine derartige *damnatio* bzw. *deletio* einer (gegen)päpstlichen Grablege steht der Fall des Papstes Formosus. Aus reinem politischem Kalkül ließ Papst Stephan VI. auf der berühmten Leichensynode im Jahre 887 die Leiche seines Vorgängers neun Monate nach dessen Tod exhumieren, ihn wegen angeblicher Missbräuche in einem Schauprozess aburteilen, posthum zum Pseudopapst erklären sowie in einem Akt von großer Symbolkraft die Finger der Schwurhand abschlagen, um die Leiche schließlich im Tiber versenken zu lassen.[30] Der Umgang mit der Leiche des Formosus verweist auf eine spezifische Form einer *damnatio*

---

dings nicht mit päpstlichem Titel und Namen (Honorius) eigenhändig subskribiert: *Ego Cadalus Dei gratia episcopus atque electus apostolicus subscripsi.*

[29] Otto von Freising, Gesta Friderici I, ed. Waitz/Simson (wie Anm. 27) c.7, S.23: *Fertur de imperatore, quod, cum pacatis paulisper his seditionum motibus ad predictam aecclesiam Merseburch venisset ibique prefatum Rudolfum velut regem humatum vidisset, cuidam dicenti, cur eum, qui rex non fuerat, velut regali honore sepultum iacere permitteret, dixerit: 'Utinam omnes inimici mei tam honorifice iacerent'.* Zur Stelle jetzt G. Schwedler, Purifying Memory in the Middle Ages. Cleansing soul, deleting remembrances and the example of the attempted purge of Rudolf of Rheinfelden, in: How Purity is Made – Persistence and Dynamics of the Purity Mindframe, hg. von P. Rösch und U. Simon, Frankfurt 2009 (im Druck).

[30] Hierzu H. Zimmermann, Papstabsetzungen des Mittelalters, Graz u.a. 1968, S.49–73; N. Gussone, Thron und Inthronisation des Papstes von den Anfängen bis zum 12. Jahrhundert. Zur Beziehung zwischen Herrschaftszeichen und bildhaften Begriffen, Recht und Liturgie im christlichen Verständnis von Wort und Wirklichkeit, Bonner historische Forschungen 41, Bonn 1978, S.200–213. Zu den kanonistischen Argumenten der Leichensynode siehe S. Scholz, Transmigration und Translation. Studien zum Bistumswechsel der Bischöfe von der Spätantike bis zum Hohen Mittelalter, Kölner Historische Abhandlungen 37, Köln 1992, S.220–242.

bzw. einer *deletio memoriae*, auch wenn durch die spätere Rehabilitierung des Formosus die mit der Zerstörung des Grabes ursprünglich intendierte dauerhafte *damnatio memoriae* letztlich fehlschlagen sollte und Formosus heute in der Chronologie der Päpste als legitimer Nachfolger Petri gezählt wird, dessen noch in St. Peter seine letzte Ruhestätte finden sollte.[31]

Für die Zerstörung eines Grabes musste grundsätzlich ein ganz spezifisches Motiv vorliegen. Besonders dringend wurden derartige radikale Maßnahmen wie die vollständige Beseitigung eines Grabes dann, wenn sich an diesen Gräbern eine lokale Heiligenverehrung der einstigen Konkurrenten zu etablieren begann. Von toten, aber heiligen Gegenpäpsten ging daher offensichtlich eine besondere Gefahr aus, wie die Beispiele Wiberts von Ravenna (Papst Clemens III.) und Oktavians de Montecelli (Papst Viktor IV.) verdeutlichen, die beide über ihren Tod hinaus noch eine erstaunliche Wirkkraft zu entwickeln vermochten. Als von den Anhängern Wiberts von Ravenna das Gerücht verbreitet wurde, dass in Civita Castellana an dem Grab des im Jahre 1099 Verstorbenen Wunder geschehen, ließ Papst Paschalis II., der Sieger des Wibertinischen Schismas, in einem militärischen Kraftakt die Stadt erobern, seinen einstigen gegenpäpstlichen Konkurrenten exhumieren und wie einst bei Formosus in den Tiber werfen, um mit der Erinnerung an seinen Konkurrenten zugleich auch jegliche Zweifel an seiner eigenen Legitimität wegzuschwemmen.[32]

Ganz ähnlich erging es dem Konkurrenten Papst Alexanders III., Viktor IV., der 1164 in Lucca gestorben und dort auch bestattet wor-

---

[31] K. Herbers, Formosus, in: Lex. MA 4, Zürich 1989, Sp. 655f.

[32] Annales S. Disibodi, ed. G. Waitz, MGH SS 17, Hannover 1861, S. 4–30, hier S. 17 ad ann. 1099: *Wigbertus Romanae et apostolicae sedis invasor, moritur; ... Quidam autem de fautoribus eius rumorem sparserunt in populum, ad sepulcrum eius vidisse divina micuisse luminaria. Quapropter dominus apostolicus Paschalis zelo Dei inflammatus iussit ut effoderetur et in Tyberim iacteretur. Quod et factum est.* Zur Stelle und zum politischen Kontext siehe J. Ziese, Wibert von Ravenna. Der Gegenpapst Clemens III. (1084–1100), Päpste und Papsttum 20, Stuttgart 1982, S. 273. Den Fall behandelt ausführlich M. G. Bertolini, Istituzioni, miracoli e promozione del culto dei santi: il caso di Clemente III. antipapa (1080–1100), in: Culto dei santi. Istituzioni e classi sociali in età preindustriale, a cura di S. Boesch Gajano e L. Sebastiani, Collana di studi storici 1, Roma 1984, S. 69–104.

den war.[33] Noch im Dezember 1187, d.h. zehn Jahre nach dem Ende des Schismas, gelang es ihm gleichsam aus dem Grabe heraus Papst Gregor VIII. zu provozieren. So überliefert die Chronik Sigeberts von Gembloux zum Jahr 1187 die ungewöhnliche Nachricht, Papst Gregor VIII. habe auf seinem Weg von Ferrara nach Rom Lucca passiert, dort persönlich das Grab des Oktavian aufgebrochen und dessen Gebeine aus der Kirche hinausgeworfen.[34] Auch in diesem Falle werden die lokal tradierten Wunder[35] wie auch die Grabinschrift, welche den früheren Kardinalpriester Oktavian de Montecelli gar als *Sanctus Papa Victor* erinnerte, das persönliche Eingreifen Papst Gregors VIII. provoziert haben.[36]

---

[33] J.F. Böhmer, Regesta Imperii IV/2. Die Regesten des Kaiserreiches unter Friedrich I. 1152 (1122)–1190. 2. Lieferung: 1158–1168, nach J.F. Böhmer neubearb. von F. Opll, Wien u.a. 1991, Nr. 1347.

[34] Sigebertus Gemblacensis Chronica, Continuatio Aquicinctina und Auctarium Nicolai Ambianensis, ed. L.K. Bethmann, MGH SS 6, Hannover 1844, S.405–438 und S.473f., hier S.474 ad ann.1187: ... *Lucam inveniens ibi confracto sepulcro Octaviani ossa deiecit extra ecclesiam.* Zur Zerstörung siehe auch Borgolte, Petrusnachfolge (wie Anm. 26) S.155. B.W. Häuptli, Viktor IV., in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd.23, Hamm 2004, Sp.1533–1536, hier Sp.1536 missinterpretiert die Ausgrabungsaktion Gregors VIII. als Neubestattung, nicht als Zerstörung und Akt der *damnatio memoriae.*

[35] Acerbus Morena, Historia, ed. F. Güterbock, MGH SS rer. Germ n.s., 7, Berlin 1930, Ndr. Berlin 1964, S.175: *Dominus vero papa Victor die Lune, que fuit* [...] *dies mensis Aprilis, in civitate Luce fati munus impleverat. Pro cuius sanctis meritis dicitur Deum multa miracula ibi fecisse;* Annales Laubienses, continuatio a. 1056–1505, ed. D.G. Waitz, MGH SS (in folio) 4, Hannover 1841, S.20–28, hier S.24 ad ann.1164: *Domnus Octavianus diem ultimum clausit* [...] *cuius sanctitas et in vita et in morte claruit, et ad eius sepulcrum innumera miracula ostensa sunt, Domino videlicet papatum eius signis evidentibus approbante; cui succedit in papatu Paschalis.* Ein längerer Mirakelbericht in den Annales Palidenses auctore Theodoro monacho, ed. G.H. Pertz, MGH SS 16, Hannover 1858, S.48–98, hier S.91f.

[36] Abschrift der Grabinschrift im Codex 618 der Biblioteca Capitolare Lucca, fol 1^{r}. Sie ist mit verschiedentlich abweichenden und zum Teil nicht nachvollziehbaren Lesarten in einer Fußnote ediert bei P. Lazzarini, Storia della chiesa di Lucca, Bd. III. 1979, S.67f., Anm. 2. Den Fall behandele ich ausführlich in meiner Dissertation zur Wahrnehmung und Bewältigung des Alexandrinischen Schismas in Reichsitalien (1159–1177), die 2010 in der Reihe des Deutschen Historischen Instituts in Rom erscheinen soll.

Ein Grab der Päpste Clemens' III. bzw. Viktors IV. musste ein Stein des Anstoßes sein, denn Clemens III. und Viktor IV. hatte es als legitime Päpste – zumindest in der Erinnerungshoheit ihrer letztlich siegreichen einstigen Konkurrenten Paschalis' II. und Alexanders III. – nie gegeben. Als Schismatiker, die zu Lebzeiten nie ihren gleichsam häretischen Anspruch auf die *Cathedra Petri* aufgegeben hatten, durften sie noch nicht einmal innerhalb einer Kirche bestattet werden.[37] Schon vor diesem Hintergrund musste ihr Grab, mehr noch aber ihre päpstliche Titulatur als ebenso unzumutbare Anmaßung empfunden werden wie ihre angebliche wunderwirkende Heiligkeit. Mehr noch: Einen heiligen Papst Clemens III. oder Viktor IV. durfte es nicht geben. Eine Verehrung als wunderwirkende Heilige musste ihre Wahl posthum als kanonisch legitimieren und somit ihre siegreichen Gegenspieler Paschalis II. und Alexander III. zu Schismatikern bzw. den wahren Pseudo/Gegenpäpsten degradieren.[38] Zur effektiven *damnatio memoriae* dieser „heiligen Gegenpäpste" war es daher geradezu zwingend erforderlich mit der Beseitigung des Grabes, der Gebeine als potentiellen Reliquien wie auch des Grabepitaphs zugleich auch die materielle Grundlage eines Gebetsgedenkens und einer Verehrung zu vernichten.

Die *damnatio* bzw. konkreter gefasst die *deletio memoriae* der Grablegen so genannter Gegenpäpste bezog sich freilich nicht nur auf deren Person alleine. Grundsätzlich konnte alles, was als Erinnerungsträger ihren Anspruch, selbst Papst gewesen zu sein, dokumentierte, Objekt einer Zerstörung werden. Der Abriss bzw. Neubau von S. Maria di Trastevere durch Innozenz II. ist ein weithin bekanntes Beispiel dafür, wie durch eine gezielte Baumaßnahme die positive Erinnerung an seinen Gegenspieler mit der Niederlegung der Kardinalstitelkirche Anaklets II. gebrochen und den Anhängern Anaklets, der aus der Familie der Pierleoni in Trastevere stammte, in ihrem Zentrum in

[37] S. Scholz, Das Grab in der Kirche, ZRG KA 84 (1998) S. 270–306.

[38] In diesem Zusammenhang spielt sicher auch die im 23. Kapitel des *Dictatus Papae* formulierte Vorstellung der Amtsheiligkeit des Papstes eine Rolle, wonach der Papst, falls er auf kanonische Weise in sein Amt eingesetzt wurde, per se unzweifelhaft heilig ist, vgl. W. Ullmann, *Romanus Pontifex indubitanter efficitur sanctus*: Dictatus Papae 23 in retrospect and prospect, Studi gregoriani per la storia di Gregorio VII e della riforma gregoriana 6 (1959/61) S. 220–264.

Rom vor Augen geführt werden sollte, wer als Sieger aus dem Schisma hervorgegangen war, der sich zudem prominent im Mosaik der neuen Kirche als Stifter abbilden ließ.[39]

Weniger prominent ist dagegen eine Nachricht aus der Continuatio Aquicinctina der Chronik Sigeberts von Gembloux, nach der im Jahre 1165 der zweite staufische Gegenpapst Paschalis III. die südöstlich von Rom gelegene *Cisterna Neronis* der Erde gleichmachen ließ, weil dort Papst Alexander über fünf Jahre zuvor konsekriert worden war.[40] Offensichtlich wurde die Erinnerung an diesen legitimierenden Akt seines Konkurrenten im Bewusstsein der Zeitgenossen noch immer mit dem konkreten Ort in Verbindung gebracht. In anderen Fällen wurden die Zerstörung von Erinnerungsobjekten an die Gegenpäpste sogar öffentlich inszeniert. So verbrannte der frühere schismatische Erzbischof Christian von Mainz 1177 noch im Kontext der Friedensverhandlungen von Venedig auf dem Markusplatz das Pallium, das er einst von dem zweiten staufischen Gegenpapst Paschalis III. erhalten hatte, nahm stattdessen das Pallium aus den Händen Papst Alexanders III. an und demonstrierte gleichsam vor den Augen der Weltöffentlichkeit, dass er sich von seiner einstigen falschen Obödienz distanziert und den Weg zurück zum legitimen Papst Alexander III. gefunden hatte.[41]

Neben diesen prominenten, in den erzählenden Quellen tradierten Einzelaktionen vollzog sich die materielle *damnatio memoriae* der Gegenpäpste auf einer sehr viel breiteren Basis gleichsam im Stil-

---

[39] Kunsthistorisch orientiert K. C. Schüppel, Santa Maria in Trastevere, in: Rom: Meisterwerke der Baukunst von der Antike bis heute: FS Elisabeth Kieven, hg. C. Strunck, Petersberg 2007, S. 147–151. Zu den politischen Hintergründen W. Maleczek, Das Kardinalskollegium unter Innocenz II. und Anaklet II., AHP 19 (1981) S. 27–78.

[40] Sigebert Gemblacensis Continuatio Aquicinctina, ed. Bethmann (wie Anm. 34) S. 411 ad ann. 1165: *Paschalis Cisternam Neronis, ubi Alexander papa fuerat consecratus, totam terrae coaequavit.* Zum Ort, allerdings ohne Kenntnis dieser Quelle, siehe Galieti, Le Origini medievali di „Cisterna Neronis", S. 89–108.

[41] GP 4,1, S. 180, Nr. *430 nach einer Nachricht in der Chronik des Roger von Hoveden; zum Verhältnis Christian von Buchs zu Papst Paschalis III. siehe K.-M. Sprenger, Ein Deperditum Paschalis III. für den gegenpäpstlichen Legaten Christian von Buch? Überlegungen zu einem archäologischen Fund aus Mainz, HJb 118 (1998) S. 261–276.

len. Es gehört zu den historischen Konstanten der Beilegung von Papstschismen, dass alle Handlungen und Verordnungen der so genannten Gegenpäpste und ihrer Kurien *in spiritualibus et temporalibus* rückwirkend ungültig wurden. Fortan bestand keinerlei Grund mehr, in den Archiven die von ihnen oder ihren Amtsträgern hierüber ausgestellten Urkunden und Privilegien aufzubewahren, die schlagartig nicht mehr das Pergament wert waren, auf dem sie einst geschrieben wurden.

Die Forschung ist sich heute einig, dass die in der Regel marginale Quellenbasis, die von den gegenpäpstlichen Kanzleien wie auch ihren Anhängern im Original oder in kopialer Überlieferung auf uns gekommen ist, den wohl nachhaltigsten Effekt dieser *damnatio memoriae* gegenpäpstlicher Obödienzen markieren.[42] Um es am Beispiel des Alexandrinischen Schismas konkret zu machen: Es ist kaum ein Zufall der Überlieferung, dass etwa für die Jahre 1159–1177 für italienische Empfänger insgesamt nur zwei gegenpäpstliche Privilegien im Original erhalten geblieben sind;[43] auch Urkunden gegenpäpstlicher Legaten fehlen für den italienischen Reichsteil völlig.[44] Eine kopiale Überlieferung gegenpäpstlicher Urkunden fehlt im Gegensatz zum deutschen Reichsteil in Reichsitalien für diese Jahre ebenfalls.[45] Doch

---

[42] Zu den wenigen Ausnahmen größerer Überlieferungszusammenhänge aus gegenpäpstlichem Kontext siehe G. Battelli, Il rotolo di suppliche dello Studio di Roma a Clemente VII antipapa (1378), in: Archivio della Società Romana di storia patria 114 (1991) S. 27–56 sowie E. Mongiano, La Cancelleria di un Antipapa. Il Bollario di Felice V (Amedeo VIII di Savoia), Torino 1988.

[43] Kehr, IP 6,1, S. 372, Nr. 33 (Viktor IV. für die Kanoniker von St. Vincentii in Bergamo vom 29. Dezember 1169), IP 6,1, S. 294, Nr. 1 (Viktor IV. für das Spital S. Leonardo de Bangia bei Cremona vom Mai/Juni 1161). Das bei JL 14499 erwähnte angebliche Privileg Calixts III. für das Kloster St. Eugenii in Siena hat bereits Kehr, IP 3, S. 224, Anm. zu *2 als Falschmeldung entlarvt.

[44] Als Original aus der gegenpäpstlichen Kanzlei hat sich dagegen noch eine von der deutschen Forschung kaum beachtete Urkunde eines Richters und Assessors Viktors IV. im Archivio archipresbiterale di Dongo (Prov. Como) erhalten, vgl. L. Mazzucchi, Di una lite sorta nel 12. tra i Benedettini di S. Carpoforo di Como e l'arciprete di Dongo per il capellano di S. Martino in Musso portata davanti all'antipapa Vittore 4°, in: Periodico della Società Storica della Provincia e antica Diocesi di Como 22, 1915, 193–198 mit Edition der Urkunde auf S. 196–198.

[45] Vgl. Brackmann, GP 3,3, S. 19f. Nr. 6, Paschalis III. für das Straßburger Domkapitel vom 31. Juli 1167.

damit nicht genug: Die Radikalität dieser Säuberungen greift noch weiter und erfasst auch Schriftkontexte, deren Entstehung nicht notwendigerweise auf Initiative der Gegenpäpste zurückgeht, die aber aufgrund ihrer großen Öffentlichkeit Objekt ähnlicher kirchenpolitischer Korrekturen geworden zu sein scheinen, wie beispielsweise die politischen Datierungen nach Pontifikatsjahren jener so genannter Gegenpäpste in Inschriften. So ist auffällig, dass bei einer großen Zahl hochmittelalterlicher Inschriften des 11. und 12. Jh. – soweit ich sehe – gerade zwei Inschriften mit gegenpäpstlicher Datierung dieser *damnatio memoriae* entgangen sind: eine nach Clemens III. (Wibert von Ravenna) in der Abbazia di S. Quircio e Giulietta im Bistum Rieti[46] sowie eine nach Papst Anaklet II. in der Vorhalle der Bischofskirche von Nepi;[47] dagegen sind politisch nach den legitimen Päpsten datierte Inschriften unterschiedlichster Anlässe für die Zeit von 1080–1177 weitaus häufiger nachzuweisen.[48]

---

[46] P. Fortini/O. Orfei, Abbazia di S. Quirico e Giulitta nella diocesi Reatina. Note e documentazioni preliminari, Roma 1995, S. 34, Nr. 10 vom 16. Juli 1094: + *ANNO DOMINICI INCARNATIONI* [...] / *LESIMO NONAGESIMO IIII INDICIONE* / *II REG(N)ANTE ENRICO IMPERATORE IN SEDE* / *APOSTOLICA URB*(E) *ROME P*(R)*ESIDENTE PAPA* / *CLEMENTE IN CIVITATE AUT*(EM) *REATINA P*(RE)*E/RAT EP*(ISCO)*PUS RAINERIUS IN MONASTERIO S*(AN)*C*(T)*I QUIRICII QUI XITU*(M) *E*(ST) *IN TORINA* / *VALLIS P*(RE)*ERAT ABB*(A)*S TAIBRANDUS* / *QUIBUS TE*(M)*PORIBUS DEDICA/TA E*(ST) *ISTA ECCL*(ESI)*A MICHAELIS AR/CHANGELIS SETTIMO DECI/MO KALENDAS AUGUSTAS*

[47] P. Rajna, Un'iscrizione nepesina del 1131, Archivio Storico Italiano, 4. ser., 18 (1886) S. 329–354 und Fortsetzung 19 (1887) S. 23–53, hier S. 332 mit Abb. und Transkription: *Anni domini millesimi CXXXI temporibus Anacleti II pape, mensis iulii, indicione VIIII, Nepesini milites, nec non et consules, firmaverunt sacramento, ut si quis heorum nostram vu[l]t frangere societatem, de omni honore atque dignitate, Deo volente, cum suis sequacibus sit eiectus, et insuper cum Iuda et Caypha atque Pylato habeat portionem, item, turpissimam sustineat mortem, ut Galelonem qui suos tradidit socios; et non eius sit memoria, sed in asella retrorsum sedeat et caudam in m[a]nu tene[at].*

[48] Exemplarisch sei hier nur auf einige Inschriften verwiesen, etwa in M.F. Pulignani, Del Chiostro di Sassovivo presso Foligno memorie epigrafiche, Foligno 1879, S. 34 mit einer Inschrift, die nach dem Pontifikatsantritt Papst Calixts II. 1119 datiert. Ferner O. Banti, Monumenta Epigraphica Pisana Saeculi XV Antiquiora, Pisa 2000, Nr. 7, S. 20f. von 1111 nach Papst Paschalis II. sowie Nr. 18, S. 25 von 1133 auf einem Bleireliquiar nach Papst Innozenz II. und Kaiser Lothar III. Aus der Zeit des Alexandrinischen Schismas haben sich mehrere nach Papst

Dieser wohl kaum zufällige Überlieferungsbefund ist insofern signifikant als sich politische Datierungen nach Gegenpäpsten aus den Schismen des ausgehenden 11. und des 12. Jahrhunderts in den inhaltlich zumeist unpolitischen lokalen Privaturkunden in zahlreichen Urkundenbeständen Nord- und Mittelitaliens durchaus häufiger erhalten haben, die aber in den jeweiligen Archiven verwahrt im Gegensatz zu den Inschriften nicht derart öffentlich manifestierten, dass man vor Ort während des Schismas einst der falschen Obödienz anhing.[49]

Diese hier nur knappen Beobachtungen machen deutlich, dass die materiellen Konsequenzen einer *damnatio memoriae* im Bereich der schriftlichen Überlieferung keinesfalls nur die höchste Ebene der gegenpäpstlichen Kanzlei, sondern gleichermaßen die urkundliche Überlieferung der ehemaligen geistlichen Würdenträger gegenpäpstlicher Obödienz betreffen. Auch die von ihnen ausgestellten Urkunden wurden *post scisma* gleichermaßen wertlos.[50] Die auffällige Quellenarmut für die Jahre zwischen 1080 und 1122 für das ansonsten durchaus quellenreiche Bologna wurde von Antonio Pini (Bologna) mit einer systematischen Säuberung der Urkunden des schismatischen

---

Alexander III. datierte Inschriften unterschiedlichen Typs erhalten, z.B. in S. Maria a Casole d'Elsa (1161), ed. bei M.L. Ceccarelli Lemut, Cronotassi dei vescovi di Volterra dalle origini all'inizio del XIII secolo, in: Pisa e la Toscana occidentale nel Medioevo. FS Cinzio Violante, a cura di G. Rossetti, Band 1, Pisa 1991, S.23–50, hier S.48f.; eine Konsekrationsinschrift von S. Pietro di Preturo (1170), ed. V. Bindi, Monumenti Storici ed Artistici degli Abruzzi. Studi di Vincenzo Bindi con prefazione di Ferdinando Gregorovius. Opera corredata da note e documenti inediti, Napoli 1889, S.85; ferner eine nach Kaiser und Papst datierte Bauinschrift (1175) aus Lucca, ediert in Monumenta Epigraphica Christiana saeculo XIII antiquiora quae in Italiae finibus adhuc exstant, a cura di A. Silvagni, Roma 1943, vol. III, fasc. I., tab. IV, nr. 2, oder die ebenfalls nach Kaiser und Papst Alexander III. datierten Kommunalstatuten (1173) aus Ferrara, ed. A. Franceschini, I frammenti epigrafici degli statuti di Ferrara del 1173 venuti in luce nella cattedrale, Ferrara 1969, S.7. Ausführlich zu diesen Inschriften demnächst Sprenger, Wahrnehmung (wie Anm. 36).

[49] Zu Beispielen aus Ravenna, Faenza, Fano und nicht zuletzt Viterbo und Rom siehe künftig Sprenger, Wahrnehmung (wie Anm. 36).

[50] Mit Ausnahme der kaiserlichen Privilegien, was hier als Sonderfall nicht näher behandelt werden kann.

Bischofs in Verbindung gebracht.[51] Für zahlreiche so genannte gegenpäpstliche Bischöfe des Alexandrinischen Schismas, von denen wir oft nur die Namen kennen und deren Amtshandlungen nur in auffällig wenigen Einzelfällen auch urkundlich überliefert sind, ließen sich ähnliche Befunde konstatieren.[52]

Diese systematische Kassierung des Großteils der urkundlichen Überlieferungen gegenpäpstlicher Obödienz *post scisma* konfrontiert die Mediävistik grundsätzlich mit einem erheblichen methodischen Problem. Wie soll man auf einer derart reduzierten Quellengrundlage auch nur annähernd zu einer objektiven Rekonstruktion des Wirkens dieser Päpste und ihrer Kurien gelangen? Was können wir wissen über deren Ordnungsvorstellungen, deren personelle Netzwerke, ihre Handlungsspielräume und Methoden, im Versuch sich gegen ihre Konkurrenten, gegen ihre Gegenpäpste durchzusetzen, wenn die erzählenden Quellen diese Vorgänge von wenigen Ausnahmen abgesehen zumeist tendenziös aus der Perspektive der Sieger erzählen, die gleichsam über eine Art Erinnerungsmonopol verfügen? Und wie können wir, um die übliche Blickrichtung von der Kaiser-Papst-Ebene zu wechseln, ermitteln, welche Akzeptanz diese so genannten Gegenpäpste auf lokaler Ebene erfahren haben, wenn die Spuren ihrer Obödienz weitgehend ein Opfer einer tatsächlich auch materiellen *damnatio memoriae* geworden sind?

Die offenkundige Schwierigkeit, diese Fragen zu beantworten, hat in der Forschung zu zwei nachhaltigen Effekten geführt. Zunächst zu einer eher spärlichen Behandlung der Gegenpäpste an sich. Die wenigen bisherigen monographischen Bearbeitungen zum Thema Gegenpäpste sind nach heutigen Maßstäben als ausgesprochen tendenziös zu bewerten und lassen zudem entscheidende Quellen außer Acht.[53] Frühere Versuche, sich der Geschichte des Gegen-Papsttums zu nähern, wie etwa eine anonym im 17./ 18. Jh. verfasste Geschichte

[51] A.I. Pini, Città, Chiesa e culti civici in Bologna medievale, Biblioteca di Storia Urbana Medievale 12, Bologna 1999, S. 9.

[52] Vgl. die Bemerkungen zu dem Paveser Gegenbischof Sirus (1159/1160–1177) bei Sprenger, Klöster (wie Anm. 21) S. 29.

[53] D.M. Zigarelli, Storia degli antipapi e di taluni memorabili avvenimenti delle epoche rispettive dello schisma, Napoli 1859. L. Silvani, Storia degli Antipapi, Milano 1971.

der Gegenpäpste, warten noch auf eine wissenschaftliche Auswertung.[54] Erst in jüngster Zeit wird das Phänomen der Gegenpäpste als „Prüfsteine universaler Autorität im Mittelalter" in einen größeren Kontext gestellt und die Schließung einer schon lange bestehenden Forschungslücke zur Kirchengeschichte mit einem eigenen Sonderforschungsbereich in Angriff genommen, der künftig sicher ganz neue Einblicke in die diskontinuierlichen Verläufe päpstlicher Autoritätsbildung und -festigung zwischen dem 11. und 16. Jahrhundert erwarten lässt.[55]

Gleichwohl existieren vereinzelte neuere prosopographische Studien zu einzelnen hochmittelalterlichen so genannten Gegenpäpsten, von denen exemplarisch die Anfang der 1980er Jahre erschienenen Arbeiten von Jürgen Ziese und Ingrid Heidrich zu Wibert von Ravenna erwähnt seien.[56] Vor allem die Arbeit Heidrichs nähert sich Papst Clemens III. aus einer landeshistorischen gleichsam Ravennater Perspektive. Der methodische Vorteil eines solchen Zugriffs besteht in dem Versuch, auf der Grundlage des lokalen Urkundenmaterials die Handlungsspielräume und Akzeptanz Wiberts von Ravenna aus seiner Zeit und seinem persönlichen Umfeld heraus zu beleuchten und nicht schon mit dem Ergebnis des Schismas im Kopf im Rückblick das Wirken Wiberts als das eines *a priori* unterlegenen Konkurrenten um die *Cathedra Petri* zu beschreiben. Ziese versucht hiermit auch einen weiteren Effekt der Quellenarmut zu den Gegenpäpsten zu überwinden, der methodisch jedoch noch immer die Forschung stark beeinflusst und der uns gewissermaßen selbst zu einem Opfer der *damnatio memoriae* macht: die perspektivische Verzerrung, mit der häufig die unterlegenen Papstkandidaten eines Schismas a priori negativ konnotiert eben als Gegenpäpste beschrieben werden. Wir befinden uns methodisch gesehen noch immer in einer Art manichäischen

---

[54] Biblioteca Apostolica Vaticana, Urb. Lat. 1656 (sc. XVII/III) Anon., Diarii e fatti, gesti e giusticie et altro di Antipapi (...).

[55] Unter der Leitung von Prof. Dr. Johannes Helmrath, Berlin, und Prof. Dr. Harald Müller, Aachen, zu den thematischen Zielrichtungen vgl. http://www2.hu-berlin.de/forschung/fdb/deutsch/PJ/PJ8861.html

[56] J. Ziese, Wibert von Ravenna. Der Gegenpapst Clemens III. (1084–1100), Päpste und Papsttum, 20, Stuttgart 1982; I. Heidrich, Ravenna unter Erzbischof Wibert (1073–1100), Vorträge und Forschungen, Sonderbd. 32, Sigmaringen 1984.

Falle, da wir unseren Wissensvorsprung *via facti* in Kenntnis des Ausgangs der jeweiligen Schismen nur schwer ausblenden können und häufig auf jene Phasen der Schismen zurückprojizieren, in denen dieses Ergebnis keinesfalls abzusehen war, sondern die Unentschiedenheit, die Offenheit der Situation für die Zeitgenossen die eigentliche Schwierigkeit einer Positionierung markierte. Dabei wissen wir selbst, wie zufällig und keinesfalls zielgerichtet die Ausgänge einzelner Schismen sind und in der Geschichte keinesfalls immer das „Bessere" siegt. Ohne die historischen Leistungen eines Papst Alexander III. schmälern zu wollen, aber woher können wir wissen, ob nicht Papst Viktor IV. die Kirche eventuell weitergebracht hätte? Wäre er heute vielleicht der *sanctus papa Victor*, als der er in Lucca in den 1160er Jahren verehrt wurde? Mit dieser Zuspitzung lässt sich zumindest andeuten, wie emotional befangen wir uns bisweilen dem eigentlichen Objekt unserer Forschung im Rückblick zuwenden, nämlich der Frage, wie denn die Zeitgenossen die Schismen wahrgenommen und bewältigt haben.[57]

Wir sind jedoch noch in einer weiteren Hinsicht selbst Opfer der *damnatio memoriae* geworden. So wurde und wird immer noch der Versuch unternommen, die Verteilung der Obödienzen während eines Schismas auf der Grundlage der Empfängerausfertigungen päpstlicher Privilegien zu rekonstruieren; insbesondere für das Alexandrinische Schisma glaubte man auf dieser Grundlage wegen der großen Zahl der erhaltenen Privilegien Alexanders III. für geistliche Empfänger im italienischen Reichsteil die eindeutige Dominanz der alexandrinischen Obödienz herauslesen und daraus schließen zu können, dass die staufischen Gegenpäpste von ganz wenigen Orten und Regionen abgesehen eigentlich keine ernstzunehmende Akzeptanz gehabt hätten.[58] Zwei wesentliche Aspekte werden hierbei methodisch bis-

[57] Ich selbst durfte auf einen Kongress in Leeds im Jahre 2005 erfahren, wie eine englische Wissenschaftlerin mich in einer Diskussion ziemlich offensiv maßregelte, als ich Papst Alexander III. für die Jahre 1159–1177 als schismatischen Gegenpapst bezeichnete, um damit – zugegebenermaßen – etwas plakativ einen Perspektivenwechsel und die Wahrnehmung Alexanders III. durch einzelne seiner Zeitgenossen als methodische Variante in den Raum stellen.

[58] Mit dieser falschen Schlussfolgerung W. Goez, Zur Geschichte des Alexander-Schismas im nordöstlichen Mittelitalien, in: Von Sacerdotium und Regnum.

weilen zu wenig berücksichtigt. Zum einen die Tatsache, dass die tatsächliche Zahl der Privilegien der gegenpäpstlichen Partei ungleich größer gewesen sein muss, aber eben *post scisma* einer systematischen bzw. zumindest gezielten Kassierung zum Opfer gefallen ist; zum anderen die Frage nach den Möglichkeiten einer kirchenpolitischen Neutralität in der Frage der Obödienz, die von den hochrangigen Wortführern der widerstreitenden Parteien selbstredend nicht vorgesehen war, die aber in viel stärkerem Maße die Einstellung der Zeitgenossen bestimmt haben mag, als wir dies bislang sehen konnten, was sich anhand neuerer landeshistorischer Studien zumindest für die Zeit des Alexandrinischen Schismas eindeutig nachweisen lässt.[59]

Wie aber können wir diese differenzierten Wahrnehmungen des Schismas bei den Zeitgenossen greifen? Welche Wege gibt es aus dieser manichäischen Falle? Eine Möglichkeit, die Wahrnehmung des Schismas durch die Zeitgenossen jenseits der offiziösen Streitschriften, Chroniken oder Urkunden der päpstlichen und kaiserlichen Kanzleien zu erfassen, bietet der Blick auf die politischen Datierungen in Privaturkunden und verwandten Quellenkontexten, etwa in Inschriften. Hier lässt sich ein facettenreiches Spektrum an individuellen wie auch von größeren Personengruppen getragenen Wahrnehmungen und Reaktionen erkennen, das sich in den erzählenden wie auch in den urkundlichen Quellen der kaiserlichen und päpstlichen respektive gegenpäpstlichen Kanzleien in dieser Differenzierung kaum festmachen lässt.

Die Notare als von unterschiedlichen Auftraggebern autorisierte Personen des öffentlichen Lebens werden hier als aufmerksame Beobachter jener hochpolitischen Vorgänge greifbar; sie reagieren selbst in entlegenen Regionen zeitnah auf die schismatische Doppelwahl und kreieren zum Teil sehr individuelle formale Lösungen der durch den Ausbruch des Schismas brisanten Datierungsfragen, was einige Bei-

---

Geistliche und weltliche Gewalt im frühen und hohen Mittelalter. Festschrift Egon Boshof zum 65. Geburtstag, Passauer Historische Forschungen 12, Köln u.a. 2002, S.519–540, hier S.540. Sehr viel differenzierter J. Johrendt, *Cum universo clero ac populo eis subiecto, id ipsum eodem modo fecerunt.* Die Anerkennung Alexanders III. in Italien aus der Perspektive der Papsturkundenempfänger, QFIAB 84 (2004) S.38–68.

[59] Hierzu ausführlich künftig Sprenger, Wahrnehmung (wie Anm. 36).

spiele für die Zeit des Alexandrinischen Schismas verdeutlichen mögen. Neben dezidierten Datierungen nach Alexander III.[60] oder den staufischen Päpsten[61] sind hier die unterschiedlichsten Formulierungen überliefert, etwa Datierungen nach zwei Päpsten (*in tempore paparum*),[62] Verunsicherung (*de papa incerti sumus*)[63] bis hin zur systematischen Lücke auf dem Pergament (*in tempore ... papae*)[64] und bewussten Veränderungen des Formulars und Verzicht auf den Papst in der Kopfzeile bis 1177, wodurch ein überaus breites Spektrum individueller oder aber auch von verschiedenen Gruppen getragener Reaktions- und Positionierungsmöglichkeiten auf das Schisma erkennbar wird, die außerhalb einer von beiden konkurrierenden Parteien absolut geforderten Obödienz rangieren.

Wie präzis und vorsichtig diese Datierungsformulare im Einzelfall die kirchenpolitische Krisensituation reflektieren konnten, sei stellvertretend an den Datierungen des Notars Crescentius (aus Foli-

---

[60] Z. B. in Veroli; ausführlich künftig Sprenger, Wahrnehmung (wie Anm. 36).

[61] Z. B. in Viterbo und Fano sowie vereinzelt in Rom, hierzu ausführlich künftig Sprenger (wie Anm. 36). Vor allem in Fano überrascht die von der Forschung bislang kaum beachtete Konzentration an Datierungen nach Calixt III. (*in tempore consecrationis Pape Calixti anno X*), welche spätestens ab 1169 durch den ganzen Pontifikat Calixt III. hindurch alle bislang bekannten für diesen Zeitraum im Original oder aber in Kopie überlieferten Privaturkunden aufweisen. Die These, dass der dritte so genannte staufische Gegenpapst über keinen Rückhalt verfügte, da keinerlei Privilegien für Empfänger in Reichsitalien erhalten sind, lässt sich hier im konkreten Fall widerlegen. In Fano wurde Calixt als Papst und nicht als *Gegen*papst wahrgenommen.

[62] Le Carte di Fonte Avellana, a cura di C. Pierucci/A. Polverari, Bd. 2 (1140–1202), Thesaurus Ecclesie Italiae, 9,2,. Roma 1977, Nr. 262 (Kopie des 18. Jhs.) vom [Tag fehlt] Januar 1162, S. 138: (...) *anno millesimo centesimo sexagesimo secundo, Victoris et Alexandri paparum anno tercio ...*

[63] Ravenna, Archivio di Stato, Fondo S. Maria in Porto A, 199 A vom 3. und 5. August 1162 Carta donationis (Seelgerätstiftung) an den Prior von S. Marie in Portu, ausgestellt von Bartholomaeus Tabellio in Ravenna: *In nomine domini nostri Ihesu Christi MCLXII temporis* (...) *imperatoris Frederici de papa incerti sumus ...*

[64] Vgl. die Datierung der von verschiedenen Notaren ausgestellten Instrumente für den Zeitraum 1159–1167/77 in: Chartularium Imolense, vol. I. Archivium S. Cassiani (964–1200), ed. S. Gadoni/G. Zaccherini, Imola 1912 sowie Chartularium Imolense, vol. II. Archivia Minora (1033–1200), ed. S. Gadoni/G. Zaccherini, Imola 1912, passim.

gno) gezeigt, der uns gleichsam in Kurzform den ereignisgeschichtlichen Ablauf des Alexandrinischen Schismas vor Augen führt. So datiert Crescentius im Juli 1163 eine Verkaufsurkunde *temporibus Frederici imperatoris et in errore Alexandri et Victoris.*[65] Im März 1168 erscheint darauf neben Papst Alexander III. Paschalis III. in der Datierungszeile,[66] und selbst der dritte von Barbarossa protegierte Papst, Calixt III., wird in mehreren Dokumenten von dem Notar Crescentius in der zeitlichen Einordnung der von ihm ausgefertigten Instrumente Papst Alexander III. gleichwertig gegenüber gestellt.[67] Wie bewusst Crescentius seine Worte in den Datierungszeilen setzte, wird in dem konsequenten Verzicht auf die päpstlichen Titulaturen bei gleichzeitiger Verwendung des päpstlichen Ordnungsnamens für beide Kandidaten offenkundig, die aber sich beide im Irrtum, d.h. in einem noch nicht entschiedenen Zustand des *error* befinden, stets im Kontrast zu dem unstrittigen Kaiser Friedrich I. Erst mit der formalen Beendigung des Schismas durch den Frieden von Venedig im Jahre 1177 kehrt auch der päpstliche Würdentitel wieder in das Formular des Notars zurück, und das Jahr 1178 umschreibt er geradezu über-

---

[65] Le Carte dell'Abbazia di S. Croce di Sassovivo. Bd. II. 1116–1165, ed. de Donato, Nr. 212 vom [ohne Tag] Juli 1163, S. 243–254, hier S. 244: *Anno Domini MCLXIIJ., temporibus Frederici Romanoru[m] imperatoris et in errore Alexandri et Victoris, mense iulii, indictione xj.* (...) *Crescentius Hortensis divina gratia concedente tabellius atque notarius helectus* (sic) *scripsit hanc cartulam.*

[66] Le Carte dell'Abbazia di S. Croce di Sassovivo. Bd. III. 1166–1200, ed. Capasso, Nr. 6 vom 6. März 1168 (copia autentica von 1215), S. 8–10, hier S. 9: (...) *Anno eiusdem incarnationis MCLXVIII, regnante Frederico Romanorum imperatore et semper augusto et in herrore Pascalis et Alixandri, mense martii* (...).

[67] Ebd., Nr. 9 von [ohne Tag] Januar 1169, S. 13f. hier S. 13: (...) *Anno eiusdem incarnationis MCLXVIIII, regnante Fredercio Romanorum imperatore et semper augusto et in herrore Calisti et Alexandri* (...); Nr. 20 vom Dezember 1170, S. 28–30, hier S. 29: (...) *Anno eiusdem incarnationis MCLXX, regnante Fredercio Romanorum imperatore et semper augusto et in herrore Alexandri et Calisti* (...) sowie Nr. 21 vom Februar 1171, S. 30–32, hier S. 30f.: (...) *Anno eiusdem incarnationis MCLXXI, regnante Fredercio Romanorum imperatore et semper augusto et in herrore Alixandri et Calisti* (...); Nr. 27 vom April 1173, S. 41f. hier S. 41: (...) *Anno eiusdem incarnationis MCLXXIII, regnante Fredercio Romanorum imperatore et semper augusto et in herrore herrore Alexandri et Calisti* (...)

schwänglich mit der Formel *temporibus domini Alexandri summi pontificis et universalis III. pape et in sacratissima Sede beati Petri* [.....] *tempore domno* (sic) *Frederico Romanorum imperatore semper augusto regnante mense novembris,* in dem die Pontifikatsjahre Alexanders bezeichnenderweise rückwirkend ab 1159 berechnet werden, gleichsam als hätte es die 18 Jahre schwerster kirchenpolitischer Auseinandersetzungen nie gegeben.[68]

Aus Rimini hat sich eine Bauinschrift aus dem Jahre 1160 erhalten, die auf einer anderen Wahrnehmungs- und Ausdrucksebene gleichsam öffentlich ein vergleichbares Bemühen um Neutralität in der Frage der Obödienz widerspiegelt.

A(nno) *I*(*ncarnationis*) D(*omini*) *M*[*C*]*LX TE*(*m*)*PO*
RIB(*bus*); *DISCORDIE* /
I(*n*)*TER V*[*ICTO*]*RE*(*m*) *ET* /
ALEXA[*N*]*DRU*(*m*) *REGNA*(*n*)/
TE FREDE[*R*]*ICO INP*(*e*)*R*(*a*)*TORE*[69]

In der Inschrift wird das Jahr 1160 der Menschwerdung des Herrn einerseits der Regierungszeit Kaiser Friedrichs, andererseits mit dem als *discordia* umschriebenen Schisma zwischen den Papstprätendenten gegenübergestellt, die hier beide mit ihrem Papstnamen, aber ohne päpstliche Titulatur in Stein verewigt sind. Die Tatsache, dass diese Inschrift ursprünglich an der Außenwand der Rimineser Stiftskirche S. Cataldo und somit öffentlich angebracht war, setzt aber geradezu zwingend voraus, dass diese dezidiert neutrale Auffassung vor Ort über eine gewisse Akzeptanz verfügte und gerade nicht als Provokation empfunden wurde. Und tatsächlich: Im privat-

[68] Ebd., Nr. 41 vom November 1178, S. 59f.

[69] Die Bauinschrift misst 0,45 × 0,65 cm und ist ediert bei L. Tonini, Rimini avanti il principio dell'era volgare all'anno MCC ossia della storia civile e sacra Riminese, Bd. 2, Rimini 1856, S. 358 mit Zeichnung; neuere Edition mit Fotografie liegt jetzt vor in Rimini Medievale. Contributi per la storia della città, a cura di L. Turchini, Rimini 1992, S. 363f. Tonini hatte noch die nahezu vollständige, wenngleich zerbrochene Inschrift autopsiert; heute hat sich nur ca. ein Drittel der Inschrift als Fragment erhalten. Der Verbleib der restlichen Stücke ist ungeklärt.

urkundlichen Material in der Region um Rimini lassen sich derart neutrale Datierungen verschiedener Notare in besonders konzentrierter Form belegen.[70] Ähnliche Beobachtungen ließen sich für Imola, Forlì, Rieti u.a. Orte machen.[71] Entgegen der von Kaiser und den konkurrierenden Päpsten mit absolutem Anspruch geforderten Obödienz erweist sich Neutralität oder zumindest formale Zurückhaltung im Bekennen der Obödienz keinesfalls als marginale Erscheinung, sondern in bestimmten Regionen Reichsitaliens während des Alexandrinischen Schismas geradezu als ein formales Programm.

Ein letztes Beispiel soll zugleich aber auch die Interpretationsschwierigkeiten dieses Blicks auf die politischen Datierungen als Methode verdeutlichen. Aus Ascoli Piceno hat sich eine Bauinschrift von 1165 erhalten, die nach den neueren Forschungen von Cappelli ursprünglich zur Spitalkirche S. Ilario gehörte, und deren Datierung im Hinblick auf die Frage des Papstes wohl bewusst ambivalent formuliert zu sein scheint:[72]

[HAEC EST CEPTA DOMUS] POST PARTVM VIRGINIS ANNO
[MILLENO, CENTEN]O, QVINTO BISQVe TRICENO.
[HERESE ROMA DO]LET; FRIDERICVS ET IMPERAT ORBI.
[HVIC VT STELLA P]RAEEST LVX PRAESVL. PRESBITER VRBI.

Primärer zeitlicher Beziehungspunkt ist die elegant als *partus Virginis* umschriebene Geburt Christi. Die zweite Zeile verweist mit einer politischen Datierung auf die beiden Universalgewalten Kaiser- und in komplementärer Gegenüberstellung mit dem Verweis auf Rom auf das Papsttum, ohne jedoch den Papst selbst zu benennen. Stattdessen wird die besondere Krisensituation des Papsttums thematisiert, das von einer nicht näher bezeichneten Häresie oder einem Hä-

[70] Hierzu ausführlich künftig Sprenger, Wahrnehmung (wie Anm. 36).

[71] Ebd.

[72] Übersetzung: Dieses Haus ist im Jahr nach der Niederkunft der Jungfrau 1100, 5 und zweimal 30 [1165] begonnen worden. Rom empfindet Schmerz über die Häresie (bzw. den Häretiker) und Friedrich herrscht über die Welt und dieser Stadt steht Bischof Presbyter als Licht wie ein Stern vor ... Die Inschrift ist mehrfach ediert worden, zuletzt von A. Salvi, Iscrizioni Medievali di Ascoli, Istituto Superiore di Studi Medievali „Cecco Ascoli". Collana Testi e Documenti diretta da A. Anselmi 5, Ascoli 1999, Nr. 158, S. 192f., dort auch die Entdeckungsgeschichte der Inschrift.

retiker (*Haeretae / Haeresae*) verdrängt worden ist, worüber die personifizierte Roma als Sitz des Papsttums schmerzliche Trauer empfindet (*dolet*), ganz im Kontrast zur unbeschädigten Autorität des Kaisers, wie auch des amtierenden Bischofs Presbyters in der dritten Zeile.

Doch welche Häresie oder welchen Häretiker hatte der Schreiber vor Augen, als er 1165 diese Zeilen verfasste? Die Forschung in Ascoli Piceno hat in der Datierung der Inschrift stets eine Anspielung auf die Häresie Arnolds von Brescia selbst erkennen wollen. Bereits Tucci und Mariotti haben 1922 diese Auffassung in ihrem Kommentar zur Edition der Inschrift formuliert, und sie wurde auch in der jüngsten Publikation bei Salvi übernommen.[73] Bedenkt man indes, dass Arnold von Brescia bereits 1155 in Rom hingerichtet worden war, so wird man stark anzweifeln müssen, dass sich einem zeitgenössischen Leser in Ascoli Piceno im Jahre 1165 dieser spezifische Zusammenhang zwischen dem verkürzten *herese* (oder *herete*) ... *dolet* und den inzwischen über zehn Jahre zurückliegenden Ereignissen um Arnold von Brescia erschlossen haben dürfte.[74]

Ein weiteres Argument spricht gegen den Arnold-von-Brescia-Bezug der Inschrift. Wie in politischen Datierungen grundsätzlich der Fall reflektieren ungewöhnliche kommentierende Ergänzungen außerhalb des üblichen Datierungsformulars in der Regel höchst aktuelle, gleichsam tagespolitische Ereignisse.[75] Auch für die vorliegende Inschrift darf dies vorausgesetzt werden, zumal schon durch die präsentische Gleichsetzung (*1165 ... dolet ... imperat*) eine zu große zeitliche Diskrepanz der einzelnen Inhalte dieser kurzen Passagen ausgeschlossen werden kann. Der Redakteur der Inschrift muss demnach

[73] Ebd.

[74] Zur Verständnisfähigkeit der Inschriftenleser grundsätzlich die Ausführungen von S. Scholz, Epigraphische Zeugnisse der Päpste in Rom. Ein Desiderat der Italia Pontificia. Vortrag gehalten anlässlich der Tagung „100 Jahre Italia Pontificia“ am Deutschen Historischen Institut in Rom im Oktober 2006. Ich danke Herrn Prof. Dr. Scholz (Zürich) für die Möglichkeit, das Manuskript einzusehen. Vgl. auch ders., Politik – Selbstverständnis – Selbstdarstellung. Die Päpste in karolingischer und ottonischer Zeit, Historische Forschungen 26, Stuttgart 2006, S. 17 mit Anm. 27 sowie S. 20–23.

[75] Mit verschiedenen Beispielen hierzu künftig Sprenger, Wahrnehmung (wie Anm. 36).

eine andere Häresie im Blick gehabt haben, die zeitgleich, also 1165, in Rom eine solche Wirkung entfaltet hatte, dass ein Echo hiervon auch in Ascoli Piceno von den Lesern der Inschrift verstanden werden konnte. Zwangsläufig gelangt man zu dem Schluss, dass in der Inschrift mit dem Begriff der Häresie nur das gegenwärtige Papstschisma gemeint sein kann, zumal die synonyme Verwendung der Begriffe Häresie und Schisma im propagandistischen Sprachgebrauch beider konkurrierender päpstlicher Kanzleien in jenen Jahren mehrfach zu belegen ist.[76]

Ob nun Paschalis III. oder aber Alexander III. für den Verfasser der Inschrift der Urheber dieser Häresie bzw. der Häretiker war, die sich 1165 beide in Rom befanden, wird wohl bewusst mit einer unpersönlichen Umschreibung des Schismas offengelassen. Hierin manifestiert sich einerseits das Bemühen, sich in der Frage der Obödienz nicht zu deutlich zu exponieren zu einem Zeitpunkt, zu dem der Ausgang des Schismas noch völlig offen war, andererseits die Wahrnehmung des Schismas als eine gleichsam papstlose Zeit schwerer innerkirchlicher Konflikte.

Ein grundsätzliches Problem bleibt: Die Effekte einer propagandistisch gefärbten *memoria damnata* bzw. *damnatio in memoria* des siegreichen und somit letzthin legitimierten Papsttums wie auch der durch die *damnatio memoriae* bedingte erhebliche Quellenverlust der gegenpäpstlichen Überlieferung verzerren erheblich die Möglichkeiten, die tatsächliche Wahrnehmung der Zeitgenossen auf die konkurrierenden Parteien und somit auf deren Legitimitätsakzeptanz während eines Schismas zu rekonstruieren. Aus der Not einer kaum vorhandenen offiziellen Quellenbasis zu den so genannten Gegenpäps-

[76] Z.B. JL 10676 α und 12409: *schismaticorum haeresis*. Ferner der Eid der ehemaligen Schismatiker zur Wiederaufnahme in die Kirche, vgl. Le Liber Censuum de l'eglise romaine publié avec une introduction et un commentaire, vol. 1–3, ed. P. Fabre, Paris 1910–1952, hier 1, 2.S.417: *Ego N. refuto et anathematizo omnem heresim extollentem se adversus Romanam et catholicam Ecclesiam et precipue scisma et heresim Octaviani* (...). Zu den verschiedenen Differenzierungen des Begriffs siehe auch O. Hageneder, Der Häresiebegriff bei den Juristen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: The concept of heresy in the Middle Ages. Proceedings of the 4th International Conference, Louvain, May 13–16, 1973, ed. W. Lourdaux/D. Verhelst, Mediaevalia Lovanensia I/4, Leuven 1976, S.42–103, passim.

ten lässt sich daher sicher keine Tugend machen. Gleichwohl lässt uns ein Bewusstsein dieser perspektivischen Verengung klarer erkennen, was wir eigentlich mit unseren Forschungen beschreiben wollen. Ein, wenngleich nur partieller Lösungsansatz für dieses grundsätzliche methodische Problem besteht in der Analyse der politischen Datierungen des lokalen Quellenmaterials fernab der päpstlichen und gegenpäpstlichen Kanzleien. Der nach wie vor nicht erschöpfte Reichtum der italienischen Archive lässt hier durchaus differenzierte Perspektiven auf die Wahrnehmung eines Schismas durch die Zeitgenossen zu. Machen wir uns also auf den Weg aus einer durch die *memoria damnata* verursachten und noch immer nachwirkenden manichäischen Falle.

RIASSUNTO

L'articolo analizza le forme della *damnatio memoriae* nell'ambito del papato, soprattutto i metodi con cui veniva applicata nel contesto degli scismi religiosi. Partendo dall'osservazione che esisteva una terminologia e un concetto giuridico di *memoria damnata* all'interno degli scismi, l'autore si chiede fino a che punto tale concetto medievale sia paragonabile alla prassi dell'antica *damnatio memoriae* come strumento del diritto romano e pena *post mortem*. Spiegando alcuni esempi delle *damnationes* espone come diverse forme venivano applicate non solo alle persone, ma anche a oggetti diversi, come iscrizioni, chiese e documenti, che trasmettevano la memoria degli antipapi in modo da non lasciar sviluppare nessuna forma di memoria positiva (come se fossero i veri papi legittimi). La documentazione evidentemente sporadica ed esile di questi cosiddetti 'antipapi' si deve soprattutto alla *damnatio memoriae*. La *damnatio memoriae* o anzi la *damnatio in memoria* nell'ambito del papato quindi si spiega come strumento per superare la crisi di uno scisma precedente e condizionare la maniera in cui sarebbe stata ricordata nelle future generazioni quella crisi e i loro protagonisti. Inoltre essa permette la ricostruzione, di come durante la crisi di uno scisma i contemporanei hanno percepito i candidati concorrenti alla *cathedra Petri*. Per superare il problema metodologico dovuto alla deformazione documentaria per quanto riguarda la documentazione ufficiale del papato l'autore propone l'analisi di quella locale: soprattutto le datazioni politiche a partire dal neoeletto papa ed imperatore nelle carte private. Queste ci concedono ripercussioni, riflessioni e percezioni dello scisma che non si trovano nei documenti rilasciati dalle cancellerie delle curie contrastanti.

GESCHICHTE FÜR KOMMUNALE ELITEN

Die Pisaner Annalen des Bernardo Maragone[1]

von

RICHARD ENGL

1. Einführung, Forschungsstand und Fragestellung. – 2. Untersuchung des Annalentextes. – 2.1. Verarbeitung historiographischer und epigraphischer Quellen. – 2.2. Verarbeitung archivalischer Quellen. – 2.3. Form und Stil. – 2.4. Überlieferungszusammenhang. – 2.5. Zwischenbilanz: Funktion der Annalen. – 3. Untersuchung des historischen Hintergrundes: Schreibanlass der Annalen. – 4. Resümee.

1. Als der alternde Bernardo Maragone Ende des 12. Jahrhunderts zur Feder griff, um die Geschichte seiner Stadt niederzuschreiben, konnte seine Heimat auf ein goldenes Zeitalter zurückblicken: Das hochmittelalterliche Pisa war ein ungemein bedeutendes urbanes Zentrum. Es lag in einer der fortschrittlichsten und wirtschaftlich potentesten Regionen des damaligen Europa, im Ober- und Mittelitalien der Städte. Hier hatte sich bekanntlich ab dem 11. Jahrhundert die Entstehung der Kommunen vollzogen – ein Wandel von größter politischer, kultureller und sozialer Bedeutung, der bis heute das Antlitz

[1] Der Beitrag ist eine Zusammenfassung des ersten Teils meiner im August 2007 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichten Zulassungsarbeit zum Staatsexamen. Prof. Dr. Knut Görich danke ich herzlich für sein förderliches Interesse am Thema. Mein besonderer Dank gilt auch dem DHI Rom für die hervorragenden Arbeitsbedingungen während einer mehrwöchigen Recherche zu diesem Beitrag.

des Landes prägt.[2] Auch wenn gegenwärtige Historiker sich regelmäßig auf lombardische Beispiele der kommunalen Bewegung konzentrieren, war das toskanische Pisa eine wichtige Vorreiterin der Entwicklung.[3]

Als eine der einflussreichsten Seemächte des Mittelmeeres handelte und kämpfte die am Arno gelegene Stadt mit Byzantinern, Normannen und Sarazenen (Abb. 1).[4] Könige und Kaiser waren auf die pisanische Flotte angewiesen, die ihren Besitzern sprichwörtliche Reichtümer sicherte.[5] In einem Klima der Internationalität[6] gediehen viele wirtschaftliche, politische und kulturelle Errungenschaften, die Pisa eine europäische Vorreiterrolle in der Kommuneentwicklung, in Rechtswesen, Mathematik, Ingenieurskunst und Architektur verschafften.[7]

---

[2] Vgl. aus der Fülle der Literatur beispielsweise E. Coleman, Cities and communes, in: D. Abulafia (Hg.), Italy in the Central Middle Ages. 1000–1300, The Short Oxford History of Italy, New York 2004, S. 27–57; ein Forschungsbericht: E. Coleman, The Italian Communes. Recent Work and current Trends, Journal of Medieval History 25 (1999) S. 373–397.

[3] In Pisa setzte bereits zwischen den 70ern und 90ern des 11. Jahrhunderts jene Entwicklung ein, die die Arnostadt als einzige Kommune Italiens schon 1162 zur Garantie von Autonomie und Rechten über den Contado durch Friedrich Barbarossa führte; vgl. hierzu O. Banti, Kurze Geschichte von Pisa, Ospedaletto 2000, S. 32, 38; F. Opll, Stadt und Reich im 12. Jahrhundert (1125–1190), Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu Johann Friedrich Böhmer, Regesta Imperii 6, Wien u.a. 1986, S. 385, 392.

[4] Vgl. M. Luzzati, Art. ‚Pisa', in: Lex. MA, Bd. 6, Sp. 2177–2182, Sp. 2177f.; Banti, Geschichte (wie Anm. 3) S. 25–27, 33–36.

[5] In jener Zeit diente der Vergleich mit den Pisanern redensartlich zur Illustration besonderen Reichtums: *ditior Pisanis*; vgl. ebd., S. 29.

[6] Vgl. das vielzitierte Lamento des pisafeindlichen Donizo in seiner Vita Mathildis, ed. L. Bethmann, MGH SS 12, Ndr. Stuttgart 1995, S. 348–409, I, S. 379: *Qui pergit Pisas, videt illic monstra marina. / Haec urbs Paganis, Turclis, Libicis quoque Parthis / Sordida; Chaldei sua lustrant litora tetri.*

[7] Vgl. beispielsweise P. Classen, Kodifikation im 12. Jahrhundert: Die Constituta usus et legis von Pisa, in: Ders. (Hg.), Recht und Schrift im Mittelalter, Vorträge und Forschungen 23, Sigmaringen 1977, S. 311–317; E. Neuenschwander, Art. ‚Leonardo Fibonacci', in: Lex. MA, Bd. 5, Sp. 1893f.; A.A. Settia, Pisa e le tecniche belliche mediterranee, Archivio storico italiano 160 (2002) S. 735–751 und allgemein Banti, Geschichte (wie Anm. 3) S. 44–46.

Der berühmte Dom beispielsweise wurde in seiner Zeit an Größe nur von Speyer überragt.[8]

Ohne Bernardo Maragone, den bedeutendsten hochmittelalterlichen Geschichtsschreiber der Stadt, wüssten wir wenig über Pisas Glanzzeit im 12. Jahrhundert. Seine in den 1180ern entstandenen chroniknahen Annalen[9] übertreffen die frühere Pisaner Überlieferung an Umfang und Themenvielfalt bei weitem.[10] Aber auch für das 13. Jahrhundert würde man sich so dringend wie vergeblich einen Geschichtsschreiber vom Format Maragones für die Arnostadt wünschen.[11]

Bernardo Maragone war Laie und juristisch versierter Amtsträger der Kommune und als solcher natürlich gut über die Politik seiner Heimatstadt informiert. Er berichtet den Löwenanteil seines Werks als Zeitgenosse. Allerdings sind seine Annalen nicht jahrweise niedergeschrieben, sondern im Rückblick zwischen 1181 und 1190.[12] Brüche in der Chronologie und über den gesamten Berichtszeitraum ver-

---

[8] Vgl. K. Zimmermanns, Toscana. Das Hügelland und die historischen Stadtzentren, Köln [5]1982, S. 75.

[9] Zuletzt ediert in Bernardo Maragone, Annales Pisani, in: Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. M. Lupo Gentile, RIS, Nuova edizione 6.2, Bologna 1930–1936, S. 1–74.

[10] Dabei war bereits jene frühere Pisaner ‚Erinnerungskultur' in ihrer Zeit außergewöhnlich: ein Komplex aus Geschichtsdichtungen, kurzen Annalen und Inschriften des späten 11. und frühen 12. Jahrhunderts; vgl. dazu zuletzt M. von der Höh, Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (1050–1150), Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 3, Berlin 2006.

[11] Vgl. M.L. Ceccarelli Lemut, Bernardo Maragone „provisor" e cronista di Pisa nel XII secolo, in: Dies. (Hg.), Medioevo Pisano. Chiesa, famiglie, territorio, Ospedaletto 2005, S. 121–146, S. 125: „...proprio la mancanza di un testo simile pone così tanti problemi per il Duecento".

[12] So schon L.A. Botteghi, Bernardo Maragone autore degli Annales Pisani, Archivio Muratoriano 2, Fasc. 19/20 (1921) S. 645–661, S. 659f. Die *termini post* und *ante quem* 1181 und 1190 ergeben sich aus der Datierung von Bernardos letztem Eintrag einerseits sowie aus einer Bezugnahme auf den noch lebenden Friedrich Barbarossa an fortgeschrittener Stelle der Annalen andererseits; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 52 im kritischen Apparat zum Jahr 1171*.

streute Vorverweise lassen aus Sicht der Forschung keinen anderen Schluss zu.[13]

Bernardo Maragone muss im ersten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts geboren worden sein, beendete er doch seine Verfasserschaft zufolge des letzten Eintrags seines Werks zum Jahr 1182*[14] achtzigjährig.[15] In jener wichtigen Notiz erfahren wir auch, dass eine fünf kurze Einträge umfassende Fortsetzung auf Bernardos Sohn Salem zurückgeht, der bereits bis dahin bei der Abfassung geholfen habe. Bernardo und Salem Maragone sind in den Annalen selbst wie auch im städtischen Urkundenmaterial in Diensten der Kommune bezeugt:[16] Bernardo war mehrfach als Provisor, also als Richter an der für Gewohnheits- und Handelsrecht zuständigen *curia usus* tätig; er nahm 1151 und 1164 an zwei Gesandtschaften seiner Stadt nach Rom und zu Reichskanzler Rainald von Dassel teil und begab sich ebenfalls 1164 gemeinsam mit Kollegen im Auftrag seiner Heimatstadt in den Pisaner Contado, das städtische Umland. Salem saß als gelehrter Jurist mehrmals der *curia legis* und anderen Pisaner *curiae* vor, war 1181 Senator und Schiedsrichter zur Wahrung eines Friedensschlusses Pisas mit der Nachbarin Lucca.

---

[13] Vorverweise begegnen häufig anlässlich längerwährender Bauvorhaben, deren späteres Fertigstellungsdatum angegeben wird; vgl. ebd., S. 16, 26, 30; ansonsten anlässlich einer dreijährigen Gesandtschaft; vgl. ebd., S. 24, 44; oder anlässlich zweier Treueide an die Pisaner in aufeinanderfolgenden Jahren; vgl. ebd., S. 47. Zu Chronologiebrüchen vgl. S. 72 und 86, Anm. 68.

[14] Die Pisaner Annalen datieren nach dem im mittelalterlichen Pisa gültigen Inkarnationsstil. Das Pisaner Jahr begann bereits am 25. März des – aus unserer Sicht – jeweiligen Vorjahres. Zur Umrechnung in unsere heutige Zählung ist somit zwischen dem 25. März und dem 31. Dezember eines jeden Pisaner Jahres eine Einheit abzuziehen. Sooft im Folgenden weniger die Ereignisse der Pisaner Geschichte für sich als ihr Bild in den Annalen der Stadt und die Gestalt dieser Annalen überhaupt interessieren, wird auf eine – bei fehlenden Monatsangaben ohnehin unmögliche – Umrechnung verzichtet und die aus den Annalen übernommene Jahresangabe mit einem Asterisk gekennzeichnet.

[15] Vgl. ebd., S. 73: *Infino a qui ha fatto Bernardo di Maragone, ... il quale visse anni octanta in bona vecchiaia.* Der vorgenommene Rückschluss auf Bernardos Geburtsjahrzehnt setzt voraus, dass noch er selbst die soeben zitierten Zeilen verfasste, wovon ich ausgehe; vgl. die entsprechende Argumentation auf S. 93 f.

[16] Vgl. die Verweise zu Vater und Sohn bei Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 122–128.

Inhaltlich liegt der Schwerpunkt der Pisaner Annalen auf städtischen Belangen zwischen der Jahrhundertmitte und den 1180er Jahren. Nach einem knappen Vorlauf zur biblischen, antiken, karolingerzeitlichen und süditalienischen Geschichte bietet das Werk bis zu seinem Abbrechen im Jahr 1192* vorwiegend: die jährliche Aufzählung der Konsuln, innerstädtische Ereignisse wie Empfänge beispielsweise des Kaisers, Bauvorhaben, aber auch Naturschäden; die Beziehungen zwischen Stadt und Umland; am häufigsten jedoch außerstädtische Belange wie bewaffnete Auseinandersetzungen mit Genua und Lucca, Gesandtschaften, Vertragsschlüsse, Erhalt von Privilegien, außenpolitische Hilfeleistungen und Ehrerweisungen für und von Barbarossa, dessen Beauftragten und anderen Potentaten des Mittelmeerraumes.

Als erstes historiographisches Unternehmen aus Laienhand stellen die Pisaner Annalen bereits innerhalb ihrer Herkunftsstadt eine absolute Neuheit dar, aber auch überregional gehören sie einem exklusiven Kreis neuentstehender Geschichtsschreibung an. Immerhin existierten Ende des 12. Jahrhunderts noch nicht einmal eine Handvoll weiterer ambitionierter kommunaler Laiengeschichtswerke. Gemeinsam mit der *Narratio de Longobardie obpressione et subiectione*, dem *Libellus de rebus a Frederico imperatore gestis* Otto Morenas und seiner Fortsetzer sowie den *Annales Ianuenses* stehen die *Annales Pisani* so am Beginn einer in den italienischen Kommunen künftig sehr bedeutenden Gattung.[17] Nicht zuletzt aufgrund dessen ist

[17] Vgl. Narratio de Longobardie obpressione et subiectione, in: Italische Quellen über die Taten Kaiser Friedrichs I. in Italien und der Brief über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I., ed. und übers. von F.-J. Schmale, Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 17a, Darmstadt 1986, S. 240–295; Otto Morena und seine Fortsetzer, Libellus de rebus a Frederico imperatore gestis, in: Italische Quellen über die Taten Kaiser Friedrichs I. in Italien und der Brief über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I., ed. und übers. von F.-J. Schmale, Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 17a, Darmstadt 1986, S. 34–239; Caffaro und seine Fortsetzer, Annales Ianuenses, in: Annali Genovesi di Caffaro e de' suoi continuatori dal MXCIX al MCCXCIII, Bd. 1, ed. L.T. Belgrano, FSI 11, Genova 1890, S. 1–75, 151–261, Bd. 2, ed. L.T. Belgrano/C. Imperiale, Fonti per la storia d'Italia 12, Genova 1901, S. 1–66; dazu J.W. Busch, Die Mailänder Geschichtsschreibung zwischen Arnulf und Galvaneus Flamma. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit im Umfeld einer

Maragones Geschichtswerk zu den wichtigsten historiographischen Quellen Italiens kommunaler Herkunft zu rechnen.[18]

Die bisherige Forschung zu den Pisaner Annalen steht in auffallendem Missverhältnis zu ihrer Bedeutung: Im Gegensatz zum italienischen wie internationalen Interesse an ihren genuesischen und lombardischen Gattungsgenossen[19] harren die Annalen der Arnostadt weiterhin der Erweckung aus einer Art Dornröschenschlaf. Es fehlt nicht an diesbezüglichen Appellen,[20] dennoch gehen die Forschungen

---

oberitalienischen Kommune vom späten 11. bis zum frühen 14. Jahrhundert, Münstersche Mittelalter-Schriften 72, München 1997, S. 45f., 51.

[18] Vgl. beispielsweise G. Scalia, Annalistica e poesia epico-storica pisana nel secolo XII, in: Il senso della storia nella cultura medievale italiana (1100–1350). Quattordicesimo convegno di studi, Pistoia, 14–17 maggio 1993, Pistoia 1995, S. 105–124, S. 120: „una delle maggiori fonti storiografiche italiane di estrazione comunale"; Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 129: „uno dei più rilevanti esempi di cronistica cittadina del XII secolo".

[19] Diese wurden regelmäßig als Beispiele in übergreifenden Analysen herangezogen oder aber unter aktuellen Fragestellungen der Mediävistik ins Zentrum von Untersuchungen gerückt: So zu den lombardischen Zeugnissen Busch (wie Anm. 17); zu den Genueser Annalen F. Schweppenstette, Die Politik der Erinnerung. Studien zur Geschichtsschreibung Genuas im 12. Jahrhundert, Gesellschaft, Kultur und Schrift. Mediävistische Beiträge 12, Frankfurt a.M. 2003 und G. Petti Balbi, Il presente e il senso della storia in Caffaro e nei suoi continuatori, in: Il senso della storia nella cultura medievale italiana (1100–1350). Quattordicesimo convegno di studi, Pistoia, 14–17 maggio 1993, Pistoia 1995, S. 31–52; zu letzteren als ständig angeführtem Paradebeispiel der Notarsgeschichtsschreibung G. Arnaldi, Il notaio-cronista e le cronache cittadine in Italia, in: La storia del diritto nel quadro delle scienze storiche. Atti del primo congresso internazionale della Società italiana di Storia del Diritto, Firenze 1966, S. 293–309; G. Arnaldi, Cronache con documenti, cronache „autentiche" e pubblica storiografia, in: G. Zanella (Hg.), Storici e storiografia del medioevo italiano, Il mondo medievale. Sezione di storia delle istituzioni, della spiritualità e delle idee 14, Bologna 1984, S. 111–137; C. Cogrossi, Per uno studio intorno alle cronache dei notai ed agli atti notarili nei comuni dell'Italia settentrionale (XII-XIV sec.), Jus 28 (1981) S. 333–360 etc.; vgl. allgemein zur überreichen Literatur ein Forschungsbericht in Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 6–16.

[20] Vgl. Scalia, Annalistica (wie Anm. 18) S. 209: „...meriterebbe pertanto riconoscimenti ben più ampi di quanto non sia finora accaduto"; vgl. auch Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 122 mit Anm. 5; Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 209, Anm. 1. Die Liste ließe sich fortsetzen.

bislang kaum über die Klärung textkritischer und quellenkundlicher Fragestellungen als Voraussetzung für Edition und ereignisgeschichtliche Auswertung hinaus.

Im 19. Jahrhundert, als nur eine unvollständige Handschrift der Annalen bekannt war, wurde neben der Identifizierung von Quellen des Werks vor allem um die Autorfrage gestritten.[21] Seit dem Fund einer späteren volkssprachlichen, aber erstaunlich authentischen Übersetzung des verlorenen Originals waren diese Diskussionen auf einen Schlag zugunsten der Verfasserschaft Bernardo Maragones und seines Sohnes Salem entschieden.[22] In der Folgezeit widmeten sich nur mehr zwei Forscher im Zusammenhang mit Neueditionen direkt den Maragones und ihrem Werk: In den 1930ern gab Michele Lupo Gentile in seinem Vorwort in den *Rerum Italicarum Scriptores* die üblichen Informationen zu Autor, Werk, Quellen, Überlieferung und Editionen.[23] 2001 aktualisierte Maria L. Ceccarelli Lemut diese Kenntnisse, um dann mit den Unzulänglichkeiten der Textfassung Lupo Gentiles das Desiderat einer Neuedition zu begründen.[24]

Ansonsten wurde das Geschichtswerk nur als ein Beispiel unter vielen in einigen wenigen Studien zur italienischen Geschichtsschreibung des Mittelalters herangezogen: 1990 von Lidia Capo zur Ergründung der Rolle von *Federico Barbarossa nelle cronache italiane contemporanee*[25] und 1992 von Chris Wickham bei der Untersuchung des

---

[21] Vgl. dazu K. Pertz, Bernardi Marangonis Annales Pisani ab anno 1004 usque ad a. 1175, in: MGH SS 19, Hannover 1866, S. 236–266, S. 236f.; P. Scheffer-Boichorst, Die ältere Annalistik der Pisaner, Forschungen zur Deutschen Geschichte 11 (1871) S. 508–527; O. Langer, Politische Geschichte Genuas und Pisas im XII. Jahrhundert. Nebst einem Exkurs zur Kritik der Annales Pisani, Historische Studien 7, Leipzig 1882, S. 203–213; H. von Kap-Herr, Bernardus Marango, Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 5 (1884) S. 83–95; A. Schaube, Bernardo Maragone doch der Verfasser der Annales Pisani, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 10 (1885) S. 139–161; Botteghi (wie Anm. 12); eine Zusammenfassung der Diskussion bei letzterem.

[22] Allein in dieser Handschrift sind die beiden als Autor und Fortsetzer genannt; vgl. Anm. 15; Botteghi (wie Anm. 12).

[23] M. Lupo Gentile, Prefazione, in: Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. M. Lupo Gentile, RIS, Nuova edizione 6.2, Bologna 1930–1936, S. IV-XVIII.

[24] Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11).

[25] L. Capo, Federico Barbarossa nelle cronache italiane contemporanee, in: I.

Sense of the Past in Italian Communal Narratives[26]. Als spätes Beispiel in einem Panorama pisanischer Überlieferung des 12. Jahrhunderts erwähnt Giuseppe Scalias Aufsatz von 1995 Maragones Werk.[27] Allein Marco Tangheronis Beitrag zum *mezzogiorno normanno-svevo visto da Pisa*[28] von 2004 begnügte sich nicht mit zwei bis drei Seiten zu den Pisaner Annalen, zeigte sich jedoch mit dem eigenen Ergebnis – im Wesentlichen einer Auflistung der einschlägigen annalistischen Nachrichten – nicht sehr zufrieden.

Offenbar gilt nach wie vor Jörg W. Buschs Urteil, „bei der wissenschaftlichen Behandlung der Pisaner Zeitgeschichtsschreibung der Barbarossazeit scheint sich die machtpolitische Entwicklung im westlichen Mittelmeer noch einmal zu wiederholen: Pisa geriet ganz in den Windschatten von Genua."[29]

Die folgende Untersuchung will einen Beitrag leisten, den Pisaner Annalen mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen und sie für moderne mediävistische Fragestellungen zu öffnen.

Als Schlüssel zu jeder weiteren Interpretation soll nach der lebenspraktischen Zweckbestimmung des Geschichtswerks gefragt werden: Aus welchem Anlass griff Bernardo ausgerechnet in den 1180er Jahren zur Feder? Auf welchen ‚Sitz im Leben' hin konzipierte er seine Annalen? Zu außergewöhnlich, mühevoll und kostspielig war schließlich das geschriebene Wort in der weitgehend oralen Gesellschaft des Mittelalters, als dass es nicht auf konkrete Zwecke hin an-

---

Lori Sanfilippo (Hg.), Federico I Barbarossa e l'Italia nell'ottocentesimo anniversario della sua morte. Atti del convegno, Roma 24–26 maggio 1990, Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo e Archivio Muratoriano 96, Roma 1990, S. 301–345. Pisas Annalen verkörperten hier die Sicht einer durch kaiserliche Aktionen nicht existenziell bedrohten Stadt.

[26] C. Wickham, The Sense of the Past in Italian Communal Narratives, in: P. Magdalino (Hg.), The Perception of the Past in twelfth-century Europe, London 1992, S. 173–189. Er analysierte vor allem die Auswahl der Themen, die Maragone wichtig waren, im überzeitlichen und überregionalen Vergleich.

[27] Scalia, Annalistica (wie Anm. 18).

[28] M. Tangheroni, Il mezzogiorno normanno-svevo visto da Pisa, in: B. Graziella u.a. (Hg.), Il mare, la terra, il ferro. Ricerche su Pisa medievale (Secoli VII-XIII), Ospedaletto 2004, S. 93–107.

[29] Busch (wie Anm. 17) S. 45, Anm. 49.

gelegt gewesen wäre.[30] Der Schreibanlass eines historiographischen Werks ist demgemäß, wie Gerd Althoff pointiert formuliert, der „archimedische Punkt", „von dem her die ganze Darstellung gesehen werden muss".[31] Die Pisaner Annalen werden also, der Begrifflichkeit des Münsteraner Sonderforschungsbereichs folgend, als Beispiel „pragmatischer Schriftlichkeit" verstanden und untersucht.[32] Auf zwei einander ergänzenden Wegen soll dies geschehen: Einerseits durch die Auswertung des Annalentextes selbst, andererseits durch die Beleuchtung der historischen Hintergrundsituation zur Abfassungszeit.

Bevor erstens mit der Textauswertung begonnen werden kann, ist jedoch noch zu klären, welche Annalenfassung der Untersuchung zugrunde gelegt werden soll. Immerhin äußerte jüngst Ceccarelli Lemut eindringliche Bedenken gegenüber der bislang maßgeblichen Edition Lupo Gentiles,[33] die sich bevorzugt auf die früheste lateinische Handschrift der *Annales Pisani* aus dem späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert stützte.[34] Wie Luigi A. Botteghi und jüngst wieder Ceccarelli Lemut nachweisen konnten, ist die bereits erwähnte Über-

---

[30] Vgl. H.-W. Goetz, Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im hohen Mittelalter, Orbis mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 1, Berlin 1999, S. 281 und noch expliziter, wenn auch für den Bereich der Hagiographie, S. Coué, Hagiographie im Kontext. Schreibanlass und Funktion von Bischofsviten aus dem 11. und vom Anfang des 12. Jahrhunderts, Berlin u.a. 1997, S. 6–25, 172–176.

[31] G. Althoff, Causa scribendi und Darstellungsabsicht. Die Lebensbeschreibung der Königin Mathilde und andere Beispiele, in: M. Borgolte/H. Spilling (Hg.), Litterae medii aevii. Festschrift J. Autenrieth, Sigmaringen 1988, S. 117–133, S. 133.

[32] Zum Forschungsansatz und -anliegen des SFB 231 vgl. H. Keller/F. J. Worstbrock, Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter. Der neue Sonderforschungsbereich 231 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Frühmittelalterliche Studien 22 (1988) S. 388–409.

[33] Vgl. Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 134–142.

[34] Diese wird heute in der Pariser Bibliothèque de l'Arsenal, Nr. 1110 (Hist. 80) aufbewahrt, von der Forschung unterschiedlich datiert: Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 131 mit Anm. 42 unter Berufung auf Ottavio Banti ins 13. Jahrhundert; Busch (wie Anm. 17) S. 115 ins späte 12. Jahrhundert; ebenso Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 209, Anm. 1 unter Berufung auf Puncuh.

setzung der Annalen in pisanisches Volgare des 14. Jahrhunderts nämlich vollständiger und originalnäher.[35]

Der Autor des vorliegenden Beitrags teilt Ceccarelli Lemuts Ansicht und möchte ihren plausiblen Argumenten noch ein weiteres hinzufügen, das zugleich ein wenig Licht ins Dunkel um gewisse Wiederholungen im Annalentext bringen kann: In der lateinischen Fassung wird über die Belagerung Mailands durch Barbarossa im Jahr 1159* und über den Empfang Welfs VI. in Pisa im Jahr 1160* jeweils ohne ersichtlichen Grund doppelt berichtet – einmal knapper und unmittelbar folgend ausführlicher.[36] Es wurde spekuliert, ob Maragone hier verschiedene Quellen verwendet habe, „die nicht genügend zu einem geschlossenen Ganzen verarbeitet sind", immerhin liebe er es, „seine Quelle im Zusammenhang fortreden zu lassen".[37] Nun sind aber gerade an diesen rätselhaften Stellen die Einträge in der Volgare-Fassung voneinander getrennt und in umgekehrter Reihenfolge angeordnet.[38] Dort werden die Nachrichten zunächst ausführlicher im thematischen Kontext, aber im zeitlichen Vorgriff gegeben, worauf andere Einträge folgen, bis schließlich an chronologisch richtiger Stelle das zuvor Erwähnte nochmals kurz aufgegriffen wird. Was bedeutet dies für das Verhältnis der beiden Annalenfassungen? Der Schreiber der lateinischen Handschrift wollte offenbar eine chronologisch exaktere Reihenfolge der Einträge herstellen. Auf diese Weise rückte er gleiche Informationen in unmittelbare Nähe, die ursprünglich an entfernteren Orten des Berichts der zeitlichen Einordnung von Geschehnissen gedient hatten, die wohl aus thematischen Gründen nicht chronologisch abgehandelt wurden. Somit ist also auch hinsichtlich der Reihenfolge der Einträge zu folgern, dass die Volgare-Fassung originalnäher ist,

[35] Vgl. Botteghi (wie Anm. 12) S. 655f., 660f. Die einzige Handschrift der volkssprachlichen Fassung entstammt dem späten 16. Jahrhundert. Sie wurde im Lauf ihrer Überlieferung auf das Pisaner Archivio Capitolare, C. 105 und Archivio di Stato (Roncioni), Nr. 352 verteilt.

[36] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 18f., 20.

[37] Schaube (wie Anm. 21) S. 154.

[38] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 19, kritischer Apparat.

während die lateinische durch einen überlegten Überarbeitungsprozess entstand.[39]

Vorliegende Untersuchung stützt sich aus den genannten Gründen bei sämtlichen Diskrepanzen zwischen den beiden Fassungen auf die Volgare-Version. Diese ist bis zur vollständigen Neuedition durch Ceccarelli Lemut[40] nur der Edition Lupo Gentiles zu entnehmen, die den volkssprachlichen Text lediglich bei Abweichungen von der lateinischen Version verzeichnet. Insgesamt muss also ein Sprachgemisch zitiert werden, ohne dass dies aber relevante inhaltliche Konsequenzen hätte, zumal Cecarelli Lemuts akribische Korrekturen[41] über Unzuverlässigkeiten in Lupo Gentiles Apparat hinweghelfen.

2. In der nun folgenden textimmanenten Betrachtung soll zunächst in vier Kapiteln der Nachweis geführt werden, dass Maragones Bericht in vielfacher Hinsicht auf den öffentlichen Bereich der Kommune ausgerichtet war. Entscheidend bei der Annäherung an die Pragmatik der Pisaner Annalen ist schließlich, ob Maragone sein Werk sozusagen zum Privatvergnügen schrieb oder auf die Erfüllung einer Funktion im Umfeld kommunaler Institutionen hin.

2.1. Erste Aufschlüsse über Arbeitstechnik, Interessen und damit Zielsetzung Bernardo Maragones verheißt ein Vergleich seines Werks mit dessen Vorlagen. Da diese großteils erhalten sind, besteht die glückliche Möglichkeit zu einem Blick in die ‚Werkstatt' des Pisaner Historikers.

Zunächst zu den Vorlagen historiographischer und epigraphischer Natur: Für die Passage vom Jahr 688* bis 1116* sind der Forschung zwei kleine ältere Pisaner Annalenwerke und eine Inschrift

[39] Nicht gefolgt wird somit von der Höh (wie Anm. 10) S. 50, Anm. 2, der in einem Ausblick zu Bernardo Maragone neuerdings wieder die lateinische Fassung bevorzugt, wenn auch mit dem Zugeständnis der Vorläufigkeit seiner Ansicht.

[40] Nach Auskunft von Ceccarelli Lemut, für die ich herzlich danke, ist der Zeitpunkt des Erscheinens noch nicht absehbar. Die Transkription der beiden Handschriftenteile ist zwar seit längerer Zeit abgeschlossen, die übrige Bearbeitung steht jedoch weiterhin aus. Man vergleiche weiterhin das Werben der Pisaner Forscherin um unterstützende Mitarbeit in Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 143f.

[41] Vgl. ebd., S. 136–142.

von der Pisaner Domfassade als Maragones Quellen bekannt.[42] Sie alle gibt Bernardo mit großer Akribie und Überlegtheit wieder: In fast buchstabengetreuer Übernahme bildet das von den Editoren so genannte *Chronicon Pisanum seu Fragmentum auctoris incerti*[43] mit seinen Notizen bis 1116* die Grundlage des Berichts von 688* bis 1116* bei Maragone. Allenfalls kleine erklärende Hinzufügungen und Datumskorrekturen erlaubt sich der Annalist, bei letzteren ausnahmsweise auch einmal einen Fehler.[44] Sehr bewusst geht Maragone eben-

---

[42] Vgl. Scheffer-Boichorst (wie Anm. 21) S. 513–517; Lupo Gentile, Prefazione (wie Anm. 23) S. XII-XIV.

[43] Das *Chronicon* ist heute nicht mehr in der Form erhalten, die Maragone vor sich hatte, sondern nur in zwei abhängigen Fassungen – einer Florentiner und einer Luccheser Handschrift – ediert in Chronicon Pisanum seu fragmentum auctoris incerti, in: Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. M. Lupo Gentile, RIS, Nuova edizione 6.2, Bologna 1930–1936, S. 97–103. Dass Maragone sich nicht ausschließlich auf den einen oder anderen Überlieferungsstrang stützte, zeigt seine wörtliche Kenntnis von Nachrichten, wie sie teils nur in der Florentiner, teils nur in der Luccheser Fassung zu finden sind. Vor dem Hintergrund der erschließbaren gemeinsamen Vorlage, die also mindestens all jene Einträge enthalten haben muss, die teils in der einen, teils in der anderen Version in Übereinstimmung mit Maragone zu finden sind, kann die Bearbeitung unseres Annalisten näher untersucht werden. Zu Herkunft, Überlieferung, Datierung und Abhängigkeiten der genannten Fassungen zuletzt von der Höh (wie Anm. 10) S. 46–57.

[44] Maragones Hinzufügungen sind: Die Lokalisierung des Kampfes gegen Mugietus, der in der Vorlage erst im folgenden Jahr genannt wurde, zu 1016*: *in Sardineam*; die Betonung göttlichen Wirkens 1016* und 1055*: *gratia Dei*; die Konkretisierung der Folgen eines Sieges der Pisaner über die Genuesen in Sardinien 1017*: *et eiecerunt eos de Sardinea*; zu 1088* die Bezeichnung des weggeschafften Goldes, Silbers, der *eramenta* statt *ornamenta*, etc. als *predam*. Zwei Beispiele zu Datumsveränderungen: Die Vertauschung von *DCCCCLXIX* zu *DCCCCLXXI* geschah wohl versehentlich, die Umdatierung des Palermounternehmens ins Jahr 1063* sicherlich in Anlehnung an die entsprechende Inschrift der Domfassade, die auch Eingang in die Annalen fand; vgl. C.B. Fisher, The Pisan Clergy and an Awakening of Historical Interest in a Medieval Commune, Studies in Medieval and Renaissance History 3 (1966) S. 141–219, S. 174; Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 4f. und Chronicon Pisanum, ed. Lupo Gentile, S. 100f. mit kritischem Apparat. Ansonsten nur noch Umstellungen innerhalb der Einträge 1004*, 1017* und 1077*; der Eintrag zu 1078* ist als ganzer verschoben; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 4–6 und Chronicon Pisanum, ed. Lupo Gentile, S. 100f. mit kritischem Apparat. Die große inhalt-

falls mit den wohl um 1120 entstandenen, etwas ausführlicheren *Gesta triumphalia per Pisanos facta de captione Hierusalem et civitatis Maioricarum et aliarum civitatum et de triumpho habito contra Ianuenses*[45] um: Aus ihnen erstellt er offensichtlich zugunsten eines gleichmäßigeren Textflusses seiner eigenen Annalen ein Exzerpt für die Jahre 1099* und 1114*.[46] Die Dominschrift zur Palermoexpedition im Jahr 1063*[47] (Abb. 2) transkribiert Bernardo wiederum exakt, samt korrekter Auflösung ihrer Kürzungen; mit Hilfe einer me-

liche Präzision der Übernahmen Maragones aus dem Chronicon konstatierte schon Scheffer-Boichorst (wie Anm. 21) S. 515, der allerdings noch allein von einem Überlieferungsstrang des *Chronicon* ausging.

[45] Zuletzt ediert in Gesta triumphalia per Pisanos facta de captione Hierusalem et civitatis Maioricarum et aliarum civitatum et de triumpho habito contra Ianuenses, in: Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. M. Lupo Gentile, RIS, Nuova edizione 6.2, Bologna 1930–1936, S. 87–96. Zur Datierung vgl. M. Lupo Gentile, I „Gesta triumphalia" e i due frammenti di storia pisana: „Chronicon Pisanum seu fragmentum auctoris incerti" e „Chronicon aliud breve Pisanum", in: Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. M. Lupo Gentile, RIS, Nuova edizione 6.2, Bologna 1930–1936, S. 77–86, S. 80; Fisher (wie Anm. 44) S. 152; kritisch zu letzterem von der Höh (wie Anm. 10) S. 90, Anm. 4.

[46] Vgl. Gesta triumphalia, ed. Lupo Gentile und Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 7f.

[47] Zuletzt ediert in O. Banti, Monumenta epigraphica pisana saeculi XV antiquiora, Biblioteca del „Bollettino storico Pisano", Fonti 8, Ospedaletto 2000, 51, S. 47f.: *† ANNO QUO XP(istu)S DE VIRGINE NATUS AB ILLO TRANSIERANT MILLE DECIES SEX TRESQ(ue) SUB INDE / PISANI CIVES CELEBRI VIRTUTE POTENTES ISTIUS ECCL(esi)E PRIMORDIA DANT(ur) INISSE / ANNO QUO SICULAS EST STOLUS FACTUS AD ORAS Q(uo)D SIMUL ARMATI MULTA CUM CLASSE PROFECTI / OM(ne)S MAIORES MEDII PARITERQUE MINORES INTENDERE VIAM PRIMA(m) SUB SORTE PANORMA(m) / INTRANTES RUPTA PORTU(m) PUGNANDO CATENA SEX CAPIUNT MAGNAS NAVES OPIBUSQ(ue) REPLETAS / UNA(m) VENDENTES RELIQUAS PRIUS IGNE CREMANTES QUO PRETIO MUROS CONSTAT HOC ESSE LEVATOS / POST HINC DIGRESSI PARU(m) TERRAQ(ue) POTITI QUA FLUVII CURSU(m) MARE SENTIT SOLIS AD ORTUM / MOX EQUITU(m) T(ur)BA PEDITU(m) COMITANTE CATERVA ARMIS ACCINGUNT SESE CLASSE(m)Q(ue) RELINQUUNT / INVADUNT HOSTES CONTRA SINE MORE FURENTES SED PRIOR INCURSUS MUTANS DISCRIMINA CASUS / ISTOS VICTORES ILLOS DEDIT ESSE FUGACES QUOS CIVES ISTI FERIENTES VULNERE TRISTI / PLURIMA P(re) PORTIS STRAVERUNT MILIA MORTI CONVERSIQ(ue) CITO TENTORIA LITORE FIGUNT / IGNIB(us) ET FERRO VASTANTES OM(n)IA CIRCU(m) VICTORES VICTIS SIC FACTA CEDE RELICTIS INCOLUMES MULTO PISAM REDIERE TRIUMPHO.*

trisch passenden Veränderung trägt er sogar der Übernahme des Textes aus seinem architektonischen Umfeld Rechnung.[48] Umso mehr erstaunt, dass der Pisaner Annalist einzelne Einträge seiner ohnehin kargen Quellen weglässt. In Anbetracht seiner sonst so sorgfältigen Arbeitsweise muss dies bewusst geschehen sein. Sollten hier Rückschlüsse auf eine gewandelte Erinnerung und auf gewandelte Interessen möglich sein?

Die Kürzungen gegenüber dem *Chronicon Pisanum* erfolgen selektiv in genau drei Themenbereichen: Todes- und Herrschaftsdaten von Königen und Kaisern, von Pisaner (Erz-)Bischöfen und toskanischen Markgrafen. Auf den ersten Blick ist kein weiteres System erkennbar: Einzelne Persönlichkeiten bleiben erwähnt, andere entfallen – unabhängig von ihrem zeitlichen Abstand zu den 1180ern oder ihrer historischen Bedeutung.[49]

---

[48] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 5f. Das auf den Dom bezogene *ISTIUS ECCL(esi)E* in der vierten Zeile der Vorlage, dessen Verweischarakter natürlich nur am Bauwerk selbst sinnvoll ist, verändert Maragone sinnvollerweise zu *Ecclesie matris*, ansonsten kürzt er nur noch die fünfte Zeile um ein *est*.

[49] Vgl. ebd., S. 5–8 und Chronicon Pisanum, ed. Lupo Gentile, S. 100–102. Von den im Chronicon erwähnten Pisaner (Erz-)Bischöfen finden nur Guido, Gerard und Daibert Aufnahme in die Annalen, Landulf, Gerards Vorgänger, hingegen nicht. Eine naheliegende Erklärung wäre zu großer zeitlicher Abstand Landulfs zu Maragones Gegenwart, jedoch widerspricht dem die Erwähnung des noch früheren Guido. Auch eine zu geringe Bedeutung Landulfs für Pisa kann nicht der Grund sein, war er doch im Gegenteil der erste Pisaner Bischof, der zum Legaten für die Insel Korsika bestellt wurde; vgl. Opll, Stadt (wie Anm. 3) S. 385. Ebenso wenig Erklärungspotenzial hat, dass Landulf nicht Erzbischof und auch kein gebürtiger Pisaner war: Diese Charakteristika teilt er mit Guido; vgl. M.L. Ceccarelli Lemut/S. Sodi, I vescovi di Pisa dall'età carolingia all'inizio del XIII secolo, Rivista di storia della chiesa in Italia 58 (2004) S. 3–28, S. 10f. Ähnlich rätselhaft bleibt zunächst Maragones Auswahl im Bereich der toskanischen Markgrafen: Referiert werden hier die Einträge zum Tod Bonifaz', Beatrix' und Mathildes in den Jahren 1054*, 1077* und 1116*, nicht hingegen die Todesnachrichten Hugos 1001* und Gottfrieds 1070*. Auch hier wird also der zeitlich weniger weit zurückliegende Gottfried gestrichen, während sein Vorgänger Bonifaz aufscheint. Während letzterer sich noch vorwiegend nördlich des Apennin aufhielt, war ausgerechnet der getilgte Gottfried eigentlich vergleichsweise eng mit Pisa assoziiert, wurde sogar von einem Außenbeobachter ‚Markgraf von Pisa' genannt, vgl. M. Ronzani, Chiesa e „Civitas" di Pisa nella seconda metà del secolo XI. Dall'avvento del vescovo Guido all'elevazione di

Ein Vergleich mit der öffentlichen Erinnerungskultur Pisas zu Lebzeiten Maragones führt zu einer überraschenden Einsicht: Es zeigt sich, dass Maragone ausgerechnet nur jenen (Erz-)Bischöfen und Markgrafen Eingang in seine Annalen gewährt, die in epigraphischer oder akustischer Form weiterhin im Leben der Pisaner Stadtgemeinschaft eine Rolle spielten: An Bischof Guido erinnerte eine Bauinschrift an der Pisaner Domfassade (Abb. 2).[50] Die Namen von Bischof Gerardo und Erzbischof Daiberto wurden zweimal jährlich im Dom von den Pisaner Konsuln verlesen, jedes Mal nämlich, wenn man die *securitates* zur innerstädtischen Friedenswahrung erneuerte.[51] Analoges gilt für die Mitglieder der markgräflichen Familie, deren Todes-

---

Daiberto a metropolita di Corsica (1060–1092), Piccola Biblioteca Gisem 9, Pisa 1996, S. 132–136. Zuletzt scheidet noch die Güte der Pisaner Beziehungen zu den einzelnen Markgrafen als denkbarer Grund für Maragones Auswahl aus: Gerade Bonifaz trat in Pisa im weitgehenden Gegensatz zu seinen markgräflichen Verwandten als Gewalttäter in Erscheinung; vgl. E. Goez, Beatrix von Canossa und Tuszien. Eine Untersuchung zur Geschichte des 11. Jahrhunderts, Vorträge und Forschungen, Sonderband 41, Sigmaringen 1995, S. 57–71.

[50] Vgl. Banti, Monumenta (wie Anm. 47) 46, S. 43f.: † *QUA(m) BENE QUA(m) PU/LCHRE P(ro)CUL HAUD / E(st) EDES AB URBE QUE / C(on)STRUCTA [FU]IT CI/VIB(us) ECCE SUIS / T⟨E⟩(m)P(o)RE VUID[ON]IS PA/PIENSIS P(re)SULIS HU/IUS QUI REGI FA/M(a) E(st) NOT(us) ET IPS(i) PA/PE /.* Diese Inschrift flankiert dasselbe Domportal wie die von Maragone zitierte ‚Palermo-Inschrift', die ebenfalls den Bau des Gotteshauses zum Thema hat.

[51] Dies ist den beiden aus den Jahren 1162 und 1164 erhaltenen *Brevia consulum* – jahrweise zusammengestellten, bei Amtsantritt zu beeidenden Katalogen konsularischer Amtspflichten – zu entnehmen. Ihre Bestimmungen, die laut Gabriella Rossetti in den festen Grundbestand der folgenden Stauten übergingen, verpflichteten die Konsuln alljährlich zu zwei öffentlichen Lesungen der genannten *securitates*, die vermutlich in feierlichen Eiden aller volljährigen Bürger beschworen wurden; vgl. I brevi dei consoli del comune di Pisa degli anni 1162 e 1164. Studio introduttivo, testi e note con un'Appendice di documenti, ed. O. Banti, Fonti per la storia dell'Italia medievale, Antiquitates 7, Roma 1997, 1162, 29, S. 60: *Securitates quas fieri fecit episcopus Gerardus, et archiepiscopus Daibertus, ne tempore huius mei consulatus rumpantur studium et operam dabo: quas in ecclesia sanctae Mariae publice bis legere faciam;* ebd., 1164, 27, S. 88, das den Text von 1162 um eine konkrete Strafandrohung bei Zuwiderhandlung erweitert; G. Rossetti, I vescovi e l'evoluzione costituzionale di Pisa tra XI e XII secolo, in: M.L. Ceccarelli Lemut/S. Sodi (Hg.), Nel IX centenario della metropoli ecclesiastica di Pisa. Atti del convegno di studi (7–8 maggio 1992), Ospedaletto 1995, S. 81–94, S. 88f.

nachrichten Maragone übernimmt: An sie – und nur an sie – erinnerte jährlich eine Memorialstiftung, die die Pisaner *cives* garantierten.[52]

Dieser Befund legt die Annahme nahe, dass Maragone Interessen an der Pisaner Kommune leiteten, und zwar an ihrer täglichen Gegenwart – nicht an ihrer frühen Entwicklung, geschweige denn an der der geistlichen Sphäre Pisas oder der Toskana; immerhin werden (Erz-)Bischöfe und Markgrafen nur aufgrund ihrer Relevanz für bedeutsame Errungenschaften des aktuellen kommunalen Lebens erwähnt.

Auch Maragones Exzerpt aus den *Gesta triumphalia* konzentriert sich auf das weltliche Pisa: Die Kämpfe der Arnostadt gegen die Sarazenen bleiben sämtlich und im vollen Wortlaut erhalten, während Taten anderer Christen sowie Ereignisse und Deutungsschemata des geistlichen Bereichs ausgeblendet werden.[53]

---

[52] Am 27. August 1077 stiftete Markgräfin Mathilde der Pisaner Kirche eine große Anzahl Höfe und Kastelle mit der immerwährenden Auflage einer jährlichen Totenmesse für ihre im Vorjahr verstorbene Mutter Beatrix ‚zugunsten der Seelen ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer selbst'; vgl. Carte dell'Archivio Capitolare di Pisa, Bd. 3 (1076–1100), ed. M. Tirelli Carli, Thesaurus Ecclesiarum Italiae VII.3, Roma 1977, Bd. 3, 4, S. 11, Z. 62–66: *Insuper et anc condictionem supradicto tenore episcopo inponimus, ut amnuali et anniversarium [mat]ris mee Beatricis honorifice celebrentur pro mercede anime patris mei, matrisque mee et mee, sine omni mea et eredum vel proheredum meorum contradictione vel repetitione.* Folglich hörte jeder Pisaner die drei markgräflichen Namen alljährlich in feierlicher Messe – offenbar genug Präsenz in den Köpfen, um auch in Annalen weitergegeben zu werden. Noch im beginnenden 14. Jahrhundert erinnerte eine neue Inschrift an die Stiftung; vgl. Banti, Monumenta (wie Anm. 47) 120, S. 88f. Für Markgräfin Beatrix ist als Erinnerungsgelegenheit noch ein Grabmonument mit Inschrift direkt an der Wand des Doms zu erwähnen, wie es nur wenigen auserwählten Persönlichkeiten in Pisa offenstand. Die Inschrift existiert nur noch als Ersatz des 19. Jahrhunderts, dessen Ähnlichkeit zum ursprünglichen Text durch eine Erwähnung des 14. Jahrhunderts bezeugt wird; vgl. ebd., 2, S. 17.

[53] Anlässlich des Kreuzzugs 1099* ist nur derjenige Absatz übernommen, der speziell die Pisaner betrifft; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 7f. und Gesta triumphalia, ed. Lupo Gentile, S. 89f. Anlässlich der Balearen-Expedition 1114* greift Maragone Teilsätze der Vorlage unter genauer Angabe aller verfügbaren Daten und Orte zusammenfassend heraus. Dabei erwähnt er jedoch weder Rückschläge, die die Gesta als Prüfungen Gottes interpretierten, noch rechtfertigt er den Kampf als Reaktion auf Vergehen der Heiden an christlichen

Anders als für den bisher untersuchten Berichtszeitraum von 688* bis 1116* herrscht für die vorhergehenden ersten neun Einträge der Annalen gewisse Unsicherheit über Maragones Quellen.[54] Die Ausführungen zur römischen Epoche immerhin möchte der Verfasser auf die *Historia Romana* des Paulus Diaconus zurückführen.[55] Fast wörtlich finden sich hier die zwei von Maragone herausgegriffenen Einzelheiten: Im Jahr 300 nach der Stadtgründung Roms seien zehn anstelle von bisher zwei Konsuln zu Trägern der höchsten Gewalt in Rom bestimmt worden. Unter einer solchen Regierung habe man dann einen triumphalen Sieg über Sardinien und Korsika errungen.[56]

Symbolen und Personen. Auch die letztendliche Taufe der Heiden und die Befreiung christlicher Gefangener sowie die Stiftung von Beute an die Pisaner Kirche interessieren ihn nicht, ebensowenig die Sphäre der mit Pisa verbündeten Helfer; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 8 und Gesta triumphalia, ed. Lupo Gentile, S. 90–94.

[54] Zwar gab bereits Pertz Eutrop, Guido Obsequens und Beda als Maragones Vorlagen an, allerdings wurde seine Leistung als Editor gerade auch in Sachen Quellenidentifikation von Scheffer-Boichorst und Lupo Gentile harsch kritisiert, was letzteren bemerkenswerterweise nicht hinderte, Pertz' Quellenbehauptungen achtlos wiederzugeben; vgl. Pertz (wie Anm. 21) S. 236; Scheffer-Boichorst (wie Anm. 21) S. 512–519; Lupo Gentile, Prefazione (wie Anm. 23) S. IX, XII.

[55] Sie beruht tatsächlich auf Eutrop, war aber im Mittelalter wesentlich weiter verbreitet als letzterer, was zumal für Pisa wahrscheinlich zu machen ist: Immerhin wurden vermutlich hier in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die sogenannten Sammlungen des Guido kompiliert, in die nebst anderem geographischen und historischen gelehrten Wissen Paulus Diaconus' *Historia Romana* Eingang fand. In Pisa entstand vermutlich auch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine erste, heute noch erhaltene Abschrift der Sammlungen; vgl. M. Campopiano, Geografia e storia a Pisa nel XII secolo. Il Liber Guidonis compositus de variis historiis: natura e tradizione, in: C. Ianella (Hg.), Per Marco Tangheroni. Studi su Pisa e sul Mediterraneo medievale offerti dai suoi ultimi allievi, Pisa 2005, S. 9–37, S. 16, 20–26.

[56] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 3: *Anno CCC ab urbe condita, Roma imperium consulare cessavit, et pro duobus consulibus X facti sunt, qui summam potestatem haberent. ... Interea Gaio, Aquilio, Floro, Lucio, Scipione consulibus, Scipio consul Corsicam et Sardineam vastavit, et multa milia inde captivorum abduxit: triumphum egit*; vgl. Paulus Diaconus, Historia Romana, ed. H. Droysen, MGH SS rer. Germ. 49, Ndr. München 1978, I, 18, S. 11: *Anno trecentesimo et altero ab Vrbe condita imperium consulare cessavit et pro duobus consulibus decem facti sunt, qui summam potestatem haberent ac de-*

Die Rezeption ausgerechnet der genannten beiden Details aus der überbordenden Reichhaltigkeit der *Historia Romana* ist ungewöhnlich; immerhin impliziert sie eine republikanische Sicht auf das alte Rom, das doch laut Charles H. Haskins im sonstigen Verständnis des Mittelalters ein Kaiserreich und keine Republik war.[57] Es liegt auf der Hand, welche Interessen Maragone leiteten: In der größeren Zahl der römischen Konsuln blickt die kommunale Herrschaftsform seiner eigenen Zeit auf eine lange und positiv aufgefasste Tradition zurück.[58] Insbesondere im Triumph über Sardinien und Korsika erscheinen dann die Taten der Pisaner auf diesen umkämpften Inseln durch die prestigeträchtigen Römer präfiguriert. Ein pisanischer Anspruch auf die Inseln gegenüber den Begehrlichkeiten der Genuesen scheint mitzuschwingen.

Basierend auf zahlreichen Zeugnissen des ausgehenden 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts prägte Giuseppe Scalia den Begriff der „Romanitas pisana" für einen besonders ausgeprägten und früh ein-

---

cemviri nominati sunt; ebd. II, 20, S. 20: *C. Aquilio Floro, L. Scipione consulibus Scipio Corsicam et Sardiniam vastauit, multa milia inde captivorum adduxit, triumphum egit.*

[57] Vgl. C.H. Haskins, The Renaissance of the twelfth century, Cambridge 1928, S. 118.

[58] Bezeichnenderweise verschweigt Maragone das unrühmliche Ende, das die römische Zehnmännerregierung bei Paulus Diaconus unmittelbar nach ihrer Konstituierung nahm; vgl. Historia Romana, ed. Droysen, I, 18, S. 11f.: *...sed cum primo anno bene egissent, secundo ex his Ap. Claudius Virgini cuiusdam, qui honestis iam stipendiis contra Latinos in monte Algido militabat, filiam virginem corrumpere uoluit; quam pater occidit, ne stuprum a decemviro sustineret, et egressus ad milites movit tumultum. sublata est decemviris potestas ipsique damnati sunt.* Unmittelbar auf den herausgegriffenen Satz folgend, kann Maragone diese Information nicht entgangen sein, vergegenwärtigt man sich, welch genaue Lektüre unser Annalist für die zielgerichtete Auswahl der beiden Sätze vorgenommen haben muss. Auch in der zweiten Notiz zur römischen Antike leistet sich Maragone ein Missverständnis, das eher gewollt auf seine Gegenwart bezogen als versehentlich unterlaufen erscheint: Die zwei Konsuln seiner Vorlage mit der im alten Rom üblichen Namensgebung macht er zu immerhin fünf Trägern dieses Amtes; vgl. das Zitat in Anm. 56. Dass die römische Antike entgegen den Einwänden von O. Banti, Le epigrafi e le scritte obituarie del Duomo di Pisa, Pisa 1996, S. 10ff. in Pisa tatsächlich ausgesprochen positiv gesehen wurde, weist von der Höh (wie Anm. 10) S. 399–412 nochmals überzeugend nach.

setzenden Bezug der Pisaner auf antike Traditionen.[59] Meines Erachtens blitzt ebendiese *romanitas* – bislang unbeachtet – auch am Ende des 12. Jahrhunderts in den Nachrichten der Pisaner Annalen über das republikanische Rom hervor.

2.2. Insgesamt geht also aus Maragones Quellenverarbeitung bis zum Berichtsjahr 1116* eine klare Ausrichtung auf die gegenwärtige Kommune hervor – auf ihre Bauten und Inschriften, ihre öffentlichen Versammlungen, ihre konsularische Regierungsform und sardische Außenpolitik. Es bleibt zu untersuchen, ob derartige Bezüge auch für die Jahre ab 1151* bestehen, für die sich Maragones Bericht ebenfalls auf schriftliche Vorlagen stützt. Obwohl Bernardo diese Zeit als Amtsträger und Augenzeuge selbst miterlebte, wäre der Detailreichtum seiner in den 1180ern verfassten Darstellung ohne Verwendung derartiger Aufzeichnungen auch kaum denkbar.

Es sind nun diplomatische und administrative Quellen, von denen Bernardo in fast jedem Berichtsjahr mindestens eine integriert. Entscheidend ist, dass die Vorlagen offenbar den Archivbeständen der Kommune entstammten. Am deutlichsten wird dies dort, wo Maragone direkt auf die *carta publica Pisanorum*[60] oder noch expliziter auf ein *registro et libro del comune*[61] verweist.

[59] Vgl. G. Scalia, „Romanitas" pisana tra XI e XII secolo. Le iscrizioni romane del duomo e la statua del console Rodolfo, Studi medievali 13.2 (1972) S. 791–858.

[60] Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 22 anlässlich des Eides der Vicaresen an die Pisaner: *sicut in carta publica Pisanorum continetur*; ebd., S. 63 anlässlich des Friedens von Venedig: *disposto et ordinato et scripto e in carta*; ebd.: ... *che in essa carta erano scripti*; ebd.: ... *i quali in nella predicta carta ... erano scritti*; ebd., S. 64: ... *che in nella predicta carta et convenzione erano scripte*; ebd., S. 71f. anlässlich des Friedens der Pisaner und Lucchesen: *sì come in nelle pubbliche carte dell'una et del'altra città si contiene*; ebd., S. 72: *sì come si contiene in nel'istrumenti publicamente fatti infra l'una et l'altra città.* Für den Frieden von Venedig und den Vertrag mit Lucca ist der Rückgriff Maragones auf urkundliche Überlieferung zu erhärten; vgl. Anm. 64f. Einem entsprechenden Vergleich unzugänglich ist hingegen die nicht erhaltene Urkunde zu Vico; vgl. M.L. Ceccarelli Lemut, Terre pubbliche e giurisdizione signorile nel comitatus di Pisa (secoli XI-XIII), in: A. Spicciani/C. Violante (Hg.), La signoria rurale nel medioevo italiano, Bd. 2, Pisa 1998, S. 87–137, S. 124, Anm. 128.

[61] Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 71 anlässlich des Eides der Adeligen der Maremma an die Pisaner: *giurorno ... sì come nel registro et libro del comune è scripto.*

Als Register oder *liber iurium* bezeichnete man bekanntlich jene offiziellen Bücher, in denen Rechts- und Verwaltungsschriftgut systematisch verzeichnet wurde, um es besser zu konservieren, zu dokumentieren und konsultierbar zu halten.[62] Genau dem Konglomerat von Dokumenten, wie es in derartigen *libri iurium* der Kommunen gesammelt zu werden pflegte,[63] entsprechen auch die Arten der Übernahmen in die Annalen: Teils fasst Bernardo wesentliche Vertragsinhalte zusammen, so aus Verträgen Pisas mit Verbündeten und Gegnern auf dem Festland wie Rom, Lucca, Genua und Florenz, mit Auswärtigen wie dem byzantinischen Kaiser oder den sardischen *iudices*, mit kaiserlichen Legaten oder Adeligen des Contado;[64] teils

---

[62] Vgl. T. Behrmann, Art. ‚Register, V. Kommunales Italien', in: Lex. MA, Bd. 7, Sp. 584; P. Cammarosano, I „libri iurium" e la memoria storica delle città comunali, in: Il senso della storia nella cultura medievale italiana (1100–1350). Quattordicesimo convegno di studi, Pistoia, 14–17 maggio 1993, Pistoia 1995, S. 309–325, S. 313.

[63] Exemplarisch ersichtlich am *liber iurium* des Pisa in vielfacher Hinsicht vergleichbaren Genua: Hier finden sich, zurückgehend auf das 12. Jahrhundert, Friedensverträge (vgl. I libri iurium della Repubblica di Genova, Bd. I.1, ed. A. Rovere, Fonti per la storia della Liguria 2 = Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti 13, Genova 1992, 23, S. 35f. etc.), Herrscherprivilegien (ebd., 1, S. 4–6 etc.), Briefe z.B. als Dank für bewaffnete Verbündetenhilfe (ebd., 28, S. 42f.), Auflistungen der Kommune geschuldeter Abgaben (ebd., 241, S. 343–348), Schuldverschreibungen der Kommune (ebd., 113, S. 173–175 etc.), Besteuerungen der Bürger z.B. für den Bau der Kathedrale (ebd., 230, S. 331f.), Eide aus dem unterworfenen Contado (ebd., 40, S. 63f. etc.), sogar Inschriften wie jene von der Grabeskirche in Jerusalem (ebd., 59, S. 97f.), Erwähnungen der Teilnahme von Verbündeten an Militäraktionen (ebd., 131, S. 198f.), Auftreten der Kommune als Schlichterin (ebd., 148, S. 217f.) und Anordnungen der Konsuln z.B. zum Abriss verbotener Bausubstanz im öffentlichen Raum (ebd., 247, S. 355f.).

[64] Vgl. den zu 1151* inserierten Vertrag der Pisaner mit den Römern diesseits und jenseits des Tiber in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 13; dazu Schefer-Boichorst (wie Anm. 21) S. 516, Anm. 1; Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 130, Anm. 39; sowie jeweils mit wörtlichen und inhaltlichen Entsprechungen: den gegen Pisa geschlossenen Vertrag zwischen Lucca und Genua von 1167* und den Friedensschluss der drei Städte von 1170* in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 40 und 48 und in Codice diplomatico della Repubblica di Genova. Dal MCLXIIII al MCLXXXX, Bd. 2, ed. C. Imperiale di Sant'Angelo, FSI 77, Roma 1938, 14, S. 40–47 und 48, S. 99–102; den Vertrag der Pisaner mit den Florentinern von 1172* in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 53 und in

sind es überschwängliche Briefe und außerordentlich großzügige Privilegien Friedrich Barbarossas an seine ‚treuesten Pisaner', teils Frie-

---

Documenti dell'antica costituzione del comune di Firenze, ed. P. Santini, Documenti di storia italiana 10, Firenze 1895, 4, S. 5 (einen genaueren Vergleich bietet Anm. 67); den Vertrag der Pisaner mit dem byzantinischen Kaiser Manuel von 1172* in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 54 und das Original in Form eines Chrysobulls, das sich als Insert in der Bestätigung von 1192 erhalten hat, in Documenti sulle relazioni delle città toscane coll'Oriente christiano e coi Turchi fino all'anno MDXXXI, ed. G. Müller, Ndr. Roma 1966, 34, S. 54 (vgl. wiederum Anm. 67); die Lösung der Pisaner vom Bann samt Restitution ihrer wichtigsten Privilegien durch Christian von Mainz 1172* in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 55 und im überlieferten Vorvertrag in D. Hägermann, Die Urkunden Erzbischof Christians I. von Mainz als Reichslegat Friedrich Barbarossas in Italien, Archiv für Diplomatik Schriftgeschichte Siegel- und Wappenkunde 14 (1968) S. 202–301, 15, S. 251 (Man beachte ebd., 15, S. 250 Hägermanns berichtigte Datierung entgegen MGH Const. 1, 238, S. 332, die die abweichende Pisaner Jahresrechnung vernachlässigen); den Vertrag der Pisaner mit den Lucchesen von 1182* in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 71f. und als Luccheser Ausfertigung in G. Carli-Rubbi, Delle monete e dell'instituzione delle zecche d'Italia dell'antico, e presente sistema d'esse: e del loro intrinseco valore, e rapporto con la presente moneta dalla decadenza dell'impero sino al secolo XVII, Pisa 1757, S. 150–173. Für den Pisaner Contado sind zwar meines Wissens keine Dokumente überliefert, die einen Vergleich ermöglichten. Maragones urkundenhafte Sprache und rechtliches Detailinteresse stimmt jedoch bestens mit den zuvor genannten Fällen gesicherter Dokumentenverwendung überein. Einsicht in die *carta publica Pisanorum,* wie für Vico 1161* ausdrücklich angegeben, nahm Maragone also gewiss auch für die Treueide des Grafen Ildebrandinus 1161* und 1163* in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 21f., 25, der Kastelle des Val d'Era samt Peccioli sowie der Herren des Kastells Fornoli 1164* in ebd., S. 29f. mit kritischem Apparat und von Monte Voltrajo 1180* in ebd., S. 69. Eine *securitas* mit Peccioli wird just im Breve von 1164 der folgenden Konsulngeneration zur Beachtung anempfohlen, was gewiss ein Vorliegen der entsprechenden Urkunde voraussetzte; vgl. Brevi dei consoli di Pisa, ed. Banti (wie Anm. 51) 1164, S. 96 mit Anm. 50. Wörtliche Entlehnungen oder aber wenigstens Einsichtnahmen Maragones in Dokumente sind in Analogie zum soeben Erörterten zu erwarten für: den Vertrag zwischen Pisa und Lucca mit jeweiligen Bundesgenossen von 1159*; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 18; Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 130, Anm. 39; die Hilfszusicherung Welfs VI. an Pisa von 1160*; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 20; den Unterwerfungseid des sardischen *iudex* Barisone von Torres von 1166*; vgl. ebd., S. 36; den Vertrag Pisas mit Marocco von 1167*; vgl. ebd., S. 40; den Eid der Pisaner an Rainald von 1168*; vgl. ebd., S. 41; Scheffer-Boichorst (wie Anm.

densschlüsse Barbarossas, die die Pisaner nur indirekt betrafen, wie der Friede von Venedig.[65] Sogar aus den Canones des dritten Lateran-konzils gibt Maragone, wenn auch in radikaler Auswahl, einige Auszüge.[66]

All diese Dokumente arbeitet er in den Annalentext ein, indem er ausgewählte Rechtsinhalte knapp zusammenfasst. Teilweise unter wörtlichen Entlehnungen verdichtet er wesentliche Inhalte einer Urkunde auf zwei bis drei Sätze. Dabei konzentriert er sich ganz auf die Interessen der Kommune: Ihre Rechte hält er fest, ihre Verpflichtun-

---

21) S. 517; den Eid des Lombardenbundes von 1168*; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 41 im kritischen Apparat; den Vertrag Friedrich Barbarossas mit den Römern von 1168*; vgl. ebd., S. 44; den Vertrag Pisas mit Vallecchia, Versilia und Garfagnana von 1169*; vgl. ebd., S. 47; den Vertrag Pisas mit den Sarden von 1175*; vgl. ebd., S. 60 mit Anm. 4; den Vertrag Pisas mit Lucca und Genua durch Initiative Barbarossas von 1176*; vgl. ebd., S. 62.

[65] Vgl. Barbarossas Brief zur Anzeige seines Sieges über Mailand 1162 an die militärisch hilfreichen Pisaner in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 26 und MGH DF.I. 351 (P), S. 191f. In der lateinischen Handschrift ist das Dokument nicht nur komprimiert und versachlicht in den fortlaufenden Annalentext integriert, sondern auch nochmals extra mitüberliefert; vgl. dazu Kapitel 2.4; Barbarossas Privileg an die Pisaner von 1165 in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 34f. und MGH DF.I. 477, S. 391; vgl. bereits Scheffer-Boichorst (wie Anm. 21) S. 516 und zuletzt Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 130, Anm. 39 (einen genaueren Vergleich bietet Anm. 67); der Friede von Venedig in Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 63 und im überlieferten Vorvertrag in MGH DF.I. 687: Die Vertragsurkunden könnten durch jene Pisaner Gesandtschaft vermittelt worden sein, die sich vor Ort in die Teilnehmerscharen gemischt hatte; vgl. sehr anschaulich Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 62, 64. Im analogen Fall des Friedens zwischen Mailand und Barbarossa 1158 gelangte auf jeden Fall eine Ausfertigung des Vertrags nach Pisa, wie die Einfügung in die lateinische Annalenhandschrift zeigt; vgl. wiederum Kapitel 2.4.

[66] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 67f. und Conciliorum oecomenicorum decreta, ed. G. Alberigo u.a., Bologna [3]1973, Concilium Lateranense III, c. 21, 22, 24, S. 222f. (einen genaueren Vergleich bietet Anm. 67).

gen sowie Rechtstitel des geistlichen Pisa fallen seiner Auswahl hingegen häufig zum Opfer.[67]

[67] Vier Beispiele zu diesem Absatz mögen genügen: I. Vertrag Pisas mit Florenz von 1172*: Bis auf das Fehlen einer einzigen Bestimmung zur Abgabenbefreiung der Florentiner sowie einiger Details zu Kriegshilfe und Beeidung des Vertrags handelt es sich um eine authentische Wiedergabe des Dokumenteninhalts in hochkomprimierter Form: Abschluss auf 40 Jahre, gegenseitige Hilfe im Kriegsfall, Abtretung der halben Einnahmen aus dem Münzrecht an die Florentiner, desgleichen Zugeständnis dreier Häuser in Pisa an die Vertragspartner, davon zwei auf der Arnobrücke, Transport der Florentiner wie der eigenen Leute über das Meer; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 53 und Documenti dell'antica costituzione, ed. Santini, 4, S. 5f.; zur Übereinstimmung des Sinngehalts von *Lucane monete* und *logorie monete* vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 53, Anm. 2. II. Vertrag Pisas mit dem byzantinischen Kaiser Manuel von 1172*: Wiederum filtert Maragone hier Punkte heraus, die R.-J. Lilie, Handel und Politik zwischen dem byzantinischen Reich und den italienischen Kommunen Venedig, Pisa und Genua in der Epoche der Komnenen und der Angeloi (1081 – 1204), Amsterdam 1984, S. 74 für die entscheidenden des Privilegs hält und die zugleich die Pisaner Kommune begünstigten: Rückgabe der zeitweise im Unfrieden geräumten Anlegestelle der Pisaner, Erneuerung des unter Manuels Vater – laut Urkunde sogar schon unter seinem Großvater – bestehenden Abkommens, Tribute der Byzantiner. Letztere werden von Maragone anlässlich einer Nachzahlung erwähnt, wobei die scheinbar abweichende Summe an den Erzbischof wohl nur ein Kopierfehler ist, immerhin stimmt der Gesamtbetrag, den Maragone errechnet, wieder bestens mit dem Privileg überein. Keine Erwähnung finden bei Maragone die Ermäßigung des Einfuhrzolls und vor allem die vereinbarten Gegenleistungen der Pisaner; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 54 und Documenti sulle relazioni, ed. Müller, 34, S. 54f. III. Barbarossas Privileg an die Pisaner von 1165 zur Belehnung mit Sardinien: Über eine knappe, aber erschöpfende Zusammenfassung des für Pisa zentralen Rechtsinhalts hinaus beschreibt Maragone so eingehend wie noch nie alle Beglaubigungsmittel und Sicherheiten, die das Privileg bekräftigen. Darüber hinaus ergänzt er diesmal seine Vorlage sogar noch um die Anwesenheit der genuesischen Widersacher, die Betonung von Zahl und Macht der fürstlichen Zeugen sowie der Unterwerfung sämtlicher Sarden – der Objekte des Privilegs – unter Pisas Gewalt. Unübersehbar sollen hier Pisaner Ansprüche auf eine Rechtsposition untermauert werden, die nicht erst seit der Königskrönung eines von Genua unterstützten Kandidaten durch Barbarossa im Vorjahr höchst umstritten war; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 34f.; MGH DF.I. 477, S. 391; E. Besta, La Sardegna medioevale, Bd. 1: Le vicende politiche dal 450 al 1326, Palermo 1908, S. 120–150. An Barbarossas Privilegierungen geistlicher Pisaner Empfänger

Ein Rückgriff auf Archivmaterial lässt sich auch für die Dokumentation innerstädtischer Bauprojekte[68] und die Angabe von Le-

---

1178* zeigt Maragone sich hingegen überaus desinteressiert; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 64 und MGH DF.I. 728, 729, 730. IV. Drittes Laterankonzil von 1179: Maragone beschränkt seine Auswahl hier eindeutig auf Regelungen, die Laien betreffen, nämlich Gottesfrieden, Handel mit Sarazenen und Piraterie. Es entfallen sämtliche Regelungen zur kirchlichen Einheit, Organisation und Moral, die im Rückblick z.B. laut R. Foreville, Latran I, II, III et Latran IV, Histoire des conciles oecuméniques 6, Paris 1965, S. 141 als die entscheidenden des Konzils erscheinen. Offensichtlich orientiert sich Maragone ganz an den Interessen einer kriegführenden, fernhandeltreibenden und auf See zuweilen nicht ganz integer agierenden Stadtbevölkerung und -regierung. Über die genannten Punkte hinaus führt Maragone noch eine Reihe päpstlicher Anordnungen an, deren Duktus auf eine Fortsetzung der Dokumentenverwendung schließen lässt, obwohl sie in den einschlägigen Canones und übrigen Konzilsdokumenten keine Entsprechung haben. Für die am dritten Lateranum Interessierten könnte eine weitere Erforschung von Interesse sein; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 68.

[68] Angesichts des Fehlens entsprechender Vorlagendokumente muss ein indirekter Nachweis geführt werden: Der Bericht zum Pisaner Stadtmauerbau ab 1154 beispielsweise ist mit dem heute noch eindrucksvoll erhaltenen archäologischen Befund bestens vereinbar: Aus wechselnden Mauerstrukturen rekonstruierbare Bauphasen entsprechen genau Maragones topographischen und chronologischen Angaben, sogar die Verwendung von Monte Pisano-Gestein beginnt exakt in jenem Jahr, als Maragone Kanalbauten zum Transport des dort gebrochenen Materials zur Stadt erwähnt; vgl. E. Tolaini, La costruzione delle mura di Pisa negli anni 1155–1161 secondo gli Annales del Maragone, Bollettino storico Pisano 36/38 (1967/1969) S. 15–36 und M. Ronzani, La formazione della Piazza del Duomo di Pisa (secoli XI-XIV), in: L. Ricetti (Hg.), La Piazza del Duomo nella città medievale (nord e media Italia, secoli XI-XVI). Atti della Giornata di Studio (Orvieto, 4 giugno 1994), Bollettino dell'Istituto Storico Artistico Orvietano 46–47, 1990–1991, Orvieto 1997, S. 19–134, S. 52–54 mit Korrektur der Datierung auf S. 47–52. Derart differenziertes Erinnern aus ungefähr drei Jahrzehnten Abstand sollte ohne schriftliche Unterstützung kaum möglich sein. Auch an Stellen jahresübergreifender, die annalistische Chronologie durchbrechender Bauberichte ist eine blockhafte Übernahme entsprechender Dokumentation in Maragones Bericht zu erwarten, so bei der Errichtung von Baptisterium, Campanile, zwei Türmen am Pisaner Hafen oder des Turms auf der küstennahen Insel Meloria; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 14, 16f., 26, 59. Im städtischen Schriftgut wurden die Projekte vermutlich zur jährlichen Planung oder Kostenregistrierung festgehalten; vgl. z.B. das Konsulnbreve von 1162 mit Bauvorha-

bensmittelpreisen[69] sowie für die Offenlegung kommunaler Finanzen[70] plausibel machen. Sogar die Berichtsteile zu Land- und Seegefechten mit bemerkenswert detaillierten Beute- und Schiffszahlen

---

ben samt einem Geldbetrag in Entsprechung zu Maragone oder analog die Genueser Annalen mit Verweis auf die Verzeichung des Arbeitslohns für den Mauerbau 1159 in *cartularii;* vgl. Brevi dei consoli di Pisa, ed. Banti, 1162, 28, S. 60 und Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 25f., Caffaro, Annales Ianuenses, ed. Belgrano S. 54 und Cammarosano (wie Anm. 62) S. 313.

[69] Die Preise, die Maragone zum Teil sogar in Intervallform sowie nach unterschiedlichsten agrarischen Produkten und Angebotsregionen aufgeschlüsselt angibt, müssen auf schriftlichen Vorläufern beruhen; vgl. bereits Lupo Gentile, Prefazione (wie Anm. 23) S. XIII. Die Sicherstellung der städtischen Lebensmittelversorgung gehörte immerhin zu den zentralen Aufgaben der Kommune, was sich in entsprechender – allerdings erst später erhaltener – Überlieferung niederschlug; vgl. M. Drewniok, Die Organisation der Lebensmittelversorgung in Novara im Spiegel der Kommunalstatuten des 13. Jahrhunderts, in: H. Keller/T. Behrmann (Hg.), Kommunales Schriftgut in Oberitalien. Formen, Funktionen, Überlieferung, Münstersche Mittelalter-Schriften 68, München 1995, S. 189–215. Ein berühmtes Beispiel für die analoge Verarbeitung von Dokumenten kommunaler Lebensmittelpolitik ist Bonvesin della Rivas Städtelob Mailands aus dem späten 13. Jahrhundert; vgl. B. Sasse Tateo, Tradition und Pragmatik in Bonvesins „De Magnalibus Mediolani". Studien zur Arbeitstechnik und zum Selbstverständnis eines Mailänder Schriftstellers aus dem späten 13. Jahrhundert, Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 452, Frankfurt a.M. u.a. 1991, insbes. S. 126–133.

[70] Ausgerechnet für das Jahr 1166* beispielsweise, in dessen Verlauf die Pisaner durch eine kostspielige Provence-Unternehmung und Sturmschaden laut Maragone immense 36 000 Pfund Schulden anhäuften, sind zugleich die ältesten erhaltenen Schuldverschreibungen der Kommune in den städtischen Archiven überliefert, die tatsächlich mit der Provence-Unternehmung in Verbindung stehen. Zwar summieren sich ihre Beträge bei weitem nicht auf die von Maragone angegebene Summe, jedoch gingen sicher viele verloren, sind sie doch noch in einem Inventar des späten 14. Jahrhunderts in Form einzelner Pergamentstreifen erwähnt; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 38; Diplomi Pisani e regesto delle carte pisane che si trovano a stampa, ed. F. Bonaini, Archivio storico italiano 6.2, suppl. (1848–1889) S. 1–120, suppl. 1, S. 41–43, 43–44; C. Violante, Le origini del debito pubblico e lo sviluppo costituzionale del Comune, in: Ders., Economia società istituzioni a Pisa nel Medioevo. Saggi e ricerche, Bari 1980, S. 67–90, S. 69, 74–76, 80, mit den Anm. 12, 28, 62; und zum Inventar B. Casini, Gli atti pubblici del comune di Pisa secondo un inventario della fine del Trecento, Bollettino storico Pisano 28/29 (1959/1960) S. 63–89, S. 78.

könnten auf entsprechenden Aufzeichnungen beruhen, wie auch die jährliche Aufzählung der Konsulnnamen ab 1159*.[71]

Insgesamt konnte Maragone also für seinen Bericht ab 1151* auf kommunale Dokumente in einer Größenordnung zurückgreifen, wie sie bislang noch nicht von der Forschung wahrgenommen wurde. Der Verweis Maragones auf ein kommunales Register lässt zudem Rückschlüsse hinsichtlich des zeitgenössischen Pisaner Archivwesens zu, die nach Kenntnis des Verfassers bislang nicht gezogen wurden: Wie im ‚gelobten Land des Notarswesens' Genua wurde offenbar auch in Pisa bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein *liber iurium* geführt, in das Bernardo Maragone Einsicht nehmen konnte.[72]

---

[71] Obwohl Gefechtsberichte ständig in nur leichter Variation wiederkehren, verlassen Maragone seine Detailkenntnisse bei aller beschönigenden Auswahl nicht. Ohne eine Stützung auf Aufzeichnungen beispielsweise zum kommunalen Schiffsparcours oder zu Kriegskosten dürfte dies menschliche Erinnerungsfähigkeit übersteigen. Die prinzipielle Möglichkeit solcher Aufzeichnungen beweist eine zahlengesättigte Schiffsrechnung aus dem ersten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts; vgl. I. Baldinelli, La carta pisana di Filadelfia. Conto navale in volgare pisano dei primi decenni del sec. XII, Studi di filologia italiana 31 (1973) S. 5–33. Maragones alljährliche Aufzählung der Konsuln ab 1159* nach vorherigem Desinteresse steht in zumindest interessanter Parallele zu Wickhams Hinweis, in vielen städtischen Geschichtswerken entstammten die Namen Listen, deren Führung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann; vgl. Wickham (wie Anm. 26) S. 185.

[72] Mir ist keine Erwähnung dieses Sachverhalts in der Forschung geläufig, weder in den Pisaner Lokalstudien zum Archivwesen wie O. Banti, Per la storia della cancelleria del Comune di Pisa nei secoli XII e XIII, in: Ders., Studi di storia e di diplomatica comunale, Fonti e studi del Corpus membranarum italicarum, prima serie: Studi e ricerche 22, Roma 1983, S. 57–77 und O. Banti, Il notaio e l'amministrazione del comune a Pisa (secc. XII-XIV), in: Civiltà comunale. Libro, Scrittura, Documento. Atti del Convegno (Genova, 8–11 novembre 1988), Atti della Società Ligure di Storia Patria, n.s. 29.2 (1989) S. 129–156, geschweige denn in allgemeinen Überblicksdarstellungen zur Gattung wie A. Rovere, I „libri iurium" dell'Italia comunale, in: Civiltà comunale. Libro, Scrittura, Documento. Atti del Convegno (Genova, 8–11 novembre 1988), Atti della Società Ligure di Storia Patria, n.s. 29 (1989) S. 159–199 oder Cammarosano (wie Anm. 62). Cammarosanos Betonung auf S. 309f. und 318, wie selten das Phänomen der Abhängigkeit von Registern und Geschichtswerken ab dem 12. Jahrhundert gewesen sei, ja dass zwischen ungefähr 1180 und 1280 eine „totale assenza di relazioni" herrschte, zeigt die Problematik der Vernachlässigung Pisas.

Ist dieser Befund schon für die Erforschung der Dokumentationsstrategien der Arnostadt höchst interessant, wirft er vor allem für die Betrachtung der Annalen selbst eine entscheidende Frage auf: Welche Funktion hat die Verschmelzung von kommunalem Archivmaterial und Geschichtsschreibung im Werk Maragones? Zwitter beider Gattungen sind der Forschung beispielsweise in Form der Kartularchroniken wohlbekannt, jedoch wurde die Nähe der Pisaner Annalen zu diesem Bereich nie problematisiert. Dabei diente im Hochmittelalter einem maßgeblichen Aufsatz Girolamo Arnaldis zufolge die Einarbeitung von Dokumenten keinesfalls einer Art moderner quellengestützter Vergangenheitsrekonstruktion; vielmehr habe solche Einarbeitung eine ganze Reihe von Funktionen erfüllt, denen allen bei Arnaldi ein gewisser öffentlicher Charakter gemein ist.[73]

Zwar ist für die Pisaner Annalen keine Anerkennung als offizielles Geschichtswerk der Kommune oder die Erteilung eines entsprechenden Auftrags bekannt wie im berühmten Vergleichsfall der Genueser Annalen.[74] Arnaldi und in seiner Nachfolge noch expliziter Cornelia Cogrossi[75] beziehen ihre Überlegungen aber auch auf Werke, die in privater Initiative entstanden sind. Für die Pisaner Annalen wird somit eine funktionale Ausrichtung auf den Bereich der Kommune diskutabel. Die bereits dargestellte inhaltliche Orientierung Maragones an kommunalen Belangen, der ausgiebige Rückgriff auf kommunales Archivmaterial und die kommunefreundliche Auswahl in dessen Präsentation bestätigen dies.

Zwar könnte man einwenden, die Pisaner Annalen deckten sich in einem wichtigen Punkt nicht mit Arnaldis Beispielen: Sie wurden nicht von Notaren verfasst, deren Urheberschaft in Arnaldis Sicht wesentlich dazu beitrug, eine öffentliche Beglaubigung der Geschichtswerke bzw. der in sie eingearbeiteten Dokumente zu begründen. Vor dem Hintergrund neuerer Erkenntnisse jedoch verblasst dieser Unterschied: Die Forschung warnt nämlich mittlerweile vor einer Überbewertung der Notare als Träger der *publica fides* und betont die Bedeutung von Augenzeugenschaft oder öffentlicher Bezeugung durch

[73] Vgl. Arnaldi, Cronache (wie Anm. 19).
[74] Zu jenem Vergleichsfall vgl. z.B. Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 1f.
[75] Vgl. Cogrossi (wie Anm. 19) S. 360.

Konsuln beziehungsweise andere hochrangig in die kommunale Politik Involvierte für Beglaubigungsakte.[76]

2.3. Das Verhältnis der Pisaner Annalen zu den Chroniken aus Notarshand und damit zur kommunalen Öffentlichkeit kann mit Hilfe von Cogrossis Überlegungen noch weiter geklärt werden: Cogrossi konzentrierte sich nicht mehr so sehr auf die Verfasser kommunaler Notarsgeschichtsschreibung als auf stilistische und formale Eigenarten ihrer Werke.[77] Tatsächlich konnte sie auf dieser Ebene einen erstaunlich konstanten Bestand von Übereinstimmungen der Geschichtswerke zu öffentlichen Dokumenten aufzeigen, was ihrer Ansicht nach auch den historiographischen Berichten eine öffentliche Dokumentationsfunktion sicherte.[78]

Höchst relevant sind derartige Überlegungen für die Pisaner Annalen insofern, als sie so gut wie alle von Cogrossi herausgearbeiteten Charakteristika der Notarschroniken teilen. Eines davon ist die bereits erörterte Einarbeitung bzw. der Verweis auf diplomatische Quellen. Darüber hinaus nennt Cogrossi: großes Interesse an präziser Wiedergabe von Fakten, Orten und Umständen des Berichtsinhalts; systematische Abhandlung der Nachrichten in zeitlicher Abfolge, zuweilen unter Voranstellung von Titeln; diplomatisch-formelhafte Sprache; sowie einschlägige Äußerungen der Verfasser zur Funktion ihrer Werke in Prologen.

Auch die Pisaner Annalen geben Fakten, Orte und Umstände in urkundlicher Manier mit erstaunlicher Präzision an: Beispielsweise datieren sie unter Angabe von Jahr und Monat, manchmal sogar Tag

[76] Vgl. den kleinen Forschungsüberblick in Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 93–95; sowie P. Schulte, *Scripturae publicae creditur*. Das Vertrauen in Notariatsurkunden im kommunalen Italien des 12. und 13. Jahrhunderts, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 101, Tübingen 2003.

[77] Vgl. zum Folgenden Cogrossi (wie Anm. 19).

[78] Vgl. ebd., S. 350; die Generalisierung dieses Zwischenergebnisses auf S. 360.

oder Tageszeit, und zwar redundant mit mehreren Datierungsstilen.[79] Ebenso exakt sind die Ortsangaben, bei denen oft genug ein besonderes Bemühen ersichtlich wird, ein genaues topographisches Verständnis beim Leser sicherzustellen.[80] Geldbeträge bei Investitionen der Kommune, Besteuerung und Verschuldung werden ebenso wie Daten zu militärischen Aktionen in genauen Zahlen angegeben.[81] Anlässlich von Hoftagen, Gesandtschaften, Friedensverträgen, Unterwerfungen etc. werden – wie in Dokumenten – anwesende Personen mit Namen und Titel aufgezählt.[82] Sobald Maragone die entsprechenden Informationen besitzt, stellt er jedem Jahreseintrag die Liste aller regierenden Konsuln voran.[83]

Die Einträge der Pisaner Annalen sind chronologisch angeordnet, beginnend mit einer Datierung und oft einem resümierenden Titel, worauf in sich weitgehend geschlossene Nachrichten eine nach

---

[79] Jeweils ein Beispielzitat muss hier und im Folgenden genügen, auch wenn zahlreiche weitere beigebracht werden könnten. Vgl. z.B. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 62: *L'anno della Incarnatione del Signor 1178 alli 23 di luglio Indictione 10 in sabato, e'cittadini venetiani ... condusseno l'Impera. ... in fino à San Niccolò ..., et l'altro giorno sequente ciò è la domenica lo condusseno in Venetia ... L'altro dì di poi, cioè el dì della festa di San Iac. et San Christofano el prefato papa Alexandro a buona hora ... venne alla chiesa di San Marco ... Et venendo di proximo la festa di San Piero* in vincula *che in lunedì in Kalende agosto, l'Imperatore ...* Nicht selten benutzt Maragone Heiligen- und römischen Kalender synchron; Indiktionen überliefert die volkssprachliche Fassung noch weit häufiger als die lateinische; vgl. Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 136.

[80] Vgl. z.B. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 23: *Pisani Consules murum civitatis a Portello, qui est ante viam que currit per ortum canonicorum usque ad turrem que iuxta Arnum est, tribus pontibus levaverunt.*

[81] Vgl. z.B. ebd., S. 25f.: *Consules duanam salis et ripam, et ferri venam pro libris quinque milibus quingentis in XI annis, ... vendiderunt, et in castro Ripefracte solidos M ... expendiderunt;* ebd., S. 17: *Guilielmus rex Cicilie ... magnum fecit stolum CXL galearum et XXIIIIor dermonum, qui dermones portaverunt CCCC milites.*

[82] Vgl. z.B. ebd., S. 19: *Guelfus dux Spoleti, marchio Tuscie, venit apud Burgum Sancti Genesii; et ibi fuerunt Consules Pisani, cum comite Gerardo et cum archiepiscopo Villano Pisane Ecclesie S. Marie; ... et fuerunt ibi Consules Pistorienses et Senenses, et comes Guido tunc puer, et Comes Ildebrandinus et Consules Lucenses, Florentini, et Capitanei, et Varvassores multi.*

[83] Vgl. S. 88.

der anderen vergleichsweise schematisierend abgehandelt werden.[84] Cogrossi vergleicht diese Struktur für ihre Beispiele mit Imbreviaturbüchern, also notariellen Verzeichnissen von Rechtsgeschäften.[85]

Maragones Sprache gibt sich diplomatisch-objektiv: Sein sachlich-trockener Stil entbehrt jeglicher literarischer Ambitionen, bemüht vielfach wiederkehrende Wendungen. Auch dort, wo keine Dokumente referiert werden, durchziehen diplomatische Formeln den Bericht, zum Beispiel Verweise wie *predictus*, *iamdictus*, *suprascriptus*, Paarformeln wie *data et lecta*, *dono et confermo*, Klauseln oder Bekräftigungen wie *sine omni conditione* etc.[86]

Wichtig bei Cogrossi sind die Prologe, verheißen sie doch unmittelbare Aufschlüsse über Funktionen und Intentionen der beabsichtigten Geschichtswerke, die sonst nur indirekt erschließbar sind. In den Pisaner Annalen hat Prologcharakter allenfalls jene bereits erwähnte Passage, die mitten im Bericht zum Jahr 1182* den Autor-

---

[84] Vgl. zur Gepflogenheit, in relativ starren Schemata zu berichten, die ständig wiederkehrende Verzeichnung kriegerischer Auseinandersetzungen: Die Pisaner rüsten, manchmal auf eine Nachricht hin, Schiffe oder Truppen und ziehen aus, um sich im Kampf zu bewähren. Akribisch wird angegeben, wo sie wie viele Gegner antreffen und überwinden, welche Widerstände sich ergeben und was sie schließlich an feindlichem Gut zerstören oder erbeuten, wie viele Menschen sie töten, gefangennehmen oder unterwerfen und wie sie hernach, mit Ehre versehen, triumphal in die Heimatstadt zurückkehren, während die Gegner trauern; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 9, 12f., 20, 27, 29, 35–39, 49–55, 57–61.

[85] Vgl. Cogrossi (wie Anm. 19) S. 355; zum Begriff A. Gawlik, Art. ‚Imbreviatur, -bücher', in: Lex. MA, Bd. 5, Sp. 384. Mit einem Übertitel versah Maragone offenbar jene Nachrichten, die ihm besonders bedeutsam erschienen – und zwar nicht nur selbstverfasste, sondern auch aus Vorlagen übernommene; vgl. die Einzelnachweise im kritischen Apparat der Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 8–11, 14, 24, 37, 69 und in Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 136.

[86] Vgl. z.B. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 55: *Lucenses et Ianuenses in iamdictum legatum totam discordiam sine omni conditione posuerunt et iuraverunt*; ebd., S. 64: ... *disse lo Impera tutti i privilegi et tutte le donazioni da me fatte, et da mia antecessori, dono et confermo et conrogoro à Pisani.* Mochte die insgesamt resultierende stilistische und formale Nüchternheit der Pisaner Annalen auf den ersten Blick enttäuschen, kann diese also – mit Cogrossi betrachtet – als konsequenter Ausdruck pragmatischer Ausrichtung faszinieren.

wechsel anzeigt.[87] Dieser also eher ‚Metalog' zu nennende Kommentar enthält bei aller Dürftigkeit immerhin einige Elemente der üblichen Prologtopik: Die Augenzeugenschaft des Verfassers wird betont – im 12. Jahrhundert noch entscheidende Garantie für die Wahrheit des Geschriebenen – verstärkt überdies durch die Versicherung, der Autor Bernardo habe ein geradezu ‚biblisches' Alter geistig wach erreicht.[88] Die Erwähnung von Gottes Hilfe für Bernardos Zeugenschaft, die in Andeutung eines Prologgebets[89] auch für die Fortsetzung des väterlichen Werks durch Salem erwartet wird,[90] stellt ebenfalls Glaubwürdigkeit und auch Demut nunmehr beider Verfasser unter Beweis. Der prologüblichen Bescheidenheit[91] scheint zwar das überschwängliche Selbstlob bei der Charakterisierung Salems auf den ersten Blick zuwiderzulaufen.[92] Nimmt man jedoch nicht diesen als Verfasser der in

---

[87] Vgl. ebd., S. 73; siehe S. 66.

[88] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 73 mit einem der in den Annalen seltenen Bibelzitate: *Bernardo di Maragone, ... il quale visse anni octanta in bona vecchiaia et vide e'figloli de sua figlioli, infino in terza et quarta generatione et tutte queste cose vidde et cognove per grazia et misericordia dello omnipotente Idio*; vgl. Tobias 9,11: *et videatis filios vestros et filios filiorum vestrorum usque in tertiam et quartam generationem.*

[89] Vgl. Kapitel „IV. Die Hilfe Gottes und die Fürbitte der Heiligen" in G. Simon, Untersuchungen zur Topik der Widmungsbriefe mittelalterlicher Geschichtsschreiber bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, Archiv für Diplomatik Schriftgeschichte Siegel- und Wappenkunde 4 (1958) S. 52–119, S. 106–108.

[90] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 73: *Et da qui inanzi farà solo esso Salem, aiutandolo Idio il quale vive et regna per infiniti secoli Amen.*

[91] Vgl. Kapitel „V. Der Bescheidenheitstopos" in Simon (wie Anm. 89) S. 108–119.

[92] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 73: *Salem, ... homo dottor in legge et savio buono, et pronto in praticar et giudicar, il quale Salém tenne le vestigie di suo padre et tanto più che lui era doctor di legge, pieno di scienzia, homo di bona progenia nato et nobile cittadino della città di Pisa. doctor* ist hier klarerweise Adjektiv, nicht Titel; vgl. zur historischen Semantik J. Fried, Die Entstehung des Juristenstandes im 12. Jahrhundert. Zur sozialen Stellung und politischen Bedeutung gelehrter Juristen in Bologna und Modena, Forschungen zur neueren Privatrechtsgeschichte 21, Köln 1974, S. 9–24, insbes. S. 11, 14, 19. In Pisa bezieht sich der Begriff laut P. Classen, Studium und Gesellschaft im Mittelalter, hg. von J. Fried, Schriften der Monumenta Germaniae Historica 29, Stuttgart 1983, S. 72, auf die Qualifikation zum Umgang mit der *lex* im Gegensatz zum *usus*, was sich mit Salems Lebenslauf deckt.

Rede stehenden Zeilen an, sondern noch seinen Vater,[93] bleiben die Äußerungen innerhalb des konventionellen Rahmens: Bernardo selbst stellt sich in maßvoller Anlehnung an die Norm des guten Pisaner Amtsträgers vor[94] und setzt sich seinem Sohn gegenüber hintan, den er weit überschwänglicher als Träger des prestigeträchtigen und wiederum Glaubwürdigkeit im Umgang mit Dokumenten verleihenden neuen juristischen Wissens charakterisiert.[95]

Über diese erörterten Prologelemente hinaus gibt es keine Äußerungen über Motive und beabsichtigten Nutzen der Pisaner Annalen, wie Cogrossi sie an ihren Besipielen beobachtet.[96] Jedoch macht Maragone eine Aussage über sein Werk, die von größter Bedeutung für dessen Interpretation ist: Das, was er zusammenstellte, betitelt er als *regestro*[97], als Register. Der Begriff ‚Register' bezeichnet, wie gesagt, ein offizielles, üblicherweise von Notaren geführtes Verzeichnis von Rechts- und Verwaltungsschriftgut – in den italienischen Städten als

---

[93] Obwohl über die Zuordnung der Passage kein Konsens unter den Erforschern der Pisaner Annalen besteht, begründen oder diskutieren sie ihre Ansichten nicht weiter; vgl. G. Garzella, Per lo studio della prima Scuola di Diritto a Pisa: „causidici", „iudices" e „iurisperiti" dalla fine dell'XI secolo al governo podestarile, in: G. Rossetti (Hg.), Legislazione e prassi istituzionale a Pisa (secoli XI-XIII). Una tradizione normativa esemplare, Europa mediterranea, Quaderni 16, Napoli 2001, S. 91–103, S. 103, die die Passage Bernardo zuschreibt, entgegen Lupo Gentile, Prefazione (wie Anm. 23) S. VII, der Salem als Verfasser sieht, sowie Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 125, die überhaupt unpersönliche Formulierungen verwendet.

[94] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 73: *Bernardo di Maragone, homo buono savio et pronto in dicti et facti et in ogni opera per honor della città in terra et in mare*; vgl. das oberste Ziel der Konsulnregierung laut Brevi dei consoli di Pisa, ed. Banti, 1162, S. 45f.: ... *consiliis et factis, terra et mari et in omni loco, in pace et guerra, ad honorem et salutem Pisanae civitatis tractabo et faciam*; und ebd., 1164, S. 73f. Die Provisoren und Richter schworen angeblich ganz ähnliche Eide; vgl. ebd., 1162, S. 48, Anm. 9.

[95] In diesem Verständnis schwindet die Abweichung von entsprechenden Passagen vergleichbarer Werke, beispielsweise der noch überschwänglicheren Schilderung seines ‚Vorarbeiters' Acerbus durch den Lodeser Anonymus in Libellus de rebus, ed. Schmale, S. 226–228. Zu Rechtsgelehrsamkeit als sozialem Kapital vgl. Fried (wie Anm. 92) S. 250f.

[96] Vgl. Cogrossi (wie Anm. 19) S. 336, 339, 346 etc.

[97] Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 73: *Infino a qui ha fatto Bernardo di Maragone ... et compose et fece questo regestro.*

liber iurium ein Dokument der Kommune. Auch wenn Maragones Werk selbstverständlich keine bloße Sammlung derartigen Schriftguts war, sondern Historiographie, gibt die Betitelung dennoch einen klaren Hinweis auf seine beabsichtigte Nutzung: Es sollte offenbar ein Verzeichnis zur Dokumentation, überblicksartigen Information und Zugriffserleichterung auf kommunale Geschichte sein, und zwar mit hohem Objektivitätsanspruch und vor allem mit öffentlicher Funktion für die Kommune. Die Bezeichnung, die Maragone für sein Werk wählt, weist also – die bisherige Argumentation untermauernd – unmissverständlich auf den nicht-privaten Charakter der Pisaner Annalen hin.

Insgesamt deutet auch der Vergleich mit den von Cogrossi erarbeiteten Kriterien in diese Richtung: Zahlreiche Entsprechungen rücken die Pisaner Annalen in die Nähe der Geschichtswerke aus Notarshand, die Cogrossi zufolge auch bei Fehlen eines expliziten kommunalen Auftrags einen offiziellen Charakter trugen.[98] Maragones ‚Prolog' ist zwar karger und beide Autoren sind keine Notare, sondern ‚nur' juristische Fachleute; aufgrund der sonstigen Übereinstimmungen könnte man indessen das Konzept der Notarschroniken unter Einschluss der analogen Pisaner Annalen zu einem Typus ‚Geschichtsschreibung juristisch gebildeter Laien' erweitern. Immerhin beruht das Konzept ‚Notarschroniken' für das 12. Jahrhundert auf kaum einer Handvoll anderer Beispiele, von denen manche ohnehin nur teilweise mit Notaren in Verbindung gebracht werden können.[99]

---

[98] Vgl. Cogrossi (wie Anm. 19) S. 360. Diesbezüglichen Vorbehalten von G. Ortalli, Cronache e documentazione, in: Civiltà comunale. Libro, Scrittura, Documento. Atti del Convegno (Genova, 8–11 novembre 1988), Atti della Società Ligure di Storia Patria, n.s. 29 (1989) S. 507–539, S. 527f., wird hier nicht gefolgt, sieht doch Ortalli selbst auf S. 520 die Pisaner Annalen in gewissem Gegensatz zu seiner Argumentation. Überdies erneuert zuletzt G. Petti Balbi, Il Notaio cronista, in: P. Racine (Hg.), Il Notariato Italiano del periodo Comunale, S. 17–27, S. 20f. die Auffassung Cogrossis von der Bedeutsamkeit der genannten stilistischen und formalen Kriterien für Offizialität und Glaubwürdigkeit der entsprechenden Geschichtswerke.

[99] Die Genueser Annalen, vielzitiertes Paradebeispiel für Notarsgeschichtsschreibung, wurden in ihrem ersten Abschnitt von einem Nichtnotar verfasst, um erst später von einem Notar für die Kommune festgehalten zu werden. Ebenfalls nichts ist über eine Notarstätigkeit des Autors der *Narratio de Longobardie*

2.4. Ein letztes Argument zugunsten einer Nähe der Pisaner Annalen zum kommunalen Schriftgut erwächst aus ihrem Überlieferungszusammenhang. Im wohl aus Pisa stammenden, heute in Paris aufbewahrten Codex mit der frühesten Abschrift des nicht erhaltenen Originals wurden im späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert unter anderem einige Dokumente Friedrich Barbarossas dem Annalentext vorangestellt:[100] Seine Siegesanzeige über Mailand von 1162, der vorausgegangene Vertrag mit der Lombardenmetropole von 1158 und zwei der roncaglischen Beschlüsse samt einleitender historischer Situierung.[101] Diese ungewöhnliche, nur in Pisa nachzuweisende Kombination von kommunalgeschichtlicher Aufzeichnung und diplomatischen Texten[102] wäre in einer privat genutzten Handschrift kaum erklärlich. Wenn es sich auch nur um ein zeitnahes Rezeptionsphänomen handelt, zeigt der Überlieferungszusammenhang somit die baldige Aufnahme der Pisaner Annalen unter andere offizielle und urkundlich beglaubigte Erinnerungen der Kommune. Der Schluss liegt nahe, dass Maragone sein Werk bereits auf diesen Zweck hin konzipierte, wie er ja auch bei dessen Erstellung auf kommunale Archivbestände zurückgreifen konnte.

---

obpressione et subiectione bekannt. Busch (wie Anm. 17) S. 68f., will ihn, gestützt auf das Argument der stilistischen Analogie zu den Notarswerken, zum Notar machen, jedoch zeigt das Pisaner Beispiel, dass hier ein problematischer Zirkelschluss von wenigen Einzelfällen auf ein Modell und zurück zu den übrigen Einzelfällen droht.

[100] Vgl. zum Pariser Codex, der die lateinische Annalenfassung enthält, Anm. 34; eine nähere Beschreibung des Codex in Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 144–146; Pisa als Herkunftsort nennt zuletzt entschieden von der Höh (wie Anm. 10) S. 51 mit Anm. 3.

[101] Ediert in MGH DF.I. 351 (P), 224 (P), 241 (G), 242 (G). Diese bedeutenden Zeugnisse der Pisaner Beziehungen zum Kaiser folgen auf eine kurze annalistische Passage zur städtischen Geschichte der Jahre 1128*, 1148* und 1154* und auf die *Historiola* über die Taufe Konstantins durch Papst Sylvester; vgl. hierzu auch G. Waitz, Beschreibung einiger Handschriften, welche in den Jahren 1839–42 näher untersucht worden sind, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 11 (1858) S. 284–514, S. 320.

[102] Vgl. Busch (wie Anm. 17) S. 116.

2.5. Als Fazit zur textimmanenten Untersuchung der Pisaner Annalen kann festgehalten werden: Für eine öffentlich-kommunale Ausrichtung des Werks aus der Feder eines städtischen Amtsträgers sprechen die klare Orientierung an kommunalen Belangen bei der Einarbeitung historiographischer und diplomatischer Quellen, die Dokumentenwiedergabe unter Rückgriff auf ein städtisches Register, die umfassenden stilistischen Entsprechungen zur offiziellen Notarsgeschichtsschreibung und die zeitnahe Aufnahme der Annalen unter das kommunale Archivmaterial. Vor allem sei nochmals auf die Gattungs- bzw. Funktionsbezeichnung *regestro* hingewiesen. Wie ein solches Register standen die Pisaner Annalen offenbar kommunalen Amtsträgern zur Verfügung, die sich komprimiert und glaubwürdig über wichtige vergangene Akte ihrer Stadt informieren wollten. Das dürfte die öffentliche Funktion des Geschichtswerks gewesen sein.[103]

Die Pisaner Kommune hatte in den 80 Jahren, während der Maragone die Geschicke seiner Stadt verfolgte, zahlreiche Kämpfe mit Genua und Lucca überstanden; sie hatte ihre traditionelle Bindung an den Erzbischof gelöst, außergewöhnliche Anerkennung durch Friedrich Barbarossa erfahren, Verträge mit auswärtigen Mächten geschlossen, imposante neue Bauten errichtet und administrative Entwicklungen vollzogen. Dieses ganze Panorama an beachtlichen äußeren und inneren Errungenschaften, zu denen historisches ‚Grundwissen' einem kommunalen Amtsträger gewiss dienlich sein konnte, dokumentierten die Annalen der Arnostadt. Für vieles, was im diplomatischen Schriftgut der Kommune in ausführlicher und rechtskräftiger Form niedergelegt war, boten sie einen sorgfältig ausgewählten ersten Einblick und die nötige Einbindung in den historischen Kontext. Weitere Berichtsinhalte konnten Salem und Bernardo aufgrund ihrer Ämter aus privilegierter Augenzeugenschaft beisteuern. Bei all dem erfolgte in einer den Notarschroniken analogen Konzeption, die dem Berichteten besondere Glaubwürdigkeit verlieh, zugleich eine für Pisa güns-

[103] Bereits Cogrossi (wie Anm. 19) S. 360 deutete an, dass Werke mit notariellem Stil auf das Auffinden von Daten des administrativen und rechtlichen Lebens für Amtsträger wie Privatpersonen ausgerichtet gewesen seien. Für die Genueser Annalen hat Schweppenstette (wie Anm. 19) eine ähnliche, allerdings viel umfassendere Informationsfunktion für die kommunale Elite ins Spiel gebracht.

tige Interpretation der Vergangenheit. Die Kombination von Dokumentation und Deutung war die zentrale Leistung, die die Annalen gegenüber dem Rechts- und Verwaltungsschriftgut einerseits und der Erinnerung der Beteiligten andererseits auszeichnete. So dürften die Pisaner Annalen im Vorfeld jener zahlreichen Situationen hilfreich gewesen sein, in denen Geschichte als Argument zum Einsatz kam – seien es Rechtsstreitigkeiten vor dem Kaiser, Gesandtschaften zu anderen Potentaten, die Wahrung von Positionen im Contado oder die Lenkung der Stadt im Inneren.

An den Beziehungen Pisas zu Friedrich Barbarossa lässt sich besonders gut verdeutlichen, wie beispielsweise Privilegien mit historischen Argumenten eingefordert und gewährt wurden:

1155 erhielten die Pisaner ein großzügiges kaiserliches Münzdiplom, das ihnen Vorteile gegenüber den Lucchesen verschaffte.[104] In dessen Arrenga kommen die geschichtlichen Leistungen der Arnostadt derart kenntnisreich und ausführlich zur Sprache, wie eigentlich nur als Übernahme pisanischer Argumentationen erklärbar; offenbar wurden Barbarossa und sein Hof eingehend über die in der älteren städtischen Annalistik, Epigraphik und Geschichtsdichtung niedergelegten Großtaten der Pisaner informiert.[105] In welcher Form dies geschehen konnte, verdeutlicht das große Privileg von 1162: Dort heißt es ausdrücklich, das Wissen um die außergewöhnliche Treue der Pisaner bereits den kaiserlichen Vorgängern gegenüber sei durch viele Schriftstücke, Vorträge und darüber hinaus durch das Zeugnis der

---

[104] Das wohl von Wibald verfasste MGH DF.I. 119 an die Pisaner vom 25. August 1155; vgl. MGH DF.I. 112 an die Lucchesen bald nach dem 18. Juni 1155.

[105] Als Treueleistungen der Stadt für das Reich werden genannt: Pisas Sieg auf den Balearen mit Überstellung der dortigen Herrschaft an Barbarossas Verwandten, Kaiser Heinrich IV. und der zweifache Zug zu Lande und zur See gegen den Tyrannen Roger von Sizilien, Bedroher der Reichsgrenzen; vgl. MGH DF.I. 119, S. 201 f. Beide Ereignisse hielt bekanntlich die ältere Pisaner Erinnerungskultur fest; Maragone übernahm sie im Volltext in sein Werk. Dass die Informationen an den Hof herangetragen wurden, erschließt sich auch aus der Erwähnung von Details wie der Pisaner Belagerungskunst vor Mallorca oder aus der Wiedergabe des Namens der Stadt Ravello, die den Kaiserlichen selbst offensichtlich unbekannt war – darauf deutet meines Erachtens die Formulierung *civitate, cui Rabelio nomen est* im Gegensatz zu *apud Malfiam et Salernum* im gleichen Satz hin; vgl. MGH DF.I. 119, S. 202, Z. 1–2.

Taten zur Kenntnis Friedrichs gelangt.[106] In einer Zeit, in der der Kaiser mangels Kanzleiaufzeichnungen auf die Informationen der Bittsteller angewiesen war, kam der Vorlage von Schriftstücken und der gekonnten verbalen Argumentation eben besonderes Gewicht zu.

Was in einem Rechtskonflikt vor dem Herrscher alles zum Argument werden konnte, vermitteln besonders eindrucksvoll Obertos Genueser Annalen anlässlich der Auseinandersetzung der beiden Seestädte Genua und Pisa um Sardinien.[107] Die ‚Redeschlacht' vor Barbarossas Hof in Lodi 1166 mag in tendenziöser Absicht verfasst sein, doch die zugrundeliegenden Regeln der Argumentation bleiben unveränderlich:[108] Von den Parteien ins Feld geführt wurden frühere mündliche und zeremonielle Abmachungen mit dem Kaiser, ausgestellte Urkunden, geleistete Abgabenzahlungen, vollbrachte Kriegstaten, sogar Qualitäten wie Kaisertreue oder aber militärische Überlegenheit.[109] Ein ganzes Spektrum an historischen Sachverhalten also, wie

[106] Vgl. MGH DF.I. 356, S. 199: *Quanta enim fidelitate et probitate Pisana civitas ... extulerit, quanta etiam constantia divis antecessoribus nostris ... fidelissime serviendo perseveranter adheserit, nos per multa scripta et relationes sepius audivimus et insuper ex ipsorum operum attestatione id ipsum luce clarius constat.*

[107] Vgl. dazu ausführlich Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 257–267.

[108] So auch K. Görich, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert, Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zu Geschichte, Literatur und Kunst, Darmstadt 2001, S. 52, mit dem Fokus auf der Rolle der Ehre beim Sprechen vor dem Kaiser.

[109] Selbständige kriegerische Eroberung wurde dabei zum Argument für einen früheren territorialen Anspruch, wobei genaue geographische und historische Angaben der Beglaubigung des eigenen Erfolgs und zugleich des Nutzens für das Reich dienten, ganz wie im Privileg Barbarossas für die Pisaner von 1155. Die eingehende Aufzählung regelmäßiger Abgaben an Kommune oder Bischof ‚nach alter Gewohnheit' half ebenfalls den Rechtsanspruch der Genuesen auf die entsprechenden Gebiete zu untermauern. Zuschreibungen moralischer oder militärischer Qualitäten konnten zur rhetorischen Waffe werden, sobald sie für den Kaiser relevant waren: Die Treue einer siegreichen Stadt im Verhältnis zur vorgeblichen Heimtücke ihrer schwächeren Gegnerin versprach dem Herrscher auch in Zukunft überlegene Unterstützung – interessant natürlich insbesondere für Flottenunternehmungen gegen Sizilien –, erschien aber zugleich als nachdrückliche Aufforderung zur Gegenleistung von seiner Seite. Vgl. insgesamt Oberto cancellarius, Annales Ianuenses, ed. Belgrano S. 196–200; Die Jahrbücher von Genua, übers. von W. Arndt, neubearb. von W. Wattenbach, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 76, Leipzig 1897, S. 117–122.

es auch den Themenbestand der Pisaner Annalen prägt.[110] Es liegt nahe, eine Verbindung herzustellen und kenntnisreiches Reden städtischer Vertreter auf ihre Einsichtnahme in historiographische Wissensspeicher zurückzuführen. Die These, die Pisaner Annalen seien ein nützliches ‚geschichtliches Handbuch' für kommunale Amtsträger gewesen, findet hier Unterstützung.

Was exemplarisch an Verhandlungen mit dem Kaiser gezeigt wurde, gilt gewiss auch für andere Bereiche städtischer ‚Außenpolitik'. Kein Wunder also, dass Gesandte sorgfältig auf ihre Mission vorbereitet wurden,[111] kein Wunder auch, dass es dem Ideal des städtischen Konsularen entsprach, über historische Kenntnisse zu verfügen.[112] Gerade in den Kommunen mit ihrer jährlich wechselnden

[110] Auch hier nehmen breiten Raum ein: Pisas Rechtstitel aufgrund kaiserlicher Urkunden und Belehnungen (dazu 2.2); Barbarossas Gunsterweise und Versprechen gegenüber den Pisanern oder ihren Gesandten; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 15, 23, 25, 30, 43, 64; Dienste und Treue der Stadt zu Kaiser und Reich in Form von Waffenhilfe, Vermittlung, Unterstützung kaiserlicher Beauftragter, Wahl eines antialexandrinischen Erzbischofs und Ausrichtung von Empfangszeremoniellen; vgl. ebd., S. 19f., 24f., 28f., 31, 41–44, 46; moralische Überlegenheit der Pisaner aufgrund ihrer Vertragstreue im Frieden und ihrer ehrenhaften Kriegführung vor allem gegen Genua, Lucca und lokale Machthaber, die sich oft hinterhältig verhalten; vgl. ebd., S. 6, 27–29, 33, 36, 42, 46, 48, 52f., 58; militärische Überlegenheit der Pisaner, die trotz temporärer Rückschläge letztlich siegreich bleiben, sogar in solch gottesurteilsähnlichen Gefechten zwischen gleichstarken Flotten, wie Oberto sie beide Städte in Lodi anführen lässt; vgl. beispielhaft ebd., S. 39 und Oberto cancellarius, Annales Ianuenses, ed. Belgrano S. 199f.; auch kriegerische Eroberungen der Pisaner und Abgaben an die Arnostadt dokumentiert Maragone; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 4f., 29, 54.

[111] Vgl. stellvertretend eine entsprechende Erwähnung in Caffarus, Annales Ianuenses, ed. Belgrano, S. 71f.

[112] So ist meines Erachtens die Stelle zu lesen, an der Maragone den getöteten Konsul Cerino gemäß herrschendem Ideal verherrlicht, wobei er unter anderem die große Sorgfalt des Verstorbenen in der ‚Kenntnis der alten Angelegenheiten der Vorfahren' betont; vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 67: *molto diligente a cognoscere le cose antique de maggiori*; auch Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 138, deutet diese Formulierung als Hinweis auf „amore per la storia cittadina"; anders jedoch Garzella, Studio (wie Anm. 93) S. 103, die das Zitat als „frase enigmatica" bezeichnet, über die man nur grübeln könne, ob sie vielleicht auf ein besonderes Interesse am römischen Recht anspiele.

Amtsträgerschaft und ihrer zunehmenden Verwaltungsdifferenzierung verschärfte sich ja die Notwendigkeit, Wissensbestände verfügbar zu halten,[113] ob im Gedächtnis des Einzelnen oder in Form schriftlicher Aufzeichnungen für viele.

3. Lässt sich also mit einiger Plausibilität ein struktureller Bedarf an einem Werk wie den Annalen Maragones rekonstruieren, so hätte dieser gleichermaßen für andere Zeiten und Kommunen gegolten, die jedoch ein solches Werk nicht hervorbrachten. Daher ist zu fragen, welcher konkrete Anlass ausgerechnet im Jahrzehnt zwischen 1181 und 1190 die Abfassung von Annalen in Pisa motiviert haben könnte. Dazu soll die historische Hintergrundsituation der Stadt zur Entstehungszeit des Werks untersucht werden.

Ein einflussreiches Modell moderner Mediävistik bringt die Niederschrift von Geschichte mit Krisensituationen in Verbindung.[114] Drei solche Krisen, die als Auslöser vergleichbaren historiographischen Schaffens in Oberitalien ermittelt wurden, können auch für die Pisaner Annalen als Analyseraster dienen: äußere Bedrohung der Kommune, innerstädtischer Konflikt oder persönliche Benachteiligung des Geschichtsschreibers.[115]

---

[113] Vgl. H. Keller, Die Veränderung gesellschaftlichen Handelns und die Verschriftlichung der Administration in den italienischen Stadtkommunen, in: H. Keller u.a. (Hg.), Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen (Akten des Internationalen Kolloquiums 17.–19. Mai 1989), Münstersche Mittelalter-Schriften 65, München 1992, S. 21–36, S. 24.

[114] Vgl. G. Althoff, Pragmatische Geschichtsschreibung und Krisen – Zur Funktion von Brunos Buch vom Sachsenkrieg, in: H. Keller u.a. (Hg.), Pragmatische Schriftlichkeit (wie Anm. 113) S. 95–107.

[115] So deutet z.B. Busch (wie Anm. 17) S. 51–69 die *Narratio de obpressione Langobardorum* als Schrift zur Rechtfertigung der geschlagenen Kommune Mailand. Schweppenstette (wie Anm. 19) S. 208 sieht passagenweise eine wichtige Funktion der Genueser Annalen Caffaros darin, in Zeiten schwerer innerer Kämpfe an vorbildliches konsularisches Handeln zu erinnern und zu appellieren; vgl. auch ebd., S. 38–43. Für den bemerkenswerten – allerdings früheren und ‚klerikalen' – Fall Landulfs des Jüngeren von Mailand betont wiederum Busch (wie Anm. 17) S. 41f. die thematische Konzentration auf den persönlichen Verlust einer Pfarrstelle und die Bemühungen um ihre Wiedererlangung.

Eine äußere Krise Pisas bestand zur Zeit der Annalenentstehung kaum. Die Stadt am Arno profitierte im fraglichen Jahrzehnt unter anderem von der letztmaligen Anwesenheit Friedrich Barbarossas in Italien sowie von der Aufnahme guter Beziehungen zum zukünftigen Herrscher Heinrich.[116] Pisa errang lukrative Handelsprivilegien im Mittelmeerraum[117] und schloss 1181 erstmals seit langem einen dauerhaften Frieden mit der alten Erzrivalin Lucca.[118] So hatte es sogar die Hände frei für eine Kreuzzugsteilnahme Ende der 1180er.[119] Der erneute harte Konflikt mit Genua um Sardinien in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts muss vor diesem Hintergrund eher als leidige Kontinuität denn als Bedrohung erschienen sein. Er nahm zudem einen für Pisa positiven Verlauf, als die Pisaner 1187 durch militärische Intervention im umstrittenen sardischen Iudikat Cagliari sogar einen eigenen Kandidaten einsetzen konnten.[120]

---

[116] Als 1185 der alternde Kaiser dank seiner mittlerweile allseits anerkannten Autorität den Entzug der Grafschaftsrechte über die Kommunen verhängte, blieben in der Toskana allein Pisa und Pistoia verschont; vgl. F. Opll, Friedrich Barbarossa, Darmstadt 3. bibliogr. erg. Aufl. 1998, S. 148f. Heinrich VI. privilegierte Pisa beispielsweise 1187 und bestätigte bzw. erweiterte 1191 sogar die väterlichen Konzessionen, nachdem Pisas Flotte für den Kreuzzug 1189 benötigt wurde; vgl. P. Csendes, Heinrich VI., Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt 1993, S. 65, 75; MGH Const. 1, 333, S. 472–477.

[117] So gewannen die Pisaner durch Privilegien lokaler Fürsten 1184 auf den Balearen und 1186 in Afrika an Einfluss zurück; ihre Kontakte zu Ägypten standen seit einer Privilegierung Saladins 1173 zum Besten; vgl. D. Abulafia, Pisa e Maiorca, in: M. Tangheroni (Hg.), Pisa e il Mediterraneo. Uomini, merci, idee dagli Etruschi ai Medici, Milano 2003, S. 245–249, S. 247; F. Cardini, Pisa, la Terrasanta e il Vicino Oriente, ebd., S. 223–227, S. 225f.

[118] Dies beendete die mächtige Koalition zwischen Lucca und Genua; vgl. W. Heywood, A History of Pisa. Eleventh and twelfth Centuries, Cambridge 1921, S. 210f.

[119] Noch vom zweiten Kreuzzug hatte man sich wegen der aufreibenden Konflikte mit Genua ferngehalten; vgl. R. Hiestand, L'arcivescovo Ubaldo e i Pisani alla terza crociata alla luce di una nuova testimonianza, Bollettino storico Pisano 58 (1989) S. 37–51, insbes. S. 38.

[120] Vgl. Besta (wie Anm. 67) I, S. 152–156 und mit leicht abweichenden Datierungen A. Boscolo, Pisa e la Sardegna nel medioevo (secoli XI – XII – XIII), in: F. Artizzu (Hg.), Documenti inediti relativi ai rapporti economici tra la Sardegna e Pisa nel medioevo, Bd. 1, Pubblicazioni dell'Istituto di Storia Medievale e Moderna dell'Università degli Studi di Cagliari 1, Padova 1961, S. XVIII-XX. Der

Wesentlich ergiebiger erscheint es daher, nach einer inneren Krise Pisas im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts zu forschen. Immerhin ging 1191 erstmalig die oberste Regierungsgewalt der Stadt von den Konsuln auf einen *podestà* über, eine Umwälzung, die kaum ohne innere Konflikte im Vorfeld verlaufen sein wird. Leider fehlt eine zusammenfassende Aufarbeitung zu jener politisch undurchsichtigen Zeit des Übergangs bisher völlig. Gioacchino Volpes Modellvorstellung vom bereits beginnenden Klassenkampf zwischen *popolo* und altem Adel[121] jedenfalls wird durch die fortschreitende Erforschung der Schicksale bedeutender Pisaner Familien widerlegt. Entsprechende prosopographische Arbeiten lassen nämlich – entgegen Volpes Implikation einer sozialen Umwälzung – personale Kontinuitäten im größten Teil des Jahrhunderts über die Einführung des Podestariats hinaus erkennbar werden.[122]

Auf der Suche nach einer inneren Krise bleibt der Blick in die Annalen selbst: In ihrer kurzen Fortsetzung aus Salems Feder kommt zum Jahr 1183* erstmalig im gesamten Werk ein innerpisanischer Konflikt zur Sprache, in dem ganze Koalitionen einflussreicher Geschlechter einander gegenüberstanden.[123] Anlass war der Plan einer Reihe bedeutender Pisaner Familien, mit Hilfe des Erzbischofs und

---

textimmanente Befund bestätigt die mäßige Bedeutung des Sardinienkonflikts für die Annalenentstehung: Zu wenig ist die Geschichtserzählung auf ihn hin strukturiert, zu viele weitere Bereiche kommen zur Sprache; vgl. S. 67.

[121] Vgl. G. Volpe, Studi sulle istituzioni comunali a Pisa. Città e contado, consoli e podestà. Secoli XII-XIII. Nuova edizione con una introduzione di Cinzio Violante, Biblioteca storica Sansoni 48, Ndr. Firenze 1970, S. 284–287.

[122] Die Konsularenfamilien, die Pisas Geschicke den größten Teil des 12. Jahrhunderts über bestimmt hatten, wie auch die Juristendynastien der zweiten Ebene konnten nach 1191 ihren prestigeträchtigen Dienst an der Stadt fortsetzen; vgl. M. Ronzani, I „giurisperiti" e il Comune di Pisa nell'età delle sperimentazioni istituzionali (1190–1254), in: G. Rossetti (Hg.), Legislazione e prassi istituzionale a Pisa (secoli XI-XIII). Una tradizione normativa esemplare, Europa mediterranea, Quaderni 16, Napoli 2001, S. 201–240, S. 206 und z. B. zu den Gaetani und Dodi C. Sturmann, La „Domus" dei Dodi, Gaetani e Gusmari, in: G. Rossetti u. a., Pisa nei secoli XI e XII: Formazione e caratteri di una classe di governo, Pubblicazioni dell'Istituto di Storia, Facoltà di Lettere dell'Università di Pisa 10, Pisa 1979, S. 223–337, S. 320f. die dementsprechend bereits Volpes referiertes Erklärungsmodell kritisiert.

[123] Vgl. zum Folgenden Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 73f.

der Kanoniker flussabwärts des Ponte Vecchio eine zweite Brücke über den Arno zu errichten. Heftige Opposition der nicht minder maßgeblichen Familien, die die bisher einzige Brücke weit und breit kontrollierten, war die Folge. Der Streit eskalierte; offener Kampf und Brandstiftung verhinderten schließlich die anstehende Konsulnneuwahl, so dass laut Salem schließlich *homini da bene*, einflussreiche Männer ohne institutionelle Legitimation, zwölf Konsuln bestimmten.[124]

Ob die Spaltung damit beendet war, ist Salems abbrechendem Bericht nicht mehr zu entnehmen. Auch bleibt ungewiss, ob der Konflikt vielleicht nur aufgrund unterschiedlicher Darstellungsweisen von Vater und Sohn Maragone so einzigartig und damit bedeutsam erscheint: Salem könnte einfach innerpisanische Differenzen offener berichtet haben als sein zu Harmonisierungen neigender Vater.

Erst eine vergleichende Analyse der Entwicklungen in der Pisaner Führungsschicht kann die wahre Bedeutung und vor allem die Nachwirkungen des Konflikts um den Ponte Nuovo erhellen. Gestützt auf eine Zusammenschau der bisher nur einzeln erforschten Familienschicksale[125] soll eine Lösung vorgeschlagen werden, die zuvor we-

---

[124] Ebd., S. 74: ... *feceno molti sacramenti, et consigli di fare un ponte novo in capo della via di Santa Maria sopra à Arno. ... grandissima lite et discordia nacque in nella città di Pisa ... Benché sei volte in predicto anno si facessino le electionj de consoli,* tamen *nissuno ne poterno havere. In questo mezo li homini da bene si levonno, et dodici consoli con molti sacramenti elesseno.*

[125] Vgl. eine aktuelle Auflistung der Einzelstudien in M. L. Ceccarelli Lemut, Tra Pisa, la Sardegna e l'Oriente: I da Parlascio o Ebriaci o Verchionesi (secoli XI-XIV), in: F. Cardini/M. L. Ceccarelli Lemut (Hg.), Quel mar che la terra inghirlanda. In ricordo di Marco Tangheroni, Bd. 1, Ospedaletto 2007, S. 241–265, S. 241, Anm. 2; darüber hinaus sind v.a. zu nennen: M. L. Ceccarelli Lemut, Una famiglia di giuristi e armatori pisani del XII secolo: Gli „Anfossi", in: Dies. (Hg.), Medioevo Pisano. Chiesa, famiglie, territorio, Ospedaletto 2005, S. 147–161 und M. Ronzani, La „casa di Gontolino". Origine, sviluppo genealogico e attività pubblica della famiglia dei Sismondi fino ai primi decenni del duecento, Bollettino storico Pisano 74 (2005) S. 503–522. Eine Zusammenschau fehlt; vgl. allenfalls das Bild der Geschlechterverteilung über die Stadt in G. Garzella, Ceti dirigenti e occupazione dello spazio urbano a Pisa dalle origini alla caduta del libero comune, in: I ceti dirigenti nella Toscana tardo comunale. Atti del II Convegno di Studi nella storia dei ceti dirigenti in Toscana (Firenze, 5–7 dicembre 1980), Firenze 1983, S. 237–267.

der für das Verständnis der inneren Entwicklung Pisas noch des Entstehungskontextes der Annalen Maragones Erwägung fand:

Im Streit um den Ponte Nuovo fanden jene Familien zu Parteien zusammen, deren Siedlungsschwerpunkte in der Nähe der jeweiligen Arnobrücke lagen (Abb. 3).[126] Alle diese Familien hatten im vergangenen halben Jahrhundert mit großer Regelmäßigkeit die höchsten kommunalen Ämter bekleidet; abrupt nach 1182 jedoch sind sie für fast das ganze folgende Jahrzehnt nicht mehr als Konsuln anzutreffen.[127] Offenbar blockierten die Brücken-Kontrahenten einander im

---

[126] Gualandi, Gaetani, Dodi, Bocci und Galli bzw. Casalei etc. an der geplanten neuen Brücke, Casapieri, Sismondi und Casalberti am Ponte Vecchio; vgl. ebd., S. 239f. (Dodi, Gaetani), 245 (Gualandi Cortevecchia), 246 (Bocci, Galli bzw. Casalei), 242f. (Sismondi), 245 (Casapieri, Casalberti).

[127] So waren unter den Ponte Nuovo-Familien beispielsweise die Gaetani entscheidend an der pisanischen Politik des vergangenen halben Jahrhunderts beteiligt, insbesondere ihre beiden prominentesten Exponenten Ranieri (I.) und Marzucco (I.) als Konsuln, Gesandte zum Kaiser und Bannerträger der Stadt in Schlachten; nach 1182 hingegen sucht man sie vergeblich in kommunalen Spitzenämtern; vgl. Sturmann (wie Anm. 122) S. 316f., Tav. XXVIII. Entsprechendes gilt für die mit den Gaetani eng verbundenen Dodi, wenn diese auch in den vorhergehenden Jahrzehnten bei weitem nicht dasselbe Format in kommunalen Diensten hatten; vgl. ebd., S. 318. Bei den Gualandi ist eine ganz ähnliche Verdrängung insbesondere an Alberto (I.) aus dem Zweig des Sigherio zu beobachten, der bis 1182 und dann wieder nach 1187 häufig das Konsulat bekleidete; vgl. L. Martini, Per la storia della classe dirigente del Comune di Pisa: la „domus Gualandorum" (secoli XI-XIV), tesi di laurea, relatrice G. Rossetti, Pisa 1976, S. 193–196. Auch von sämtlichen übrigen Mitgliedern des insgesamt sehr einträchtigen Gualandi-Geschlechts ist in den Jahren unmittelbar nach 1182 niemand als Konsul anzutreffen; vgl. ebd., passim unter den entsprechenden Familienangehörigen und S. 379f., 504f. zur Eintracht zwischen den Familienzweigen. Nicht besser erging es der Gegenpartei: Die Casapieri, Pietro Albizzis Geschlecht, waren über ein Jahrzehnt lang bis 1190 – bzw. 1189, berücksichtigt man ein Justizkonsulat – nicht im höchsten Gremium der Stadt vertreten, während sie im vorhergehenden halben Jahrhundert in Abständen von durchschnittlich unter drei Jahren regelmäßig Konsuln gestellt hatten; vgl. L. Ticciati, Strategie familiari della progenie di Ildeberto Albizo – i Casapieri – nelle vicende e nella realtà pisana fino alla fine del XIII secolo, in: Pisa e la Toscana occidentale nel Medioevo. Festschrift C. Violante, Bd. 2, Pisa 1992, S. 49–150, S. 128f., Anm. 228. Entsprechendes ist auch für die Sismondi feststellbar: Ausdrücklich konstatierte Mauro Ronzani, der anders als die bisher genannten Arbeiten über eine Datensammlung hinausging, die Mitglieder der *casa di Gonto-*

gewohnten Zugang zum innersten Zirkel der institutionellen Macht. Erfahrungsgemäß verlangt eine solche Situation aber geradezu nach einem ‚lachenden Dritten'. Und tatsächlich treten die Brüder Gerardo und Eldizzo Visconti, die Salem als Konsuln nach dem Brückenstreit erwähnt, als Nutznießer des Zerwürfnisses in Erscheinung.[128] Der Familienzweig der beiden, der laut Mauro Ronzani eine zu den übrigen Visconti sehr gegensätzliche Entwicklung nahm,[129] erhob sich in vorkommunaler Zeit als Stellvertreter der canusinischen Markgrafen über sämtliche Pisaner Familien, 1153 ging er jedoch auf Initiative jener anderen Familien seiner Privilegien verlustig und wurde von der Bekleidung kommunaler Ämter ausgeschlossen. Ausgerechnet die beiden Söhne des damals geschädigten Alberto kehrten nun in Folge der Pattsituation des Jahres 1182 an die Macht zurück, von der ihr Geschlecht bisher auf das Sorgsamste ferngehalten worden war.[130] Dies steht in Verbindung zu anderen Unregelmäßigkeiten des Konsulats von 1183/4, die Ronzani hervorhebt: Neben dem Aufstieg der Visconti aus der institutionellen Bedeutungslosigkeit zum Konsulat waren auch die längere Amtsdauer, die ein Jahr überschritt, und vor allem die Machtkonzentration in den Händen einer Familie aufgrund der Amtsführung zweier Brüder ungewöhnlich.[131] Darüber hinaus ist bemerkenswert, dass so gut wie alle Konsulnkollegen als völlige Neu-

---

lino seien in Folge der innerstädtischen Krise um den Bau des Ponte Nuovo für über 20 Jahre, bis 1205, aus den obersten Ämtern der Stadt wie Konsulat, Podestariat und Senat ausgeschlossen gewesen; vgl. Ronzani, Casa (wie Anm. 125) S. 517. Für weitere Familien wäre Analoges festzustellen.

[128] Vgl. Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 74.

[129] Vgl. Ronzani, Giurisperiti (wie Anm. 122) S. 203, Anm. 6. Ronzani korrigiert damit M.C. Pratesi, I Visconti, in: G. Rossetti u.a., Pisa nei secoli XI e XII: Formazione e caratteri di una classe di governo, Pubblicazioni dell'Istituto di Storia, Facoltà di Lettere dell'Università di Pisa 10, Pisa 1979, S. 1–62, die die unterschiedlichen Familienzweige noch als Einheit angesehen hatte.

[130] Ihren Ausschluss hatten die Bürger laut Überlieferung der Breven seit 1153 jedes Jahr aufs Neue bekräftigt; vgl. Brevi dei consoli di Pisa, ed. Banti, 1162, 25, S. 59: *Sententiam contra Vicecomites datam et iuramenta inde facta, sicut facta et scripta sunt, firma tenebo et non concedam nec consentiam intrare Pisas proximiores consules qui non hoc idem iurent*; ebd., 1164, 43, S. 95; 1164, 49, S. 97; das Dokument von 1153 in ebd., Appendice 8, S. 117–119.

[131] Vgl. Ronzani, Giurisperiti (wie Anm. 122) S. 203f.

linge ins Amt kamen.[132] Es mögen Aufsteiger ohne allzuviel Eigengewicht gewesen sein, erwähnt Salem sie doch nur zusammenfassend als *compagni* der Visconti-Brüder.[133]

Was als Streit um topographische Einflusszonen in der Stadt begonnen hatte, beendete offenbar die jahrzehntelange politische Vorherrschaft eines festen Zirkels Pisaner Familien, während bislang mühsam in Schach gehaltene ehemalige Eliten auf Jahre hinaus an die Macht zurückkehrten.[134]

Inwiefern könnten nun die Pisaner Annalen eine Reaktion auf jene Krise darstellen? Zunächst bedeutete natürlich die Verdrängung derjenigen Führungspersönlichkeiten, die die Pisaner Geschicke der letzten drei Jahrzehnte bestimmt hatten, eine weitreichende Ausschaltung politischen Wissens. Es übernahmen nun für einige Jahre Männer die Führung der Kommune, die zwar über materielle und personelle Machtgrundlagen, vielfach aber keinerlei Erfahrung vor allem in den ‚außenpolitischen' Belangen der Stadt verfügten. Welch wichtige Voraussetzung aber Wissen um die Vergangenheit für eine erfolg-

---

[132] Erfahrung im Konsulat hatten nur Vitale Gattabianca aus den Jahren 1171*, 1172* und 1179* sowie Cortevecchia q. Lamberti aus 1177* und 1181*, im Gegensatz zu den übrigen sieben erwähnten Konsuln einschließlich der Visconti; vgl. A.M. Coppedè, Consoli e Podestà del comune di Pisa fino al 1200, tesi di laurea, relatore C. Violante, Pisa 1969, unter den entsprechenden Jahren.

[133] Annales Pisani, ed. Lupo Gentile, S. 74: ... *in nel consolato di Gherardo et Elditho fratelli Viceconti, et de compagni* ...

[134] Das Intermezzo der Visconti-Fraktion scheint übrigens spätestens während der Amtszeit des ersten *podestà* 1191 mit der geballten Rückkehr von Familien wie den Gaetani, Gualandi, Casapieri und anderen Visconti-Zweigen in den engsten Zirkel der institutionellen Macht zu einem Ende gekommen zu sein; vgl. MGH Const. 1, 333, S. 477; Pratesi (wie Anm. 129) Tav. VI; Sturmann (wie Anm. 122) Tav. XXVIII; Martini (wie Anm. 127) S. 193–196; Ticciati (wie Anm. 127) S. 128f., Anm. 228. Die Vermutung liegt nahe, jene ‚neuen alten' Familien seien an der Einführung des Podestariats der Familie Gherardesca als mächtigem institutionellen Verbündeten interessiert gewesen, immerhin bestanden auch familiäre Bande; vgl. M.L. Ceccarelli Lemut, Nobiltà territoriale e comune: I conti Della Gherardesca e la città di Pisa (secoli XI-XIII), in: Dies. (Hg.), Medioevo Pisano. Chiesa, famiglie, territorio, Ospedaletto 2005, S. 163–258, S. 190, Tav. IV. Für die Aufklärung der bisher im Schatten liegenden Wendezeit der Pisaner Geschichte erschiene es vielversprechend, einer solchen Hypothese nachzugehen, die Abfassungszeit der Annalen Bernardo Maragones liegt jedoch vor den angesprochenen Entwicklungen.

reiche Vertretung der Kommune war, wurde bereits betont. So war die Krise des Brückenstreits auch eine Krise des Wissens: Pisas Führung in den 1180ern hatte besonderen Bedarf nach einer Grundlage geschichtlichen Argumentierens und geschichtlicher Information, zugespitzt formuliert, nach einem ‚historischen Handbuch für Amtsträger'. In dieser Konstellation könnte, mit aller gebotenen Vorsicht gesagt, der konkrete Anstoß für die Schöpfung der Pisaner Annalen gelegen haben.

Zugleich dürfte Anlass zur Entstehung der Pisaner Annalen gegeben haben, dass allmählich die erste Generation abtrat, die die Kommune nach ihrer Verselbständigung gegenüber dem Erzbischof ab den 1150ern geprägt hatte.[135] Als hochbetagter Vertreter jener zunehmend schwindenden Altersgruppe hatte Bernardo Maragone wertvolle Erfahrungen weiterzugeben. Ohnehin wurden im ansteigenden Umfang kommunalen Schriftguts Ordnungssysteme immer notwendiger, auch für Ereignisse städtischer Geschichte.

Noch in einer weiteren Hinsicht mögen die Pisaner Annalen Antwort auf die innere Spaltung und den Führungswechsel zu ihrer Abfassungszeit gewesen sein: Sie rechtfertigen die 1182 abgetretenen Eliten und ihre Politik durch die vorteilhafte Darstellung der Jahrzehnte unter ihrer Ägide. Man sollte zwar nicht so weit gehen, in den Pisaner Annalen eine Art Streitschrift zugunsten jener verdrängten Familien zu sehen; der Zuschnitt des Werks ist dafür zu glättend kommuneorientiert und zu wenig parteiisch zugunsten ausgewählter Personengruppen. Vielmehr kann die indirekte Würdigung der alten Machthaber als Aufruf gelesen werden, durch Eintracht und politische Kontinuität – beispielsweise in den Beziehungen zum Kaisertum – die ruhmreiche Geschichte Pisas fortzusetzen.

Einsatz für persönliche Belange als drittes für möglich erachtetes Motiv der Annalenentstehung entfällt damit freilich. Denn Mara-

---

[135] Noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hatte zwischen Pisaner Kommune und Erzbischof weitgehende Eintracht bestanden. Diese war jedoch im Zuge des alexandrinischen Schismas ab 1159 mit Nachwirkungen über die 1170er hinaus zerbrochen; vgl. weiterhin G. Rossi Sabatini, Pisa e lo scisma del 1159, Bollettino storico Pisano 1 (1933) S. 7–28 und 2 (1933) S. 7–31 sowie G. Gaballo, Due arcivescovi pisani del secolo XII, Bollettino storico Pisano 31/32 (1962/1963) S. 175–190, S. 183–190.

gone selbst und seine Familie waren, soweit erkennbar, nicht als Anhänger der zurückgesetzten Eliten nach 1182 mitgeschädigt. Diesen Eindruck lässt nicht nur die fehlende Parteilichkeit im Text, sondern auch die ungebrochene Familienkarriere im fraglichen Jahrzehnt zu.[136] Es müssen weniger private Motive gewesen sein, die den alternden Maragone bewogen, die große Vergangenheit seiner Heimatstadt festzuhalten – zugunsten einer ebenso glänzenden Zukunft Pisas.

4. Vorliegender Beitrag untersucht Bernardo Maragones Pisaner Annalen, eine der wichtigsten erzählenden Quellen des kommunalen Italien und frühes Beispiel urbaner Laiengeschichtsschreibung, hinsichtlich Funktion und Schreibanlass.

Maragones kommunezentrierte Einarbeitung historiographischer, epigraphischer und diplomatischer Quellen, sein Rückgriff auf ein kommunales Register, die formale und stilistische Nähe seines Werks zu den Notarschroniken, die Betitelung seines Werks und dessen zeitnahe Aufnahme unter kommunale Archivalien legen die Erfüllung einer öffentlichen Funktion für die Kommune nahe. Diese bestand nach Ansicht des Verfassers in der Bereitstellung historischen Wissens für städtische Amtsträger. Jene benötigten wohl aufgrund eines Führungswechsels im zerrissenen Pisa der 1180er Jahre, aber auch aufgrund eines Generationenwechsels in der ‚säkularisierten' und eigene Dokumentationssysteme entwickelnden Kommune schriftliche Wissens- und Argumentationsgrundlagen.

Im Untersuchungsverlauf wird das Fortleben der *romanitas Pisana*, die Existenz eines Pisaner *liber iurium*, die Modifikation des Konzepts der Notarsgeschichtsschreibung und eine neue Deutung der inneren Entwicklung Pisas in den 1180er Jahren in die Diskussion eingebracht.

Als bedeutendes Geschichtswerk nicht nur für Pisa, sondern für ganz Italien im 12. Jahrhundert können die Pisaner Annalen allgemeine Perspektiven auf Strategien und Motive des Erinnerns in der faszinierenden Welt der italienischen Kommunen eröffnen.

[136] Bernardo Maragone war ohnehin zuletzt 1164 Beauftragter der Kommune gewesen. So richteten sich seine Ambitionen auch angesichts seines hohen Alters gewiss vor allem auf seinen Nachwuchs, und ausgerechnet Salem war in den Jahren der Umwälzung weiterhin als kommunaler Richter tätig; vgl. Ceccarelli Lemut, Bernardo (wie Anm. 11) S. 122–128.

RIASSUNTO

Anche se costituiscono una delle fonti narrative più importanti dell'Italia comunale, gli *Annales Pisani* di Bernardo Maragone sono stati finora trascurati dalla ricerca rispetto ad altre cronache cittadine dell'epoca. Il presente contributo vuole colmare questa lacuna. Seguendo un approccio che da gran parte della medievistica tedesca viene considerato la chiave di lettura per un'opera di storia, l'interesse di fondo si rivolge alla funzione e ai motivi che avevano portato alla loro stesura. Si esaminano l'utilizzo delle fonti storiografiche, epigrafiche e archivistiche da parte di Bernardo Maragone, la forma, lo stile e il contesto, in cui l'opera era stata tramandata, nonché la situazione di fondo a Pisa all'epoca in cui gli annali sono stati compilati. Se ne ricavano conoscenze su strategie e motivi della memoria applicati dal Comune pisano, sul suo sviluppo interno durante l'ultimo terzo del XII secolo, e in generale sulla storiografia sotto le condizioni affascinanti del mondo dei Comuni.

Abb. 1: Pisa mit Interessenssphären im westlichen Mittelmeer und Konkurrentinnen Genua und Lucca (Putzger. Historischer Weltatlas, hg. von W. Leisering, Berlin [102]1992, S. 47 bearbeitet)

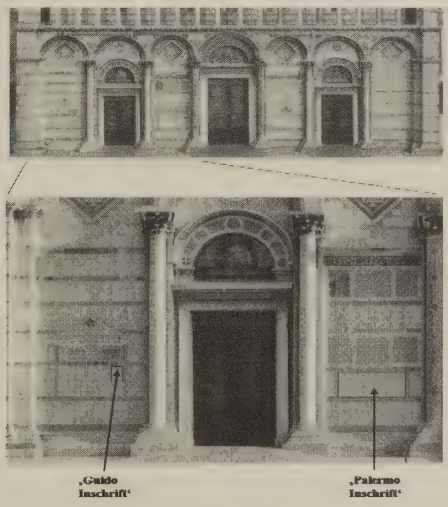

Abb. 2: Portalgeschoß der Pisaner Domfassade mit inschriftenflankiertem nördlichem Portal (von der Höh (wie Anm. 10) S. 518f., Abb. 32, 34 bearbeitet); für die Inschriftentexte vgl. Anm. 47, 50.

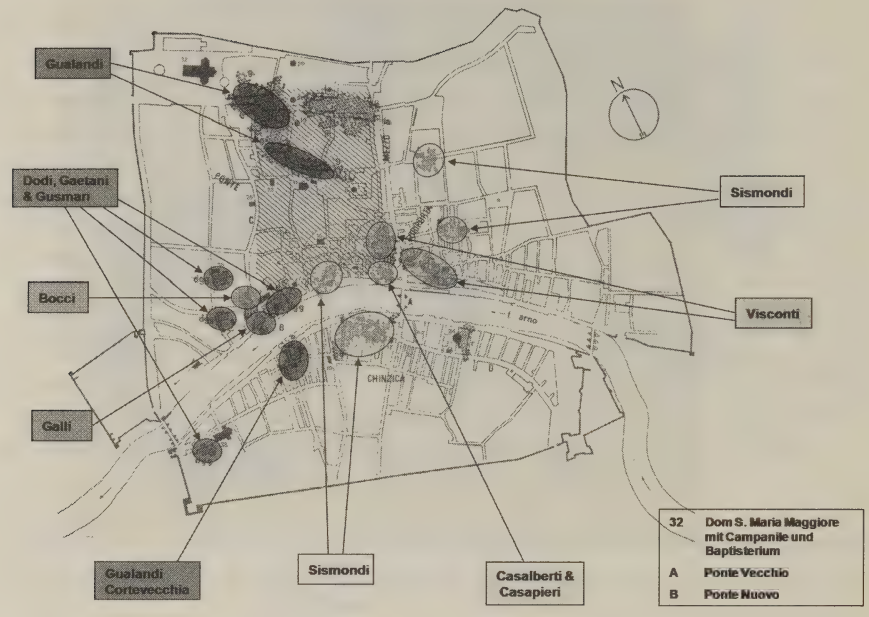

Abb. 3: Hochmittelalterliches Pisa mit Siedlungsschwerpunkten städtischer Adelsfamilien (Garzella, Ceti (wie Anm. 125) S. 264f. bearbeitet)

ZWISCHEN ÖSTERREICH, VENEDIG UND UNGARN

Die „Chronik von Valvasone" als Zeugnis der Geschichte Friauls im späten Mittelalter

von

UWE LUDWIG

Vor einigen Jahren hat Mario D'Angelo eine neue Edition des Chronicon Spilimbergense vorgelegt,[1] die an die Stelle der von Giuseppe Bianchi im Jahre 1856 besorgten Ausgabe[2] tritt und aufgrund der überlieferungskritischen Bemerkungen und der historischen Erläuterungen, die der Herausgeber der Wiedergabe des Textes beifügt, eine der wichtigsten erzählenden Quellen zur spätmittelalterlichen Geschichte Friauls der Forschung eigentlich erst zugänglich macht. Der Berichtszeitraum dieser Chronik annalistischen Typs umspannt die Jahre von 1241 bis 1489, wobei freilich die Nachrichten in manchem Zeitabschnitt äußerst spärlich fließen, um in anderen Phasen an Ausführlichkeit und Lebendigkeit zu gewinnen. Dem 13. Jahrhundert gehören nicht mehr als acht Notizen an: Sie beginnen mit der Meldung vom Einfall der Tataren in Ungarn (1241) und enden mit der Nachricht von der Wahl Herzog Konrads von Schlesien zum Patriarchen von Aquileja und der daraufhin von Papst Bonifaz VIII. ausgesprochenen Berufung des Erzbischofs von Capua, Petrus Gerra (Pietro Gera), auf den Aquilejeser Patriarchenstuhl (1299).[3] Wesentlich detail-

[1] Chronicon Spilimbergense. Note storiche su Spilimbergo e sul Friuli dal 1241 al 1489, ed. M. D'Angelo, Sequals 1998. Dem lateinischen Text der Chronik ist im Paralleldruck eine italienische Übersetzung beigegeben.

[2] G. Bianchi, Chronicon Spilimbergense nunc primum in lucem editum, Udine 1856.

[3] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 24. Zum Inhalt der hier erwähnten Meldungen siehe unten S. 163ff.

freudiger ist die Berichterstattung für die nun folgenden zehn Jahre. Das Interesse der Chronik gilt vor allem den militärischen Konflikten des Patriarchen Ottobono (1302–1315) mit dem Herrn von Treviso, Rizzardo da Camino, und dessen friulanischen Gefolgsleuten.[4] Zwischen 1309 und 1338 verstummt die Chronik völlig, um dann für die folgenden Jahre mit einigen wenigen Meldungen aufzuwarten.[5] Mit dem Jahr 1349 wird der Bericht erneut mitteilsamer und farbiger. Bis 1362 sind Jahr für Jahr – eine Ausnahme bildet lediglich das Jahr 1360 – recht umfangreiche Aufzeichnungen vorgenommen worden,[6] so dass man ohne Weiteres sagen kann, dass die Amtszeiten der Patriarchen Nikolaus (1350–1358) und Lodovico Della Torre (1359–1365) den Schwerpunkt der chronikalischen Darstellung bilden. Der Zeitraum von 1362 bis 1409 ist mit lediglich sieben Eintragungen vertreten,[7] ehe der Informationsgehalt der Quelle für die Jahre 1409 bis 1418 wieder erheblich ansteigt.[8] In der Folgezeit sind nur noch vereinzelt Nachrichten niedergeschrieben worden, wobei sich das Interesse von den politischen und militärischen Ereignissen zusehends auf das Feld der Unglücksfälle und der Naturkatastrophen verlagert.[9]

Das Chronicon Spilimbergense ist nicht im Original überliefert, sondern nur in einer Abschrift von der Hand Domenico Ongaros aus dem späten 18. Jahrhundert, die in der Biblioteca Guarneriana in San Daniele del Friuli aufbewahrt wird.[10] Über mehrere Zwischenstu-

[4] Ebd., S. 26–30. Zu diesen Zusammenhängen vgl. P. Paschini, Storia del Friuli, Udine [4]1990, S. 424ff.; G. Brunettin, L'evoluzione impossibile. Il principato ecclesiastico di Aquileia tra retaggio feudale e tentazioni signorili (1251–1350), in: P. Cammarosano (Hg.), Il Patriarcato di Aquileia. Uno Stato nell'Europa medievale, Ronchi dei Legionari 2000, S. 65–226, S. 121ff.

[5] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 30: Es sind Einträge zu den Jahren 1338, 1343, 1346 und 1348 überliefert.

[6] Ebd. S. 32–58.

[7] Ebd. S. 58–60.

[8] Ebd. S. 60–68.

[9] Ebd. S. 68–74.

[10] San Daniele del Friuli, Biblioteca Civica Guarneriana, Ms. 274: „Necrologia Ecclesiarum aliquot Forojuliensium ex Archetypis vel descripta vel decerpta". Auf eine Abschrift des Nekrologs von Rosazzo folgen darin auf fol. 55r–81v (pag. 1–52 der separaten, zeitgenössischen Zählung) *Excerpta ex Necrologio Veteri Ecclesiae Spilimbergensis per Com. Danielem Concinam, Ad cujus Apographum Diligenter hoc nostrum conformavimus.* Zu dieser Handschrift siehe Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 8ff.

fen[11] geht diese Abschrift auf einen *codex vetustissimus membranaceus, vulgo catapan, ecclesiae Sanctae Mariae de Spilimbergo*[12] zurück. Der Katapan, wie er in der Marienkirche von Spilimbergo, dem heutigen Dom, geführt wurde, ist ein an vielen friulanischen Kirchen gebräuchlicher Sammelcodex, in dem Rechte und Privilegien, Einkünfte, Vermächtnisse und mit Anniversarfeiern verbundene Stiftungen festgehalten wurden. Den Kern einer solchen Handschrift bildete im Regelfall ein Heiligenkalendar, in dem nekrologische Eintragungen vorgenommen wurden, das mitunter jedoch auch zur Aufzeichnung wichtiger Geschehnisse und Vorkommnisse diente.[13] An der Marienkirche zu Spilimbergo sind derartige chronikalische Notizen über einen Zeitraum von beinahe 250 Jahren niedergeschrieben worden, wenn auch mit beträchtlichen Intensitätsschwankungen, die das mehr oder minder große Interesse der einzelnen Generationen spiegeln, Mitteilenswertes für die Nachwelt schriftlich zu fixieren.

Leider hat sich weder der „ältere" noch der „jüngere" Katapan, über welche die Marienkirche von Spilimbergo einem Inventar von 1501 zufolge verfügte, erhalten.[14] Es stellt sich daher die Frage, ob die chronologische Unordnung, in der Ongaros Abschrift die einzelnen Nachrichten darbietet, den „originalen" Befund wiedergibt oder ob die Vermutung Mario D'Angelos zutrifft, Ongaros Vorlage sei durch nach-

[11] Ebd.

[12] Die Überschrift auf fol. 56r (pag. 1) von Ms. 274 lautet: *Excerpta Ex Codice vetustissimo Membranaceo vulgo Catapan Ecclesiae Sanctae Mariae de Spilimbergo.*

[13] Der Terminus *catapan* ist von griechisch καταπαν herzuleiten, vgl. J. Pirona, Vocabolario friulano, hg. von G.A. Pirona, Venezia 1871 (Ndr. 1983) S. 55f.; G.A. Pirona, Il Nuovo Pirona. Vocabolario friulano, hg. von E. Carletti/G. B. Corgnali, Udine 1935 (Ndr. Udine 1983) S. 109, und wird in der Bedeutung „(Buch) für alles" verwendet. – Zu den friulanischen Katapanhandschriften siehe Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 10f.; F. Metz, Pietà e liturgia, in: La Chiesa di San Martino al Tagliamento. Storia, arte, religiosità, Pordenone 1996, S. 31–99, S. 93 Anm. 20. Unter den jüngeren Editionen friulanischer Katapane seien genannt: G. Ribis, Il Catapan di Rizzolo in Friuli (1307–1610), Fonti per la storia della Chiesa in Friuli 6, Udine 2002; A. Tilatti, Il catapan di Trevignano udinese (secoli XIV-XVI), Fonti per la storia della Chiesa in Friuli. Serie medievale 3, Roma 2006; M. Beltramini, Il Catapan di Codroipo (1551), Fonti per la storia della Chiesa in Friuli 10, Udine 2008.

[14] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 10.

trägliche Veränderung der Seitenabfolge und durch den Verlust von zahlreichen Blättern in Mitleidenschaft gezogen worden.[15] Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang die der Kopie angefügte Anmerkung (*Monitum*), in der Ongaro Überlegungen zur Eintragstätigkeit der verschiedenen im Codex tätigen Schreiber anstellt: Diesen „wackeren Männern" (*boni ... viri*), so sagt er, sei es vor allem darum zu tun gewesen, die historischen Ereignisse für die Nachwelt aufzuzeichnen. Um die Reihenfolge der Notizen hätten sie sich nicht gekümmert oder sie hätten es nicht vermocht, eine Ordnung herzustellen. Die frühesten Schreiber hätten noch genügend Platz für ihre Aufzeichnungen gehabt, während spätere Schreiber freigebliebene Stellen der Handschrift für ihre Notizen ausgewählt und dabei Zwischenräume offengelassen hätten, die von noch späteren Händen gefüllt worden seien. Ongaro zieht daraus die Schlussfolgerung: ... *ex quo factum est, ut rerum ac temporum ordo consistere nullatenus potuerit.*[16] Demnach ist davon auszugehen, dass die fehlende chronologische Ordnung in der Abschrift Ongaros der Aufzeichnungspraxis im alten Katapan zuzuschreiben ist. Ungewiss bleibt, ob man tatsächlich annehmen muss, ganze Seiten des Katapans und mit ihnen zahlreiche Notate seien verlorengegangen, um zu erklären, weshalb der Bericht des Chronicon Spilimbergense bisweilen für längere Zeit verstummt.

Auf die vielfachen wörtlichen Überschneidungen zwischen der Chronik von Spilimbergo und der sogenannten Chronik der Patriarchen von Aquileja hat bereits der erste Rezensent der Ausgabe Bianchis hingewiesen.[17] Mario D'Angelo[18] möchte zudem eine wechselsei-

[15] Ebd. S. 9. – Vgl. auch die Besprechung der von Bianchi im Jahre 1856 besorgten Edition der Chronik von Spilimbergo im Archivio Storico Italiano, n.s. 3, 2 (1856) S. 213–216, S. 214, wo die Vermutung geäußert wird, in dem von Ongaro benutzten Codex dürften bereits viele Seiten gefehlt haben.

[16] San Daniele del Friuli, Biblioteca Civica Guarneriana, Ms. 274 „Necrologia Ecclesiarum..." (wie Anm. 10) fol. 82r (pag. 53).

[17] Archivio Storico Italiano, n.s. 3, 2 (1856) S. 215. – Zu vergleichen ist etwa Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 32–34 (Nr. 28–32) zu den Jahren 1349 und 1350 mit dem weitgehend übereinstimmenden Bericht der Chronik der Patriarchen von Aquileja bei B.M. De Rubeis, Monumenta Ecclesiae Aquilejensis Commentario Historico-Chronologico-Critico Illustrata cum Appendice, Argentinae (eigentlich Venedig) 1740, Appendix S. 11–15 (Chronicon tertium Patriarcharum Aquilejensium) S. 13.

[18] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 11.

tige Abhängigkeit zwischen dem Chronicon Spilimbergense und der vom Kanoniker Julianus verfassten Chronik von Cividale[19] erkennen. Ein Vergleich der beiden Texte führt jedoch zu einem in jeder Hinsicht negativen Ergebnis.[20]

Allerdings gibt es eine bislang wenig beachtete friulanische Quelle, die mit dem Chronicon Spilimbergense äußerst eng verwandt ist: Es ist die nur wenige Kilometer südlich von Spilimbergo, im Herrschaftsbereich der Herren von Valvasone entstandene Chronik, die ich als „Chronik von Valvasone" bezeichnen möchte.[21] Obgleich Auszüge aus diesem Zeugnis bereits veröffentlicht worden sind, so von Gian Giuseppe Liruti in seinen „Notizie"[22] und von Josef von Zahn in seiner Quellensammlung,[23] ist die Chronik in ihrer Gesamtheit noch nicht ins Blickfeld der Forschung geraten, und so liegt bisher auch keine Edition vor. Zwar handelt es sich um einen Text, der sich weder hinsichtlich des Umfangs noch bezüglich des historischen Informationsgehalts mit dem Chronicon Spilimbergense messen kann. Doch hält die Quelle nicht nur einige wichtige Nachrichten zur spätmittelalterlichen Geschichte Friauls, sondern auch zu den Beziehungen des Patriarchenstaates zu Österreich, zu Venedig, zu Ungarn und nicht zuletzt zu Kaiser Karl IV. bereit, weshalb sie nicht allein aus lokal- und regionalgeschichtlicher Sicht Interesse beanspruchen darf.

Die Chronik von Valvasone ist im Cod. Lat. XIV, 101 (2804) der Markusbibliothek in Venedig überliefert, einer Handschrift, die aus

---

[19] Annales Foroiulienses, ed. W. Arndt, in: MGH SS 19, Hannover 1866 (Ndr. Stuttgart – New York 1963) S. 196–222.

[20] Zur spätmittelalterlichen Chronistik in Friaul allgemein vgl. die Bemerkungen bei E. Curzel/L. Pamato/G.M. Varanini, Giovanni da Parma, canonico della Cattedrale di Trento, e la sua cronaca (1348–1377), Studi Trentini di Scienze Storiche 80 (2001) S. 211–239, S. 212f.

[21] Spilimbergo und Valvasone liegen, etwa 15 Kilometer voneinander entfernt, am westlichen Ufer des Tagliamento.

[22] G.G. Liruti, Notizie delle cose del Friuli, 5 Bände, Udine 1776/77 (Ndr. Bologna 1976). Auf die entsprechenden Stellen wird in den Anmerkungen im Anhang verwiesen.

[23] J. von Zahn, Austro-Friulana. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des Conflictes Herzog Rudolfs IV. von Österreich mit dem Patriarchate von Aquileja, 1358–1365 (Mit Einschluss der vorbereitenden Documente von 1250 an.), Fontes Rerum Austriacarum II, 40, Wien 1877, Nr. 115 S. 130f., Nr. 161 S. 203.

der Sammlung Giusto Fontaninis (1666–1736) stammt. Es handelt sich um den ersten von zwei Bänden „Autographa membrana Mss. Aquilejensia" aus öffentlichen und privaten Archiven, die der berühmte friulanische Gelehrte im Jahre 1713 zusammengestellt hatte.[24] Die Chronik findet sich auf einem in die Papierhandschrift eingefügten Pergamentblatt, das die Seitenzählung 25/26 trägt.[25] Beim Einkleben des Blattes in einen dafür geschaffenen Fensterausschnitt wurden Vorder- und Rückseite vertauscht: Die Verso-Seite wird als Seite 25, die Recto-Seite als Seite 26 gezählt. Es scheint, dass das Pergament aus praktischen Gründen seitenverkehrt eingebunden wurde: Der linke Blattrand ist stark und unregelmäßig beschnitten, und zwar unmittelbar entlang des Schriftspiegels, am oberen und unteren Blattrand auch unter Verletzung des Textes. Offenbar aus diesem Grunde wurde das Pergament gewendet und am rechten Blattrand eingeklebt, wo mehr freier Raum zur Verfügung stand. Die Beschneidung des Pergaments hat allerdings nur zu geringfügigen Textverlusten geführt. Weitaus stärker ist die Lesbarkeit durch Stockflecken am linken Blattrand beeinträchtigt.

---

[24] Venedig, Biblioteca Nazionale Marciana, Cod. Lat. XIV, 101 (2804): „Autographa membrana Mss. Aquilejensia ubi Varia de rebus privatis et publicis, Foro-Juliensibus praecipue, continentur, collegit Justus Abbas Fontaninus, Sanctissimo Domino Nostro Clementi XI a Cubiculo honorario, Anno Sal. MDCCXIII". Regesten zu dieser Dokumentensammlung von G. Valentinelli, Bibliothekar der Marciana, finden sich in: Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. 4 (1854) Heft 3 S. 55–60, Heft 4 S. 73–79, Heft 22 S. 515–524; Bd. 5 (1855) Heft 8 S. 169–176, Heft 10 S. 217–222, Heft 12 S. 268–269. Vgl. auch G. Valentinelli, Catalogus Codicum manuscriptorum de rebus Foroiuliensibus ex Bibliotheca Palatina ad D. Marci Venetiarum, Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 18 (1857) S. 331–473, S. 345 ff.; ders., Degli studi sul Friuli, Abh. der königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, 5. Folge, Bd. 9, Nr. 7, Prag 1856, S. 8 ff. Zu den nach Venedig gelangten Teilen der Dokumentensammlungen Fontaninis siehe auch die maschinenschriftlichen Anmerkungen von Maria Francesca Tiepolo über das „Archivio proprio di Giusto Fontanini" in: AS Venezia, Indice 311bis „Secreta – Archivi propri diversi", S. 12 f. – Zur Person Fontaninis siehe D. Busolini, Fontanini, Giusto, Dizionario Biografico degli Italiani 48, Roma 1997, S. 747–752.

[25] Innerhalb der Autographensammlung wird es als Nr. XII gezählt. Das Pergamentblatt misst in der Höhe 30,4 cm, in der Breite ungefähr 21 cm. Vgl. auch unten S. 140 f.

Das Pergament ist beidseitig beschrieben. Es lassen sich drei Schreiberhände feststellen: Der erste, dem späten 14. oder dem frühen 15. Jahrhundert zuzuordnende Schreiber hat die gesamte Vorderseite (die heutige Seite 26) und etwas mehr als die Hälfte der Rückseite (die heutige Seite 25) mit Aufzeichnungen gefüllt, die allem Anschein nach in einem Zuge vorgenommen wurden. Ein zweiter Schreiber hat darunter am 29. März 1464 eine Eintragung hinzugefügt. Den frei gebliebenen Raum auf Seite 25 hat schließlich eine dritte und letzte Hand in den 1470er Jahren genutzt, um einige weitere Nachrichten zu vermerken.

Die von der ersten Hand niedergeschriebenen annalistischen Notizen erstrecken sich über einen Zeitraum, der vom Jahre 1241 bis zum Jahre 1379/80 reicht. Das früheste Notat bezieht sich auf den Einfall der Tataren in Ungarn (1241), das späteste auf die Eroberung Chioggias durch Paduaner und Genuesen sowie auf die Rückgewinnung der Stadt durch die Venezianer (1379/80). Vorangestellt sind der Meldung über die Invasion der Mongolen in Ungarn zwei Mitteilungen über verheerende Heuschreckeneinfälle in Friaul und in der Mark Treviso.[26]

Im Jahre 1877 veröffentlichte Josef von Zahn in seiner Quellensammlung zu den Auseinandersetzungen zwischen Herzog Rudolf IV. von Österreich und dem Patriarchat von Aquileja Auszüge aus dieser Chronik. Seine Feststellungen zur handschriftlichen Überlieferung sind jedoch nicht frei von Irrtümern. Zahn unterscheidet eine „älteste Handschrift (XIV. Jahrh.)“ im Staatsarchiv zu Venedig und eine „etwas spätere“ in der Biblioteca Marciana.[27] Die Suche nach einem weiteren Textzeugen im Staatsarchiv bleibt freilich erfolglos. Wie die von Zahn benutzten Handschriftenbezeichnungen und -signaturen zeigen, handelt es sich bei den von ihm erwähnten zwei Handschriften um einen einzigen Codex, nämlich um den in der Marciana liegenden ersten Band der Autographensammlung Fontaninis.

Eine Abschrift der Chronik findet sich in der Sammlung Liruti der Civica Biblioteca Vincenzo Joppi in Udine.[28] Sie ist im 18. Jahr-

[26] Siehe dazu unten S. 120 und 133.

[27] Wie Anm. 23.

[28] Udine, Civica Biblioteca Vincenzo Joppi, Fondo principale, Ms. 873a „Apographa de Rerum forojuliensium historica“, Nr. 670.

hundert angefertigt worden und weist die Überschrift *Breve chronicon forojuliense ex Membrana veteri* auf. Der Kopist hat einen Hinweis auf die Herkunft der Chronik aus dem Gebiet westlich des Tagliamento gegeben, indem er am Rande vermerkte: *Chronicon Forojulien. de ultra Tulmentum etc.* Dieser Abschrift bediente sich Gian-Giuseppe Liruti in seinen „Notizie delle cose del Friuli".[29]

Eine weitere Abschrift konnte Mazzatinti in den Beständen der Bibliothek des Grafen Daniele Concina in San Daniele del Friuli nachweisen. Das hier aufgeführte „Breve chronicon Foroiuliense ex membrana veteri (dal 1250 al 1470)" war in einem Miszellancodex aus der Sammlung Fontanini enthalten, der heute nicht mehr auffindbar ist.[30] Es könnte sein, dass die Abschrift Lirutis nicht direkt auf das in Venedig liegende Original zurückgeht, sondern auf die verlorengegangene Abschrift aus dem Nachlass Fontaninis. Indiz dafür wäre, dass beide Apographen dieselbe Überschrift tragen, nämlich „Breve chronicon Foroiuliense ex membrana veteri".

Obwohl sie einige kleinere Unrichtigkeiten enthält, leistet die Abschrift Lirutis wertvolle Hilfe bei der Entzifferung der in der Marciana liegenden Pergamenthandschrift und erlaubt es mitunter sogar, Ergänzungen des durch Beschneidung in Mitleidenschaft gezogenen Chroniktextes vorzunehmen. Daraus ist zu folgern, dass die in Udine aufbewahrte Kopie (bzw. ihre Vorlage) angefertigt worden ist, ehe der spätmittelalterliche Textzeuge beschnitten und in die Dokumentensammlung Fontaninis eingeklebt wurde.

Am Beginn der Chronik stehen zwei Nachrichten über Heuschreckeneinfälle in Friaul und im Gebiet von Treviso. Die vorangestellten Jahreszahlen lassen sich infolge der Beschädigung des Pergaments nur mit erheblichen Schwierigkeiten bestimmen. Von der ersten Jahresangabe sind die Zahlzeichen *MCC* sicher zu erkennen, worauf ein *L* zu folgen scheint. Demnach wäre in Übereinstimmung mit der Abschrift Lirutis *MCCL* zu lesen. Unrichtig ist die von der Abschrift gebotene Lesung *MCCXL* für die Jahresangabe des zweiten Notats: Hier ist mit großer Wahrscheinlichkeit *MCCC* anzusetzen.

[29] Wie Anm. 22.

[30] G. Mazzatinti, Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia 3, Forlì 1893, S. 157, wo unter Nr. 8 „Miscellanea del Fontanini" aufgeführt sind, die das erwähnte „Breve chronicon Foroiuliense" enthalten.

Dem Zeitraum zwischen 1241 und 1302 entstammen die folgenden 12 Nachrichten. Die erste meldet den Einfall der Tataren in Ungarn, die letzte die Wahl und die Ankunft des Patriarchen Ottobonus in Friaul. Die Chronik wartet in diesem Teil mit äußerst spröden Notizen über Vorgänge auf, die sich fast ausschließlich auf die Geschichte des Patriarchats von Aquileja beziehen: Es sind Angaben zur Wahl, zum Amtsantritt und zum Tode der Patriarchen Gregor von Montelongo, Raimondo della Torre, Pietro Gera und Ottobono, dazu einige Mitteilungen über wichtige politische Ereignisse aus den Amtszeiten der genannten Kirchenfürsten. Nur wenige Male richtet sich der Blick auf Geschehnisse außerhalb Friauls: Neben dem Mongoleneinfall meldet die Chronik den Tod des Ezzelino da Romano (1259), die Vertreibung der Visconti aus Mailand und die Einnahme von Florenz durch Karl von Valois (1302).

Mit dem Notat zum Jahre 1302 endet der erste Abschnitt der Chronik. Für beinahe ein halbes Jahrhundert setzt die Berichterstattung aus, um im Jahre 1350 mit der Meldung von der Ermordung des Patriarchen Bertrand wieder aufgenommen zu werden. Die Nachrichten bis zum Jahre 1302 fügen sich jedoch nicht allein durch die anschließende Zäsur zu einer Einheit zusammen, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass sie nicht nur inhaltlich, sondern nahezu Wort für Wort den Notaten entsprechen, die den Anfang des Chronicon Spilimbergense bilden.[31] Zweimal wird in diesem beiden Chroniken gemeinsamen Teil Spilimbergo erwähnt. Zum Jahre 1266 heißt es, Spilimbergo sei am Tage des hl. Laurentius eingeäschert worden, und zum Jahre 1299, der von Papst Bonifaz VIII. erhobene Patriarch Pietro Gera habe am 27. September in Spilimbergo Aufenthalt genommen. Neben Spilimbergo wird lediglich eine weitere friulanische Stadt genannt, nämlich der westliche Grenzort Sacile, von dem berichtet wird, Gherardo da Camino habe ihn im Jahre 1300 besetzt.

Die zweimalige Berücksichtigung Spilimbergos legt die Vermutung nahe, dass der Anfangsteil der Chronik von Valvasone aus dem Chronicon Spilimbergense geschöpft ist. Für eine solche Abhängigkeit liefert der Textvergleich weitere Indizien. So hat die Chronik von Valvasone die Mitteilung der Chronik von Spilimbergo zum Jahre 1299,

[31] Siehe dazu die Gegenüberstellung beider Chroniken unten S. 123 ff.

Patriarch Raimondo della Torre sei am Montag, dem 23. Februar, gestorben,[32] zu der Meldung verkürzt: *Anno domini MCCLXXXXVIIII mortuus est dominus Raymundus patriarcha die lune.* Auf ein Missverständnis des „Chronisten" von Valvasone scheint auch der Eintrag zum Jahre 1300 hinzudeuten. Die Chronik von Spilimbergo berichtet, dass Patriarch Pietro Gera in diesem Jahre in eine kriegerische Auseinandersetzung mit dem Grafen von Görz und Gherardo da Camino verwickelt worden sei, da Gherardo Sacile eingenommen habe.[33] Im Wortlaut fast deckungsgleich ist das Notat der Chronik von Valvasone, nur dass hier die Konjunktion *et* zwischen *comite Goricie* und *Gerardo de Camino* ausgefallen ist, da der Schreiber den Grafen und Gherardo möglicherweise für eine Person gehalten hat.

Es spricht folglich einiges dafür, dass das Chronicon Spilimbergense als Vorlage des ersten Abschnitts der Chronik von Valvasone zu betrachten ist. Da die Chronik von Spilimbergo nur in der Abschrift des Domenico Ongaro aus dem endenden 18. Jahrhundert erhalten ist, die eine ganze Reihe von nicht gelesenen Wörtern, insbesondere Personen- und Ortsnamen, durch Spatien kenntlich macht, kann die Chronik von Valvasone entscheidend zur Ergänzung der Textlücken im Chronicon Spilimbergense beitragen. Die Chronik von Valvasone erlaubt es zudem, einige auf die Kopisten zurückgehende Irrtümer bei den Datumsangaben richtigzustellen. Umgekehrt ermöglicht es das Chronicon Spilimbergense, den Text der Chronik von Valvasone zu vervollständigen, so im Falle der erwähnten Auslassung des Todestages des Patriarchen Raimondo della Torre. Hilfreich ist das Chronicon Spilimbergense vor allem bei der Auffüllung einer weiteren Lücke in der Chronik von Valvasone. Zum Jahre 1299 berichten beide Quellen übereinstimmend, Papst Bonifaz VIII. habe die Wahl Herzog Konrads II. von Schlesien (Glogau) zum Patriarchen von Aquileja verworfen.[34] Der Schreiber des in Venedig aufbewahrten Textzeugen der Chronik

[32] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 24: *Anno Domini MCCLXXXXVIIII mortuus est dominus patriarcha Raymundus die lune VII exeunte februario.*

[33] Ebd. S. 26: *Anno MCCC habuit idem dominus patriarcha vuerram cum dominis comite Goriciae et Gerardo de Camino quia ipse dominus Gerardus acceperat terram de Sacilo.*

[34] Siehe dazu die Gegenüberstellung der beiden Chroniken S. 12.

von Valvasone hat seine Vorlage offenbar nicht vollständig entziffern können und daher in der Notiz ein Spatium freigelassen: ... *electio facta in dominum ducem ... in patriarcham.* Die Chronik von Spilimbergo zeigt, dass an der betreffenden Stelle *Poloniae* zu ergänzen ist.[35]

Chronicon Valvasonense	Chronicon Spilimbergense
MCC[L] [... , ...] fuerunt locuste in maxima multitudine, que comederunt segetes minutas in maiori parte Foroiulii.	
MCCC [..] sim[iliter] fuit tam magna multitudo locustarum, quod comederunt bladum per totum Foroiulium et per totam Tervisanam et taliter de v[...] [... , ...] homines potuerunt aliquid colligere.	
A[nno domini] [...] Tartari intraverunt Ungarie VIII° kalendas aprilis. Eodem anno sol obscuratus est circha meridiem et tenebre f[uerunt] super universam terram in festo sancti Michaelis.	*Anno Domini MCCXLI. Tartari intraverunt Hungariam VIII kalendas aprilis et eodem anno sol obscuratus est circa meridiem et tenebrae factae sunt super universam terram in festo sancti Michaelis.*
M°CCLXVI in sancto Laurentio combustum fuit Spelimbergum.	*Anno Domini MCCLXVI in sancto Laurentio combustum est Spignimbergum.*

[35] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 24: ... *electio facta in dominum ducem Poloniae in patriarcham ...*

Anno domini M°CC°LVIIII° migravit ad dominum magnificus et potens dominus Eçellinus de Romano.

Anno Domini MCCLVIIII, migravit ad Dominum magnificus et potens dominus Ezelinus de Romano.

Anno domini M°CC°LXVII Gregorius patriarcha captus fuit a comite Alberto. Eodem anno et millesimo mortuus est idem patriarcha.

Anno Domini MCCLXVII, Gregorius patriarcha captus a comite Alberto et MCCL⟨X⟩VIIII mortuus est idem dominus patriarcha.

Anno domini M°CC°LXXXVIIII venit dominus Raymundus patriarcha in Foroiulii.

Anno Domini MCCLXXIIII, venit dominus Raymundus patriarcha in Foroiulio.

Anno domini M°CC°LXXXVIIII destructa est civitas Romula per dominum patriarcham Ra(ymundum) et Veneti fugierunt.

*Anno Domini MCCLXXXVIIII, destructa es⟨t⟩ Civitas * per dominum patriarcham Raymundum et Veneti fugierunt.*

Anno domini M°CCLXXXXVIIII mortuus est dominus Raymundus patriarcha die lune ⟨VII exeunte februario⟩.

Anno Domini MCCLXXXXVIIII mortuus est dominus patriarcha Raymundus die lune VII exeunte februario.

Anno domini M°CC°LXXXXVIIII° die octavo exeunte iunii fuit privata electio facta in dominum ducem ⟨Poloniae⟩ in patriarcham per dominum Bonifacium papam. Et ipsa die dedit patriarchatum domino Petro Gero archiepiscopo Capue. Et venit in Foroiulii VIII die exeunte septembris et hospitavit in Spenibergo IIII die exeunte septembris.

Anno Domini MCCLXXXXVIIII, die octavo exeunte iunio, fuit electio facta in dominum ducem Poloniae in patriarcham per dominum Bonifacium papam et ipsa die dedit patriarchatum domino Petro Gerae archiepiscopo Capuae et venit in Foroiulio VIII exeunte septembrio et ospitatus est in Spegnimbergo VIII exeunte septembrio.

Anno domini M°CCC° habuit idem dominus patriarcha guerram cum dominis comite Goricie ⟨et⟩ Gerardo de Camino, quia dominus G(erardus) acceperat terram de Saccilo.	*Anno MCCC habuit idem dominus patriarcha vuerram cum dominis comite Goriciae et Gerardo de Camino quia ipse dominus Gerardus acceperat terram de Sacilo.*
Anno domini M°CCC°I die decimo intrante februario mortuus est idem dominus Petrus patriarcha.	*MCCCI die * exeunte februario mortuus est idem dominus Petrus patriarca.*
Anno domini M°CCC°II° factus est dominus Ottobonus patriarcha et dominus Paganus factus est episcopus Padue et expulsus est dominus Mainfredus capitanius de Med[iola]no et introducti illi de la Turre. Et Karlus rex sine terra introivit Florentiam et expulsi sunt illi de Circulis et destructa est quasi finaliter Florentia. Et idem dominus Octobonus patriarcha venit in Foroiulii die martis XIIII intrante augusti. Et eodem anno data fuit ei collecta XX sollidorum.	*Anno Domini MCCCII, factus est dominus Ottobonus patriarcha et dominus Paganus factus est episcopus Paduae et expulsus est dominus * capitaneus de Mediolano et introducti illi de la Turre et Carolus rex sine causa intravit Florentiam et expulsi sunt illi de * et destructa est quasi finaliter Florentia. Et idem dominus Ottobonus venit in Foroiulio die martis XIIII augusti et eodem anno data ei fuit collecta XX solidorum pro quolibet manso sentato et pro qualibe⟨t⟩ rota molendini de gratia speciali, non de iure.*

Mit der Eintragung zum Jahre 1302 brechen die Mitteilungen der Chronik von Valvasone für fast ein halbes Jahrhundert ab. Wenn sie ab 1350 erneut mit Nachrichten aufwartet, so wird ihr Bericht farbiger und detaillierter. Die Notizen nehmen in ihrer Dichte zu, obgleich auch in dem bis 1379/80 reichenden Abschnitt nicht zu jedem Jahr Nachrichten aufgezeichnet worden sind. Die Meldungen gewinnen jedoch nicht nur deutlich an Umfang und Ausführlichkeit, sie haben jetzt – wie aus dem Vergleich mit dem Chronicon Spilimbergense her-

vorgeht – eigenständigen Zeugniswert. Zwar ist die Chronik von Spilimbergo wesentlich auskunftsfreudiger und im Allgemeinen besser unterrichtet, doch bietet die Chronik von Valvasone eine ganze Reihe von wertvollen Informationen, die über das im Chronicon Spilimbergense Mitgeteilte hinausgehen.

Die Chronik von Valvasone erwähnt die Ermordung des Patriarchen Bertrand und den Einmarsch Herzog Albrechts II. von Österreich in Friaul (1350);[36] sie meldet die Ankunft des neuen Patriarchen Nikolaus, des Bruders Karls IV., in seinem Sprengel (1351); sie berichtet vom Aufenthalt Karls IV. in Friaul im Jahre 1354 und nennt aus anderen Quellen nicht bekannte Details. Dem Krieg zwischen König Ludwig I. von Ungarn und Venedig, dem Feldzug des Anjou durch Friaul in die Trevisanische Mark im Jahre 1356 sowie dem Friedensschluss von 1358 widmet sie eine ausführliche Schilderung. Zum Jahre 1359 wird das Eintreffen des Patriarchen Lodovico Della Torre in Friaul mitgeteilt. Über den Einfall Herzog Rudolfs IV. im Patriarchenstaat (1361) und den Konflikt zwischen dem Habsburger und dem Kirchenfürsten von Aquileja weiß die Chronik zahlreiche Einzelheiten zu berichten. Zum Jahre 1363 wird die neuerliche Invasion österreichischer Truppen gemeldet, zum Jahre 1365 die Ankunft des Patriarchen Markwart von Randeck in Friaul. Die Nachricht von der Einnahme Chioggias durch Paduaner und Genuesen sowie von der Rückeroberung der Stadt durch die Venezianer (1379/80) schließt den von der ersten Hand aufgezeichneten Teil der Chronik ab. Zwischen diesen Notaten, die für die Geschichte Friauls und seiner Außenbeziehungen von nicht unerheblicher Bedeutung sind, finden sich Mitteilungen über lokalhistorische Vorgänge eingestreut. Sie erlauben es, den Entstehungsort der Chronik näher einzugrenzen.

Die Chronik zeigt sich über Ereignisse im Gebiet von Valvasone am westlichen Ufer des Tagliamento besonders gut orientiert und wendet ihr Augenmerk immer wieder den Aktivitäten der Herren von Valvasone, Lehnsleuten des Patriarchen von Aquileja,[37] zu. So berichtet sie, dass König Karl IV. am 19. Oktober 1354, zur Zeit von Simone, Giovanni und Ulvino, den Söhnen des verstorbenen Rizzardo di Val-

[36] Zu diesen Notaten siehe den Kommentar zur Edition.
[37] Zu den Herren von Valvasone siehe unten S. 131 f. und 142 ff.

vasone, mit seinem Gefolge auf der Burg Valvasone Station gemacht und das Mittagsmahl eingenommen habe. Noch im selben Jahre, so fährt der Bericht fort, sei Simone di Valvasone von Karl in der Lombardei zum Ritter geschlagen worden.

Auf Simone di Valvasone kommt die Chronik dann wieder im Zusammenhang mit der Darstellung der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Herzog Rudolf IV. von Österreich und dem Patriarchen Lodovico Della Torre im Jahre 1361 zu sprechen. Die militärischen Erfolge der Österreicher zwangen Lodovico, mit Rudolf eine Vereinbarung zu schließen, wonach die zwischen beiden Parteien strittigen Fragen dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt werden sollten: Der Patriarch und seine Gefolgsleute Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano, so heißt es in der Chronik, sollten zu diesem Zweck gemeinsam mit dem Herzog zu Karl IV. reisen. Während der Oberhirte von Aquileja in der Obhut des österreichischen Heeres vorausgezogen sei, habe Herzog Rudolf in Begleitung von Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano zunächst Venedig einen Besuch abgestattet, um schließlich zusammen mit den beiden friulanischen Edelleuten nach Österreich heimzukehren.

Da auf dem Verhandlungswege keine Lösung erreicht werden konnte, brachen die Feindseligkeiten im Herbst 1363 von neuem aus. Am 7. September 1363, so berichtet die Chronik, seien Truppen des Herzogs von Österreich und der Herren von Spilimbergo vor Valvasone aufmarschiert und gegen San Vito al Tagliamento vorgestoßen, wohin sich der Patriarch mit seinem Heer zurückgezogen hatte. Niemand habe jedoch San Vito verlassen, um sich zum Kampf zu stellen, und so seien die Feinde der Kirche von Aquileja vor Valvasone zurückgekehrt. Hier steckten sie die Dächer der Häuser von Simone und Ulvino di Valvasone in Brand. Vom Wind angefacht, sprang das Feuer auf den Ort über und äscherte ihn völlig ein. Am selben Tage, so fährt die Chronik fort, seien auch die benachbarten, zum Territorium der Herren von Valvasone gehörenden Orte Arzene und Arzenutto niedergebrannt worden.

Zum Jahre 1364 meldet die Chronik, Simone di Valvasone habe am 4. Juli einen Kanal (*rugia*) vom Tagliamento nach Valvasone anlegen lassen. Nachdem die Chronik von einem gewaltigen Heuschreckeneinfall am 8. August berichtet hat, wiederholt sie in leicht abge-

wandelter Form die Mitteilung von der Errichtung einer Wasserleitung vom Tagliamento nach Valvasone durch Simone: Am 4. Juli habe das Wasser in Valvasone zu fließen begonnen. Zu der verheerenden Heuschreckeninvasion vom 8. August heißt es, riesige Schwärme hätten die Sonne für zweieinhalb Stunden fast ganz verdunkelt und seien über die Felder von Valvasone, Arzene, San Lorenzo, San Martino, Arzenutto, Postoncicco, San Giorgio di Richinvelda und Aurava hergefallen. Die erwähnten Orte liegen im Umkreis von Valvasone: Die ersten sechs unterstanden der Herrschaft der Herren von Valvasone, die beiden letztgenannten gehörten zum nördlich angrenzenden Territorium der Herren von Spilimbergo.[38]

Die Dörfer Postoncicco und Arzenutto werden auch im Zusammenhang mit dem Blutregen erwähnt, zu dem es laut Chronik am 18. April 1354 gekommen ist. Der Priester habe gemeinsam mit einigen *boni homines* große Mengen des vom Himmel gefallenen Blutes aufgesammelt und sie dem Patriarchen und dem Bischof von Concordia präsentiert, woraufhin die beiden Oberhirten den Kirchen San Martino und Santi Filippo e Giacomo einen 40tägigen Ablass gewährt hätten.

Die prominente Rolle, die die Herren von Valvasone und vor allem Simone di Valvasone in der Berichterstattung spielen, lässt ebenso wie die Berücksichtigung verschiedener Begebenheiten aus der Umgebung Valvasones keinen Zweifel daran, dass der zweite Teil der Chronik, der den Zeitraum von 1350 bis 1379/80 umfasst, im Gebiet von Valvasone entstanden ist. Und es ist davon auszugehen, dass alle drei Schreiber, die Aufzeichnungen auf dem in der Marciana überlieferten Pergamentblatt vorgenommen haben, in diesem Raum tätig waren. Denn die Eintragungen der beiden späteren Hände zeigen, dass die Chronik im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts immer noch in der Umgebung von Valvasone aufbewahrt wurde.

Der erste Nachtrag ist ein protokollartiger Vermerk in der Volkssprache, der das Datum des 29. März 1464 trägt. Drei Männer – Tofol de Pieri Lof, Jac(op)o de Chulotta und Zuan de Drea – die als *camararii* der Kirche von San Martino bezeichnet werden, erklären, dass

[38] Zur Abgrenzung der Jurisdiktionsbezirke von Spilimbergo und Valvasone siehe unten S. 143.

sie mit Geld und Silber aus dem Besitz San Martinos ein neues Kreuz (*una crose nova*) für das genannte Gotteshaus haben anfertigen lassen. Das Kreuz, so heißt es weiter, sei für den Preis von 21 Golddukaten und 50 Schillingen von Meister Thadeus in Spilimbergo geschaffen worden. Abschließend nennt der nicht leicht zu entziffernde Text Personen, die in Valvasone wohnhaft sind.

Der dritte und letzte Schreiber hat im Anschluss an diese Notiz mehrere Ereignisse festgehalten, und zwar, wie er einleitend bemerkt, aus der Zeit zwischen 1470 und 1477: *Millesimo quadrincessimo septuagessimo usque ad millesimum quadrincessimum ⟨septuagessimum⟩ septimum hec omnia infrascripta fue[runt]*. An erster Stelle wird ein Einfall der Türken in Friaul gemeldet: Die Türken hätten viele Dörfer niedergebrannt, zahlreiche Christen in die Gefangenschaft geführt, getötet oder gepfählt. Es folgt ein Notat über die Ermordung des Herzogs von Mailand. Dann berichtet der Autor über einen Heuschreckeneinfall in Friaul und teilt mit, dass es in diesem Jahr im Gebiet von Valvasone (*in potestate Valvasoni*) wie übrigens in ganz Friaul keinen Wein gegeben habe, da die Reben erfroren seien. Schließlich erzählt er, ein Wolf habe viele Menschen getötet oder verwundet, wobei auch ein gewisser Antonius, Sohn des Johannes Andreas aus Postoncicco, zu Tode gekommen sei. Zuletzt nennt sich der Schreiber der Zeilen selbst: *Ego presbiter Petrus de Parma gubernator ecclesie sancti Martini hec omnia in tempore* ... Das letzte, durch Zerstörung des Pergaments verlorengegangene Wort in dieser Zeile dürfte *scripsi, conscripsi* oder ähnlich gelautet haben.

Der Priester Pietro da Parma ist nach den Forschungen Antonio Nicolettis ab 1473 als Pfarrer von San Martino nachweisbar. Sein Tod fällt in das Jahr 1512.[39] Es ist anzunehmen, dass er die chronikalischen Notizen – die in einem Zuge aufgezeichnet wurden – im Jahre

[39] Der Notar Antonio Nicoletti aus Valvasone stellte im Jahre 1765 die „Ecclesiastica monumenta castri et terrae Valvasoni ex antiquis et recentioribus authenticis regestis excerpta" in einem Band zusammen, der in der Kirche von Valvasone aufbewahrt wird. Vgl. dazu E. Degani, La diocesi di Concordia. Notizie e documenti, San Vito al Tagliamento 1880, S. 115. Die auf Nicoletti beruhenden Angaben zu Pietro da Parma finden sich bei L. Luchini, San Martino al Tagliamento. Storia, Arte, Lavoro. Cronaca, San Vito al Tagliamento 1969, S. 18. Zu Pietro da Parma siehe auch unten S. 140.

1477 oder jedenfalls bald danach niedergeschrieben hat. Leider hat er über die allgemeine Zeitangabe 1470–1477 hinaus keines der Ereignisse genauer datiert. Das von Giovanni Andrea Lampugnani verübte Attentat auf den Herzog von Mailand, Galeazzo Maria Sforza, fand am 26. Dezember 1476 statt.[40] Geht man davon aus, dass der Autor die von ihm aufgeführten Begebenheiten chronologisch gereiht hat, so müssten die Nachrichten über den Heuschreckeneinfall, über den Weinmangel und über den mörderischen Wolf dem Jahre 1477 zuzuordnen sein. Der Eintragung über die Ermordung des Herzogs von Mailand geht lediglich das Notat über die Invasion der Türken in Friaul voraus. Die Frage, in welchem Jahr die Türken erstmals in Friaul eingedrungen sind – ein in der friulanischen Landesgeschichte lange Zeit strittiges Problem – soll hier nicht von neuem aufgegriffen werden. Pio Paschini hat sich im Anschluss an Francesco Musoni für das Jahr 1472 ausgesprochen und damit gegen eine ältere Tradition Stellung bezogen, die den frühesten Türkeneinfall auf 1470 datierte.[41] Die Aufzeichnungen geben in diesem Punkt keine präzise Auskunft, aber es verdient doch Beachtung, dass der Zeitzeuge Pietro da Parma, der als Pfarrer von San Martino das Geschehen aus der Nähe beobachten konnte, seine Nachrichtensammlung, die mit der Mitteilung von dem Angriff der Türken beginnt, durch die Jahre 1470 und 1477 eingrenzt. Freilich ist auch mit dieser Notiz kein Beweis für einen Türkeneinfall im Jahre 1470 zu erbringen, denn Pietro da Parma könnte sich in der Zuordnung der Ereignisse zu einem bestimmten Jahr getäuscht haben. Da nicht einmal die Annahme zwingend ist, die Nachrichten seien in chronologischer Reihenfolge notiert, wäre es sogar denkbar, dass sich die Meldung vom Türkeneinfall auf die für Friaul äußerst desaströse, mit zahlreichen Opfern verbundene Invasion des Jahres 1477 bezieht.[42]

---

[40] Siehe F.M. Vaglienti, Lampugnani, Giovanni Andrea, Dizionario Biografico degli Italiani 63, Roma 2004, S. 272–275.

[41] Paschini (wie Anm. 4) S. 759, unter Berufung auf F. Musoni, Sulle incursioni dei Turchi in Friuli, Udine 1890. Vgl. auch P.S. Leicht, Breve storia del Friuli, Udine [5]1976, S. 211; G.C. Menis, Storia del Friuli dalle origini alla caduta dello Stato Patriarcale, Udine 1984, S. 258.

[42] Paschini (wie Anm. 4) S. 760f.

Aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Pietro da Parma wie auch aus dem Vermerk über die Anfertigung des neuen Kreuzes für die Martinskirche im Jahre 1464 ergibt sich, dass die Chronik in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in San Martino al Tagliamento nördlich von Valvasone aufbewahrt wurde. Der Bericht über den Blutregen vom 18. April 1354 und über die den Kirchen des hl. Martin und der hll. Philipp und Jakob gewährte Indulgenz legt die Vermutung nahe, dass diese Feststellung auch für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts gilt.[43]

Die Kirche von San Martino gehörte wie der gesamte Herrschaftsbereich der Herren von Valvasone bis weit ins 14. Jahrhundert zum Pfarrsprengel (*pieve*) von San Giorgio di Richinvelda (Cosa).[44] Die Ursprünge von San Martino reichen möglicherweise bis ins frühe Mittelalter zurück,[45] doch ist auf jeden Fall anzunehmen, dass die Kirche zu Beginn des 13. Jahrhunderts schon existierte.[46] Sicheren Boden gewinnt man allerdings erst durch Dokumente aus den Jahren 1319 und 1339, die zeigen, dass es an der Kirche des hl. Martin einen Priester und für die Verwaltung zuständige *camerari* gab.[47] Das Gotteshaus besaß einen Friedhof und verfügte über Besitz und Einkünfte in San Martino und Postoncicco, die ihm Odorico, Sohn des Francesco di Valvasone, im Jahre 1344 übertragen hatte.[48] Die Herren von Valvasone banden die Kirche von San Martino immer enger an sich, und bald übten sie auch das Juspatronat mit dem Recht der Priesterwahl aus.[49] Das Streben der Valvasone, ihre politisch-jurisdiktionelle Eigen-

[43] Siehe dazu oben S. 128.

[44] P.C. Begotti, Vicende medievali, in: La Chiesa di San Martino al Tagliamento (wie Anm. 13) S. 7–29, S. 18ff. – Zur Geschichte der *pieve di San Giorgio* siehe auch F.C. Carreri, Della funzione d'una pieve friulana come distretto giudiziale laico, in: Atti della Accademia di Udine, serie III, 4 (1896/97) S. 261–304.

[45] Ebd. S. 18.

[46] F. Metz, Le chiese e i preti in Valvasone fra XIV e XVI secolo, in: F. Colussi (Hg.), Erasmo di Valvasone, 1528–1593, e il suo tempo. Atti della giornata di studio (Valvasone, 6 novembre 1993), Pordenone o.J., S. 392–428, S. 404.

[47] F. Metz, L'archivio parrocchiale, in: La Chiesa di San Martino al Tagliamento (wie Anm. 13) S. 251–316, S. 253. Vgl. dazu ders. (wie Anm. 46) S. 404f.

[48] Luchini (wie Anm. 39) S. 15. Vgl. auch Metz, L'archivio parrocchiale (wie Anm. 47) S. 253 zum Jahre 1344.

[49] Begotti (wie Anm. 44) S. 23.

ständigkeit[50] auch auf dem Gebiet der Kirchenorganisation zur Geltung zu bringen, führte zur stufenweisen Emanzipation der Kirche von Valvasone von der im Hoheitsbereich der Herren von Spilimbergo gelegenen Mutterkirche San Giorgio di Richinvelda.[51] Der Ablösungsprozess vollzog sich in den 30 Jahren zwischen 1330 und 1360, in jener Zeit also, in der die Grenzen zwischen den Herrschaftsbereichen der Spilimbergo und Valvasone ihre endgültige Fixierung fanden.[52] Im Jahre 1355[53] erkannte Bischof Petrus von Concordia das Juspatronat der Herren von Valvasone über die von ihnen 1330 bei ihrem Kastell errichtete, der hl. Jungfrau Maria und dem Evangelisten Johannes geweihte Kirche an und entließ diese damit aus der Abhängigkeit von San Giorgio di Richinvelda. Vier Jahre später, 1359, gewährte der Oberhirte von Concordia der Kirche von Valvasone das Taufrecht und löste die bislang sehr engen Bindungen der Kirchen von Arzene und San Martino an die alte Mutterkirche San Giorgio. Es entstand so ein neuer, eigenständiger Pfarrsprengel, der sein Zentrum in der Kirche von Valvasone besaß und dem die beiden Kirchen von Arzene und San Martino zugeordnet wurden.[54]

Alle drei Teile der aus dem Gebiet der Kastellane von Valvasone stammenden Aufzeichnungen gehen sehr ausführlich auf Ereignisse ein, die San Martino al Tagliamento betreffen, oder stammen von einem Autor, der an dieser Kirche tätig war. Es spricht somit vieles dafür, dass die chronikalischen Notizen in ihrer Gesamtheit an diesem Gotteshaus entstanden sind.

Wie bereits ausgeführt, gliedert sich der erste Teil der Chronik in zwei Abschnitte: Der vom Chronicon Spilimbergense abhängigen Partie mit Notaten zu den Jahren 1241 bis 1302[55] folgt ein zweiter,

[50] Siehe dazu unten S. 143.

[51] Metz, Le chiese e i preti (wie Anm. 46) S. 415f.

[52] Siehe dazu unten S. 143.

[53] Vgl. zum Folgenden: V. Joppi, Cronaca sacra della terra di Valvasone, compilata su vecchie memorie, Portogruaro 1883, S. 7f.; F. Carreri, Breve storia di Valvasone e de'suoi signori dagli inizi al 1806, Nuovo Archivio Veneto, n.s. 11/I (1906) S. 107–158 und 11/II (1906) S. 135–161, hier: 11/I, S. 140ff.; Degani (wie Anm. 39) S. 115; L. Luchini, Valvasone. Storia, arte, vita, Pordenone 1972, S. 31; Begotti (wie Anm. 44) S. 22f.; Metz (wie Anm. 46) passim, mit Abdruck der drei Dokumente von 1330, 1355 und 1359 auf S. 393–397.

[54] Begotti (wie Anm. 44) S. 20.

[55] Siehe oben S. 121 ff.

umfangreicherer und inhaltlich eigenständiger Abschnitt, der Nachrichten aus dem Zeitraum zwischen 1350 und 1379/80 enthält.[56] Vorangestellt sind dem ersten Teil der Chronik zwei Meldungen über Heuschreckeneinfälle, die in der Chronik von Spilimbergo keine Parallelen besitzen und wohl den Jahren 1250 und 1300 zuzuordnen sind.[57]

Der Schreiber des in einem Zuge aufgezeichneten ersten Teils der Chronik hat ganz offensichtlich mehrere Vorlagen benutzt und zu einer Einheit zusammengefügt. En bloc hat er die Passage zu den Jahren 1241 bis 1302 übernommen, die mit dem entsprechenden Zeitabschnitt des Chronicon Spilimbergense bis in den Wortlaut hinein weitgehend deckungsgleich ist. Zwar ist die Chronik von Spilimbergo lediglich in der Abschrift des Domenico Ongaro überliefert, doch ist es bemerkenswert, dass in diesem beiden Chroniken gemeinsamen Abschnitt die chronologische Reihung der Nachrichten nur von einer Notiz durchbrochen wird: Die Meldung über eine Brandkatastrophe in Spilimbergo im Jahre 1266 ist in der Chronik von Valvasone zwischen den Jahresberichten 1241 und 1259, in der Kopie Ongaros zwischen 1269 und 1274 eingeschoben.[58] Einem anderen Zusammenhang hat der Schreiber die beiden Nachrichten über Heuschreckeninvasionen in den Jahren 1250 und 1300 entnommen. Er hat die Notizen nicht an den entsprechenden Stellen der Chronik eingefügt, sondern an ihren Anfang gestellt.

Der Hauptteil der Chronik, der über den Zeitraum von 1350 bis 1379/80 berichtet, bringt die Nachrichten in chronologischer Abfolge. Lediglich die Eintragung über die Ankunft des Patriarchen Markwart von Randeck in Friaul im Jahre 1365 ist falsch eingeordnet: Sie ist zwischen Notizen zu den Jahren 1358 und 1361 eingeschaltet. Diese Beobachtung stützt die Annahme, dass ein Kompilator verstreute Einzelaufzeichnungen bei der Übertragung chronologisch geordnet hat, wobei ihm in einem Falle ein Irrtum unterlief.

---

[56] Siehe oben S. 125 ff.

[57] Siehe oben S. 120.

[58] *Anno Domini MCCLXVI in sancto Laurentio combustum est Spignimbergum*: San Daniele del Friuli, Biblioteca Civica Guarneriana, Ms. 274 „Necrologia Ecclesiarum ...“ (wie Anm. 10) fol. 60r (pag. 9); Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 24.

An einigen Stellen konnte der Kopist die ihm als Vorlage dienenden Texte nicht entziffern und hat dies in der Abschrift durch Spatien kenntlich gemacht. Neben den bereits erwähnten Leerstellen in dem auf das Chronicon Spilimbergense zurückgehenden Abschnitt[59] ist eine Lücke in der Darstellung des Krieges Herzog Rudolfs IV. von Österreich gegen den Patriarchen Lodovico Della Torre im Jahre 1361 zu nennen. Der Schreiber las hier lediglich: *Dominus patriarcha ivit cum exercitu domini ducis et in itinere fuit* ... Der Vergleich mit Parallelquellen ergibt, dass an dieser Stelle *derobatus* zu ergänzen ist.[60]

Zwischen dem Bericht über den österreichisch-friulanischen Konflikt von 1361 und der Notiz über den neuerlichen Einfall österreichischer Truppen im Jahre 1363 hat der Schreiber – entgegen seinen sonstigen Gepflogenheiten – mehrere Zeilen freigelassen. Offenbar war dieser Raum für eine nachträgliche Ergänzung der Eintragung zum Jahre 1361 oder für ein Notat zum Jahre 1362 vorgesehen. Es ist möglich, dass der Kompilator einen umfangreicheren Passus seiner Vorlage nicht entziffern konnte. Denkbar ist allerdings auch, dass er den in seiner Vorlage enthaltenen Bericht vollständig übertragen hat, jedoch weitere Informationen hinzufügen wollte. Die Notiz zum Jahre 1361 endet mit der Nachricht,[61] Herzog Rudolf sei mit Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano nach Österreich gereist, Kaiser Karl IV. habe aber während des Aufenthalts der friulanischen Edelleute in Österreich gegen den Habsburger Krieg zu führen begonnen. Der Herzog, so fährt die Chronik fort, habe vom Patriarchen, der zu diesem Zeitpunkt in Wien festgehalten wurde, die Abtretung zahlreicher friulanischer Burgen gefordert und die Ausstellung eines Privilegs erreicht, in dem er seinen Willen durchsetzte. Es mag sein, dass diese – im Übrigen den wirklichen Tatbestand erheb-

---

[59] Siehe oben S. 122 f.

[60] Vgl. die Schreiben des Patriarchen Lodovico della Torre vom 27. September 1361 (Laibach) und vom 8. Oktober 1361 (Kindberg im Mürztal) sowie die Instruktion der Gesandten des Patriarchen an König Ludwig von Ungarn von Ende 1361: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 23) Nr. 125 S. 141; Nr. 128 S. 143; Nr. 130 S. 160 f. – Die Ergänzung bereits in dem Auszug aus der Chronik ebd. Nr. 115 S. 131.

[61] Siehe dazu im Einzelnen den Kommentar zur Edition.

lich verkürzenden – Angaben vom Schreiber für ergänzungsbedürftig gehalten wurden: Die Chronik von Valvasone weiß nichts davon mitzuteilen, dass Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano Wien ohne Genehmigung Herzog Rudolfs verlassen und sich zu Kaiser Karl IV. begeben haben, und sie hat auch keine Kenntnis von Rudolfs angeblicher Absicht, die beiden Friulaner töten zu lassen.[62] Ebenso wenig geht sie auf die Rückeroberung und Zerstörung der von Herzog Rudolf im Vorjahr besetzten friulanischen Burgen Manzano und Buttrio ein, die von den Kommunen Udine, Cividale und Gemona am 2. März 1362 mit Erfolg in Angriff genommen wurde.[63] Sie meldet auch anders als das Chronicon Spilimbergense und die Chronik der Patriarchen von Aquileja nicht, dass die beiden friulanischen Adligen – wohl im März 1362 und im Einverständnis mit Karl IV. – in ihre Heimat zurückkehrten, um sich dem Kampf gegen die österreichischen Besatzer anzuschließen.[64] Möglicherweise ist dem Kopisten das

[62] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 56 berichtet von der heimlichen Flucht Simones und Francescos aus Wien: ... *qui clam recesserunt de Vienna sine voluntate Ducis.* Die Chronik der Patriarchen von Aquileja (wie Anm. 17) Appendix S. 14 stimmt in der Schilderung dieser Vorgänge fast wörtlich mit der Chronik von Spilimbergo überein, fügt jedoch hinzu: ... *qui clam recesserunt de Vienna, quos Dominus Dux volebat mori facere: ideo absque licentia recesserunt.* Beiden Chroniken ist allerdings unbekannt, dass Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano aus Wien zum Kaiser flohen. Sie lassen die beiden friulanischen Adligen aus Österreich direkt nach Friaul zurückkehren. – Siehe hierzu auch unten S. 150.

[63] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 56; J. von Zahn, Über das Additamentum I. Chronici Cortusiorum (als Hauptquelle österreichisch-furlanischer Geschichte für die Jahre 1361–1365), Archiv für österreichische Geschichte 54 (1876) S. 403–441, S. 419f. Vgl. A. Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich, Innsbruck 1865, S. 81f.; Paschini (wie Anm. 4) S. 532.

[64] Die Chronik von Spilimbergo und die Chronik der Patriarchen von Aquileja setzen die Rückkehr Simones und Francescos nach Friaul „wenige Tage" nach der Wiedergewinnung der Burgen Manzano und Buttrio an. Vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 56: *Post dies paucos reversi sunt dominus Franciscus de Savorgnano et dominus Symon de Cucanea de Valvasono in Forum Iulii qui clam recesserunt de Vienna sine voluntate Ducis.* Siehe dazu auch die bei Zahn (wie Anm. 63) S. 419 wiedergegebenen Quellenauszüge. Am 14. Februar 1362 sind Simone und Francesco offenbar noch am kaiserlichen Hof in Nürnberg anwesend, als Karl IV. für Francesco di Savorgnano ein Privileg ausstellt, vgl. unten S. 150 mit Anm. 113.

Schweigen der chronikalischen Notizen über diese und andere Vorgänge aufgefallen, so dass er es für sinnvoll hielt, Platz für Nachträge freizuhalten, die das Jahr 1362 betrafen.

Die „Chronik von Valvasone" ist demnach als Kompilation zu betrachten, die der Schreiber aus den ihm vorliegenden Nachrichten zusammengestellt hat. In welchem Umfang er bei der Übertragung redaktionell eingegriffen hat, ist schwer zu beurteilen. Da der erste Teil der Chronik in seinem Wortlaut kaum vom Chronicon Spilimbergense abweicht,[65] liegt die Vermutung nahe, der Kopist habe sich auch im zweiten Teil der Abschrift getreu an seine Vorlage gehalten. Ein Indiz dafür wäre auch, dass mitunter in ein- und demselben Notat verschiedene Varianten eines Namens begegnen. So finden sich in der Eintragung zum Jahre 1379 für Chioggia nebeneinander die Namenformen *Glogia* und *Clogia*, während die Genuesen einmal als *Gen*[*u*]*anses* und dann wieder als *Januenses* bezeichnet werden. An dieser Stelle gibt sich der Kompilationscharakter der Chronik ganz besonders deutlich zu erkennen, hat der Schreiber doch zwei Notizen, die sich auf verschiedene Ereignisse beziehen – die Eroberung Chioggias durch Paduaner und Genuesen 1379 und die Rückeroberung der Stadt durch die Venezianer 1380 –, zusammengezogen und zum Jahre 1379 gestellt, ohne dabei jedoch die Namen zu vereinheitlichen.

Recht sicher ist, dass der erste Abschnitt der Chronik mit den Notaten zu den Jahren 1241 bis 1302 bei der nach 1379/80 erfolgten Übertragung auf das Pergamentblatt nicht direkt aus dem Chronicon Spilimbergense übernommen wurde, wäre doch in einem solchen Falle unerklärlich, warum nur Eintragungen bis zum Jahre 1302, nicht aber spätere Nachrichten berücksichtigt worden sind. Die von der Chronik von Spilimbergo abhängigen Notate müssen vielmehr bereits im Jahre 1302 oder kurz danach in eine Handschrift der Kirche San Martino al Tagliamento aufgenommen worden sein. Es bleibt eine offene Frage, weshalb in San Martino in den folgenden Jahren keine historischen Begebenheiten schriftlich festgehalten worden sind und eine eigenständige Berichterstattung erst mit dem Jahre 1350 einsetzt.

---

[65] Siehe oben S. 123 ff.

Von 1350 (Ermordung des Patriarchen Bertrand de Saint-Geniès) bis 1365 (Ankunft Markwarts von Randeck in Friaul) sind dann mit mehr oder minder großer Regelmäßigkeit Eintragungen erfolgt, die sich mitunter, in den Jahren 1356 und 1361, zu umfangreicheren Darstellungen auswachsen.[66] Die Aufzeichnungen sind wohl zeitgleich mit den Ereignissen von Jahr zu Jahr entstanden. Ungewiss ist, ob sämtliche Notizen dieser Zeit aus der Feder eines einzigen Autors stammen oder ob mehrere Personen am Werk waren. Für letzteres könnte sprechen, dass die Mitteilung von der Anlage eines Kanals vom Tagliamento nach Valvasone durch Simone di Valvasone im Jahre 1364 in der Chronik in zwei leicht voneinander abweichenden Fassungen begegnet. Aus der fehlerhaften Einreihung des Notats über Markwarts Ankunft im Patriarchat lässt sich die Schlussfolgerung ableiten, dass die Nachrichten in der dem Kopisten zur Verfügung stehenden Vorlage nicht in chronologischer Ordnung aufeinander folgten, jedenfalls nicht durchgehend.[67]

Es ist anzunehmen, dass der nach 1379/80 tätige Schreiber das Nachrichtenmaterial, das er in seiner Kompilation verarbeitete, aus einer älteren Nekrologhandschrift der Martinskirche geschöpft hat, in der – wie auch an anderen friulanischen Kirchen üblich[68] – wichtige Geschehnisse und Vorkommnisse vermerkt worden waren. Die in der Vorlage enthaltenen Nachrichten hat der Kompilator gesammelt und – chronologisch geordnet – in eine andere Handschrift übertragen. Es

[66] Siehe oben S. 126 und Kommentar zur Edition.

[67] Zu den Parallelen in der Überlieferung des Chronicon Spilimbergense siehe oben S. 115 f.

[68] Zum Nekrolog der Marienkirche von Spilimbergo, in dem das „Chronicon Spilimbergense“ überliefert worden ist, siehe oben S. 114 f. Historiographische Notizen enthält auch das Nekrolog des Domkapitels von Concordia: Degani (wie Anm. 39) S. 198–204. Zu verweisen ist außerdem auf Marginalnotizen aus dem 14. Jahrhundert, die zwei Kalendare in liturgischen Handschriften aus dem Benediktinerkloster Moggio im Kanaltal enthalten. Es handelt sich zum einen um ein Psalterium-Hymnarium (13. Jahrhundert) in der Erzbischöflichen Bibliothek in Udine: C. Scalon, La Biblioteca Arcivescovile di Udine, Medioevo e Umanesimo 37, Padova 1979, Nr. 33 S. 102 f. Zum anderen finden sich Eintragungen historischen Inhalts in einem Missale, das in der Bodleian Library in Oxford aufbewahrt wird: C. Foligno, Di alcuni codici liturgici di provenienza friulana nella Biblioteca Bodleiana di Oxford, Memorie Storiche Forogiuliesi 9 (1913) S. 292–300, S. 298 ff.

scheint, dass an eine Fortführung der so entstandenen „Chronik von Valvasone“ gedacht war, doch ist es dazu nicht in dem erwarteten Umfang gekommen. Erst in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts hat Pietro da Parma, Pfarrer an San Martino, wieder einige wenige Nachrichten niedergeschrieben.

Aus dieser Handschrift ist wohl im Zusammenhang mit der gelehrten Sammeltätigkeit des Giusto Fontanini das heute in der Biblioteca Marciana verwahrte Pergamentblatt herausgelöst worden. Die Suche nach dem Codex, dem die „Chronik von Valvasone“ entnommen wurde, kann sich auf eine ganze Reihe von aussagekräftigen Hinweisen stützen: Der Blick fällt auf den „Catapan vecchio“, den alten Katapan der Kirche San Martino al Tagliamento, der seit einigen Jahren im Diözesanarchiv von Pordenone aufbewahrt wird.[69]

Der alte Katapan ist, wie es ein Eintrag auf fol. 49v formuliert,[70] der *liber anniversariorum ecclesie sancti Martini de super Valvesonum*, das Buch also, in das jene Personen zu ihrem Todestag aufgenommen wurden, für die am Jahrestag ihres Ablebens liturgische Leistungen zu erbringen waren. Der Codex besteht aus einem Heiligenkalendar,[71] in dem über einen längeren Zeitraum hinweg von vielen verschiedenen Händen nekrologische Eintragungen und Aufzeichnungen über Messstiftungen vorgenommen wurden. Die Anlageschicht des Totenbuchs ist in einer Kanzleiminuskel geschrieben, die in Größe, Tintenfarbe und Duktus der Schrift auf dem venezianischen Pergamentblatt sehr nahe steht. Die nähere Betrachtung einzelner Buchstaben – so etwa der Majuskelformen von *A*, *G* und *M* – lässt es nicht einmal als ausgeschlossen erscheinen, dass in beiden Fällen der-

[69] Archivio della Curia vescovile di Pordenone, Catapan vecchio di San Martino al Tagliamento: Pergamenthandschrift; 50 Blatt, 24–24,5 × 30 cm; Foliierung von 1–49 mit Tinte (wohl Anlagezeit), 50 mit Bleistift (rezent); Holzeinband, zur Hälfte mit Leder überzogen. Bei der vor wenigen Jahren durchgeführten Restaurierung wurde vorne und hinten jeweils ein Vorsatzblatt eingefügt. Vorne eingelegt sind ein Zettel mit der Angabe „S Martino al Tagl Necrologio 1400–1500“ sowie ein Umschlag mit Fotos, die den Zustand der Handschrift vor der Restaurierung dokumentieren. – Zwei Seiten der Handschrift sind abgebildet bei Fabio Metz, L'archivio parrocchiale (wie Anm. 47) S. 299 und 310.

[70] Siehe Anm. 73.

[71] Zum Heiligenkalendar des alten Katapan siehe die Übersicht bei Metz (wie Anm. 13) S. 53–58.

selbe Schreiber am Werk war. Eine eingehendere paläographische Analyse ist an dieser Stelle nicht möglich. Sollte sich jedoch bei einer genaueren Untersuchung bestätigen, dass der Grundbestand des Nekrologs und die chronikalischen Aufzeichnungen von ein und derselben Hand herrühren, so könnte eine detaillierte Bestimmung der Toteneinträge zur engeren Eingrenzung des Zeitpunkts führen, zu dem die Chronik niedergeschrieben wurde.[72] Und wenn sich erweisen sollte, dass das nach Venedig gelangte Einzelblatt aus dem alten Katapan stammt, so wäre zu vermuten, dass der gesamte Codex erst nach dem Jahre 1379/80, dem Datum des letzten in der Chronik erfassten Ereignisses, angelegt worden ist.[73]

Der „catapan vecchio" setzt sich aus insgesamt 50 Pergamentblättern zusammen. Er besteht aus sechs Quaternionen, wobei der letzten Lage am Ende zwei Einzelblätter beigebunden sind. Jeder Quaternio umfasst jeweils zwei Monate des Kalendar-Nekrologs und ist für die Aufnahme der Tagesdaten, der Heiligennamen und der Memorialeinträge liniiert. Die anschließenden beiden Einzelblätter (fol. 49 und fol. 50, von dem nur ein Fragment des linken Blattrandes überliefert ist) weisen keine Liniierung auf und enthalten Aufzeichnungen aller Art, unter anderem auch historiographische Notizen. Auf beiden Blättern wurden Eintragungen zu Messstiftungen und Anniversarfeiern vorgenommen, auf fol. 49r steht überdies eine Notiz zur Weihe der Martinskirche durch den Bischof von Concordia am 21.

---

[72] So ist beispielsweise im *catapan vecchio*, fol. 4r, zum 25. Januar (*VIII kl. febr.*) eingetragen: *Anno domini M°CCCC°VI° Obiit Nobilis et Egregius Miles Dominus Dominus Ricardus de Valvasono.* Die Schrift scheint jener der anlegenden Hand auf dem venezianischen Pergamentblatt sehr ähnlich und ist möglicherweise sogar mit ihr identisch.

[73] Die Annahme von Metz (wie Anm. 13) S. 52, der *catapan vecchio* sei im Jahre 1326 angefertigt worden, beruht auf der Lesung des erwähnten Eintrags auf fol. 49v. Doch sind gerade die Inkarnationsjahre in dieser Notiz nicht mehr vollständig zu entziffern: *In Christi nomine amen, anno domini millesimo ... centesimo vigesimo sexto, indictione IIII ... emtus fuit iste liber anniversariorum ecclesie sancti Martini de super Valvesonum.* Nicht genau bestimmbar ist die Jahrhundertzahl. Zu beachten ist, dass die 4. Indiktion nicht ins Jahr 1326, sondern ins Jahr 1426 fällt, vgl. H. Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit 1: Glossar und Tafeln, Hannover 1891 (Ndr. Aalen 1970), Tafel XIV.

Oktober 1512[74] und eine Nachricht über den Türkeneinfall in Friaul im Jahre 1499.[75] Zudem ist auf fol. 49r ein Eintrag zu finden, der den Tod des Priesters *Petrus de Parma* zum 3. Februar 1512 verzeichnet und Bestimmungen zu seinem Jahrtagsgedächtnis enthält.[76] Da es aber gerade dieser Geistliche ist, der auf der Rückseite des venezianischen Pergamentblatts einige Nachrichten festgehalten hat, möchte man annehmen, dass zwischen der „Chronik von Valvasone" und dem alten Katapan von San Martino ein Zusammenhang besteht. In der Tat ist auf fol. 1r des Katapans ein Eintrag aus dem Jahre 1481 zu finden, der einen Pestausbruch in Valvasone meldet und in paläographischer Hinsicht sehr große Ähnlichkeit mit den erwähnten Aufzeichnungen des Pietro da Parma aufweist. Die Entzifferung der Notiz gelingt allerdings nur teilweise: *1481 multi perierunt a peste in Valvason, inter quos obiit venerabilis vir presbiter ... plebanus Valvasoni ac frater Maichus de Asuno etiam obiit presbiter ... Antonius ... beneficiatus in Valvasono, postquam venit presbiter ... obiit a peste. Eodem anno obiit etiam presbiter Gualterius beneficiatus in ... in terra Valvasoni.*

Der Verdacht, dass das venezianische Blatt dem alten Katapan von San Martino entnommen ist, erhärtet sich weiter, wenn man Größe, Beschaffenheit und Überlieferungszustand beider Handschriften in die Betrachtung einbezieht. Die Blätter des Katapan haben eine Höhe von 30 cm, während ihre Breite zwischen 24 und 24,5 cm schwankt. Das venezianische Einzelblatt ist 30,4 cm hoch; an den Seitenrändern ist es jedoch sehr stark beschnitten und misst daher an der breitesten Stelle nur noch 21,2 cm.[77] Das venezianische Blatt ist

[74] Regest bei Metz (wie Anm. 47) S. 256.

[75] Da die Tinte stark verblasst ist, lässt sich die Notiz nur noch zum Teil entziffern: *1499 de setenbris corse i turchi in la patria de Frioli et pasono la ... et corseno fino a San Cassan apreso Concordia et preseno asai cristiani sia picoli et grandi ... piu de quindese millia anime sia morti o menadi via ... quali apreso Valvason* ... (es folgt noch eine weitere unleserliche Zeile). – Zur Türkeninvasion des Jahres 1499 siehe Paschini (wie Anm. 4) S. 762f. Vgl. auch die Quellenzusammenstellung bei G. Marchesini, Annali per la storia di Sacile anche nei suoi rapporti con le Venezie, Sacile 1957, S. 1028ff.

[76] *1512 in die sancti Blasii dominus presbiter Petrus de Parma rector ecclesie sancti Martini qui donavit dicte ecclesie sancti Martini decem ducatos* ... Vgl. zum Tod des Pietro da Parma auch den Eintrag auf fol. 5r des Nekrologs.

[77] Siehe oben S. 118.

ebenso wie fol. 49 des Katapans nicht liniiert. Der linke Seitenrand des venezianischen Pergamentblatts weist in der oberen Hälfte, vor allem aber im unteren Drittel größere Ausbruchstellen auf, die teilweise durch „Begradigungen" verkleinert oder beseitigt worden sind. Bemerkenswert ist nun, dass auch fol. 48 und fol. 49 des Katapans am unteren linken Blattrand stark beschädigt sind und größere Fehlstellen aufweisen. Es kommt hinzu, dass auf fol. 48, auf fol. 49 und auf dem venezianischen Blatt Stockflecken festzustellen sind, die sich in allen drei Fällen auf den linken Blattrand konzentrieren. Die auffälligen Parallelen geben zu der Vermutung Anlass, dass sich die „Chronik von Valvasone" ursprünglich am Ende des Katapans befunden haben könnte: Zu erwägen wäre, ob das venezianische Blatt ursprünglich auf fol. 49 folgte, ehe es aus dem Codex herausgelöst wurde.[78]

Wenngleich die codicologisch-paläographischen Untersuchungen damit noch keinen sicheren Beweis für die Herkunft des „Chronicon Valvasonense" aus dem „catapan vecchio" von San Martino geliefert haben, so kann aufgrund der bisherigen Beobachtungen kein Zweifel daran bestehen, dass das venezianische Pergamentblatt mit der darauf verzeichneten „Chronik" demselben handschriftlichen Kontext angehört wie das Nekrolog von San Martino. Dafür sprechen, wie gezeigt werden konnte, nicht nur paläographische Indizien, sondern auch unübersehbare inhaltliche Bezüge.

Man wird den historischen Quellenwert des hier erstmals in seiner Gesamtheit und in seinem überlieferungsgeschichtlichen Zusammenhang vorgestellten „Chronicon Valvasonense" – auch im Vergleich zu anderen friulanischen Chroniken der Zeit[79] – nicht überschätzen wollen. Und dennoch verdienen die historiographischen Aufzeichnungen aus der Kirche San Martino al Tagliamento als Zeugnisse der Geschichtsschreibung im Umkreis eines friulanischen Herrensitzes des späten Mittelalters die ihnen gebührende Beachtung. In der Zweiteilung des Chroniktextes, der in eine vom Chronicon Spilimbergense

[78] Die Foliierung würde einer solchen Annahme nicht im Wege stehen. Wahrscheinlich ist nur die mit Tinte vorgenommene Foliierung von „1" bis „49" der Anlagezeit der Handschrift zuzuordnen, während die Folioangabe „50" auf dem heute den Codex abschließenden Fragment von einer rezenten Hand mit Bleistift hinzugefügt wurde.

[79] Siehe oben S. 113 ff. und 116 f.

abhängige Partie (von 1241 bis 1302) und einen eigenständigen Abschnitt (von 1350 bis 1379/80) zerfällt,[80] spiegelt sich der Wandel in den Herrschaftsverhältnissen am rechten Ufer des Tagliamento im 13. und 14. Jahrhundert.

Zunächst im Besitz eines ghibellinischen Geschlechts, das mit der Familie der Sbroiavacca verwandt war, gelangte das Kastell Valvasone nach der Mitte des 13. Jahrhunderts unter die Hoheit der Herren von Spilimbergo.[81] Zum Lohn für seine Treue erhielt Walterpertoldo II. von Spilimbergo im Jahre 1268 vom Patriarchen Gregor von Montelongo die Hälfte der Burg Valvasone zu Lehen.[82] Im Mai 1281 trug Walterpertoldo dem Patriarchen Raimondo della Torre alle Lehen der Kirche von Aquileja mit der Bitte auf, sie seinem Neffen Giovanni di Zuccola zu übertragen. Nachdem dies geschehen war, investierte Giovanni di Zuccola im Dezember 1281 seinen Onkel mit den ihm übergebenen Lehen, darunter auch mit dem Kastell Valvasone samt Zubehör (*ad feudum habitantie de sua gaudente tenuta de castro Valvasoni secundum ut habebat ipsum castrum a domino Patriarcha aquileiensi et de patriarchali Ecclesia cum omnibus finibus et bonis sibi pertinentibus pro dicto castro*).[83]

In den Auseinandersetzungen um das Erbe der Spilimbergo gelang es 1293 den Brüdern Simone, Warnerio und Odorico di Cucagna, die Burg Valvasone unter ihre Kontrolle zu bringen.[84] Damit beginnt die Geschichte der zweiten Dynastie von Valvasone, denn Simone I. und seine Nachfolger konnten sich im Besitz der Burg auf Dauer behaupten. Vom Patriarchen Raimondo della Torre mit Valvasone belehnt, kaufte Simone seinen beiden Brüdern ihre Anteile an Burg und zugehörigen Besitzungen und Rechten ab.[85] Er wurde zum Stammvater des neuen Geschlechts,[86] das seinen Herrschaftsbereich rund um

[80] Siehe oben S. 121 ff.

[81] C.G. Mor, Note critiche sul feudo di Valvasone, in: Valvason – Volesòn, 56ⁿ congres der Societat Filologjche Furlane, 16 setembar 1979, Udine 1979, S. 45–49.

[82] C.G. Mor, La successione di Giovanni di Zuccola a Spilimbergo, in: N. Cantarutti/G. Bergamini (Hg.), Spilimbèrc, 61ᵐ congres der Societat Filologjche Furlane, 23 di setembar 1984, Udine 1984, S. 25–42, S. 27 und Doc. III S. 35 f.

[83] Ebd. Doc. V S. 36–38 und S. 28 ff. zu den Hintergründen.

[84] Ebd. S. 31 ff.; ders. (wie Anm. 81) S. 47 f.

[85] Carreri (wie Anm. 53) 11/I, S. 112 f.

[86] Siehe dazu die Genealogie ebd. 11/II, S. 135 ff.

Valvasone in einem spannungsreichen Konkurrenzverhältnis zu den Herren von Spilimbergo ausbaute und abgrenzte. 1332 und wieder 1358 wurden durch Schiedssprüche die Jurisdiktionsbezirke der beiden Familien voneinander geschieden. Am 3. Februar 1332 wurde *Rizardus* und *Odorlicus de Valvasono* die Blutgerichtsbarkeit in einem Bezirk übertragen, der folgendermaßen umschrieben wird: *in plebe Cose a confinibus S. Georgii inferius, in S. Martino, in Pustuncico, in Arzino, et in Arzinutto, in Valvasono et in eorum confinibus.* Die Ausübung dieser Rechte sollte ihnen *sine contradictione ... Dominorum de Spegnimbergo* zustehen. 26 Jahre später, am 25. Juni 1358, wurde diese Grenzziehung durch einen neuerlichen Schiedsspruch bestätigt.[87] Im selben Zeitraum erlangte auch die Kirche von Valvasone ihre Autonomie von der *pieve* San Giorgio di Richinvelda, die zum Hoheitsbereich der Herren von Spilimbergo gehörte.[88]

Zweifelsohne standen die Herren von Valvasone in den Jahrzehnten nach der Mitte des 14. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihres politischen Einflusses und ihres Ansehens. Das Prestige, das sie sich erworben hatten, wurde nicht zuletzt darin sichtbar, dass König Karl IV. die Enkel von Simone I., Simone II., Ulvino und Giovanni, am 19. Oktober 1354 auf dem Zug zur Kaiserkrönung in Rom mit seinem Besuch auf der Burg Valvasone beehrte. Dies berichtet die Chronik

---

[87] Zur Abgrenzung der Jurisdiktionsbezirke von Spilimbergo und Valvasone siehe G. Bianchi, Documenti per la storia del Friuli dal 1326 al 1332, Udine 1845, Nr. 720 S. 559 f.; F. di Manzano, Annali del Friuli ossia raccolta delle cose storiche appartenenti a questa regione, IV, anno 1311 dell'età volgare al 1341, Udine 1862, S. 335 (Schiedsspruch vom 3. Februar 1332); F. C. Carreri, Spilimbergensia Documenta Praecipua ab anno 1200 ad annum 1420 ... summatim regesta, Reale Deputazione Veneta di Storia Patria. Miscellanea di Storia Veneta, serie 2, 3, Venezia 1895, S. 17 f. (Schiedsspruch vom 25. Juni 1358).

[88] Siehe oben S. 131 f. – Zum Besitz der Herren von Spilimbergo siehe C. G. Mor, Il feudo di Spilimbergo, in: C. Furlan/I. Zannier (Hg.), Il Duomo di Spilimbergo 1284–1984, Maniago 1985, S. 9–22. – Zum Verhältnis zwischen den Spilimbergo und den Valvasone siehe auch S. Bortolami, Spilimbergo a metà Trecento: una società in formazione, in: ders. (Hg.), Spilimbergo medioevale. Dal libro di imbreviature del notaio Supertino di Tommaso (1341–1346), Spilimbergo 1997, S. 59–111, S. 69.

von Valvasone und beeilt sich hinzuzufügen, dass Simone auf dem Romzug vom Herrscher zum Ritter geschlagen worden sei.[89]

Die Kastellane von Valvasone hatten wie jene von Spilimbergo Sitz und Stimme im friulanischen Parlament,[90] konnten sich allerdings in ihrer politischen Bedeutung und militärischen Stärke mit diesen nicht messen. Dies zeigen in aller Klarheit die Aufgebotslisten des friulanischen Heeres von 1327, aus der Amtszeit des Patriarchen Pagano Della Torre also, und von 1360, als Lodovico Della Torre auf dem Patriarchenstuhl saß.[91] Die sogenannte *talea militiae*, die den Umfang der militärischen Dienstverpflichtungen der einzelnen Mitglieder des Parlaments anzeigt, verzeichnet für die Herren von Spilimbergo (*Spigambergum/Spegnemberch*) 12 *elmi* (Kontingent von drei Berittenen) und 2 Bogenschützen (*baliste*).[92] Die Herren von Valvasone dagegen wurden im Rahmen der Familiengemeinschaft der Cucagna zur Truppenstellung herangezogen: Die Kastellane von *Cucanea* (Cucagna), *Pertinstain/Pertinstayn* (Partistagno) und *Valvasonum/Valvesonum* hatten insgesamt nur 16 *elmi* und 4 *baliste* aufzubieten. Der Anteil der Valvasone am friulanischen Heer war folglich um einiges geringer als jener der Spilimbergo.

Wie aus der *talea militiae* von 1327 und 1360 hervorgeht, zählten die Kastellane von Valvasone weiterhin zum Familienverband der Cucagna. Zwar hatten sie sich 1293 die alleinige Herrschaft über die namengebende Burg Valvasone gesichert,[93] doch teilten sie sich mit den anderen Zweigen des Hauses die Besitz- und Jurisdiktionsrechte in Faedis und den zugehörigen Orten, mit denen die Cucagna im Jahre

---

[89] Siehe dazu den Kommentar zur Edition. – Zu Simone II. di Valvasone siehe auch die biographischen Notizen bei Carreri (wie Anm. 53) 11/II, S. 137ff.

[90] Zum friulanischen Parlament siehe: P.S. Leicht (Hg.), Parlamento Friulano I (1228–1420), Teil 1, Atti delle Assemblee costituzionali italiane dal medio evo al 1831, serie 1, sezione 6, Bologna 1917 (Ndr. Bologna 1968).

[91] Ebd. Nr. 79 S. 67f. und Nr. 187 S. 180f.

[92] Zur *talea* siehe ebd. S. LXXVIIff. und S. CXVIff.; E. Traversa, Das Friaulische Parlament bis zur Unterdrückung des Patriarchates von Aquileja durch Venedig (1420) (Erster Teil), Wien – Leipzig 1911, S. 105ff.; C. von Czoernig, Das Land Görz und Gradisca. Geographisch-statistisch-historisch dargestellt, Wien 1873, S. 418ff.

[93] Siehe oben S. 142.

1275 vom Patriarchen belehnt worden waren.[94] Im Chronicon Spilimbergense tritt Simone II. di Valvasone unter dem Namen *Symon de Cucanea de Valvasono* auf.[95]

Auch der Familienzweig der Kastellane von Cucagna war in nähere Beziehungen zu Karl IV. getreten. Odorico (Ulrich) soll mit Zustimmung seines Vaters Gerardo di Cucagna im Solde Karls IV. in Deutschland gekämpft haben.[96] Im Jahre 1355 wies ihm der Kaiser für die geleisteten Dienste eine jährliche Pension von 250 Florenen aus der Florentiner Reichssteuer an, ein Gunsterweis, der 1357 erneuert wurde.[97] Wie Simone II. di Valvasone scheint auch Gerardo di Cucagna zu den Begleitern Karls IV. auf dessen Romzug gehört zu haben. Das Chronicon Spilimbergense berichtet, der Luxemburger habe nach seiner Kaiserkrönung neben Walterpertoldo di Spilimbergo, Pagano und Francesco di Savorgnano auch einen Angehörigen der Cucagna auf der Tiberbrücke zum Ritter geschlagen.[98]

---

[94] Carreri (wie Anm. 53) 11/I, S. 119f.; E. Degani, Dei signori di Cucagna e delle famiglie nobili da essi derivate. Note storiche, Pagine friulane 8 (1895) S. 105–109, 122–125, 137–142, 154–158, S. 122f.

[95] Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 56. – Siehe auch die Erfassung der Angehörigen der verschiedenen Zweige des Familienverbandes unter dem Namen *Cucanea* im Protokoll der Parlamentssitzung vom 29. September 1327: Leicht, Parlamento Friulano (wie Anm. 90) Nr. 77 S. 63.

[96] Degani (wie Anm. 94) S. 156.

[97] J.F. Böhmer, Regesta Imperii VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346–1378, hg. und ergänzt von A. Huber, Innsbruck 1877 (Ndr. Hildesheim 1968) Nr. 2165 und Nr. 2595. Nach dem Tode Odoricos entbrannte zwischen Schinella di Cucagna (zu ihm weiter unten) und dem Neffen des Patriarchen Markwart von Randeck ein lang anhaltender Rechtsstreit um diese Jahrespension: Siehe dazu Th. E. Mommsen, Italienische Analekten zur Reichsgeschichte des 14. Jahrhunderts (1310–1378), Schriften der MGH 11, Stuttgart 1952, Nr. 335 S. 136f., Nr. 336 S. 137, Nr. 346 S. 140f., Nr. 347 S. 141, Nr. 352 S. 142f. , Nr. 353 S. 143. Karl IV. erteilte Florenz im Mai 1373 schließlich die Anweisung, Schinella aus der Reichssteuer jährlich 250 Florenen auszuzahlen: A. Huber, Additamentum primum ad J.F. Böhmer, Regesta Imperii VIII. Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346–1378, Innsbruck 1889, Nr. 7378 und Nr. 7380. Siehe auch R. Bouillon, Die Beziehungen zwischen Aquileia und Karl IV. während der Amtszeit der Patriarchen Nikolaus von Luxemburg und Lodovico della Torre (1350–1365), Phil. Diss. Münster 1989 (veröffentlicht 1991) S. 153f.

[98] Die Abschrift Ongaros in der Biblioteca Civica Guarneriana in San Daniele del

Im Konflikt zwischen dem Patriarchen Lodovico Della Torre und Herzog Rudolf von Österreich bezogen die einzelnen Angehörigen der Familiengemeinschaft der Cucagna allerdings entsprechend ihrer Interessenlage ganz unterschiedliche Positionen. Simone II. di Valvasone hielt seinem Lehnsherrn unverbrüchlich die Treue und wurde deshalb von Rudolf gemeinsam mit Francesco di Savorgnano in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft zuerst nach Venedig mitgeführt und dann nach Wien verbracht.[99] Schinella di Cucagna, der jüngste Sohn des Gerardo und Bruder des Odorico di Cucagna, der als Generalkapitän die Truppen des Patriarchenstaats im Kampf gegen den habsburgischen Eindringling anführte, trat hingegen bereits kurz nach Ausbruch der Feindseligkeiten, am 9. September 1361, ins Lager Rudolfs über, den er als seinen wahren Herrn anerkannte und dem er ebenso wie seinen Brüdern, Erben und Nachfolgern eidlich Gehorsam und Unterstützung zusagte. Ein weiterer Angehöriger des Familienverbandes der Cucagna, *Facina de Perchtenstain* (Partistagno), schloss sich diesem Unterwerfungsakt an.[100]

Der Bruder Schinellas, Odorico di Cucagna, stritt im Gegensatz dazu weiterhin für die Sache des besiegten und gedemütigten Patriarchen. Gemeinsam mit dem Kanzler Lodovicos, Paulinus, unternahm er im Auftrage des Patriarchen eine Reise an den kaiserlichen Hof, um auf Karl IV. im Sinne des in Wien gefangen gehaltenen Kirchenfürsten einzuwirken.[101] Zeugnis und Frucht der Anwesenheit Odoricos am

---

Friuli (wie Anm. 10), fol. 62r (pag. 13), weist an dieser Stelle eine Lücke auf: ... *fuerunt ab eodem domino imperatore creati nobiles viri domini Franciscuttus de Savorgnano... de Cuchanea* ... Die Ergänzung *Gerardo* im Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 46. Die Darstellung in der Chronik der Patriarchen von Aquileja (wie Anm. 17) Appendix S. 14 weicht hiervon allerdings ab: Ihr zufolge gehörten zum Gefolge Karls IV. *Valterpertoldus de Spilimbergo, D. Franciscus de Savorgnano, D. Paganus de Savorgano, et D. Gerardus de Carnea* ... Bei dem zuletzt aufgeführten Namen dürfte es sich um eine Verschreibung von *Gerardus de Cucanea* handeln. Im Zusammenhang mit der Ritterweihe auf der Tiberbrücke nennt die Chronik der Patriarchen von Aquileja freilich außer *Valterpertoldus de Spilimbergo* die *nobiles Viri Ludovicus de Cucanea, Franciscus et Paganus de Savorgnano.*

[99] Siehe dazu die Anm. 45 und 46 Anhang. Siehe auch oben S. 135 unten S. 150.

[100] Siehe dazu die Anm. 42 Anhang.

[101] Zahn (wie Anm. 23) Nr. 138 S. 171 (Schreiben des Patriarchen Lodovico Della

Hof ist offenbar die Urkunde, mit dem Karl IV. am 15. Januar 1362 Odorico (Ulrich) selbst und seinen Bruder Schinella zu lateranensischen Pfalzgrafen erhebt.[102] Odorico di Cucagna empfing das Privileg zu einem für sein Anliegen äußerst günstigen Zeitpunkt, hatte sich doch Rudolf IV. an der Jahreswende 1361/62 von seinem bisherigen Bündnis mit Karl IV. gelöst und am 7. Januar 1362 eine Allianz mit König Ludwig von Ungarn geschlossen, die sich ausdrücklich auch gegen den Kaiser und seinen Bruder, Markgraf Johann von Mähren, richtete.[103] Karl, der seinem Schwiegersohn im Sommer und Herbst 1361 noch Beistand im Kampf gegen den Patriarchen von Aquileja geleistet hatte, sah sich zu einer politischen Wende genötigt. Auf seine Veranlassung hin verpflichteten sich die Kurfürsten auf einem Hoftag im März 1362, Herzog Rudolf und seine Brüder niemals zu römischen Königen zu wählen. Zugleich wurde der Habsburger aufgefordert, den Patriarchen von Aquileja umgehend freizulassen.[104]

Vor diesem Hintergrund ist das Dokument vom 15. Januar 1362 zu betrachten, mit dem Odorico und Schinella di Cucagna zu lateranensischen Pfalzgrafen ernannt werden. Bemerkenswert daran ist, dass nicht nur der dem Patriarchen Lodovico treu ergebene Odorico, sondern auch sein zum Herzog von Österreich abgefallener Bruder

---

Torre an Karl IV. aus dem Jahre 1362). Aus diesem Dokument geht hervor, dass Odorico und Paulinus von Lodovico entweder zu Beginn seiner erzwungenen Reise nach Wien oder in der Anfangsphase seines Aufenthalts in Wien (*in exordio quasi transmigracionis mee*), also offenbar im Herbst 1361, zum Kaiser gesandt worden waren.

[102] J.F. Böhmer/A. Huber, Regesta Imperii VIII (wie Anm. 97) Nr. 3812; J. Valentinelli, Regesta documentorum Germaniae historiam illustrantium. Regesten zur deutschen Geschichte aus den Handschriften der Marcusbibliothek in Venedig 1, Nendeln/Liechtenstein 1976 (separater Ndr. aus den Abh. der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Historische = III. Classe, Bd. 9 = Denkschriften 35, München 1866, S. 357–923) Nr. 293 S. 112. Die Urkunde ist in einer Abschrift des 18. Jahrhunderts in der Handschrift Venedig Marc. Lat. XIV, 48 (4237), fol. 197v–198r, überliefert.

[103] Siehe dazu die Anm. 47 und 48 Anhang.

[104] Siehe jüngst U. Hohensee, Herrschertreffen und Heiratspolitik. Karl IV., Ungarn und Polen, in: U. Hohensee/M. Lawo/M. Lindner/M. Menzel/O. B. Rader (Hg.), Die Goldene Bulle. Politik – Wahrnehmung – Rezeption, Bd. 2, Berichte und Abhandlungen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Sonderband 12, Berlin 2009, S. 639–664, S. 652f.

mit dieser Würde ausgezeichnet wurde. Offenbar zielte der Gunsterweis darauf ab, Schinella wieder in das Lager des Patriarchen hinüberzuziehen, zu dessen Unterstützung der Kaiser sich jetzt entschloss. Allerdings hatten die Bemühungen um Schinella nicht den gewünschten Erfolg, denn dieser hielt bis zum Ende des Konflikts unbeirrbar zur Partei des Habsburgers.[105] Öffentlich zum Rebellen erklärt, nahm er 1363 in führender Position an den österreichischen Kriegsoperationen in Friaul teil. So war er an dem – in der Chronik von Valvasone geschilderten[106] – fehlgeschlagenen Angriff auf das Heer des Patriarchen bei San Vito al Tagliamento und an dem Vorstoß gegen Valvasone beteiligt, bei dem der Ort eingeäschert wurde. Am 23. September 1363 erschien Schinella di Cucagna vor Rudolf IV. in Meran, um gegenüber den Herzögen von Österreich das Versprechen zu beeiden, dass er mit seinen Nachkommen und Erben *sub ipsis et eorum dicione tamquam fideles et devoti servitores et vasalli imperpetuum remanere* wollte.[107] Am 23. Dezember 1363 unterstellte Rudolf IV. Schinella di Cucagna durch eine ebenfalls in Meran ausgestellte Urkunde seinem besonderen Schutz.[108]

Odorico di Cucagna und der Kanzler Paulinus waren jedoch nicht die einzigen Friulaner, die sich im Januar 1362 am Hofe Karls IV. in Nürnberg aufhielten. Auch Francesco di Savorgnano und Simone di Valvasone stellten sich damals beim Kaiser ein, wie einem Brief des Patriarchen Lodovico Della Torre vom 1. Februar 1362 zu entnehmen ist.[109] Sie hatten Wien ohne Erlaubnis Herzog Rudolfs IV. verlassen, um das Reichsoberhaupt im Auftrage des Patriarchen zu einer Intervention zugunsten ihres Herrn zu bewegen. Odorico di Cucagna und sein Verwandter Simone di Valvasone müssen sich gleichzeitig in der Umgebung Karls IV. aufgehalten haben, denn dieser ließ am 14. oder 15. Januar 1362 ein Diplom ausstellen, durch das den

---

[105] Vgl. hierzu und zum Folgenden Degani (wie Anm. 94) S. 157.

[106] Siehe dazu die Edition mit Anm. 49 Anhang.

[107] Zahn (wie Anm. 23) Nr. 169 S. 213f.

[108] Ebd. Nr. 177 S. 220.

[109] Ebd. Nr. 131 S. 161ff. (Brief des Patriarchen Lodovico della Torre vom 1. Februar 1362, Wien). Darin fleht der Kirchenfürst die an den Kaiserhof geflohenen Simone di Valvasone und Francesco di Savorgano an, Karl IV. an seine Pflichten als *dominus totius mundi* zu erinnern und für seine Befreiung Sorge zu tragen.

Brüdern Simones, den *nobilibus Vulvino, Henrico et Joanni Militibus Fratribus de Cucanea et de Valvasono* sowie ihren Erben in männlicher Linie die Grafenwürde verliehen wurde.[110] Die Tatsache, dass beide Privilegien gleichzeitig ausgestellt wurden, dass sie im Formular weitgehend übereinstimmen und dass die Zeugen in beiden Fällen identisch sind, spricht entschieden für die Echtheit des letztgenannten, nur in Abschriften des 18. Jahrhunderts überlieferten Stückes. Dies ist deshalb zu betonen, weil die Authentizität des Dokuments von Ferruccio Carreri mit durchaus nachvollziehbaren Argumenten in Zweifel gezogen wurde.[111] So fehlt unter den Begünstigten seltsamerweise Simone II. di Valvasone, dessen Aufenthalt am Hof Anlass der Ausstellung der Urkunde war. Dagegen gibt es gute Gründe zu der Annahme, dass der in dem Diplom erwähnte Enrico zum Zeitpunkt der Privilegierung nicht mehr lebte.[112] Der Vorschlag Carreris, den Namen Enricos durch jenen Simones zu ersetzen, befriedigt freilich ebenfalls nicht – denn zum einen mag man nicht glauben, der in Nürnberg anwesende Simone sei von dem Urkundenschreiber irrtümlich durch seinen Bruder Enrico ersetzt worden, und zum anderen wäre der älteste der Brüder, Simone, in einem solchen Falle vom Urkundenschreiber an der falschen Stelle, nämlich nach seinem jüngeren Bruder Ulvino, eingereiht worden. Das Karlsdiplom gibt also Rätsel auf, die allenfalls partiell zu lösen sind, wenn man eine weitere – verlorengegangene – Urkunde postuliert, die der Kaiser für den ihm besonders ergebenen Simone di Valvasone ausgestellt hätte. Damit wäre allerdings nicht erklärt, warum der wohl bereits verstorbene Enrico in dem Privileg vom 14./15. Januar 1362 unter den Lebenden

---

[110] F.C. Carreri, I Signori di Valvasone creati conti del S.R.I. da Carlo IV.° 1362 15 o 14 gennaio Norimberga, Pagine friulane 16 (1904) S. 121.

[111] Carreri (wie Anm. 53) 11/I, S. 128f. und 11/II, S. 139.

[112] Bei der Abgrenzung der Jurisdiktionsbezirke zwischen den Herren von Spilimbergo und den Herren von Valvasone im Jahre 1358 treten als Vertreter der Valvasone Simone, Giovanni und Ulvino, die Söhne des verstorbenen Rizzardo (I.), sowie ihr Neffe Rizzardo (II.) auf: Carreri (wie Anm. 87) S. 17f. Enrico, der Bruder Simones, Giovannis und Ulvinos und Vater Rizzardos II., fehlt bei diesem Rechtsakt. Das Chronicon Valvasonense spricht davon, dass Karl IV. die Burg Valvasone im Oktober 1354 „zur Zeit der Brüder Simone, Giovanni und Ulvino, der Söhne des verstorbenen Rizzardo" besucht habe. Enrico wird dagegen mit keinem Wort erwähnt. – Zu Enrico siehe Carreri (wie Anm. 53) 11/II, S. 139.

erwähnt wird. Zu bedenken ist zudem, dass nach Ausweis der Überlieferung keiner der Begünstigten und auch keiner seiner Erben sich jemals mit dem Grafentitel geschmückt hat.

Von entscheidender Bedeutung ist allerdings im vorliegenden Zusammenhang, dass sich mit Odorico di Cucagna und Simone di Valvasone gleich zwei Angehörige des Familienverbandes der Cucagna beim Kaiser einfanden, von dem sie sich die Befreiung des Patriarchen von Aquileja aus den Händen Rudolfs IV. und Beistand gegen diesen im Kampf um die Unabhängigkeit Friauls erhofften. Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano lassen sich aufgrund der urkundlichen Überlieferung von Mitte Januar bis Mitte Februar am Kaiserhof nachweisen.[113] Ihre Mission war durchaus von Erfolg gekrönt. Schon wenige Wochen später, im März 1362, konnten die Gefolgsleute des Lodovico Della Torre den Kampf gegen Herzog Rudolf und seine Partei in Friaul wiederaufnehmen und dabei das Reichsbanner aufziehen – zum Zeichen dafür, dass die Sache des Patriarchen vom Kaiser legitimiert und unterstützt wurde.[114] Nach Interventionen des päpstlichen Legaten in Italien und König Ludwigs von Ungarn kam bald darauf auch der Kirchenfürst wieder frei.[115]

Die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Rudolf IV. und Lodovico Della Torre sollten auch in den folgenden Jahren das Geschehen in Friaul bestimmen und erst mit dem Ableben der beiden Protagonisten im Juli 1365 enden.[116] Die innere Zerrissenheit des Patriarchenstaats, in dem Kastellane und Kommunen in eine dem Patriarchen treu ergebene und eine habsburgerfreundliche Partei gespalten waren, spiegelt sich auch in der Familiengemeinschaft der Cucagna-Valvasone-Partistagno wider. Und hatte Odorico di Cucagna im Unterschied zu seinem Bruder Schinella zunächst auf der Seite des Lodovico Della Torre gestanden, so geriet auch er mit zunehmender Dauer und Verschärfung der Fehde in einen Gegensatz zum Kirchenfürsten von Aquileja.

[113] Am 14. Februar 1362 verlieh Karl IV. Francesco di Savorgnano und seinen Erben die lateranensische Pfalzgrafenwürde: Huber, Additamentum primum (wie Anm. 97) Nr. 7076; G. Bianchi, Indice dei documenti per la storia del Friuli dal 1200 al 1400, Udine 1877, Nr. 4302 S. 137.

[114] Siehe Anm. 47 Anhang.

[115] Paschini (wie Anm. 4) S. 531.

[116] Ebd. S. 533 ff.

Im August 1364 trat der Konflikt in ein neues Stadium, als sich der Patriarch und Francesco da Carrara, der Signore von Padua, unter dem Schutz König Ludwigs von Ungarn zu einem gegen die Herzöge von Österreich gerichteten Bündnis zusammenfanden.[117] Lodovico Della Torre schlug bereits Anfang September 1364 gegen die Herren von Spilimbergo los,[118] die ihm seit 1360 feindlich gegenüberstanden und seit Herzog Rudolfs Invasion im Jahre 1361 als Anführer der österreichischen Partei in Friaul gelten können.[119] Ihre enge Anlehnung an die Habsburger und ihre Verbundenheit mit dem „stillen Alliierten" Rudolfs, der Republik Venedig, schlug sich darin nieder, dass sie 1362 mit einem venezianischen Kredit das österreichische Pordenone in Pfandbesitz nahmen[120]. Im Oktober 1364 ließ der Pa-

[117] Zahn (wie Anm. 23) Nr. 184 S. 226ff.; Leicht, Parlamento Friulano (wie Anm. 90) Nr. 207 (richtig: 206) S. 191ff.

[118] Paschini (wie Anm. 4) S. 540.

[119] Siehe dazu die Nachrichten der Chronik von Spilimbergo zu den Jahren 1360 und 1361: Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 1) S. 52 und 54. Walterpertoldo di Spilimbergo hatte bereits am 18. März 1361 in Wien einige Kastelle seiner Familie auf Herzog Rudolf IV. übertragen und sie dann von diesem zu Lehen genommen: F.C. Carreri (wie Anm. 87) S. 19.

[120] Während seines Besuchs in Venedig – siehe dazu Anm. 45 Anhang – verpfändete Herzog Rudolf IV. Pordenone am 4. Oktober 1361 für 8000 Florenen an Giovanni und Eglolfo de Lisca: G. Valentinelli (Hg.), Diplomatarium Portusnaonense, Fontes Rerum Austriacarum II, 24, Wien 1865 (Ndr. Pordenone 1984), Nr. 75 und 76 S. 65ff. Für dieselbe Summe wechselte das Pfandobjekt im Juli 1362 auf Wunsch und mit Zustimmung Herzog Rudolfs in die Hände der Brüder Walterpertoldo und Enrico di Spilimbergo, die sich gegenüber den Habsburgern zu uneingeschränkter Hilfe *contra omnes mundi homines, nullo excluso penitus* verpflichteten: ebd. Nr. 77 und 78 S. 68ff. Die Finanzierung der Transaktion übernahm die Republik Venedig: R. Predelli, I libri commemoriali della Republica di Venezia. Regesti 2, Monumenti storici publicati dalla R. Deputazione Veneta di Storia Patria, Bd. 3, Serie 1, Bd. 3, Venezia 1878, libro VI, Nr. 342 und 346 S. 338; ders., I libri commemoriali della Republica di Venezia. Regesti 3, Monumenti storici publicati dalla R. Deputazione Veneta di Storia Patria, Bd. 9, Serie 1, Bd. 7, Venedig 1883, libro VII, Nr. 8–15 S. 5ff. Am 14. August 1362 teilten die Spilimbergo der Republik Venedig mit, dass sie Pordenone von den Lisca übernommen hatten: Valentinelli, Diplomatarium Portusnaonense., Nr. 79 S. 72. Auf Anweisung Rudolfs IV. übertrugen Walterpertoldo und Enrico di Spilimbergo am 14. November 1364 Pordenone auf die Venezianer Nicolò und Pietro di Boninsegna: ebd. Nr. 84 S. 76f. – Als man im Frühsommer 1363 in Venedig mit einem Krieg gegen Padua rechnete, wandte man sich mit der Bitte um militärischen Beistand

triarch Walterpertoldo und Enrico di Spilimbergo wegen Landesverrats in Abwesenheit den Prozess machen und beide zum Tode verurteilen, ein Urteil, das vom Parlament kurz darauf gebilligt wurde.[121] Walterpertoldo war wenige Wochen zuvor aus der Burg Uruspergo entkommen, die von den Truppen des Patriarchen und des Francesco da Carrara belagert wurde. Er fand zunächst Zuflucht auf der Burg Cucagna und begab sich von dort zum Herzog von Österreich.[122]

Die Aufnahme Walterpertoldos auf Cucagna führte zum Zerwürfnis zwischen Odorico und dem Patriarchen.[123] Dieser machte Odorico und seinem Verwandten Nicolò vor allem den Vorwurf, Walterpertoldo gegen seinen – des Patriarchen – ausdrücklichen Willen wieder freigelassen zu haben. Zur Strafe entzog er Odorico und Nicolò ihren Anteil an der Burg Cucagna und übertrug ihn ihrem Verwandten Simone di Valvasone, der umgehend davon Besitz ergriff. Odorico und Nicolò ersuchten daraufhin Venedig um Vermittlung. Die Republik entsandte in der Tat einen Notar zu Lodovico Della Torre, der im Namen der Cucagna die wenig glaubwürdige Entschuldigung vorbrachte, man habe gegenüber dem Herrn von Spilimbergo so gehandelt, um ihn wieder mit dem Patriarchen auszusöhnen. Zugleich baten die Venezianer darum, den Cucagna die Burg zu restituieren, wobei diese als *speciales amici dominationis nostre* bezeichnet werden. Der Patriarch freilich hielt die Handlungsweise der Cucagna gegenüber Walterpertoldo für einen unverzeihlichen Fehler, der geeignet sei, den Krieg weiter zu verlängern, und erklärte, in der Frage der Rückgabe der Burg einer Entscheidung des Parlaments nicht vorgreifen zu wollen. Im Februar 1365 beauftragte der Doge Lorenzo Celsi die venezianischen Gesandten, die einen Frieden zwischen dem Patriarchen von Aquileja und Francesco da Carrara auf der einen und dem Herzog von

---

auch an die Herren von Spilimbergo. Diese sagten die Stellung von 100 Barbuten zu: Zahn (wie Anm. 63) S. 422 f.

[121] Zahn (wie Anm. 23) Nr. 198 S. 244 ff.: Leicht, Parlamento Friulano (wie Anm. 90) Nr. 208 S. 196.

[122] Paschini (wie Anm. 4) S. 540.

[123] Zum Folgenden siehe die bei Zahn (wie Anm. 23) Nr. 214 S. 279 ff. abgedruckte Instruktion des Dogen Lorenzo Celsi vom 9. Februar 1365 an die venezianischen Gesandten, die zwischen den Kriegsparteien einen Frieden vermitteln sollten (hier S. 282 f.).

Österreich auf der anderen Seite vermitteln sollten, den Patriarchen Lodovico darum zu ersuchen, die Cucagna wieder in Gnade aufzunehmen und ihnen ihre Burg zurückzuerstatten.

Ob die Venezianer mit ihrer Fürsprache sogleich Erfolg hatten, ist unbekannt. Es könnte aber sein, dass es in den folgenden Monaten zu einem Ausgleich zwischen dem Patriarchen und den Cucagna gekommen ist. Als nämlich am 27. Mai 1365 in Cividale der Rat des Parlaments unter Vorsitz Lodovico Della Torres zusammentrat, waren unter anderem auch *Simon miles de Valvesono* und *Odoricus miles de Cucanea* zugegen.[124] Da ein Einfall Herzog Albrechts III. von Österreich, des Bruders Rudolfs IV., in Friaul befürchtet wurde, beschloss die Versammlung, einen Teil der friulanischen Truppen in San Daniele und einen anderen in Valvasone zu stationieren.

Dieser knappe Überblick über die Geschichte des Familienverbandes der Cucagna in den 50er und 60er Jahren des 14. Jahrhunderts verdeutlicht in exemplarischer Weise, wie tief die Gegensätze zwischen den häufig im Bunde mit auswärtigen Mächten agierenden Adelsfamilien Friauls waren und wie sehr diese Konflikte die innere Stabilität des Patriarchenstaates aushöhlten. Aus den Auseinandersetzungen zwischen den Inhabern der sedes von Aquileja und den friulanischen Kastellanen und Kommunen sowie aus den Fehden, die diese untereinander ausfochten, ergaben sich für militärisch wesentlich potentere Nachbarn wie Österreich und Venedig Ansatzpunkte für Einflussnahmen, Einmischungen und Interventionen, die stets von neuem eine Bedrohung der Autonomie des Patriarchenstaates heraufbeschworen – und, wie bekannt, seine Eigenständigkeit zu guter Letzt untergruben. Die in der Chronik von Valvasone zusammengestellten historiographischen Notizen gehen auf die Phase höchster existentieller Gefährdung des Patriarchenstaates in den Kriegen gegen Rudolf IV. und seine Verbündeten mit großer Ausführlichkeit ein und zeigen, wie sich die Herren von Valvasone – im Unterschied zu den benachbarten Herren von Spilimbergo und zu manchen Verwandten aus den anderen Familienzweigen der Cucagna – als loyale Stützen ihres Landes- und Lehnsherrn bewährten. Als „Rudolf nichts Geringeres als die Liquidation des Patriarchats zugunsten Habsburg-Österreichs“

[124] Leicht, Parlamento Friulano (wie Anm. 90) Nr. 212 S. 200.

plante,[125] traten die Herren von Valvasone als Verteidiger der Interessen des Patriarchen Lodovico Della Torre auf. Wie der mit ihrer Zustimmung abgeschlossene, gegen die Aggression Rudolfs IV. gerichtete und unter den Schutz des Königs von Ungarn gestellte Bündnisvertrag zwischen dem Patriarchen und dem Signoren von Padua vom 13. August 1364 zeigt, handelten sie auch in dem Bewusstsein, für die Ehre und den Ruhm des heiligen Römischen Reiches und des Kaisers (*ad honorem et gloriam sacri Romani imperii et domini Karoli Romanorum imperatoris*) zu kämpfen.[126]

Die Abhängigkeit des Territoriums von Valvasone von den Herren von Spilimbergo, wie sie bis ins späte 13. Jahrhundert andauerte, und die kirchenorganisatorische Zugehörigkeit des Gebiets zu San Giorgio di Richinvelda, die sich erst im zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts allmählich lockerte, spiegeln sich augenscheinlich darin, dass das Chronicon Valvasonense in seinem ersten Teil vom Chronicon Spilimbergense abgeleitet ist. Die Chronik von Valvasone verstummt mit dem Jahre 1302 für fast ein halbes Jahrhundert, aber auch die Chronik von Spilimbergo wartet in diesem Zeitraum nur mit wenigen Meldungen auf.[127] Wenn beide Quellen ab der Mitte des 14. Jahrhunderts wieder ausführlicher berichten, so gehen sie getrennte Wege. Die Chronik von Valvasone besitzt nun selbständigen Zeugniswert und ist – wenn auch nur für eine kurze Phase – Ausdruck des gewachsenen Selbstbewusstseins der Herren von Valvasone, die in der Person Simones II. zu den höchsten Autoritäten des Reiches in enge Beziehung treten.

---

[125] Das Zitat bei A. Niederstätter, Die Herrschaft Österreich. Fürst und Land im Spätmittelalter (Österreichische Geschichte 1278–1411, hg. von H. Wolfram), Wien 2001, S. 159.

[126] Wie Anm. 117. Das Zitat auf S. 227 (Zahn, Austro-Friulana) bzw. 192 (Leicht, Parlamento Friulano).

[127] Siehe oben S. 114 und 121.

ANHANG
Die Chronik von Valvasone*

Handschriftliche Überlieferung: Venedig, Biblioteca Nazionale Marciana, Cod. Lat. XIV, 101 (2804) „Autographa membrana Mss. Aquilejensia ubi Varia de rebus privatis et publicis, Foro-Juliensibus praecipue, continentur, collegit Justus Abbas Fontaninus, Sanctissimo Domino Nostro Clementi XI a cubiculo honorario", pag. 25/26 (14./15. Jahrhundert); Udine, Civica Biblioteca Vincenzo Joppi, Fondo principale, Ms. 873a „Apographa de Rerum Forojuliensium historica" (Abschrift von Gian Giuseppe Liruti aus dem 18. Jahrhundert), Nr. 670 („Breve Chronicon Forojuliense ex Membrana veteri. Chronicon Forojuliense de ultra Tulmentum etc.") (Li).

Teildruck in: Gian Giuseppe Liruti, Notizie delle cose del Friuli 5, Udine 1777 (Ndr. Bologna 1976); Josef von Zahn, Austro-Friulana. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des Conflictes Herzog Rudolfs IV. von Österreich mit dem Patriarchate von Aquileja, 1358–1365 (Mit Einschluss der vorbereitenden Documente von 1250 an) (Fontes Rerum Austriacarum II, 40) Wien 1877 (Zahn).

(pag. 26)
MCC[L][a] [... , ...][b] fuerunt locuste in maxima multitudine, que comederunt segetes minutas in maiori parte Foroiulii.

---

* *Orts- und Ländernamen werden in ihrer Schreibung unverändert belassen. Haplographien und Dittographien werden nicht eigens kommentiert. Für zahlreiche Hinweise bei der Textgestaltung danke ich Dr. Mathias Lawo, Berlin, sehr herzlich.*

[a] *Sicher lesbar* MCC, *danach folgt mit großer Wahrscheinlichkeit* L. – Anno. MCCL. *Li.*

[b] *Durch Stockflecken etwa zwei Wörter (Zeitangaben?) nicht mehr lesbar.* Anno. MCCL. Fuerunt locuste ... *Li.*

MCCC[c] [..][d] sim[iliter][e] fuit tam magna multitudo locustarum, quod comederunt bladum per totum Foroiulium et per totam Tervisanam et taliter de v[...] [... , ...][f] homines potuerunt[g] aliquid colligere.

A[nno domini] [...][h] Tartari intraverunt Ungarie[i] VIII° kalendas aprilis. Eodem anno sol obscuratus est circha meridiem et tenebre f[uerunt][j] super universam terram in festo sancti Michaelis (1).

M°CCLXVI in sancto Laurentio combustum fuit Spelimbergum (2).

Anno domini M°CC°LVIIII° migravit ad dominum magnificus et potens dominus Eçellinus de Romano (3).

Anno domini M°CC°LXVII Gregorius patriarcha captus fuit a comite Alberto (4). Eodem anno et millesimo mortuus est idem patriarcha (5).

Anno domini M°CC°LXXXVIIII[k] venit dominus Raymundus patriarcha in Foroiulii (6).

Anno domini M°CC°LXXXVIIII destructa est civitas Romula per dominum patriarcham Ra(ymundum) et Veneti fugierunt (7).

Anno domini M°CCLXXXXVIIII mortuus est dominus Raymundus patriarcha die lune ⟨VII exeunte februario⟩[l] (8).

---

[c] MCCXL. *Li.*

[d] *Auf die Jahreszahl folgen etwa zwei unlesbare Buchstaben.*

[e] *Mehrere Buchstaben durch Stockflecken nicht lesbar.* Similiter *Li.*

[f] *Zu Beginn der neuen Zeile* de v *... zu lesen, darauf etwa zwei bis drei Wörter nicht mehr zu entziffern.*

[g] ... et taliter homines non potuerunt ... *Li.*

[h] *Zu Beginn der Zeile Majuskel-*A *zu erkennen, zu* Anno d(omi)ni *zu ergänzen. Die anschließende Jahreszahl nicht lesbar.* Eodem anno ... *Li, mit Bezug auf die Lesung* MCCXL, *vgl. Anm. c.*

[i] Hungariam *Li.*

[j] fuerunt *Li.*

[k] MCCLXXIIII *Li.*

[l] *Textlücke: Einzige Notiz, die der Schreiber nicht mit einem Punkt abgeschlossen hat. Ergänzung nach Chronicon Spilimbergense.*

Anno domini M°CC°LXXXXVIIII° die octavo exeunte iunii fuit privata electio facta[m] in dominum ducem ⟨Poloniae⟩[n] in patriarcham per dominum Bonifacium papam. Et ipsa die dedit patriarchatum domino Petro[o] Gero archiepiscopo Capue (9). Et venit in Foroiulii VIII die exeunte septembris et hospitavit in Spenibergo IIII die exeunte septembris[p] (10).

Anno domini M°CCC° habuit idem dominus patriarcha guerram cum dominis[q] comite Goricie ⟨et⟩ Gerardo de Camino[r], quia dominus G(erardus) acceperat terram de Saccilo (11).

Anno domini M°CCC°I die decimo intrante februario mortuus est idem dominus Petrus patriarcha (12).

Anno domini M°CCC°II° factus est dominus Ottobonus patriarcha et dominus Paganus factus est episcopus Padue (13) et expulsus est dominus Mainfredus capitanius de Med[iola]no[s] et introducti illi de la Turre (14). Et Karlus rex sine terra introivit Florentiam et expulsi sunt illi[t] de Circulis et destructa est quasi finaliter Florentia (15). Et idem dominus Octobonus patriarcha venit in Foroiulii die martis XIIII intrante augusti. Et eodem anno data fuit ei collecta XX sollidorum (16).

Anno domini M°CCCL (17) interfectus fuit venerabilis dominus Bertrandus dei gratia aquiligensis patriarcha iuxta ecclesiam sancti Nicolay de Richinveldo a gente domini comitis de Goricia (18). Et statim post mortem eius venit dux Austrie in Forumiulii ad ipsum pacificandum, scilicet eodem anno (19).

---

[m] factus *Hs.*

[n] *Textlücke; Ergänzung nach Chronicon Spilimbergense.*

[o] Petrus *Hs.*

[p] *Liruti erkennt die Textlücke (siehe Anm. n) zwischen* ducem *und* in patriarcham *nicht, liest an dieser Stelle* in patriarchatum predictum *(statt* in patriarcham per dominum*) und hält dies für eine über der Zeile hinzugefügte Ergänzung zu* venit in Foroiulii. *Er bietet daher folgende Lesung:* ... fuit privata electio facta in Dominum Ducem. Bonifacius Papa ipsa die dedit Patriarchatum D. Petro Gero Archiepiscopo Capue, et venit in Forumjulium in Patriarchatum predictum octavo die exeunte Septembris ...

[q] d(omi)n(u)s *Hs.*

[r] *Zwischen* Goricie *und* Gerardo *Punkt.* ... guerram cum dominis comitibus Goricie et Gerardo de Camino ... *Li; Ergänzung nach Chronicon Spilimbergense.*

[s] *Zwischen* med *und* no *mehrere Buchstaben verwischt.* Mediolano *Li.*

[t] illis *Hs.*

Anno domini M°CCCLI° venit venerabilis dominus Nicolaus frater Caroli imperatoris dei gratia Aquiligensis patriarcha in patriarchatum die XVIII maii (20).

Anno domini M°CCC°LIIII° indictione VII die XVIII mensis aprilis sanguinem pluit in Pustucicho et in Arçinutto et sacerdos cum quibusdam bonis hominibus collegerunt in maxima quantitate et presentatus[u] fuit domino patriarchae[v] et domino episcopo Concordiensi. Et ipsi tunc dederunt ecclesiis[w] sancti Martini et sanctorum Philippi et Jacobi XL[a] dies indulgentie cuilibet ecclesie pro quolibet (21).

Anno domini M°CCC°LIIII° indictione VII[a] die XIX mensis octubris venit dominus Carolus imperator frater venerabilis domini Nicolay patriarce in Valvasonum et fuit pransus in eodem castro ipse cum tota sua gente tempore[x] dominorum[y] Symonis, Johannis et Ulvini fratrum et filiorum[z] condam domini Riçardi de Valvasono militis (22). Eodem anno dominus Symon fuit factus miles a domino imperatore in Lombardia et plures Furlani fuerunt facti milites ab ipso imperatore (23).

Anno domini M°CCC°LVI. Dominus rex Lodoycus Ungarie venit et transivit per Forumiulii et fuit hospitatus in tribus locis in Foroiulii (24). Et unum hospicium fecit prope Sanctum Vitum iuxta ecclesiam sancti Nicolay et hoc fuit die quinto iunii exeunte (25). Et alio die hospitatus fuit Sacilo. Et dominus patriarcha Nicolaus dedit sibi claves Sacilii et ipse retinuit pro se et possuit ibi unum suum capitanium (26). Et tunc recessit et ivit castramentatum Coneglanum et permansit iuxta Coneglanum XII[aa] diebus. Et illi de Coneglano fuerunt concordes cum domino rege et dederunt locum sibi absque bello (27). Et antequam isti fuissent concordes, illi comites de Collalto fuerunt concordes cum eo (28). Isto facto equitavit Tarvisium (29). Et ille dominus de la Scala venit in auxilium eius cum equitibus et peditibus (30). Et ille de Padua fecit [...][bb] idem (31). Et isto eodem anno fecit castramentari circa Zaram (32).

---

[u] presentatum *Hs.*
[v] patriarcha *Hs.*
[w] ecclesie *Hs.*
[x] in presentia *Li.*
[y] domini *Hs.*
[z] filii *Hs.*
[aa] XVI *Li.*
[bb] *Lesung durch Stockflecken beeinträchtigt: Textlücke oder weiteres Wort?*

Alium exercitum posuit in Caputistrie et totum istud quod faciebat, faciebat[cc] contra Venetos. Eodem anno luna amisit[dd] lumen et conversa fuit in sanguinem.

Anno domini M°CCC°LVIII° facta fuit pax inter dominum Lodoycum regem Ungarie et Venetos tali pacto, quod Veneti dimiserunt Croaciam et Dalmaciam et alias terras, que erant regis Ungarie, et dominus rex Ungarie dimisit Venetis omnia castra, [que][ee] acceperat in Tarvisana (33).

Anno domini M°CCC°LVIIII° venit dominus Lodoycus patriarcha in patriarchatum die ultimo mensis augusti (34). Et in eodem anno incepit mortalitas [in][ff] Avençono et ivit quasi per totum Forumiulii et duravit V annis. Et hec mortalitas erat, quia apparebat[gg] una clandula in inguine [et][hh] sub brachio et vivebant tribus diebus vel VIII ad plus et aliqui moriebantur exputatione sanguinis et quando incipiebat mori unus [...][ii] domo nullus remanebat nisi debilior (35).

[A]nno[jj] domini M°CCCLXV venit dominus Marquardus de Randech patriarcha in patriarchatum die dominico ante circumcisionem[kk] domini (36).

[Anno][ll] domini M°CCCLXI. VI mensis aprilis de nocte exivit ignis in una domo in Spilimbergo, qui combussit[mm] quasi totum Spilimbergum (37). [...] [E]odem[nn] anno non pluit a principio mensis martii usque[oo] ad vigesimam die mensis maii.

---

cc factum fuit *Li.*

dd ammisit *Hs.*

ee *Wort vor* acceperat *wegen Beschneidung des Pergaments und Feuchtigkeitsflecken nicht zu erkennen.* ... que acceperat *Li.*

ff *Wort vor* Avençono *wegen Beschneidung des Pergaments nicht lesbar.* ... in Avençono *Li.*

gg appareba *Hs.*

hh *Wort vor* sub brachio *nicht lesbar, da Pergament festgeklebt.* ... et sub brachio *Li.*

ii *Mehrere Buchstaben wegen Beschneidung des Pergaments und Feuchtigkeitsflecken nicht lesbar.* ... in aliqua domo *Li.*

jj *Pergament beschnitten.*

kk circumcisione *Hs.*

ll *Pergament beschnitten.*

mm combussi *Hs.*

nn *Pergament abgerissen.* ... et eo anno ... *Li.*

oo Davor *ad* gestrichen.

[Ann]o[pp] domini M°CCC°LXI die ⟨ ⟩ mensis augusti[qq] venerunt gentes domini ducis Austrie ad dampnificandum Forumiulii (38) et castramentati sunt [...][rr] Sancti Danielis et inciderunt[ss] forte decimam partem vitium[tt] et modicum intraverunt in rus. Et dominus Pertoldus miles de Spilimbergo (pag. 25) una cum gentibus suis et dominus Andrea de Fana simul cum gentibus suis erant cum exercitu domini ducis et tamen modicum damnum eis fecerunt. Ipsis videntibus, quod non potuerunt eis nocere, timuerunt, ne aliqui egrederentur. Venerunt Turritam et illic steterunt pluribus die[bus][uu] (39). Tunc supervenit dominus dux una cum fratre suo et iverunt castramentatum Mançanum et steterunt pluribus diebus ibi et non poterant accipere[vv] (40). S[ed][ww] dominus Tadeus de Manzano dedit sibi cum isto pacto, quod debebat ei dare in feudum, sed postquam habuit, permisit eum stare octo diebus ibi. Et tunc eum expulit et dedit domino comiti de Goricia (41). Et Vutrium sibi isto modo dominus Schinella dedit. Et dominus dux fecit ibi similiter et dedit domino comiti (42). Hoc facto venit iuxta Savorgnanum et tractaverunt pacta dominus patriarcha Lodoycus de la Turre una cum suis sequacibus cum domino duce, quod de illo, quod dominus dux petebat, quod[xx] fuerunt concordes; simul quod dominus Carlus imperator deberet determinare istam questionem et quidquid fecerat contentebantur[yy]; cum isto, quod volebat, quod daret sibi Sclusam et data fuit; et etiam quod dominus patriarcha deberet simul cum eo duce equitare ad imperatorem et deberet ducere secum dominum Symonem militem de Valvasono et dominum Franciscum de Savorgnano et ita fuit affirmatum (43). Dominus patriarcha ivit cum exercitu domini ducis et in itinere fuit ⟨derobatus⟩[zz] (44). Tunc dominus dux voluit ire Venecias per Portum Grugarium et duxit secum dominum Symonem et dominum Franciscum faciendo eis magnum honorem et faciebat sibi quasi omnes expensas (45). Sed postquam fuerunt reversi a Veneciis iverunt Ostaricum una cum domino duce et

---

pp *Pergament abgerissen.*

qq *Tagesangabe fehlt;* de mense augusti *Li.*

rr *Zeilenanfang nicht lesbar, da Pergament abgerissen.* ... in vico *Li, Zahn.*

ss preciderunt *Li.*

tt victum *Hs.;* vitium *Li.*

uu *Pergament abgerissen.*

vv ... et steterunt pluribus diebus, nec poterant accipere illud. *Li.* ... et steterunt pluribus diebus ibi, nec poterant accipere illud. *Zahn.*

ww *Pergament abgerissen.*

xx quod *überzählig.*

yy *so Hs.*

zz *Textlücke.* ... et in itinere fuit. *Li. Ergänzung nach den zeitgenössischen Parallelquellen, siehe oben S. 134 mit Anm. 60.*

recesserunt die VI° octubris (46). Quando fuerunt[aaa] in Ostaricum, tunc imperator incepit facere guerram cum domino duce (47) et dux volebat, quod dominus patriarca daret sibi quamplura[bbb] castra et fecerat fieri unum privilegium cum sua voluntate[ccc] (48).

Anno domini[ddd] M°CCCLXIII die VII° mensis septembris venerunt gentes domini ducis Austrie una cum illis de Spilimbergo et fecerunt ma⟨gnam⟩[eee] revolucionem circa Valvasonem et iverunt ad Sanctum Vitum et ibi erat patriarcha cum suis gentibus et nullus[fff] egressus fuit ad inimicos. Tu[nc][ggg] inimici ecclesie Aquiligensis reversi fuerunt Valvasoni et posuerunt ignem in tegetibus dominorum, scilicet domini Symonis militis et Uluuini[hhh] eius fratris, et ignis de una tegete, que erat penes fossatum burgi, saltavit propter ventum in burgum, ut[iii] combustum sit totum burgum, et in eodem die combusserunt Arçinum et Arçinutum (49).

Anno domini M°CCC°LXIIII° die IIII^to^ mensis iulii posita fuit rugia de Tulimento in Valvasonem per dominum Symonem militem (50).

Anno domini M°CCCLXIIII die VIII mensis augusti venerunt locuste in Forumiulii. Item eiusdem mensis die XVIII venerunt locuste in tanta multitudine quasi harena maris[jjj], quod sol quasi non videbatur, et duravit duabus horis cum dimidia et descenderunt in campos Valvasoni, Arçini, Sancti Laurentii, Sancti Martini, Arçinuti, Pustuncichi, Sancti Georgii et in Urave (51). Et comederunt totum panicum mileum et herbam et folia surgi et permanserunt in istis contratis a tertiis usque ad vesper[as][kkk]. Et tunc recesserunt ultra versus montaneas et pluribus noctibus transibant in tanta multitudine, quod non potest dici. Et post istas venerunt adhuc multe et comederunt residuum, scilicet siliginem, que erat seminata et non revixit pro illo anno; ymo iterum seminaverunt. Item eodem anno dominus Symon de Valvasono miles fecit fieri

---

aaa *davor* fe *getilgt.*
bbb *zwei Wörter Hs.*
ccc suam voluntatem *Hs.*
ddd *Zwischen* sua(m) voluntate(m) *und* Anno domini *Spatium von 4 bis 5 Zeilen.*
eee *Die auf* ma- *folgenden Buchstaben nicht zu entziffern.* magnam *Li, Zahn.*
fff nullius *Hs.*
ggg *Die auf* tu- *folgenden Buchstaben nicht zu entziffern.* tunc *Li, Zahn.*
hhh Uluuni *Hs.*
iii et *Hs.*
jjj quam hactenus numquam *Li.*
kkk *Lesung durch Feuchtigkeitsflecken beeinträchtigt.*

rivum ad ducendum aquam in Valvasono de Tulimento et aqua incepit intrare Valvason die IIII^to^ mensis iulii.

M°CCC°LXXVIIII° die XVI mensis augusti capta fuit Glogia[lll] per dominum Paduanum et per Gen[u]anses et multi fuerunt interfecti. Eodem millesimo recuperata fuit Clogia per illustrissimos sapientes potentes et nobiles dominos ... dominos Venetos et duxerunt captivos[mmm] V^e^ milia, et LX Januenses cum eorum sequacibus perierunt fame (52).

(Nachträge von späteren Händen)

1464 adi 29 marzo noy Tofol de Pieri Lof e Jac° de Chulotta et Zuan de Drea cama[rari][nnn] de la ecclesia de Sant Martin hanno fatto far una crose nova ala dita ecclesia de Sant Martin cum li dinari e cum zerto arzento lo qual haveva la dita ecclesia. La qual crose monta duchaty XXI doro e solidi L^ta^. La qual crose faze m° Thadeo ho[...][ooo] habitante in Speglimbergo adi e milesimo soprascrito e messer Gabriel Ipiçia de Val[...][ppp] presente Zorç de la Mazola habitante in Valvason (53).

Millesimo quadrincessimo septuagessimo usque[qqq] ad millesimum quadrincessimum ⟨septuagessimum⟩[rrr] septimum hec omnia infrascripta fue[runt][sss] (54). Et primo[ttt] venerunt Teucri in patria Foroiulii, combuserunt multas vilas et conduserunt secum multas animas christianas et ocidebant et inpalabant homines et[uuu] multaque malla fecerunt.
Eodem millesimo quidam Andreas[vvv] de Lampognano nobillis interfecit ducem[www] Mediolani in die sancti St[ephani][xxx] in ecclesia sancti Stephani in Mediolano.

[lll] Glogiam *Hs.*
[mmm] captivi *Hs.*
[nnn] *Die auf* cama- *folgenden Buchstaben nicht mehr lesbar.*
[ooo] *Durch Feuchtigkeitsflecken nicht mehr vollständig lesbar.*
[ppp] *Durch Feuchtigkeitsflecken nicht mehr vollständig lesbar.*
[qqq] *Davor* usque se *durchgestrichen.*
[rrr] septuagessimum *in Hs. ausgelassen.*
[sss] *Pergament abgerissen. Die gesamte Zeile fehlt bei Li.*
[ttt] MCCCCLXX. *Li.*
[uuu] et *überflüssig.*
[vvv] Andream *Hs.*
[www] dux *Hs.*
[xxx] *Pergament abgerissen.* In die sancti St[ephani] *fehlt Li.*

Eodem millesimo venerunt multe locuste in quantitate magna et comederunt segetes minutas in partibus Foroiulii, et eo anno non fuit vinum sub postestate Valvasoni, nichil et per totum For[umiulii][yyy], quia conglaciaverunt vites[zzz].
Eodem millesimo venit quidam lupus arabiatus[aaaa] et interfecit multos et multos vulneravit. Inter quos obiit quidam Antonius quondam Iohannis Andree de Postoncicho. Eodem anno [...][bbbb] a peste[cccc].
Ego presbiter Petrus de Parma gubernator ecclesie sancti Martini hec omnia in tempore [...][dddd]

(1) *Chronik von Valvasone und Chronik von Spilimbergo datieren den Einfall der Mongolen in Ungarn auf den 25. März 1241. Tatsächlich waren die Mongolen bereits Anfang März am sog. „Russischen Tor", dem Verecke-Pass, angelangt. Wenige Tage später, am 12. März 1241, kam es zu einem ersten Zusammenstoß zwischen den Eindringlingen und ungarischen Verbänden: Rogerius von Torre Maggiore „Klagelied", in: H. Göckenjan/J. R. Sweeney (Hg.), Der Mongolensturm. Berichte von Augenzeugen und Zeitgenossen 1235–1250, Ungarns Geschichtsschreiber 3, Graz – Wien – Köln 1985, S. 139–186, S. 151.*
(2) *10. August. – Zu den Feuersbrünsten, von denen Spilimbergo im Mittelalter heimgesucht wurde, siehe Chronicon Spilimbergense. Note storiche su Spilimbergo e sul Friuli dal 1241 al 1483, ed. M. D'Angelo, Sequals 1998, S. 16.*
(3) *Ezzelino III. da Romano, geb. 25.4.1194, gest. 1.10.1259; Haupt der Ghibellinenpartei und enger Verbündeter Friedrichs II.; Signore von Verona, Vicenza, Padua, Belluno, Feltre und Trient. Nach der Eroberung Brescias (1258) und dem gescheiterten Versuch, Mailand seiner Herrschaft zu unterwerfen, wurde Ezzelino am 27. September 1259 bei Cassano d'Adda von seinen Gegnern gefangengenommen und nach Soncino verbracht, wo er wenige Tage später starb. Zu den Beziehungen zwischen Ezzelino und Friaul vgl. P. Paschini, Storia del Friuli, [4]1990, S. 326ff. und S. 384f.; R. Härtel, I da Romano e il Friuli, in: C. Bertelli/G. Marcadella (Hg.), Ezzelini, Signori della Marca nel cuore*

[yyy] *Pergament abgerissen.*
[zzz] Nichil et per totum For[umiulii], quia conglaciaverunt vites *fehlt Li.*
[aaaa] *Zu Beginn der folgenden Zeile ist das Wort* rabiosus *notiert (als Korrektur zu* arabiatus*?).*
[bbbb] *Pergament abgerissen.*
[cccc] Eodem anno [...] a peste *fehlt Li.*
[dddd] *Pergament abgerissen, Wort nicht zu entziffern.* ... sancti Martini scripsi hec etc. *Li.*

dell'Impero di Federico II, Milano 2001, S. 33–37. – Die Attribute magnificus et potens *verraten die ghibellinische Gesinnung des Chronisten, vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 79 Anm. 2.*

(4) *Patriarch Gregor von Montelongo (1251–1269) wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1267 von Graf Albert von Görz in Villanova bei Rosazzo überfallen und auf der Görzer Burg festgesetzt: Chronik des Julianus (Annales Foroiulienses), ed. W. Arndt, MGH SS 19, Hannover 1866 (Ndr. Stuttgart – New York 1963) S. 196–222, S. 197; H. Wiesflecker, Die Regesten der Grafen von Görz und Tirol, Pfalzgrafen in Kärnten 1: 957–1271, Publikationen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, 4. Reihe, 1. Abt., Bd. 1, Innsbruck 1949, Nr. 781–783 S. 208f. Zu den näheren Umständen und zu den möglichen Gründen der Gefangennahme des Patriarchen: P. Paschini, Gregorio di Montelongo patriarca di Aquileia, Memorie Storiche Forogiuliesi 12–14 (1916–1918) S. 25–84 und 17 (1921) S. 1–82, hier: Bd. 17, S. 62ff.; ders. (wie Anm. 3 Anhang) S. 388ff.; H. Wiesflecker, Meinhard der Zweite. Tirol, Kärnten und ihre Nachbarländer am Ende des 13. Jahrhunderts, Veröffentlichungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung 16, Innsbruck 1955, S. 48f.; G. Brunettin, L'evoluzione impossibile. Il principato ecclesiastico di Aquileia tra retaggio feudale e tentazioni signorili (1251–1350), in: P. Cammarosano (Hg.), Il Patriarcato di Aquileia. Uno Stato nell'Europa medievale, Ronchi dei Legionari 2000, S. 65–226, S. 85f.; W. Baum, Die Grafen von Görz in der europäischen Politik des Mittelalters, Klagenfurt 2000, S. 65ff.; M. P. Alberzoni, Gregorio da Montelongo, in: DBI 59, Roma 2002, S. 268–275, S. 273.; A. Tillati, Montelongo (di) Gregorio, patriarca d'Aquileia, in: C. Scalon (Hg.), Nuovo Liruti. Dizionario Biografico dei Friulani 1. Il medioevo, L-Z, Udine 2006, S. 553–563, S. 559.*

(5) *Gregor von Montelongo starb am 8. September 1269 in Cividale, vgl. Paschini (wie Anm. 3 Anhang), S. 391. Die Zeitangabe in der Chronik von Valvasone beruht wohl auf einem Irrtum des Kopisten, der seine Vorlage missverstanden hat. – Zur Verwendung von* millesimus *in der Bedeutung „Jahr" (vgl. auch die Einträge zu den Jahren 1379, 1464 und 1470–1477) siehe P. Stotz, Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters 2: Bedeutungswandel und Wortbildung, Handbuch der Altertumswissenschaft 2, 5, 2, München 2000, c. V 57, 5, S. 120. Für diesen Hinweis danke ich Dr. Mathias Lawo, Berlin, sehr herzlich.*

(6) *Raimondo Della Torre aus mailändischem Guelfengeschlecht war am 21. Dezember 1273 von Papst Gregor X. zum Patriarchen ernannt wor-*

den. Er traf am 2. August 1274 in Sacile und am 4. August in Udine ein. Vgl. Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 399. Zu seiner Person: P. Paschini, Raimondo della Torre patriarca di Aquileia, Memorie Storiche Forogiuliesi 18 (1922) S. 45–136; 19 (1923) S. 37–104 und 21 (1925) S. 19–71; N. Covini, Della Torre, Raimondo, in: DBI 37, Roma 1989, S. 656–660; Brunettin (wie Anm. 4 Anhang) S. 101–115; F. De Vitt, Torre (Della) Raimondo, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 857–866. Auch in diesem Falle hat der „Chronist von Valvasone" die richtige Jahresangabe der Chronik von Spilimbergo durch eine falsche ersetzt.

(7) *Im Kampf um seine von Venedig in Frage gestellte Unabhängigkeit fand Triest beim Patriarchen Raimondo Della Torre und beim Grafen von Görz Unterstützung. Die Venezianer hatten im Jahr 1287 erneut einen Belagerungsring um Triest gelegt, der dieses von der Wasser- und Landseite immer enger einschnürte. Die von Mario Morosini kommandierten venezianischen Truppen errichteten im Laufe der Zeit ein „Fort", das von Beobachtern als richtiggehende Stadt beschrieben und als* civitas Romagna *bezeichnet wird. Mitte Juni 1289 gelang es den Verbänden des Patriarchen Raimondo und des Grafen von Görz, die Venezianer aus ihren Befestigungen zu vertreiben und Triest aus der Umklammerung zu befreien. Die Chronik des Julianus-Annales Foroiulienses, ed. Arndt (wie Anm. 4 Anhang) S. 205 berichtet darüber Folgendes: ...* domnus patriarcha ivit versus Montemfalconem 7. die intrante Junio. Eodem vero die venit ad eum Henricus, filius comitis Goritiae, cum sua gente, et magna multitudo de toto Foroiulii, et moverunt exercitum causa eundi Tergestum cum curribus et asinis multis deferentibus victualia. Et ita euntibus ipsis per stratam quae vadit versus Tergestum, faciebant strepitum et rumorem ultra modum et in nocte ignes copiosos per montes quia frigus erat. Veneti qui erant in civitate illa quae erat ante Tergestum, cui imposuerunt nomen R o m a g n a, audierunt rumorem magnum et strepitum a longe quem exercitus faciebat, timuerunt timore magno, credendo quod exercitus esset maior quam fuerat prius, et erat satis minor. Omnes navem intraverunt qui potuerunt, et multi in aqua submersi fuerunt per nimiam festinationem et solicitudinem quia nec pater filium nec filius patrem expectabat. Et ita die 17. intrante Junio fugerunt dimissis illic multis bonis, quae omnia quasi Tergestini acceperunt quia nostri multum distabant quando illi fugerunt. *Zu diesen Vorgängen und den Hintergründen siehe A. Tamaro, Storia di Trieste 1, Roma 1924, S. 159ff.; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 404ff.; ders. (wie Anm. 6 Anhang) Bd. 18 S. 117 ff. – Im Chronicon Spilimbergense wäre demzu-*

folge an der entsprechenden Stelle Romula *oder eine ähnliche Namenform zu ergänzen, vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 24.*

(8) *Patriarch Raimondo Della Torre starb am 23. Februar 1299 in Udine, vgl. Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 414. Die Angabe des Chronisten ist durch das im Chronicon Spilimbergense genannte Datum zu ergänzen:* VII. exeunte februario. *Vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 25 und dazu Anm. 6 S. 80 zur Korrektur des Datums (*VI *statt* VII*).*

(9) *Das Domkapitel von Aquileja hatte am 5. März 1299 den Dompropst von Breslau, Herzog Konrad von Schlesien-Glogau, Herrn von Sagan, einen Bruder der Gemahlin Graf Alberts von Görz, zum neuen Patriarchen gewählt, vgl. die Chronik des Julianus-Annales Foroiulienses, ed. Arndt (wie Anm. 4 Anhang) S. 208. Papst Bonifaz VIII. verwarf diese Entscheidung und erhob den Erzbischof von Capua, Pietro degli Egizi di Ferentino, besser bekannt unter dem Namen Pietro Gera oder Gerra, am 24. Juni 1299 auf den Patriarchenstuhl: ebd. S. 209. Siehe dazu E. Traversa, War Konrad, Herzog von Schlesien und Herr von Sagan, Patriarch von Aquileia? Beitrag zur Geschichte des Patriarchates von Aquileia (XIII. Jahrhundert), Wien 1909; ders., Corrado di Slesia e signore di Sagan fu veramente patriarca di Aquileia?, Bollettino della Civica Biblioteca e del Museo di Udine 4 (1910) S. 125–143 und 191–206; ders., Quellenkritik zur Geschichte des Patriarchates unter dem Patriarchen Peter II. Gerra (1299–1301) (Separatdruck aus dem 56. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Görz) Görz 1906, S. 26. Vgl. auch P. Paschini, Il patriarcato di Pietro Gera (1299–1301), Memorie Storiche Forogiuliesi 21 (1925) S. 73–107, S. 74. Die Chronik von Valvasone und die Chronik von Spilimbergo ergänzen sich an dieser Stelle wechselseitig: In der Chronik von Valvasone fehlt nach* ducem *die Landesbezeichnung* Poloniae*, im Chronicon Spilimbergense ist zwischen* fuit *und* electio *das Wort* privata *ausgefallen.*

(10) *Nach der Chronik des Julianus-Annales Foroiulienses, ed. Arndt (wie Anm. 4 Anhang) S. 209, soll Patriarch Petrus II. Gerra um das Michaelsfest, also um den 29. September, nach Friaul gekommen sein. Dagegen sprechen Chronicon Spilimbergense und Chronicon Valvasonense vom 23. September 1299. Den Besuch des neuen Patriarchen in Spilimbergo datiert das Chronicon Spilimbergense ebenfalls auf den 23. September, vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 25. Siehe auch Traversa, Quellenkritik (wie Anm. 9 Anhang), S. 30ff. – Zur Person: L. Gianni, Pietro da Ferentino, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 682–685.*

(11) *Im Juni 1300 hatte der Neffe des Patriarchen Petrus Gerra dem Signoren von Treviso, Gherardo da Camino, den friulanischen Grenzort Sacile abtreten müssen. Darüber kam es zum Krieg zwischen dem Kirchenfürsten und Gherardo da Camino, der von seinem Schwiegersohn, dem Grafen Heinrich von Görz, und einer großen Zahl friulanischer Kastellane unterstützt wurde. Auf der Seite des Patriarchen standen die großen Städte Udine und Cividale. Das Heer des Patriarchen erlitt am 14. August 1300 an der Livenza eine empfindliche Niederlage. Die militärischen Auseinandersetzungen endeten erst mit der Restitution der strategisch bedeutsamen Stadt an den Patriarchen am 8. November 1300. Siehe dazu Chronik des Julianus-Annales Foroiulienses, ed. Arndt (wie Anm. 4 Anhang) S. 209; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 421f.; Traversa, Quellenkritik (wie Anm. 9 Anhang) S. 45ff. Vgl. auch J. Riedmann, Camino, Gherardo da, in: DBI 17, Roma 1974, S. 245–249. Der Kopist hat seine Vorlage offenbar missverstanden, als er aus Gherardo da Camino und dem Grafen von Görz (durch Auslassung der im Chronicon Spilimbergense vorhandenen Konjunktion* et*) eine Person machte.*

(12) *Patriarch Petrus II. Gerra starb am 19. Februar 1301, vgl. Chronik des Julianus-Annales Foroiulienses, ed. Arndt (wie Anm. 4 Anhang) S. 210:* Anno Domini 1301 ... die 10. exeunte Februario venerabilis pater domnus Petrus Aquilegiensis patriarcha obiit ... *Die Chronik von Valvasone nennt zwar die richtige Zahl (*10*), hat jedoch* exeunte *durch* intrante *ersetzt.*

(13) *Pagano Della Torre, ein Neffe des Patriarchen Raimondo, war nach dem Tode des Petrus Gerra von der Mehrheit des Domkapitels von Aquileja zum Patriarchen gewählt worden, Papst Bonifaz VIII. erkannte seine Wahl jedoch nicht an. Der Papst ernannte seinerseits am 30. März 1302 den Bischof von Padua, Ottobono de Rovari aus Piacenza zum Patriarchen von Aquileja. Pagano Della Torre wurde mit dem frei gewordenen Bischofsstuhl von Padua abgefunden. Vgl. Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 422ff. Zu Ottobonos Amtszeit siehe Anm. 16 Anhang. Zu Pagano Della Torre siehe F. De Vitt, Della Torre, Pagano, in: DBI 37, Roma 1989, S. 643–645; dies., Torre (Della) Pagano, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 848–857.*

(14) *Matteo Visconti, seit 1287 Capitano del Popolo in Mailand, musste sich 1302 dem Druck seiner Gegner beugen und in die Verbannung gehen. Dies ermöglichte den guelfischen Torrianern die Rückkehr in die Stadt. Siehe dazu: Storia di Milano 4. Dalle lotte contro il Barbarossa al primo signore (1152–1310), Milano 1954, S. 361ff.; F. Cognasso, I Visconti, Varese 1966, S. 89ff. In der Überlieferung aus Valvasone ist aus Mat-*

thäus Mainfredus geworden, in der Chronik von Spilimbergo fehlt der Name ganz.

(15) *Karl von Valois, ein Bruder König Philipps IV. des Schönen von Frankreich, wurde im September 1301 von Bonifaz VIII. mit dem Auftrag der Befriedung (*pacificatio*) der Toskana betraut. Als er am 1. November 1301 in Florenz eintraf, nutzten die* Neri*, die schwarzen Guelfen, unter der Führung des Corso Donati die günstige Gelegenheit, um die Macht an sich zu reißen. In den folgenden Tagen kam es in der Stadt zu schweren Ausschreitungen, zu Plünderungen und Zerstörungen. Ghibellinen und* Bianchi *(weiße Guelfen), unter ihnen auch Dante, wurden verfolgt und ins Exil getrieben. In die Verbannung gingen auch die* Cerchi neri*, der „schwarze" Zweig des Hauses der Cerchi (*de Circulis*), der bis zum Umschwung die führende Rolle in der Partei der „Weißen" gespielt hatte. Vgl. dazu M. Luzzati, Firenze e l'area toscana, in: G. Cracco/A. Castagnutti/ A. Vasina/M. Luzzati, Comuni e signorie nell'Italia nordorientale e centrale: Veneto, Emilia-Romagna, Toscana, Storia d'Italia 7, 1, Torino 1987, S. 561–828, S. 637ff.; G. Masi, Sull'origine dei Bianchi e dei Neri, Il Giornale dantesco 30 (1927) S. 124–132, S. 129f. Zum Gegensatz zwischen den Geschlechtern der Donati und der Cerchi siehe R. Davidsohn, Geschichte von Florenz 3: Die letzten Kämpfe gegen die Reichsgewalt, Berlin 1912, S. 21ff., S. 63ff. und S. 158ff.; I. Del Lungo, I Bianchi e i Neri. Pagine di storia fiorentina da Bonifazio VIII ad Arrigo VII per la vita di Dante, Milano ²1921; N. Zingarelli, La vita, i tempi e le opere di Dante, Teil 1, Storia letteraria d'Italia, Milano 1931, S. 378ff. und S. 399ff. C. Lansing, The Florentine Magnates Lineage and Faction in a Medieval Commune, Princeton/New Jersey 1991, S. 231ff.*

(16) *Laut Chronik des Julianus-Annales Foroiulienses, ed. Arndt (wie Anm. 4 Anhang) S. 210, ist der Patriarch Ottobono am 22. August „in Friaul, nämlich in Udine" (*in Forumiulii, videlicet Utinum*) eingetroffen. Dagegen nennen Chronicon Valvasonense und Chronicon Spilimbergense übereinstimmend den 14. August als Tag der Ankunft. Die noch im selben Jahr fällige Sondersteuer in Höhe von 20 Schillingen wurde von jeder Hufe und jedem Mühlrad erhoben, wie die Chronik von Spilimbergo präzisiert. Zur Amtszeit des Patriarchen Ottobono siehe E. Traversa, Ottobono de' Razzi (1302–1315). Ein weiterer Beitrag zur Geschichte des Patriarchates von Aquileia, Wien 1911; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 424ff.; Brunettin (wie Anm. 4 Anhang) S. 121ff.; L. Gianni, Razzi (Dei) Ottobono da Piacenza, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 732–736.*

(17) *Abdruck der Eintragung zum Jahre 1350 bei P.S. Leicht, La rivolta feudale contro il Patriarca Bertrando, Memorie Storiche Forogiuliesi 41 (1954–1955) S. 1–94, S. 91 (nach der Abschrift von Liruti in Udine, Civica Biblioteca Vincenzo Joppi).*

(18) *Patriarch Bertrand de Saint-Geniès (1334–1350) wurde am 6. Juni 1350 in der Ebene von Richinvelda, wenige Kilometer südlich von Spilimbergo, von seinen Gegnern überfallen und im Handgemenge erstochen, vgl. dazu Leicht (wie Anm. 17 Anhang) S. 75ff. Zu den Ursachen der Verschwörung gegen den Patriarchen, als deren Kopf der Graf von Görz anzusehen ist, siehe ebd., besonders S. 49ff.; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 482ff.; A. Tilatti, Principe, vescovo, martire e patrono: Il beato Bertrando di Saint-Geniès, patriarca di Aquileia († 1350), Rivista di Storia e Letteratura Religiosa 27 (1991) S. 413–444, S. 413ff.; Brunettin (wie Anm. 4 Anhang) S. 201ff. Allgemein zur Person: A. Tillati, Saint-Geniès (Di) Bertrando, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 765–774.*

(19) *Bereits am 10. Juni 1350 hatte sich Udine unter den Schutz Herzog Albrechts II. von Österreich gestellt: J. von Zahn, Austro-Friulana. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des Conflictes Herzog Rudolfs IV. von Österreich mit dem Patriarchate von Aquileja, 1358–1365 (Mit Einschluss der vorbereitenden Documente von 1250 an.), Fontes Rerum Austriacarum II, 40, Wien 1877, Nr. 47 S. 59. Albrecht schickte ein großes Heer unter dem Kommando des Ulrich von Walsee nach Friaul und erschien im August 1350 persönlich im Lande, um seine Aufgabe als Schutzherr des Patriarchenstaates wahrzunehmen, zugleich aber, um die politisch-militärischen Interessen Österreichs durchzusetzen. Vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. M. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 34–36. Siehe dazu Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 497ff.; F. Cusin, Il confine orientale d'Italia nella politica europea del XIV e XV secolo, Trieste 1977 (Ndr. der Ausgabe in 2 Bänden, Milano 1937) S. 41f.*

(20) *Abdruck des Jahresberichts 1351 bei G.G. Liruti, Notizie delle cose del Friuli 5, Udine 1777 (Ndr. Bologna 1976) S. 92 (nach der Abschrift von Liruti in Udine, Civica Biblioteca Vincenzo Joppi). Papst Clemens VI. hatte den erwählten Bischof von Naumburg, Nikolaus von Luxemburg, einen unehelichen Bruder Karls IV., am 22. Oktober 1350 zum Patriarchen von Aquileja ernannt. Am 18. Mai 1351 traf Nikolaus in Gemona ein, vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. M. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 36. Die feierliche Amtseinführung fand am 21. Mai 1351 in der Basilika von Aquileja statt. Zur Person und zur Amtszeit des Patriarchen Nikolaus siehe Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 500ff.; F.X. von*

Krones, Nicolaus, in: Allgemeine Deutsche Biographie 23, Leipzig 1886 (Ndr. Berlin 1970) S. 611–613; R. Bouillon, Die Beziehungen zwischen Aquileia und Karl IV. während der Amtszeit der Patriarchen Nikolaus von Luxemburg und Lodovico della Torre (1350–1365), Phil. Diss. Münster 1989 (veröffentlicht 1991), S. 75–174; G. Schwedler, Lussemburgo (Di) Nicolò, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 512–517.

(21) *Postoncicco und Arzenutto, Dörfer bei San Martino al Tagliamento, etwa drei Kilometer nördlich von Valvasone. Zur Kirche von San Martino al Tagliamento siehe den Sammelband: La Chiesa di San Martino al Tagliamento. Storia, arte, religiosità, Pordenone 1996. Zur Kirche der hll. Philipp und Jakob in Arzenutto siehe: San Martino al Tagliamento. La chiesetta dei santi Filippo e Giacomo ad Arzenutto. Un restauro in Friuli, Relazioni della Soprintendenza per i beni ambientali, architettonici, archeologici, artistici e storici del Friuli-Venezia Giulia 9, Pordenone 1993.*

(22) *Auf dem Weg zur Kaiserkrönung in Rom traf Karl IV. am 13. Oktober in Gemona und einen Tag später in Udine ein, vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. M. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 44. Die Annahme, Karl IV. sei noch am 22. Oktober in Udine gewesen – G. Bianchi, Indice dei documenti per la storia del Friuli dal 1200 al 1400, Udine 1877, Nr. 3842; A. Huber, Additamentum primum ad Johann Friedrich Böhmer, Regesta Imperii VIII. Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346–1378, Innsbruck 1889, Nr. 6791a; E. Widder, Itinerar und Politik. Studien zur Reiseherrschaft Karls IV. südlich der Alpen, Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 10, Köln–Weimar–Wien 1993, S. 401 – beruht auf einem Missverständnis. Am 20. Oktober, also einen Tag nach seinem Besuch in Valvasone, machte der König in Sacile, der Stadt an der Grenze zwischen dem Patriarchenstaat und der venezianischen Terraferma, Station. Hier stellte er ein Diplom für San Leonardo del Camollo, das Ordenshaus der Johanniter in der Nähe von Sacile, aus. Siehe dazu Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 509. Im Rahmen einer Studie über das friulanische Itinerar Karls IV. im Oktober 1354 bereite ich eine Edition dieses Stückes vor. Vgl. auch E. Werunsky, Der erste Römerzug Kaiser Karl IV. (1354–1355), Innsbruck 1878, S. 1ff. Zur Genealogie der Herren von Valvasone siehe oben S. 143f. und 148ff.*

(23) *Wie das Chronicon Spilimbergense, ed. M. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 46 und die Chronik der Patriarchen von Aquileja bei B. M. De*

*Rubeis, Monumenta Ecclesiae Aquilejensis Commentario Historico-Chronologico-Critico Illustrata cum Appendice, Argentinae (eigentlich Venedig) 1740, Appendix S. 14, mitteilen, hat Karl nach seiner Krönung in St. Peter am 5. April 1355 auf der Engelsbrücke (*supra pontem Tiberis*) mehr als 1050 Männer zu Rittern geschlagen. Als erster unter den Friulanern, denen diese Ehre zuteil wurde, wird Walterpertoldo di Spilimbergo genannt. Ihm folgten ein Angehöriger der Familie Cucagna – siehe dazu oben S. 145f. mit Anm. 98 – sowie Francesco und Pagano di Savorgnano. Die Feststellung der Chronik von Valvasone, Simone di Valvasone sei schon in der Lombardei zum Ritter geschlagen worden, kann durchaus Glaubwürdigkeit beanspruchen. Wie aus der Historia Cortusiorum hervorgeht, hat Karl IV. am 31. Dezember 1354 an der Grenze zum Territorium von Cremona Francesco da Carrara die Ritterwürde verliehen. Und anlässlich seiner Mailänder Krönung mit der* corona ferrea *am 6. Januar 1355 meldet die Historia Cortusiorum:* In sua coronatione multos nobiles militavit. *Guillelmi de Cortusiis Chronica de novitatibus Padue et Lombardorum, ed. B. Pagnin, Rerum Italicarum Scriptores, Nuova Edizione, XII/5, Bologna 1941, lib. 5, cap. 2, S. 138. Zu den diesbezüglichen Nachrichten anderer Chroniken im Einzelnen: Werunsky (wie Anm. 22 Anhang) S. 33f.*

(24) *König Ludwig I. („der Große") von Ungarn (1342–1382) beantwortete die Weigerung Venedigs, Dalmatien an die Stephanskrone abzutreten, im Juni 1356 mit der Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die Markusrepublik. Er ließ seine Truppen gegen die adriatischen Küstenstädte vordringen, führte jedoch den Hauptschlag gegen die Festlandsbesitzungen Venedigs. Karl IV. ernannte den ungarischen Monarchen zu seinem Vikar im Krieg gegen Venedig und ließ ihn von der Terraferma im Auftrag des Reiches Besitz ergreifen. Der Halbbruder des Kaisers, Patriarch Nikolaus von Aquileja, schloss mit König Ludwig ein auf zehn Jahre befristetes Schutzbündnis: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 130 S. 147. Unterstützt wurde der ungarische Herrscher in seinem Konflikt mit Venedig auch von den Grafen von Görz, dem Herzog von Österreich und dem Signoren von Padua, Francesco da Carrara. Zum ungarisch-venezianischen Krieg von 1356 bis 1358: G. Verci, Storia della Marca Trivigiana e Veronese 13, Venezia 1789 (Ndr. Bologna 1983) S. 217–256; S. Romanin, Storia documentata di Venezia 3, Venezia* ^{3}*1973, S. 144ff.; H. Kretschmayr, Geschichte von Venedig 2, Allgemeine Staatengeschichte, Abteilung 1: Geschichte der europäischen Staaten 35, Gotha 1920 (Ndr. Aalen 1986) S. 215ff.; S. Mitis, La Dalmazia ai tempi di Lodovico il Grande re d'Ungheria, Annuario Dal-*

matico 4 (1887) S. 1–141, S. 72ff.; S. Steinherz, Die Beziehungen Ludwigs I. von Ungarn zu Karl IV., Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 8 (1887) S. 219–257; 9 (1888) S. 529–637, S. 244ff.; G. Vassilich, Da dedizione a dedizione. Appunti storico-critici sulle isole del Quarnero (secolo XII-XV), Archeografo Triestino, N. S. 17 (1891) S. 75–103, S. 85ff.; G. M. Varanini, Venezia e l'entroterra (1300 circa–1420), in: G. Arnaldi /G. Cracco/A. Tenenti (Hg.), Storia di Venezia dalle origini alla caduta della Serenissima 3: La formazione dello stato patrizio, Roma 1997, S. 159–236, S. 198ff.; F. Pigozzo, Treviso e Venezia nel Trecento. La prima dominazione veneziana sulle podesterie minori (1339–1381), Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Classe di Scienze morali, Lettere ed Arti. Memorie 121, Venezia 2007, S. 24ff.

(25) *Auch das Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 48, berichtet, König Ludwig habe am 26. Juni in San Vito Station gemacht.*

(26) *Vgl. Liruti (wie Anm. 20 Anhang) S. 108 (unter Berufung auf die in seinem Besitz befindliche Abschrift der „Chronik von Valvasone"); Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 221. Der Aufenthalt König Ludwigs in Sacile dürfte in die Zeit zwischen dem 27. und 30. Juni zu datieren sein (siehe Anm. 25 und 27 Anhang).*

(27) *Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 222, nennt als Datum der Übergabe Coneglianos den 20. Juni 1356, weist jedoch darauf hin, dass Matteo Villani vom 12. Juli 1356 spricht: Matteo Villani, Cronica, con la continuazione di Filippo Villani, ed. G. Porta, I (libri I-VI), Parma 1995, lib. VI, cap. 52, S. 772. Ebenfalls auf den 12. Juli wird die Kapitulation Coneglianos im Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 48, datiert. Dieser Datierung wird man schon deshalb den Vorzug geben, weil sich Ludwig am 26. Juni in San Vito und danach in Sacile aufhielt (siehe Anm. 25 und 26 Anhang), Conegliano nach Auskunft der Chronik von Valvasone aber 12 Tage lang belagert wurde. Der Podestà Zaccaria Contarini und der Provveditore Fantino Dandolo wurden wegen Verletzung ihrer Pflichten einige Tage später, am 23. Juli 1356, vom Maggior Consiglio in Venedig abgeurteilt: Romanin (wie Anm. 24 Anhang) S. 145f. König Ludwig ernannte einen der vornehmsten und einflussreichsten Bürger von Conegliano, Pulzio di Colbrusado, zu seinem Hauptmann in der Stadt: Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 222 mit Dokument 1552, wo auch die Vermutung ausgesprochen wird, Pulzio habe bei der friedlichen Auslieferung Coneglianos an die Ungarn eine maßgebliche Rolle gespielt.*

(28) *Neben den Grafen von Collalto sagten sich auch andere Herren der venezianischen Terraferma wie die Onigo und Dalla Parte von Venedig los und stellten sich auf die Seite des Königs von Ungarn. Die Republik reagierte mit Konfiskation und Zerstörung ihrer Güter und Häuser: Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 223 mit Dokument 1563 (1357 Juni 1); Romanin (wie Anm. 24 Anhang) S. 147; G. Biscaro, Una congiura a Treviso contro la signoria di Venezia nel 1356, Archivio Veneto 16 (1934) S. 123–147, S. 127.*

(29) *Über die Belagerung Trevisos durch ungarische Truppen, die Ende Juni begann, berichtet ausführlich: Matteo Villani, Cronica I, ed. Porta (wie Anm. 27 Anhang) lib. VI, cap. 50 S. 770; cap. 52–55 S. 772ff.; cap. 60 S. 783; cap. 63 S. 787f.; cap. 65–66 S. 790f. Laut Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 48, verließ König Ludwig am 13. Juli mit seinem Heer Conegliano, um vor Treviso zu ziehen, das von einem ungarischen Vorauskommando bereits eingeschlossen worden war. Siehe auch Matteo Villani, Cronica I, ed. Porta (wie Anm. 27 Anhang) lib. VI, cap. 50 und 52 S. 770 und 772. Dazu Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 223f. und 231ff.; Romanin (wie Anm. 24 Anhang) S. 146f.*

(30) *Cangrande della Scala, der Signore von Verona, suchte den ungarischen König im Lager vor Treviso auf und stellte ihm* V[C] barbute di fiorita gente d'arme *zur Verfügung: Matteo Villani, Cronica I, ed. Porta (wie Anm. 27 Anhang) lib. VI, cap. 55 S. 777. Vgl. dazu Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 225.*

(31) *Auch der Signore von Padua, Francesco il Vecchio da Carrara, begünstigte die ungarischen Invasionstruppen und schloss sich König Ludwig immer enger an, womit er sich den unstillbaren Hass der Venezianer zuzog. Siehe dazu Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 225ff.; Romanin (wie Anm. 24 Anhang) S. 146f.; B. G. Kohl, Padua under the Carrara, 1318–1405, Baltimore – London 1998, S. 103ff.; ders., Carrara, Francesco da, il Vecchio, in: DBI 20, Roma 1977, S. 649–656, S. 650.*

(32) *Die ungarischen Belagerer von Zara wurden durch eine paduanische Einheit unterstützt, die Francesco da Carrara entsandt hatte. Zara fiel den Ungarn im Dezember 1357 in die Hände: Matteo Villani, Cronica con la continuazione di Filippo Villani, ed. G. Porta, II (libri VII-XI e continuazione), Parma 1995, lib. VIII, cap. 19 S. 156ff.; Guillelmi de Cortusiis Chronica, ed. Pagnin (wie Anm. 23 Anhang) lib. 11, cap. 10 S. 144; Chronicon Mutinense Iohannis de Bazano, ed. T. Casini, Rerum Italicarum Scriptores, Nuova Edizione, 15/IV, Bologna 1917/19, S. 167. Siehe dazu Verci (wie Anm. 24 Anhang) S. 250f.; Steinherz*

(wie Anm. 24 Anhang) S. 251f.; Mitis (wie Anm. 24 Anhang) S. 83f.; V. Brunello, Storia della città di Zara dai tempi più remoti sino al MDCCCXV, compilata sulle fonti 1: Dalle origini al MCCCCIX, Venezia 1913, S. 487f.; B. Hóman, Gli Angioini di Napoli in Ungheria, 1290–1403, Reale Accademia d'Italia 8, Roma 1938, S. 370 .

(33) *Der Friedensvertrag zwischen Venedig und Ungarn ist abgedruckt bei S. Ljubić, Listine o odnošajih izmedju južnoga slavenstva i mletačke republike 3: od godine 1347 do 1358, Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium 33, Zagreb 1872, Nr. 541 und 542 S. 368ff. (Zara, 1358 Februar 18). Die Markusrepublik trat die dalmatinischen Küstenstädte und -regionen an die ungarische Krone ab. Die Städte und Gebiete auf der Terraferma und in Istrien hingegen, die die ungarischen Streitkräfte bis zuletzt besetzt gehalten hatten, wurden Venedig restituiert. Der Doge von Venedig legte den Titel eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien sowie eines Herrn von drei Achteln des römischen Reiches ab, um sich künftig nur noch als* Dux Venetiarum *zu bezeichnen. Vgl. dazu Romanin (wie Anm. 24 Anhang) S. 148ff.; Mitis (wie Anm. 24 Anhang) S. 89ff.; Steinherz (wie Anm. 24 Anhang) S. 252.*

(34) *Abdruck bei Liruti (wie Anm. 20 Anhang) S. 110f. (nach der in seinem Besitz befindlichen Abschrift) – Lodovico Della Torre, Bischof von Koron in Griechenland, wurde am 10. Mai 1359 von Papst Innozenz VI. zum Patriarchen von Aquileja ernannt. Am 5. September traf er in Aquileja ein, am 10. September in Udine: Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 524f. Zu seiner Amtszeit ebd. S. 525ff.; F. De Vitt, Della Torre, Lodovico, in: DBI 37, Roma 1989, S. 589–591; dies., Torre (Della) Ludovico, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 842–848; Bouillon (wie Anm. 20 Anhang) S. 175–295. Das Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 50, erwähnt lediglich den Besuch des Kirchenfürsten in Aquileja am 5. September 1359.*

(35) *Vgl. Liruti (wie Anm. 20 Anhang) S. 111. Das klinische Bild der vom Chronisten beschriebenen Epidemie, die in Venzone ihren Anfang nahm, entspricht dem der Beulenpest: K. Bergdolt, Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters, München ²1994, S. 18f.*

(36) *Der Sonntag vor Circumcisio fiel im Jahre 1365 auf den 27. Dezember. Nach der Chronik des Giovanni di Ailino di Maniago – Historia belli Forojuliensis Joannis Aylini de Maniaco bei De Rubeis (wie Anm. 23 Anhang) Appendix S. 44–57, S. 44 – ist Markwart von Randeck bereits am 24. Dezember in Friaul angekommen: Vgl. G. Verci, Storia della*

Marca Trivigiana e Veronese 15, Venezia 1790 (Ndr. Bologna 1983) S. 90; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 553. Zur Person und zur Amtszeit des Markwart von Randeck siehe ebd. S. 549ff.; F.X. Glasschröder, Markwart von Randeck, Bischof von Augsburg und Patriarch von Aquileja. Studien zur Geschichte Ludwig des Bayern und Karls IV., Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 15 (1888) S. 1–88 und 22 (1895) S. 97–160; G. Wunder, Markward von Randeck. Bischof von Augsburg, Patriarch von Aquileja um 1300–1381, in: ders., Lebensläufe. Bauer, Bürger, Edelmann 2. In memoriam Gerd Wunder, Forschungen aus Württembergisch Franken, Sigmaringen 1988, S. 175–191; G. Schwedler, Randeck (Di) Marquardo, patriarca di Aquileia, in: Scalon, Nuovo Liruti (wie Anm. 4 Anhang) S. 718–725.

(37) *Zu diesem Brand siehe Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 52.*

(38) *Der gesamte Bericht über den Konflikt zwischen Patriarch Lodovico und Herzog Rudolf IV. von Österreich abgedruckt bei Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 115 S. 130f. – Zu den Ursachen des Konflikts und zum Verlauf der Auseinandersetzungen siehe vor allem A. Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich, Innsbruck 1865, S. 65ff.; Cusin (wie Anm. 19 Anhang) S. 50ff.; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 525ff.; W. Baum, Rudolf IV. der Stifter. Seine Welt und seine Zeit, Graz – Wien – Köln 1996, S. 277ff. – Zu den unmittelbaren Anlässen des österreichischen Einmarsches in Friaul zählte neben der Beraubung österreichischer Kaufleute durch Untertanen des Patriarchen und der Schädigung der dem Herzog von Österreich unterstehenden Stadt Venzone (Peuscheldorf) die Einnahme der Festung Chiusa durch die Leute von Gemona (so das Chronicon Spilimbergense) oder von Pontebba (so der Patriarch Lodovico Della Torre): Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 52–54; Zahn, Austrio-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 105 S. 124 (Fehdebrief Karls IV. an die Friulaner, Prag 1361 August 2); Nr. 130 S. 158 (Instruktion des Patriarchen Lodovico Della Torre für seine Gesandten beim ungarischen König, 1361 Ende). Festung und Zoll zu Chiusa waren Herzog Albrecht II. von Österreich und seinen Erben im Vertrag von Budweis (1351 Mai 1) für die Dauer von 12 Jahren abgetreten worden: ebd. Nr. 64–66 S. 76–80. Kaiser Karl IV. stellte sich in dem Konflikt auf die Seite seines Schwiegersohns, des Herzogs Rudolf. Am 1. August 1361 hatten Karl, sein Sohn Wenzel und sein Bruder Johann mit den Herzögen von Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis gegen jedermann abgeschlossen: ebd. Nr. 103 S. 121ff. Einen Tag später, am 2. August, sagte Karl IV.*

den Friulanern die Fehde an (wie oben). Der Kaiser unterstützte Herzog Rudolf im Krieg gegen den Patriarchen durch die Entsendung von Truppen, vgl. Heinricus dapifer de Diessenhoven, 1316–1361, in: Heinricus de Diessenhofen und andere Geschichtsquellen Deutschlands im späteren Mittelalter, ed. A. Huber, Fontes rerum Germanicarum 4, Stuttgart 1868, S. 124.

(39) *Rudolf IV. ließ Mitte August 1361 eine Vorausabteilung von etwa 800 Mann in Friaul einrücken. Am 16. August bezog diese Einheit vor San Daniele Stellung. Kontingente der Herren von Spilimbergo, Ragogna und Prata sowie Truppen aus dem österreichischen Pordenone verstärkten die Invasoren. Die Umgebung von San Daniele wurde geplündert und in Brand gesetzt. Etwa fünf Tage später zog das Heer vor Turrida: Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 52–54. Zu Walterpertoldo II. von Spilimbergo, dem Parteigänger Rudolfs IV., siehe G. Marchetti, Il Friuli. Uomini e tempi, Udine 1959, S. 103–108. Siehe auch oben S. 151f.*

(40) *Ende August 1361 rückten Herzog Rudolf IV. und sein Bruder Friedrich an der Spitze eines auf 4000 Mann geschätzten Heeres von Görz aus gegen den Patriarchenstaat vor. Wenige Tage später begann die Belagerung von Manzano auf halbem Weg zwischen Görz und Udine: Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 54. Zum Kastell von Manzano siehe T. Miotti, I Castelli del Friuli. Le giurisdizioni del Friuli orientale e la Contea di Gorizia, Bologna 1976, S. 279–284.*

(41) *Am 8. September 1361 erkannten* Thateus de Mansono *und seine Brüder* Walconus, Wernherus, Fridericus *und* Hermannus *Herzog Rudolf und dessen Brüder mit all ihren Erben als ihre rechtmäßigen Herren an, denen sie zu Gehorsam und Dienst gegen jedermann verpflichtet seien. Die darüber im Feld vor Manzano ausgestellte Urkunde ist abgedruckt bei Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 118 S. 134ff.*

(42) *Möglicherweise hat der Chronist an dieser Stelle zwei Ereignisse zu einer Nachricht zusammengezogen: Die Übergabe des Kastells Buttrio und den Frontwechsel des Schinella di Cucagna, des Generalkapitäns der Truppen des Patriarchenstaats. Eine genaue Datierung der Kapitulation Buttrios vor den österreichischen Truppen ist nicht möglich: Sie könnte bereits vor derjenigen des Kastells Manzano stattgefunden haben, wenn diese mit der Anerkennung der habsburgischen Hoheit durch die Herren von Manzano am 8. September (siehe die vorige Anm.) zusammenfällt. Schinella di Cucagna hielt sich nämlich am 9. September etwa 8 Kilometer von Buttrio entfernt im Feld vor Udine auf. Hier*

erkannte er – wie tags zuvor die Brüder von Manzano – zusammen mit Facina di Partistagno und Francesco di Taddeo di Manzano die Herzöge von Österreich als seine Herren an: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 120 S. 137. Schinella di Cucagna blieb bis zum Ende des Krieges ergebener Gefolgsmann Herzog Rudolfs. Zu ihm siehe E. Degani, Dei Signori di Cucagna e delle familie nobili da essi derivate, Pagine friulane 8 (1895) S. 105–109, 122–125, 137–142, 154–158, S. 157f. Schinella war der jüngere Sohn des Gerardo di Cucagna, den Patriarch Bertrand de Saint-Geniès am 24. April 1342 mit dem zu diesem Zeitpunkt offenbar zerstörten Kastell Buttrio belehnt hatte, damit dieser es wieder aufbaue. Im Jahre 1347 war die Wiederherstellung der Burg abgeschlossen. Siehe dazu Miotti (wie Anm. 40 Anhang) S. 82–85. Zu Schinella di Cucagna siehe auch oben S. 146 ff.

(43) *Die Chronik spricht irrtümlich davon, Rudolf IV. sei von Buttrio nach Savorgnano gezogen. Tatsächlich nahm das österreichische Heer seinen Weg über Udine, von wo es am 12. September nach Fagagna (zwischen Udine und San Daniele) aufbrach: Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 54. Im Felde vor Fagagna sah sich Patriarch Lodovico Della Torre angesichts der militärischen Übermacht des Habsburgers und des Übertritts vieler friulanischer Adliger ins gegnerische Lager zum Einlenken genötigt. Der Patriarch verpflichtete sich am 15. September, die zwischen der Kirche von Aquileja und den Herzögen von Österreich bestehenden Streitpunkte durch einen Schiedsspruch lösen zu lassen, den Kaiser Karl IV. und Herzog Rudolf IV. gemeinsam fällen sollten: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 123 S. 139f. Lodovico Della Torre versprach, in Begleitung von 12 friulanischen* nobili *nach Wien zu reisen, um dort die Ankunft Herzog Rudolfs abzuwarten und mit diesem dann den Kaiser aufzusuchen: Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 54. Zu Francesco di Savorgnano und Simone di Valvasone, die sich ebenfalls nach Wien begeben sollten, siehe oben S. 134f. und 146. Feste und Maut zu Chiusa, die den Habsburgern 1361 entrissen worden waren (siehe Anm. 38 Anhang), sollten gemäß den österreichischen Forderungen als Lehen an Rudolf und seine Erben fallen: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 131 S. 162. König Ludwig von Ungarn modifizierte jedoch im Vertrag von Kapronca (1362 Mai 2) die Friedensbedingungen in der Weise, dass die Chiusa als Kriegsentschädigung für die Dauer von 24 Jahren Herzog Rudolf überlassen werden sollte: ebd. Nr. 137 S. 170.*

(44) *Siehe oben S. 134 mit Anm. 60.*

(45) *Herzog Rudolf IV., der sich in seinem Kampf gegen den Patriarchen von Aquileja der Neutralität Venedigs sicher sein konnte, traf am 29. September 1361 in der Lagunenstadt ein. Dabei begleiteten ihn nicht nur die friulanischen* nobili *Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano. Als „Begrüßungsgeschenk" für den Dogen von Venedig, Lorenzo Celsi, brachte er die beiden venezianischen Gesandten Marco Corner und Giovanni Gradenigo mit, die in diplomatischer Mission am Hofe Karls IV. geweilt hatten und auf ihrer Rückreise durch Kärnten im Januar 1360 von den Schenken von Osterwitz gefangengenommen worden waren. Am 5. Oktober verließ Herzog Rudolf Venedig, um sich zunächst wieder nach Friaul zu begeben. Vgl. Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 54–56. Zum Venedigbesuch Rudolfs IV. und zu seinen Hintergründen siehe J. von Zahn, Zur Geschichte Herzog Rudolfs IV., Archiv für österreichische Geschichte 56 (1878) S. 229–256 (mit Quellenbeilagen). Siehe jetzt auch U. Ludwig, Kreuzzug und Reichsvikariat. Zu den Beziehungen zwischen Karl IV. und Venedig (mit editorischem Anhang), in: U. Hohensee/M. Lawo/M. Lindner/M. Menzel/O. B. Rader (Hg.), Die Goldene Bulle. Politik – Wahrnehmung – Rezeption, Bd. 2, Berichte und Abhandlungen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Sonderband 12, Berlin 2009, S. 761–803, besonders S. 776f. und 787ff.*

(46) *Die Aussage des Chronisten, die beiden friulanischen Adligen seien gemeinsam mit Herzog Rudolf nach Österreich gereist, scheint nicht den Tatsachen zu entsprechen. Laut Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 56, kehrten Simone di Valvasone und Francesco di Savorgnano gemeinsam mit Rudolf nach Friaul zurück, machten sich aber dann allein auf den Weg, um dem Patriarchen nach Wien zu folgen. Rudolf IV. hingegen reiste zuerst nach Görz und hielt sich im Anschluss noch längere Zeit in Kärnten und Steiermark auf; erst im November oder Dezember traf er in Wien ein, vgl. Huber (wie Anm. 38 Anhang) S. 73; Steinherz (wie Anm. 24 Anhang) S. 545; A. A. Strnad, Pietro Corsinis Legation an den Kaiserhof. Zu den Beziehungen zwischen Reich und Kurie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs 19 (1966) S. 1–55, S. 14 Anm. 33.*

(47) *An der Jahreswende 1361/62 gab Rudolf IV. das Bündnis mit Karl IV. vom 1. August 1361 zugunsten eines Zusammengehens mit König Ludwig I. von Ungarn auf. Rudolf und Ludwig sagten sich vertraglich militärischen Beistand gegen jedermann zu, auch gegen Karl IV. und seinen Bruder Johann von Mähren. In den folgenden Wochen und Monaten*

war Herzog Rudolf rastlos um eine Erweiterung der gegen das Reichsoberhaupt gerichteten Koalition bemüht, der neben dem Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Passau und Bamberg auch König Kasimir von Polen beitrat. Der Kaiser seinerseits berief für Mitte März 1362 einen Reichstag nach Nürnberg ein, auf dem er in Gegenwart der drei geistlichen Kurfürsten, des rheinischen Pfalzgrafen und des Herzogs von Sachsen Klage über die Umtriebe seines Schwiegersohns führte. Rudolf wurde vorgeworfen, den Patriarchen von Aquileja in Wien gefangenzuhalten, statt ihn wie vereinbart zur Entscheidung des Konflikts vor den Kaiser zu bringen. Der Erzbischof von Trier forderte den österreichischen Herzog am 23. März im Namen der Kurfürsten auf, sich wegen seiner Verfehlungen persönlich vor dem Hofgericht zu verantworten und den Patriarchen unverzüglich freizulassen. Karl IV. rief die Züricher und Luzerner zum Krieg gegen Rudolf auf und unterstützte die Anhänger des Patriarchen Lodovico, als diese im Frühjahr 1362 die von den Österreichern besetzten friulanischen Burgen zum größten Teil zurückeroberten. Am 2. März 1362 zogen Verbände aus Udine, Cividale und Gemona vor die Burgen von Manzano und Buttrio, die besetzt und geschleift wurden: Chronicon Spilimbergense, ed. D'Angelo (wie Anm. 2 Anhang) S. 56. Siehe auch die Ankündigung des Carlevario Della Torre, domini patriarche Aquilegensis vicedominus generalis, *vom 21. April 1362, man wolle* cum vexillis imperialibus et sancte Aquilegensis ecclesie *gegen die Feinde kämpfen: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 136 S. 168f. Siehe auch oben S. 150. Zu den Ursachen des Konflikts zwischen Rudolf IV. und dem Kaiser und zum weiteren Verlauf der Auseinandersetzungen: Huber (wie Anm. 38 Anhang) S. 74ff.; Steinherz (wie Anm. 24 Anhang) S. 545ff.; E. Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit 3 (1355–1368), Innsbruck 1892, S. 260ff.; Baum (wie Anm. 38 Anhang) S. 280ff.*

(48) *Am 1. Februar 1362 teilte der in Wien festgehaltene Patriarch Lodovico den (zum Kaiser) entflohenen Francesco di Savorgnano und Simone di Valvasone in einem Brief mit, dass Herzog Rudolf massiven Druck auf ihn ausübe, um folgende Forderungen durchzusetzen: Als Lehen der Kirche von Aquileja sollten an Rudolf und seine Erben fallen Chiusa mit der zugehörigen Maut, Stadt und Burg Gemona, Stadt und Burg Sacile, die Burgen Manzano und Buttrio, die Abtei Rosazzo mit der Vogtei; als Kriegsentschädigung sollten abgetreten werden die Kastelle Savorgnano, Valvasone, Cucagna und Prampergo mit Zubehör, dazu Kastell und Stadt Monfalcone für die Pfandsumme von 40.000 Mark Silber, die Stadt Cividale und die Burg Villalta; Rudolf und seine Erben sollten*

überdies mit allen Lehen der Kirche von Aquileja in Österreich, Steiermark, Kärnten, Windischer Mark, Krain, Grafschaft Görz und auf dem Karst investiert werden. Dass es das Bestreben des Habsburgers war, ganz Friaul seiner Herrschaft zu unterwerfen, geht aus der Vertragsbestimmung hervor, die den Patriarchen und seine Nachfolger verpflichtete, die österreichischen Herzöge nicht nur als Vögte der Kirche von Aquileja zu akzeptieren, sondern sie auch stets mit dem Titel principes et domini Foriiulii *anzusprechen: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 131 S. 161ff. Im Wiener Friedensvertrag, zu dessen Unterzeichnung sich Lodovico Della Torre am 21. April 1362 verstehen musste, war Herzog Rudolf schon sehr weit von seinen territorialen Maximalforderungen abgerückt. Er bestand freilich auf der Überlassung der aquilejensischen Lehen in Steiermark, Kärnten, Krain, Windischer Mark und auf dem Karst. Überdies verlangte er vom Patriarchen die Wiederherstellung der zerstörten Burgen von Chiusa, Manzano und Buttrio (Haunberg), die ihm binnen Jahresfrist restituiert werden mussten. Dem Herzog von Österreich stand es zu, einen Landeshauptmann zu ernennen, der mit 50 Bewaffneten in Stellvertretung des Herzogs den Schutz und die Verteidigung der* terra Foriiulii *übernehmen sollte. Herzog und Patriarch verpflichten sich zu wechselseitigem Beistand gegen jedermann, ausgenommen nur der König von Ungarn und der Graf von Görz: ebd. Nr. 135 S. 166ff. Doch auch diese Friedensbedingungen konnte Rudolf der Stifter letztlich nicht durchsetzen. Im Friedensvertrag von Kapronca (siehe oben Anm. 43 Anhang), der durch die Vermittlung König Ludwigs von Ungarn zustandekam, werden nur noch die Lehen der Kirche von Aquileja in Steiermark, Kärnten, Krain und Windischer Mark erwähnt, nicht mehr jedoch der österreichische Landeshauptmann und auch nicht die Abtretung friulanischer Burgen und Städte. Lediglich die Chiusa sollte dem Habsburger zur Deckung der im Krieg entstandenen Kosten für die Dauer von 24 Jahren übertragen werden.*

(49) *Abgedruckt bei Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 161 S. 203. Der von König Ludwig von Ungarn vermittelte Friedensschluss von Kapronca (1362 Mai 2) führte keine dauerhafte Entschärfung des Konflikts zwischen Herzog Rudolf IV. und dem Patriarchen von Aquileja herbei. Lodovico Della Torre hielt sich nicht an die Bestimmungen des Vertrags und wurde in seiner Haltung vom Kaiser bestärkt. Am 4. April 1363 erklärte Karl IV. die Friedenskonditionen für null und nichtig, da sie dem Kirchenfürsten in erpresserischer Weise abgenötigt worden seien: ebd. Nr. 152 S. 190ff. So kam es im Herbst 1363 erneut zum*

Ausbruch von Feindseligkeiten. Die österreichischen Truppen fanden dabei Unterstützung bei einer Reihe von Kastellanen, an deren Spitze wie schon 1361 die Brüder Walterpertoldo und Enrico di Spilimbergo standen. Zum Verhältnis zwischen Venedig und den Herren von Spilimbergo siehe oben S. 151f. mit Anm. 120. Am 8. September 1363 verständigten Patriarch Lodovico und das Parlament von Friaul den Kaiser über den neuerlichen Einfall österreichischer Truppenverbände und die Forderung des Herzogs Rudolf an Lodovico, den Wiener Vertrag vom April 1362 (siehe oben Anm. 48 Anhang) einzuhalten. An Karl IV. wurde die Bitte um Beistand gegen den eidbrüchigen Habsburger gerichtet: Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 163 S. 204ff.; P.S. Leicht (Hg.), Parlamento Friulano I (1228–1420), Teil 1, Atti delle Assemblee costituzionali italiane dal medio evo al 1831, serie I, sezione 6, Bologna 1917 (Ndr. Bologna 1968), Nr. 197 S. 186f. Zu den Auseinandersetzungen zwischen Rudolf IV. und dem Patriarchen Lodovico im Herbst 1363 siehe die Dokumente bei Zahn, Austro-Friulana (wie Anm. 19 Anhang) Nr. 164ff. S. 207ff.; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 536ff. Arzene und Arzenutto sind westlich und nordwestlich von Valvasone gelegene Ortschaften.

(50) *Zur Bedeutung von* rugia *siehe S. Battaglia, Grande Dizionario della lingua italiana 18, Torino 1994, S. 28 s. v.* Róggia: Canale derivato da un corso d'acqua. *Siehe auch DuCange, Glossarium mediae et infimae latinitatis VII, Ndr. Paris 1938, S. 234, s. v.* rugia. *Die Errichtung des Kanals durch Simone di Valvasone provozierte einen Konflikt mit den Herren von Spilimbergo. Patriarch Markwart von Randeck und der Rat des Parlaments entschieden am 24. April 1366, dass Simone di Valvasone zwar Wasser aus dem Tagliamento ableiten dürfe, jedoch alle Schäden zu ersetzen habe, die den Spilimbergo dadurch entstehen könnten: Leicht, Parlamento Friulano (wie Anm. 49 Anhang) Nr. 220 und 221 S. 207ff.*

(51) *Die Ortschaften Arzene, San Lorenzo, San Martino al Tagliamento, Arzenutto, Postoncicco, San Giorgio della Richinvelda und Aurava liegen alle im Umkreis von Valvasone.*

(52) *Die aufeinander abgestimmten militärischen Operationen des Signoren von Padua, Francesco da Carrara, und der genuesischen Streitkräfte unter dem Kommando des Piero Doria führten am 16. August 1379 zur Einnahme von Chioggia. Venedig gelang es jedoch, die existenzbedrohende Krise durch große Anstrengungen zu überwinden und Chioggia am 24. Juni 1380 zurückzuerobern. Zum Chioggiakrieg (1378–1381) siehe Romanin (wie Anm. 24 Anhang) S. 191ff.; Kretschmayr (wie Anm. 24 Anhang) S. 229ff.; Paschini (wie Anm. 3 Anhang) S. 564ff.; Cusin (wie Anm. 19 Anhang) S. 82ff.*

(53) *In der Überlieferung der Kirche der hll. Philipp und Jakobus zu Arzenutto begegnet der Name Piero Lovo mehrfach. In der Inschrift am Triumphbogen der Kirche, die die Weihe des Gotteshauses am 1. Mai 1469 festhält, wird der* camerarius Dominicus quondam Petri Lopi *erwähnt: San Martino al Tagliamento. La chiesetta dei santi Filippo e Giacomo ad Arzenutto (wie Anm. 21 Anhang) S. 12 mit Abb. 13. Als Stifter eines Andrea Bellunello zugeschriebenen und auf etwa 1480 datierten Freskos mit der Darstellung eines kerzentragenden Engels (neben der Madonna mit dem Kind zwischen den hll. Rochus und Sebastian) wird in einer Inschrift erneut* Domenego de Pero Lovo *namhaft gemacht: ebd. S. 15 mit Abb. 169. Überdies wird der* camerar Domeni de Piero Lovo *in Abrechnungen genannt, die Arbeiten betreffen, die im Jahre 1484 in der Kirche ausgeführt wurden: ebd. S. 30.*

(54) *Zu den hier festgehaltenen Ereignissen, die aus der Feder des Priesters* Petrus de Parma Gubernator Ecclesie Sancti Martini *stammen, siehe oben S. 129f.*

RIASSUNTO

Per la prima volta si presenta e si edita qui la „Cronaca di Valvasone“ nel suo insieme; quest'opera storiografica friuliana del tardo medievo si conosceva finora solo parzialmente, e non poteva essere localizzata in modo circonstanziato. La cronaca di tipo annalistico, tramandata su un foglio di pergamena e conservata presso la Biblioteca Marciana a Venezia, va vista come una compilazione di notizie storiografiche del XIII e XIV secolo, iniziata dopo il 1379/80 nella chiesa di San Martino al Tagliamento sul territorio dei signori di Valvasone, vassalli della chiesa di Aquileja, la cui prima parte attinge evidentemente al „Chronicon Spilimbergense“. In origine il foglio di pergamena della Marciana faceva parte, forse, del „Catapan vecchio“ di San Martino, che si trova oggi nell'archivio vescovile di Pordenone; in ogni caso appartiene allo stesso contesto manoscritto dal quale proviene il „Catapan“. Gli appunti della cronaca riportano da una parte avvenimenti d'importanza locale che permettono di identificare il territorio dei castellani di Valvasone come luogo d'origine (e più precisamente: San Martino al Tagliamento). Inoltre essi contengono informazioni preziose relative ai rapporti tra il patriarcato di Aquileja da un lato e Ungheria, Austria, Venezia e Carlo IV dall'altro negli anni Cinquanta e Sessanta del XIV secolo; in particolare illuminano il conflitto tra il patriarca Lodovico Della Torre (1359–1365) e il duca Rodolfo IV d'Austria (1358–1365).

DOTTORI „PER VIE TRAVERSE“

Qualche spunto sulle lauree conferite in ambito curiale*

di

ANDREAS REHBERG

In memoria di Domenico Maffei

Nel giro di solo due anni, nel 2007 e nel 2008, sono stati pubblicati due documenti che hanno messo in evidenza da un lato la tanto deplorata scarsità delle fonti legate alla storia dello *Studium Urbis*[1] e dall'altro la speranza di poter ancora trovare documenti nuovi sull'argomento. Mi riferisco alla *promotio ad doctoratum* rilasciata il 12 aprile 1522 dall'insigne avvocato concistoriale e conte palatino Paolo Planca Incoronati ad un cittadino di Forlì, che aveva studiato i due diritti prima a Bologna e poi a Roma,[2] e al dottorato in teologia concesso il 21 luglio 1489 da un commissario papale – il dottore in teologia Luca di Foligno, servita – ad un baccelliere proveniente da

---

* Ringrazio Anna Esposito per l'aiuto generosamente offertomi nella correzione del testo italiano.

[1] Cito qui solo G. Marini, Lettera al chiarissimo Monsignore Giuseppe Muti Papazurri nella quale si illustra il ruolo dei Professori dell'Archiginnasio romano per l'anno 1514, Roma 1797; F.M. Renazzi, Storia dell'Università degli studi di Roma, 4 voll., Roma 1803–1806; N. Spano, L'Università di Roma, Roma 1935; Roma e lo Studium Urbis. Spazio urbano e cultura dal Quattro al Seicento, Atti del convegno, Roma, 7–10 giugno 1989, Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi 22, Roma 1989; C. Frova, L'Università di Roma in età medievale e umanistica. Con una nota sulle vicende istituzionali in età moderna, in: L'Archivio di Stato di Roma, a cura di L. Lume, I tesori degli archivi 1, Firenze 1992, pp. 247–285; L. Capo/M. R. Di Simone (a cura di), Storia della Facoltà di Lettere e Filosofia de „La Sapienza“, Roma 2000.

[2] A. Esposito, Una laurea in legge rilasciata a Roma nel 1522, RR Roma nel Rinascimento. Bibliografia e note (2006) pp. 107–114.

Genova e membro anch'egli dell'ordine dei servi di Maria.[3] Nonostante le pecularità evidenti di questi due atti, vi è anche qualche elemento che li accomuna. Innanzitutto le due lauree sono state rilasciate al di fuori del contesto universitario competente. Si può constatare inoltre che i due ritrovamenti si sono verificati nell'ampio fondo dei Notai Capitolini dell'Archivio di Stato di Roma e non in un fondo notarile legato allo *Studium Urbis* (un tale fondo purtroppo non si è salvato dalla generale dispersione e distruzione dell'archivio della Sapienza in quei secoli). Anna Esposito ha segnalato – e ne è ritornata a trattare in occasione di un recente seminario tenutosi a Berna[4] – un'altra concessione di laurea in diritto canonico –, questa volta da parte dell'arcivescovo di Corinto Johannes a due *bachalarii* spagnoli, Giovanni da Valenza e Alfonso Martino – atto rintracciato nel protocollo di un notaio spagnolo oggi conservato nella sezione I del fondo notarile (Archivio Urbano) dell'Archivio Storico Capitolino.[5] La studiosa ha messo in evidenza l'importanza dei notai stranieri (*forenses*), che vennero a Roma sempre più numerosi nel corso del '400 e nel primo '500, per fare fortuna nel centro della cristianità.[6] Questa circostanza apre infatti opportunità che – insieme ad altri filoni di ricerca coltivati recentemente da studiosi come Brigide Schwarz e Michael Matheus[7] – potranno arrichire le conoscenze del mondo accademico romano tra '400 e '500.

[3] C. Frova, Fonti per la storia dell'istruzione superiore a Roma nel Quattrocento: la registrazione notarile di una laurea in teologia, in: Scritti per Isa. Raccolta di studi offerti a Isa Lori Sanfilippo, a cura di A. Mazzon, Nuovi Studi Storici 76, Roma 2008, pp. 475–486.

[4] A. Esposito/M. Matheus, Maestri e studenti presso gli *studia* a Roma nel Rinascimento, con particolare riferimento agli studenti ultramontani, Workshop dell'Università di Berna „Mobilità degli studiosi e eruditi fra il regno e l'Italia (1400–1600)", 20–21 agosto 2009.

[5] A. Esposito, Notai a Roma nel '400 e primo '500, RR Roma nel Rinascimento. Bibliografia e note (2008) pp. 15–24, qui 14 e Ead., Roma e i suoi notai: le diverse realtà di una città capitale (fine sec. XIV – inizio sec. XVI), in: Il notaio e la città, a cura di V. Piergiovanni, Studi storici sul notariato italiano 13, Milano 2009, pp. 93–111.

[6] Esposito, Roma e i suoi notai (come nota 5) p. 107 sgg.

[7] M. Matheus, Roma e Magonza. Università italiane e tedesche nel XV e all'inizio del XVI secolo, Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 108 (2006) pp. 123–163 segue gli studenti ultramontani a Roma persino in patria. Segnalo inoltre che Brigide Schwarz ha in corso di stampa una monografia dedicata allo *Studium romanae curiae* e allo *Studium Urbis*.

Immergiamoci dunque nel mondo dei notai praticanti a Roma. Fino all'anno 1507 vi è la possibilità di rintracciare studenti universitari presenti a Roma praticamente in tutti i protocolli notarili oggi esistenti sia nell'Archivio Storico Capitolino che nell'Archivio di Stato di Roma.[8] Per quanto concerne gli studenti stranieri, l'anno 1507 apporta una novità importante. In quell'anno papa Giulio II Della Rovere (dopo un primo tentativo fallito nel 1483 sotto suo zio Sisto IV) con la bolla *Sicut prudens* istituì per i notai non-romani – anche per prevenire la dispersione dei loro registri di imbreviature[9] – il „Collegio degli scrittori dell'Archivio della Curia romana" con 101 uffici,[10] i

[8] Per gli archivi notarili a Roma si vedano L. Guasco, I rogiti originali dell'Archivio Urbano del Comune di Roma, Gli Archivi Italiani 6 (1919) pp. 237–250; A.M. Corbo, Relazione descrittiva degli archivi notarili Romani dei secoli XIV-XV nell'Archivio di Stato e nell'Archivio Capitolino, in: P. Brezzi/E. Lee (a cura di), Gli atti privati nel tardo Medioevo. Fonti per la storia sociale (= Private Acts of the Late Middle Ages. Sources of Social History), Toronto-Roma 1984, pp. 49–67; E. Lee, Notaries, Immigrants, and Computers. The Roman Rione Ponte, 1450–1480, ibid., pp. 239–249; P. Melella, Gli atti notarili a Roma tra IX e XV secolo: potenzialità di ricerca per la demografia storica, in: Fonti archivistiche e ricerca demografica, Atti del convegno internazionale, Trieste, 23–26 aprile 1990, I, Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi 37, Roma 1996, pp. 659–678; I. Lori Sanfilippo, *Constitutiones et reformationes* del Collegio dei notai di Roma (1446). Contributi per una storia del notariato romano dal XIII al XV secolo, Miscellanea della Societa romana di storia patria 52, Roma 2007 e Esposito, Notai a Roma (come nota 5).

[9] Nella bolla *Sicut prudens* si legge: ... *accepimus quod in Romana Urbe, ad quam velut ad communem periclitantium portum christianus orbis confluit, propter notariorum et aliorum scripturas conficientium diversitatem sive dolum aut ignorantiam et incuriam, vel eorum a Romana Curia recessum, quam plurimae falsitates et fraudes committuntur, res aliter scriptae quam actae reperiuntur, protocolla et originalia deperduntur* ...: Bullarium diplomatum et privilegiorum Sanctorum Romanorum Pontificum taurinensis editio, V, Augustae Taurinorum 1860, pp. 458–466, qui 459. Alla dispersione (e consecutiva distruzione) propria dei protocolli notarili dei notai non-romani prima del 1507 si deve attribuire la scarsità negli archivi romani di documenti della tipologia di nomine accademiche trattata in questa sede. L'atto del 1489 pubblicato da Carla Frova – con un formulario molto articolato e in tanti punti ricorrente negli esempi del primo Cinquecento – è la prova della diffusione di queste nomine già nel tardo Quattrocento (e probabilmente anche prima).

[10] Per il primo volume delle matricole del Collegio vedi Città del Vaticano, Archivio Segreto Vaticano, *Fondo Santini*, 23. Per il collegio vedi W. von Hofmann,

cui atti sono confluiti principalmente nell'Archivio Storico Capitolino. Per quanto concerne i primi decenni del Cinquecento, una particolare attenzione è da riservare alla Sezione LXVI dell'Archivio Urbano conservato nell'Archivio Storico Capitolino.[11] I suoi 117 volumi non contengono i protocolli di singoli notai ma solo le copie di atti rogati dai notai stranieri vidimate dagli *scriptores* e *correctores* del Collegio creato da Giulio II.[12] Le dinamiche della registrazione (che spiegano la presenza di tante mani e nomi di notai nei singoli volumi) non sono chiare, cosa che rende difficile la consultazione per la quale non esiste

---

Forschungen zur Geschichte der kurialen Behörden vom Schisma bis zur Reformation, 2 voll., Bibliothek des Kgl. Preuss. Historischen Instituts in Rom 12/13, Roma 1914 (rist. Torino 1971), II, pp. 150–152; K.H. Schäfer, Deutsche Notare in Rom am Ausgang des Mittelalters, Historisches Jahrbuch 33 (1912) pp. 719–741 e J. Lesellier, Notaires et archives de la Curie romaine (1507–1627): les notaires français à Rome, Mélanges d'archéologie et d'histoire 50 (1933) pp. 250–275; J. Grisar, *Notare* und Notariatsarchive im Kirchenstaat des 16. Jahrhunderts, in: Mélanges Eugène Tisserant, IV, Studi e testi 234, Città del Vaticano 1964, pp. 251–300, qui 267sg.; A.-J. Marquis, Les collèges des correcteurs et scripteurs d'archives, in: E. Gatz (a cura di), Römische Kurie. Kirchliche Finanzen. Vatikanisches Archiv. Studien zu Ehren von Hermann Hoberg, I, Miscellanea Historiae Pontificiae 45, Roma 1979, pp. 459–472, in particolare 467ss.; M.L. San Martini Barrovecchio, Il collegio degli scrittori dell'Archivio della Curia romana e il suo ufficio notarile (secoli XVI-XIX), in: Studi in onore di Leopoldo Sandri, III, Ministero per i beni culturali e ambientali. Pubblicazioni degli archivi di Stato 98, Saggi 1, Roma 1983, pp. 847–872; B. Schimmelpfennig, Der Ämterhandel an der römischen Kurie von Pius II. bis zum Sacco di Roma, in: I. Mieck (a cura di), Ämterhandel im Spätmittelalter und im 16. Jahrhundert. Referate eines internationalen Colloquiums in Berlin vom 1. bis 3. Mai 1980, Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 45, Berlin 1984, pp. 3–41, qui 16 con nota 52, 17.

[11] La Sezione LXVI in Archivio Storico Capitolino (d'ora in poi ASC), Archivio Urbano – vedi Lesellier, Notaires et archives (come nota 10) p. 268sgg. – è composta da 117 volumi che si dividono in quelli di „Instrumenti" (voll. 1–63), „Mandati" (voll. 64–109), „Testamenti" (voll. 110–115) e „Legittimazioni" (voll. 116–117). Per quanto riguarda queste denominazioni è da tener presente che il contenuto non sempre corrisponde ad esse. Per la Sezione LXVI come anche la Sezione II dell'Archivio Urbano, ugualmente attribuibile in gran parte alla produzione di notai appartenenti al „Collegio degli scrittori dell'Archivio della Curia romana", sono in corso grossi lavori di inventariazione con moderni sistemi informatici che, in un prossimo futuro, renderanno più facile la consultazione.

[12] Lesellier, Notaires et archives (come nota 10) pp. 267, 269 nota 2.

neppure uno studio diplomatistico. La ricchezza del fondo però è fuori discussione e ha già attirato l'attenzione di qualche studioso.[13] Gli stranieri che affluivano a Roma da tutte le parti della cristianità, ma anche i romani (specialmente se in affari con forestieri) conclusero davanti a questi notai gli atti più variegati come per esempio procure, deleghe, trasferimenti di denaro, affari finanziari, locazioni, compravendite (di immobili, ma anche di uffici vacabili alla Curia) e testamenti. Dato che per tanti di questi atti furono impegnati procuratori, mallevadori, testimoni e intermediari, questi atti rivelano le ampie reti („networks") di conoscenze (e forse a volte anche rapporti di fiducia ed amicizie) tipici ed indispensabili per affermarsi nei meandri della Curia Romana.[14]

I.

Alcuni sondaggi intrapresi qualche anno fa nella Sezione LXVI dell'Archivio Urbano prima ricordata hanno portato alla luce parecchie notizie su lauree analoghe a quelle segnalate all'inizio di questo saggio. Si tratta di venti diplomi,[15] elencati in appendice, con cui sei

[13] Vedi Chr. L. Frommel, Die Peterskirche unter Papst Julius II. im Licht neuer Dokumente, Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte 16 (1976) pp. 57–136, qui 110, 113, 120 etc.; M. Kurzel-Runtscheiner, Töchter der Venus. Die Kurtisanen Roms im 16. Jahrhundert, München 1995, p. 322 sgg. (per qualche testamento di una cortigiana) nonché A. Rehberg, Der deutsche Klerus an der Kurie: Die römischen Quellen, in: S. Klapp/S. Schmitt (a cura di), Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter. Kolloquium Dhaun 2004, Geschichtliche Landeskunde 62, Stuttgart 2008, pp. 37–65, qui 59–63.

[14] Per il mondo della Curia (e per chi ci affluiva da fuori Roma) qui rinvio – da una vasta bibliografia – solo a P. Partner, The Pope's Men: the Papal Civil Service in the Renaissance, Oxford 1990; B. Schwarz, Alle Wege führen über Rom. Eine „Seilschaft" von Klerikern aus Hannover im späten Mittelalter, Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge 52 (1998) pp. 5–87; A. Esposito, La pratica delle compagnie d'uffici alla corte di Roma tra fine '400 e primo '500, in A. Jamme – O. Poncet (a cura di), Offices et papauté (XIVe-XVIIe siècle). Charges, hommes, destins, Collection de l'École française de Rome, 334, Roma 2005, pp. 497–515.

[15] I diplomi – tranne i docc. 15 e 16 – sono stati registrati in modo molto abbreviato. Finora non ho potuto rintracciare nessun originale, stipulato in forma solenne e – come si può supporre – su pergamena. Anche per lo *Studium Urbis* sono rari i diplomi di laurea superstiti per il nostro periodo: cfr. Frova, L'Università di Roma (come nota 1) p. 253.

personaggi legati in vario modo alla Curia,[16] fra il 1513 e il 1515 nonché nel 1525[17], conferirono gradi universitari sulla base di autorizzazioni papali (*auctoritate apostolica*). Queste ultime ossia le *licentie doctorandi* erano di tre tipi:

1°) Su richiesta di uno studente che rivolgeva al papa una supplica (*vigore supplicationis*), l'autorità pontificia inviava un mandato *ad hoc* ad un *commissarius*, che poteva anche essere indicato dallo studente stesso (docc. 13–16).

2°) Erano legate a un determinato ufficio curiale come a quello del *magister sacri palatii* (*secundum indulta suo officio concessa*) (docc. 17–20).

3°) Facevano parte dei privilegi dei conti palatini di nomina papale (in questo caso il conte palatino agiva *vigore sui comitatus*) (docc. 1–12).[18]

---

[16] Tale qualifica nei documenti papali è indicata con *aliquis prelatus in romana curia existens* ossia *in eadem Curia commorans* o similmente.

[17] Poiché manca ancora uno studio approfondito e quantificabile per le lauree in ambiente curiale, la concentrazione dei nostri 20 esempi nel periodo Leonino, che vide un nuovo rilancio per l'università di Roma, all'attuale stato della ricerca, va considerata un puro caso. Per il ruolo decisivo di Leone X (1513–1521) nella riforma dello *Studium Urbis* vedi Renazzi, Storia dell'Università (come nota 1) II, p. 24 sgg; cfr. Frova, L'Università di Roma (come nota 1) e P. Pavan, Il Comune romano e lo „Studium Urbis" tra XV e XVI secolo, in Roma e lo Studium Urbis (come nota 1) pp. 88–100. Per il problema storiografico della casualità delle fonti si rinvia a A. Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, Historische Zeitschrift 240 (1985) pp. 529–570 (rist. in: Id., Der Historiker und die Erfahrung vergangener Zeiten. München 1994, pp. 39–69).

[18] Con questi tre tipi non si esaurisce la casistica delle lauree alla Curia. Da notare riguardo al 1° tipo, che l'*examinator* poteva essere anche un cardinale (vedi *infra*, p. 193). A volte i papi trasferivano il diritto di promozione anche ai cardinali legati, diritto che appare così fra le loro *facultates*: Ditsche, Soziale Aspekte (come nota 19) p. 209; vedi alcuni esempi nel *Repertorium Germanicum*, a cura del Deutsches Historisches Institut a Roma (dal 1916 sgg.), qui V, nr. 6888 (cardinale Niccolò Albergati, nel 1438), VII, nr. 1338 (cardinale Juan Carvajal, nel 1455) e VIII, nr. 513 (cardinale Bessarione, nel 1460, ciò viene confermato da ibid., nr. 3731).

Le lauree in ambito curiale *per specialem commissionem* in seguito ad una *licentia doctorandi* emessa dal papa risalgono al XIII secolo e hanno già trovato qualche attenzione dalla storiografia che si riferisce talvolta ai famigerati *doctores bullati.*[19] In realtà però si sa ancora relativamente poco su di loro. Per quantificare il fenomeno di queste nomine, si dovrebbero sfogliare non solo i registri dei protocolli notarili, ma anche i registri delle lettere papali e in particolar modo quelli delle suppliche nell'Archivio Segreto Vaticano dove queste autorizzazioni e specialmente – per le nomine del primo tipo – le suppliche al papa sono state registrate.[20] Dobbiamo tener presente che i 20 casi finora rintracciati sono solo la punta di un'iceberg.[21] Il

[19] H. Rashdall, The Universities of Europe in the Middle Ages. A new edition in three volumes, ed. F.M. Powicke – A.B. Enden, Oxford 1936, qui I, pp. 591–593; M. Ditsche, Zur Studienförderung im Mittelalter (mit 4 Abbildungen), Rheinische Vierteljahrsblätter 41 (1977) pp. 53–62 = (in traduzione italiana) Id., „Scholares pauperes". Prospettive e condizioni di studio degli studenti poveri nelle Università del Medioevo, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento 5 (1979) pp. 43–54, qui 52; Id., Soziale Aspekte der päpstlichen Doktorgraduierungen im späteren Mittelalter, Kyrkohistorisk Arsskrift 77 (1977) pp. 208–210; J. Miethke, Die Kirche und die Universitäten im 13. Jahrhundert, in: J. Fried (a cura di), Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters, Vorträge und Forschungen 30, Sigmaringen 1986, pp. 285–320, qui 311 (ristampa in: Id., Studieren an Mittelalterlichen Universitäten. Chancen und Risiken, in: Id., Gesammelte Aufsätze, Leiden 2004, pp. 207–251, qui 240).

[20] Per un primo approccio (con ulteriore bibliografia) si rinvia a G. Gualdo, Sussidi per la consultazione dell'Archivio Vaticano. Lo Schedario Garampi, I Registri Vaticani, I Registri Lateranensi, Le „Rationes Camerae", L'Archivio Concistoriale, Nuova edizione riveduta e ampliata, Collectanea Archivi Vaticani 17, Città del Vaticano 1989 e Th. Frenz, Die Kanzlei der Päpste der Hochrenaissance (1471–1527), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 63, Tübingen 1986, p. 77.

[21] Senza considerare i fondi notarili qui descritti, apportano altri esempi di lauree a Roma e alla Curia U. Bubenheimer, *Consonantia Theologiae et Iurisprudentiae.* Andreas Bodenstein von Karlstadt als Theologe und Jurist zwischen Scholastik und Reformation, Jus ecclesiasticum 24, Tübingen 1977, p. 11 sgg. (a proposito di Karlstadt, vedi *infra* p. 193), 41–43 nonché – per un caso del 1568 – F. Elsener, Doctor in decretis „per saltum et bullam"? Zur Frage der Anerkennung des Doktorgrades im kanonischen Recht im Streit um eine Pfründenbesetzung beim Konstanzer Domkapitel, in: Festgabe für Paul Staerkle zu seinem achtzigsten Geburtstag am 26. März 1972, St. Galler Kultur und Geschichte 2, St. Gallen 1972, pp. 83–91.

caso delle lauree *auctoritate apostolica* già nei decenni precedenti aveva fatto discutere fuori Roma come provano anche le aspre critiche ai *doctores bullati* sollevate dai concili del Quattrocento.[22] Il famoso umanista tedesco anticuriale Ulrich von Hutten (1488–1523) illustra chiaramente quanto era grande a Roma per chierici ricchi la tentazione di comprarsi un titolo accademico atto a favorire la carriera in determinati capitoli vescovili, dove il diploma universitario poteva prevalere sulla condizione altrimenti richiesta di nobili natali:

Sunt quæ iis tantum qui titulis insigniti sunt, conferuntur sacerdotia, veteri Germanorum instituto, cui ut sub honestatis specie adversentur, titulos Romæ dant indignissimis quibuslibet. Quo compendio quendam vidi Ratisponæ fieri canonicum, quia doctor Romæ dictus fuerat; alioqui non obtinuisset hoc, impeditus per legem quæ reiicit eos qui neque genere nobiles neque propter eruditionem sunt insigniti, atque ille in nulla bona arte doctus tantum emerat titulum hunc. Quo si respiceret lex, possemus et nos nostros hic asinos sacris admovere, sed fortasse nollemus; Roma vero a nulla abhorret perversitate, et sola alienis fruitur piaculis.[23]

Ma vedremo subito meglio se queste lamentele polemiche corrispondevano veramente ai fatti. Grazie agli studi di Anna Esposito e di Carla Frova citati all'inizio non è necessario soffermarsi tanto sulle procedure delle nomine a dottori nell'ambiente curiale. Le due autrici hanno sufficientemente chiarito le modalità a loro connesse, che cercavano di imitare – per quanto possibile – i percorsi e le cerimonie che le commissioni universitarie normalmente praticavano per il con-

[22] Vedi Miethke, Die Kirche und die Universitäten (come nota 19) p. 311 nota 92 (per quanto concerne il concilio di Costanza) nonché J. Miethke/L. Weinrich, Quellen zur Kirchenreform im Zeitalter der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts, II: Die Konzilien von Pavia/Siena (1423/24), Basel (1431–1449) und Ferrara/Florenz (1438–1445), Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 38 b, Darmstadt 2002, pp. 20, 59.

[23] La citazione è tratta dallo *Trias Romana* (1519) pubblicato in E. Böcking (ed.), Ulrichs von Hutten Schriften = Ulrichi Hutteni equitis Germani opera quae reperiri potuerunt omnia, IV, Lipsiæ 1860, p. 208 sg. È riportata anche in Bubenheimer, *Consonantia* (come nota 21) p. 47 nota 160.

ferimento dei titoli accademici, alle quali le nomine alla Curia facevano concorrenza. A Roma la promozione dei giuristi – come aveva stabilito una bolla di Sisto IV del 19 ottobre 1483 – era un privilegio esclusivo del Collegio degli avvocati concistoriali.[24] Secondo i loro statuti essi erano da coinvolgere persino nelle lauree *per commissionem pape*,[25] cosa della quale nei nostri venti atti non si fa neppure cenno. Può quindi stupire che il conte palatino Melchiorre Baldassini, l'autorità concedente ben 12 delle 20 lauree qui presentate, fosse allo stesso tempo anche avvocato concistoriale e agisse formalmente a discapito degli interessi del suo proprio collegio di appartenenza. Si deve perciò ritenere che il comportamento del Baldassini – come più tardi quello di Paolo Planca prima ricordato, anch'egli avvocato concistoriale – non destasse all'epoca più alcuno scandalo. Inoltre, per mantenere le apparenze e per non suscitare critiche maligne, queste nomine non si svolgevano in luoghi pubblici, ma nelle case private dei conferitori e – come ad esempio nel caso del Baldassini – spesso davanti alle porte di Roma.[26]

L'esame di laurea presso un conte palatino o un commissario papale „non era quasi mai un gioco".[27] Anche se i documenti elencati in appendice normalmente riportano solo le informazioni essenziali

---

[24] Cfr. C. Cartari, Advocatorum sacri Consistorii syllabum, Roma 1656, p. 87 sg.; G. Adorni, L'Archivio dell'Università di Roma, in: Roma e lo Studium Urbis (come nota 1) pp. 388–430, qui 414 sgg. e Ead., Statuti del Collegio degli Avvocati Concistoriali e Statuti dello Studio Romano, Rivista Internazionale di Diritto Comune 6 (1995) pp. 293–355.

[25] Esposito, Una laurea (come nota 2) p. 111 sg.

[26] Si veda per questo aspetto la rubrica E dell'appendice che indica il luogo della laurea a Roma. Non ho potuto ancora verificare se l'indicazione *extra muros Urbis* nella diocesi di Porto (*Portuensis diocesis*), cioè probabilmente fuori la Porta Portese, corrisponde a una villa di proprietà del Baldassini. Per i luoghi dove a Roma di solito si svolgevano le lauree vedi Esposito, Una laurea (come nota 2), p. 109 e Frova, Fonti (come nota 3) p. 483. Per la questione del luogo della cerimonia si rinvia anche a E. Martellozzo Forin, Conti palatini e lauree conferite per privilegio. L'esempio padovano del sec. XV, Annali di storia delle università italiane 3 (1999) pp. 79–119, qui p. 103 sgg. (in forma elettronica consultabile sotto http://www.cisui.unibo.it/home.htm).

[27] Così ibid., p. 101 con riferimento alle lauree dei conti palatini. Cfr. anche P. E. Grendler, The Universities of the Italian Renaissance, Baltimore-London 2002, p. 183 sgg.

per la registrazione, non c'è dubbio che si riferiscono più o meno alla stessa procedura. Per quanto concerne i giuristi, l'esame si basava sulla assegnazione dei cosiddetti *puncta* nel *privatum examen* con i quali venivano indicate le questioni su alcuni testi giuridici basilari (il Codice, i Decretali etc.) poi sottoposte ai candidati.[28] Il commissario papale o il conte palatino rivestiva praticamente il ruolo altrimenti noto come quello del *promotor*. Come membri della commissione (collegio giudicante) degli assistenti (*assistentes*) ossia *examinatores*, nei casi qui segnalati[29] furono chiamati di solito *utriusque iuris doctores*[30] o – quando si trattava di lauree in teologia – *doctores et magistri in sacra theologia.*[31] A prima vista destano però qualche sospetto i casi nei quali dopo il *privatum examen* non si menzionano gli assistenti, circostanza che fa sospettare che il conferente abbia agito da solo. Nel nostro campione tale situazione è presentata solo negli atti del conte palatino Baldassini (docc. 9–12), la cui reputazione di giurista valoroso non lascia però dubbi che egli fosse perfettamente in grado di vagliare anche da solo la preparazione dello studente.[32] Altro elemento di perplessità offrono i casi della concessione di più lauree nello stesso giorno. Infatti si arrivò a laureare persino tre studenti in un solo giorno (tre giuristi – fra cui due imparentati tra loro – e due teologi, del resto connazionali, in quanto tutti e due polacchi: docc. 9–11, 19–20). Qui c'è il sospetto di procedure assai sbrigative.

Il formulario più esteso del doc. 14 si prolunga maggiormente sulla cerimonia finale della laurea di un giurista che prevedeva la *traditio* di volumi giuridici, del berretto e di un anello[33] (*per sacrorum canonum et legum voluminum seu librorum traditionem ac bireti rotundi capiti et anuli digito eiusdem domini Petri impositionem apostolice auctoritate sibi concessa creavit* [...]).

[28] Esposito, Una laurea (come nota 2) p. 108sg.; Frova, Fonti (come nota 3) p. 481. I *puncta* indicati (in modo molto abbreviato a secondo il formulario scelto dal notaio) nei docc. 1–7, 13, 15 aprono un campo ancora da approfondire.

[29] Come ci si può accertare seguendo la rubrica D dell'appendice. Per gli *examinatores/promotores* si rinvia anche a Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 101sg.

[30] Esposito, Una laurea (come nota 2) p. 111.

[31] Frova, Fonti (come nota 3) p. 480.

[32] Vedi analogamente Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 101.

[33] Vedi analogamente ibid., p. 102sg. e Esposito, Una laurea (come nota 2) p. 109.

La crescente diffusione delle lauree *auctoritate apostolica*, alternative a quelle dello *Studium Urbis*, può essere spiegato con il fatto che le lauree del primo tipo rispetto a quelle praticate negli atenei – nel nostro caso quello della Sapienza a Roma – costavano molto di meno.[34] Dalla supplica rivolta da lui al papa si sa che lo spagnolo *Franciscus Lentes*, chierico di Lerida, decise di laurearsi a Roma *propter inmoderatas expensas* vigenti alle università di Lerida e di Toulouse dalle quali proveniva (doc. 15). Un altro motivo stava a volte nel desiderio di ottenere un secondo titolo universitario, quasi come un'ulteriore qualifica „di complemento"[35] utilizzabile in futuro. Per esempio, la laurea in teologia era stata richiesta come requisito indispensabile per diventare vescovo già dal concilio di Costanza.[36] Tale atteggiamento si può supporre nel caso dell'inglese John Stokesley (doc. 17) sul quale torneremo, ma anche nell'esempio di Andreas Bodenstein von Karlstadt (1486–1541), famoso riformatore vicino a Lutero a Wittenberg (che in seguito lascerà in dissenso) e a Zwingli a Zurigo, che ottenne la laurea *in utroque iure* a Roma nel 1516 – dietro apposita autorizzazione papale – con il colto cardinale Domenico Grimani (1461–1523) come *examinator*. Evidentemente il professore in teologia a Wittenberg, ignaro del futuro che l'avrebbe presto allontanato dal mondo curiale, voleva migliorare la sua situazione professionale con un secondo titolo prestigioso che continuò ad usare fieramente ancora nella fasi della sua separazione dalla Chiesa di Roma.[37] Un terzo motivo per rivolgersi agli ambienti curiali al fine di ottenere

---

[34] Cfr. Ditsche, „Scholares pauperes" (come nota 19) p. 50 sgg. e Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) pp. 83, 97 sg., 100, 107 sg., 109. Per i costi degli esami si rinvia anche a J. Le Goff, Dépenses universitaires à Padoue au XV^e siècle, Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'École Française de Rome 68 (1956) pp. 377–395.

[35] Questa parola precisa è di Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 97.

[36] Cfr. Ditsche, Soziale Aspekte (come nota 19) p. 210 e J. Miethke, Karrierechancen eines Theologiestudiums im späteren Mittelalter, in: R. Chr. Schwinges (a cura di), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts, Zeitschrift für historische Forschung. Beiheft 18, Berlin 1996, pp. 181–209.

[37] Bubenheimer, *Consonantia* (come nota 21) pp. 11 sgg. (motivazioni), 33 sgg. (per le procedure a Roma).

una laurea era la possibilità di abbreviare i tempi di studio o di accelerare la conclusione degli studi già svolti (a volte persino da tanto tempo!) con un titolo.[38]

La stipula del diploma di dottorato era compito di un notaio. Nel caso di Baldassini notiamo che impegnò lo stesso notaio in più occasioni, così che possiamo supporre che si trattasse di un suo uomo di fiducia.[39] Più difficile è seguire il documento al momento della sua registrazione. Uno *scriptor* del Collegio degli scrittori dell'Archivio della Curia romana trascriveva le parti essenziali dell'altrimenti molto vasto e pomposo formulario nei registri del Collegio, dove di solito un *corrector* (nei nostri casi spesso *Philippus de Senis*, un chierico ungherese di Esztergom[40]) applicava – come prova per la correttezza della registrazione – la sua firma intorno al nome dello *scriptor* registratore. Sarà compito di futuri studi di ricostruire queste modalità. La mancata consegna di queste registrazioni al Collegio o la loro perdita in tempi posteriori avranno condizionato non poco la completezza della sezione LXVI e ciò deve essere messo in conto quando si vuole indagare e quantificare il fenomeno delle nomine accademiche al di fuori della Sapienza.

II.

Passiamo adesso alle persone coinvolte in queste procedure. Mentre non desta molte difficoltà trarre un breve schizzo biografico dei sei conferitori di questi gradi, non sempre si arriva a identificazioni soddisfacenti per quanto concerne i laureandi. Per quanto riguarda i nomi delle altre persone menzionate – tra cui gli assistenti all'esame e i testimoni – faremo solo qualche esempio, per poter ipo-

[38] Vedi per questo aspetto Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 109 sg.

[39] Il notaio Bartolomeo Tordoli infatti rogò per il Baldassini fra aprile e novembre 1513 (docc. 1–7); il suo successore fra aprile e maggio 1514 fu *Petrus Plestin* (forse da identificare con Pierre *Prestin* del doc. 14) (docc. 8–12). Il Rafanelli si servì da maggio a luglio 1515 del notaio Bartolomeo del fu Antonio *Benivolus* (docc. 17–20).

[40] Cfr. per *Philippus de Senis* che fu – tra l'altro – anche segretario papale dal 1502 e chierico della Camera Apostolica dal 1510 vedi Frenz, Die Kanzlei (come nota 20) p. 435.

tizzare – sulla scia delle osservazioni già avanzate in proposito da Elda Martellozzo Forin[41] – la presenza e la collaborazione tutt'altro che casuale di uomini legati o allo studente o al conferente della laurea, sia in veste di amici, connazionali, affittuari o vicini di casa.

Cominciamo con i quattro concedenti le lauree in giurisprudenza. Il conte palatino Melchiorre Baldassini (*de Baldasinis*) (1470–1525), originario di Napoli, rappresenta senz'altro bene una categoria di dignatari influenti nel mondo universitario, che anche altrove hanno lasciato segni non sempre positivi. A Roma sono i conti palatini o del Sacro Palazzo di nomina papale (con il titolo ufficiale di *palatii apostolici et aule Lateranensis comes et miles palatinus* ossia *aule sacri palatii Lateranensis comes palatinus*)[42] l'equivalente dei – più conosciuti e studiati – conti palatini di nomina imperiale.[43] Come abbiamo già detto, il Baldassini era stato sia *comes palatinus* che *advocatus concistorialis*. Il dottore in entrambi i diritti fu anche un grande giurista del quale il compianto Domenico Maffei ha deplorato la poca attenzione riservatagli finora. Invece, Melchiorre Baldassini è più noto per aver fatto costruire a Roma da Antonio da Sangallo un palazzo in Via delle Coppelle che per il suo profilo di grande erudito.[44]

---

[41] Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) passim.

[42] G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni ..., 109 voll., Venezia 1840–1879, qui XVII, p. 56–60, qui 58 sgg. e N. Del Re, Conte palatino o del Sacro Palazzo, in: Mondo Vaticano. Passato e presente, a cura di N. Del Re, Città del Vaticano 1995, p. 393. Per alcuni nomi di conti palatini papali si veda anche Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) pp. 88, 91 sg.

[43] Per i conti palatini, la loro storia e le loro prerogative si rinvia – da una bibliografia assai vasta, ma anche dispersiva – a Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26). Per una ricerca sull'entità quantitativa dei conti palatini papali si dovrebbe partire dai registri delle lettere papali (vedi *supra* nota 20). Per il mondo germanico, dove i conti palatini continuarono a svolgere le loro mansioni fino alla scomparsa definitiva del vecchio Impero nel 1806, si veda J. Arndt, Hofpfalzgrafen-Register, 3 voll., Neustadt an der Aisch 1964–1988 e E. Schmidt, Die Hofpfalzgrafenwürde an der hessen-darmstädtischen Universität Marburg/Gießen, Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Giessen 23, Gießen 1973.

[44] N. Del Re, La Curia Capitolina e tre altri antichi organi giudiziari romani, Collana della Fondazione Marco Besso 13, Roma 1993, p. 48 sg.; P. Craveri, Baldassini, Melchiorre, DBI 5, Roma 1963, p. 452 (dà come anno di morte il

Il *Paulus Equitani de Cesis* del doc. 13 è senz'altro da identificarsi con Paolo Emilio Cesi, figlio del cancelliere di Roma Angelo della famiglia Equitani, che per via del suo trasferimento nella omonima città umbra veniva chiamata generalmente Cesi (o *de Cesis*). Egli fu *doctor in utroque iure*, protonotaio papale e accumulò numerosi benefici ecclesiastici (fra cui canonicati a S. Maria Maggiore e S. Pietro a Roma). Nell'atto del 1514 è indicato anche come reggente della Cancellaria Apostolica, un incarico che rivestì dal 1513. Leone X – forse stimolato anche dalle notevoli ricchezze del protonotaio – lo nominò cardinale il 1° luglio 1517.[45]

Meno si sa invece del vescovo Francesco (*Bertholai*) di Mylopotamos (*Milopotamensis*), una diocesi sull'isola di Creta (doc. 14). Fu comunque *decretorum doctor* e penitenziere minore di S. Pietro,[46] fatto questo che lo accomuna al *commissarius* papale Luca di Foligno, menzionato all'inizio. Pare che sia stato uno dei tanti vescovi residenti in Curia a discapito dell'obbligo formale di risiedere nelle loro diocesi (per lo più di modesta importanza e poveri di entrate). Per prelati di questo genere saltuarie commissioni papali, ordinazioni di

---

1522); Chr. L. Frommel, Der römische Palastbau der Hochrenaissance, 3 voll., Tübingen 1973, qui II, p. 23 sgg.; D. Maffei, Manoscritti giuridici napoletani del Collegio di Spagna e loro vicende fra Quattro e Cinquecento, in: M. Bellomo (a cura di), Scuole, diritto e società nel mezzogiorno medievale d'Italia, I, Studi e ricerche dei „Quaderni catanesi" 7, Catania 1985, pp. 7–29, in particolare p. 25 con nota 39; A. Rehberg, Die ältesten erhaltenen Stadtratsprotokolle Roms (1515–1526), 3 parti, Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 80 (2000) pp. 266–359; 81 (2001) pp. 278–350; 82 (2002) pp. 231–403, qui III, p. 326 e *ad indicem* (è in preparazione una traduzione italiana – con il titolo *Il* Liber decretorum *dello scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica collezione di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526)* – a cura della Fondazione Marco Besso a Roma che uscirà nel 2010).

[45] K. Eubel, Hierarchia catholica, III, Monasterii 1910, p. 18; F. Petrucci, Cesi, Paolo Emilio, DBI 24, Roma 1980, pp. 259–261; Frenz, Die Kanzlei (come nota 20) p. 421.

[46] Le poche notizie su di lui, disponibili al momento, sono raccolte in A. Rehberg, Roma alla vigilia della Riforma Luterana. Alcune premesse per ricerche future, in: La Papauté à la Renaissance, sous la direction de F. Alazard et F. La Brasca, Collection Le Savoir de Mantice, Paris 2007, pp. 167–249, qui 193.

chierici[47] o attività come le lauree *vigore supplicationis* potevano costituire fonti di reddito non trascurabili.

Il quarto commissario pontificio, Guillelmus Cassador, fu spagnolo di Vich, *utriusque iuris doctor*, cappellano papale e uditore della Rota (*sacri palatii apostolici causarum auditor*). Come tale è anche conosciuto dalla storiografia specializzata.[48] Morì nel 1527 a Roma come vescovo eletto di Alghero in Sardegna.[49]

Passiamo ai due conferitori di lauree in teologia. Il più alto di rango fu il frate domenicano Giovanni Rafanelli da Ferrara († 1515). Il dotto religioso fu inquisitore a Ferrara e, nel 1503, fu nominato da Alessandro VI *magister sacri palatii* (Maestro del Sacro Palazzo). Il suo biografo moderno, Michael Tavuzzi OP, esclude che egli avesse avuto un ruolo da insegnante allo *Studium Curie*, che proprio intorno a quell'anno si sciolse definitivamente, e nemmeno alla Sapienza.[50] Le sue quattro nomine, effettuate – per vecchia tradizione – in virtù del suo ufficio (*secundum indulta suo officio concessa*),[51] fra il 30 maggio e il 17 luglio 1515 (docc. 17–20), sono accompagnate da assistenti scelti perlopiù da ordini religiosi e di formazione universitaria di tutto rispetto. Come vedremo, il Maestro del Sacro Palazzo ebbe i più qualificati dottorandi del nostro campione, anche se in fondo resta il dubbio che il frate domenicano (destinato a morire entro lo stesso anno) abbia utilizzato il potere di addottorare per compensare il suo ruolo emarginato dal mondo accademico romano e contemporaneamente costituirsi una fonte di reddito.

[47] Dall'inizio del governo di Giulio II, cioè dal novembre 1503, il vescovo si trova incaricato come solo ordinatore fisso responsabile per le ordinazioni alla Curia: ibid.

[48] E. Cerchiari, Capellani papae et apostolicae sedis auditores causarum sacri palatii apostolici seu Sacra Romana Rota ab origine ad diem usque 20 septembris 1870, 4 voll., Roma 1919–1921, qui II, p. 85 sg.

[49] Eubel, Hierarchia catholica (come nota 45) III, p. 116; Frenz, Die Kanzlei (come nota 20) p. 342 (dove si fa confusione fra Alghero e Angers in Francia).

[50] M. Tavuzzi, Giovanni Rafanelli da Ferrara OP († 1515). Inquisitor of Ferrara and Master of the secret palace, Archivum fratum predicatorum 67 (1997) pp. 113–149.

[51] Per l'ufficio di Maestro del Sacro Palazzo e il diritto ad esso connesso di conferire i gradi accademici di teologia (prima anche all'interno dello studium Romane Curie) vedi Renazzi, Storia dell'Università (come nota 1) I, pp. 47–49, 254 (doc. 16) e R. Creytens, Le „Studium romanae curiae" et le Maître du Sacré Palais, Archivum Fratrum Praedicatorum 12 (1942) pp. 5–83.

Se si può essere tranquilli sulla competenza professionale ed accademica del maggior numero dei sei conferenti (dove spiccano per erudizione appunto il Baldassini, il Cassador e il Rafanelli), tale sicurezza non offre però Gaspare Torrella (*de Torriglia/Toreglias*), che il 20 aprile 1514, dietro commissione papale, elevò dottore in teologia un suo connazionale (doc. 17). Il Torrella, originario di Valenza in Spagna e vescovo di S. Giusta in Sardegna dal 1494, si è distinto non tanto come teologo quanto come medico di Cesare Borgia nonché dei papi Alessandro VI e Giulio II. È noto soprattutto per aver descritto – nei suoi tanti trattati medici – per la prima volta la sifilide.[52] L'atto del 1514, con l'assistenza di due ecclesiastici spagnoli e con tre testimoni provenienti dalla diocesi di Valenza, ha tutti i contorni di un favore nei confronti di un conterraneo.

L'analisi finora svolta – salvo qualche caso sospetto – può solo confermare la constatazione di Elda Martellozzo Forin che sottolinea come i conti palatini, ai quali accomuniamo qui anche gli altri commissari papali, comunque tutti laureati essi stessi, – nonostante la loro pessima fama fra umanisti e polemisti – non potessero certo accettare di screditare la laurea che concedevano.[53]

III.

Con ciò è tempo di vedere più da vicino gli aspiranti dottori e le loro qualifiche. La tabella in appendice riassume i dati principali riguardanti lo *status* e la provenienza dei candidati dottori. Da questo campione pur limitato possiamo tentare già alcune conclusioni riguardo la „clientela" dei sei conferenti. Al conte palatino Melchiorre Baldassini si rivolgono non pochi laici, e non sembra un caso che la

---

[52] G. Marini, Degli archiatri pontifici, I, Roma 1784, pp. 257–284; Eubel, Hierarchia catholica (come nota 45) III, p. 233 nota 1; A.M. Oliva/O. Schena, I Torrella, una famiglia di medici tra Valenza, Sardegna e Roma, in: Alessandro VI. Dal Mediterraneo all'Atlantico, Atti del Convegno, Cagliari, 17–19 maggio 2001, a cura di M. Chiabò, A.M. Oliva, O. Schena, Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Saggi 82, Roma 2004, pp. 115–146, in particolare 125–137. Per via della sua notorietà come osservatore della sifilide il nome di Gaspare Torella è ricordato in tanti studi anche recenti sulla storia della medicina.

[53] Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 98.

grande maggioranza dei dottorandi provenga dall'Italia meridionale, alla quale il Baldassini, forse per via dei suoi natali napolitani, si sentiva ancora legato. La grande presenza di laureandi provenienti dalle sole diocesi di Capaccio, Cava e Benevento, fra di loro vicine, può far sospettare la diffusione della fama del Baldassini in certi ambienti geografici. Futuri ritrovamenti di documenti analoghi potranno chiarire se anche gli altri conti palatini di nomina papale residenti a Roma – come il menzionato Paolo Planca – non si fossero creati delle simili reti clientelari. Per i commissari papali nominati *ad hoc* si può supporre un qualche legame (di conoscenza e/o di provenienza comune) con i loro laureandi. Più libero nelle sue azioni era invece il Maestro del Sacro Palazzo, Giovanni Rafanelli OP, al quale si rivolsero sia studenti stranieri che italiani, ma perlopiù religiosi o chierici, cosa che non sorprende dato che la competenza del domenicano, legato al suo ufficio, riguardava solo titoli legati allo studio della teologia.

I venti documenti analizzati qui non specificano sempre i *curricula* degli aspiranti dottori e applicano per il resto elogi assai formalizzati delle conoscenze e virtù di questi candidati. Ma dove se ne parla esplicitamente, si scopre che essi non raramente disponevano – a quanto pare – di una solida formazione professionale a seconda delle loro discipline (giurisprudenza, teologia) e spesso avevano alle loro spalle diversi anni di studi universitari in atenei rinomati.[54] Così troviamo studenti provenienti dalle università di Padova e Perugia (doc. 6), di Napoli e Salerno (doc. 7), della Sapienza a Roma (doc. 13), di Angers e Nantes (doc. 14), di Lerida e Tolosa (doc. 15) e di Cracovia (doc. 18). Di altri possiamo ricostruire il *curriculum studiorum* con fonti tipologicamente diverse. Comunque pare assai probabile che parte dei candidati dottori – nonostante il silenzio delle fonti (spiegabile trattandosi di registrazioni notarili di solito molto abbreviate) – abbiano anche frequentato lo *Studium Urbis* (siamo nel pontificato di Leone X sotto il quale l'università di Roma visse una nuova epoca di fioritura).[55]

Passiamo a tre esempi meglio documentati. Uno studente sicuramente molto serio fu Feliciano *Alcmeonis de Militibus*, un avvocato

[54] Analoghe sono le osservazioni ibid., p. 98 sgg.
[55] Vedi *supra* nota 17.

nobile, colto e ricco di Tivoli. Come sappiamo da note preziose presenti in alcuni manoscritti giuridici napoletani confluiti nella biblioteca del famoso Collegio di Spagna di Bologna, analizzate da Domenico Maffei, questo Feliciano dovette aver posseduto almeno cinque codici (i Mss. 173, 176, 177, 193 e 259) oltre a due di altra provenienza (Mss. 246, 254). E fu proprio Melchiorre Baldassini, il suo promotore alla laurea nel 1513 (doc. 7), che il Maffei ipotizza come tramite per l'acquisto di questi libri.[56] I legami fra l'avvocato tiburtino e il Baldassini furono strettissimi, dato che già nel 1509 Feliciano dichiarò di essere nel quarto anno del suo *cursus studiorum* legale „sub clarissimo legum lumine domino Melchione de Baldassinis".[57] Anche altri candidati del Baldassini nel 1514/15, in realtà, potrebbero esser stati suoi studenti, persino allo stesso *Studium Urbis*.[58]

Gregorius (Grzegorz) de Schamotuli (= Szamotuły vicino Posnania in Polonia), in passato studente all'Università di Cracovia, fu autore di un trattato sugli *impedimenta* matrimoniali (*Enchiridion Impedimentorum que iuxta Canonicas constitutiones in matrimonjs contingunt, ad iudicum et confessorum faciliorem cognitionem*), stampato a Cracovia nel 1529, dal quale risulta che nel frattempo il teologo era anche diventato *canonum doctor*, *ordinarius lector* nonché *penitentiarius* a Cracovia, dove, fra il 1518 e il 1537, assunse l'incarico di rettore dell'università.[59]

Il laureato più importante fra i neo-dottori fu senz'altro l'inglese John Stokesley (attratto da Roma per la possibilità di studiare il greco), che aveva già una notevole carriera accademica alle spalle,

---

[56] Cfr. Maffei, Manoscritti giuridici (come nota 44) pp. 25–27 e I codici del Collegio di Spagna di Bologna, studiati e descritti da D. Maffei, E. Cortese, A. García y García, C. Piana, G. Rossi, Milano 1992, pp. 503, 510–513, 556, 671, 701 (qui si parla anche dello stemma di famiglia), 712.

[57] Ibid., p. 556; cfr. Maffei, Manoscritti giuridici (come nota 44) p. 26.

[58] Cfr. analogamente Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 107.

[59] Vedi K. Estreicher, Bibliografia polska, 39 voll., Kraków 1878–1916 (rist. Warszawa 1977–1978), qui XXX, pp. 194–201 e appendice pp. III–IV; Polski Słownik Biograficzny 9 (1960/61), p. 90 sg.; H. Przybylski, Grzegorz Snopek z Szamotuł, Rektor Uniwersytetu Jagiellońskiego, Poznań 1947; A. Gasiorowski/T. Jurek/I. Skierska (a cura di), Metryka Uniwersytetu Krakowskiego z lat 1400–1508, 2 voll, Kraków 2004, qui I, p. 552 (nr. 99e/107); II, p. 485 (ringrazio Almut Bues per questi aggiornamenti bibliografici in lingua polacca).

quando si presentò al Maestro del Sacro Palazzo Giovanni Rafanelli per farsi nominare in una sola occasione *baccalarium et magistrum ac doctorem in sacra theologia* (doc. 17). Lettore di logica e filosofia naturale al *College* di S. Maria Maddalena ad Oxford, del quale fu persino vicepresidente negli anni 1504–1507, più tardi ottenne l'apprezzamento di Erasmo (anche lui un dottore di teologia „per vie traverse", questa volta all'università di Torino, in quindici giorni nel 1506[60]) che lo considerò fra i lumi della corte di Enrico VIII. In seguito l'ecclesiastico si impegnò per la celebre causa di divorzio del sovrano e, nel 1530, divenne vescovo di Londra. Fino alla sua morte nel 1539 seguì la dura linea politica di Enrico VIII contro Roma, pur tentando di salvare quanto possibile di cattolico nella nascita della nuova Chiesa d'Inghilterra.[61]

In conclusione possiamo constatare che fra gli studenti – spesso di difficile identificazione – eccellono alcuni nomi che provano come a queste nomine non ricorressero affatto solo individui indegni e carrieristi sbrigativi.

Non vanno dimenticati gli assistenti agli esami, elencati nell'appendice (rubrica D), fra i quali si trovano non pochi lettori alla Sapienza, tra cui Tiberio Manili (doc. 1), Michele *de Corradis* da Todi (doc. 4), Zaccaria da Rovigo (doc. 5), Silvestro Spinelli di Montepulciano (doc. 8), nonché i teologi fra' Filippo da Firenze (doc. 18), Alfonso *de Valdemesso* e fra' Michele *de Petra Sancta* (ambedue in doc. 20). Ma è probabile che fra gli assistenti fossero ancora più numerosi i docenti universitari. Il problema è che non abbiamo ruoli completi per

---

[60] Il caso del dottorato in teologia di Erasmo è molto studiato: cfr. qui solo P.F. Grendler, How to Get a Degree in Fifteen Days: Erasmus' Doctorate of Theology from the University of Turin, Erasmus of Rotterdam Society Yearbook 18 (1998) pp. 40–69 (con la bibliografia precedente).

[61] R.J. Schoeck, John Stokesley, in: Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation, 3 voll., a cura di P.G. Bietenholz e Th. B. Deutscher, Toronto-Buffalo-London 1985–1987, p. 289 sg. e A.A. Chibi, Henry VIII's Conservative Scholar: Bishop John Stokesley and the Divorce, Royal Supremacy and Doctrinal Reform, Bern 1997. Per l'insegnamento del greco a Roma (che vide una fioritura particolare durante il pontificato di Leone X) cfr. ibid., p. 12 e St. Pagliaroli, Giano Lascari e il Ginnasio greco, Studi medievali e umanistici 2 (2004) pp. 215–293.

i professori attivi alla Sapienza se non quello del 1514 (è il primo conservato).[62] Per quanto concerne i motivi per questa collaborazione, si può ipotizzare che qualche assistente seguisse legami di amicizia o clientela verso il „promotore" o il candidato dottorando; è probabile anche un interesse per i vantaggi e rimborsi materiali legati a questo tipo di lauree.

Da ultimo si ricordano i testimoni a questi atti (per il momento non elencati nell'appendice) i quali – senza per ora entrare nei dettagli – non si trovavano affatto coinvolti per puro caso. Nelle 12 nomine del conte palatino Baldassini notiamo la ripetuta presenza di tre chierici provenienti dalle diocesi di Segovia (*Segobien.*), Sens (*Senonen.*) e Rennes (*Redonen.*) di cui non ho potuto ancora trovare informazioni biografiche, ma che potrebbero essere stati dei *familiares* del giurista.[63] In altri casi è evidente la presenza di connazionali – fra cui si può presumere anche alcuni amici o compagni di studi del dottorando – che erano sicuramente stati invitati appositamente alle cerimonie di laurea.[64]

Non vi è dubbio che le lauree in ambito curiale meritano più attenzione da parte della storiografia e una valutazione senza preconcetti per cui i moralisti e gli umanisti contemporanei – forse gelosi delle proprie prerogative – soprannominarono un dottore „per vie traverse" come *doctor bullatus*, *doctor asinus* o *doctor idiota*.[65] Infine è anche da valutare se le promozioni qui presentate si distaccassero veramente così tanto dagli usi (e abusi) delle università italiane

---

[62] La serie dei rotuli è continuata solo dall'anno 1535 in poi: E. Conte (a cura di), I maestri della Sapienza di Roma dal 1514 al 1787. I rotuli e altre fonti, 2 voll., Fonti per la storia d'Italia 116/1–2, Roma 1991.

[63] Futuri studi potrebbero svelare i retroscena – forse anche di coabitazione e di affitto – dei personaggi qui presentati. Cfr. – con ottimi risultati per il caso dei conti palatini a Padova – Martellozzo Forin, Conti palatini (come nota 26) p. 103 sgg.

[64] Vedi per osservazioni analoghe ibid., p. 102.

[65] Ditsche, „Scholares pauperes" (come nota 19) p. 52. Per la polemica di allora sulle lauree troppo facili in Italia vedi anche P.F. Grendler, Renaissance Education Between Religion and Politics, Aldershot 2006, p. 55.

dell'epoca, che spesso avevano anch'esse la fama di favorire in modo eccessivo le lauree di studenti ultramontani di passaggio.[66]

[66] Grendler, The Universities (come nota 27) p. 140 sgg. elenca le università (chiamate da lui „paper universities" che concedevano gradi accademici senza offrire un'insegnamento serio. Cfr. inoltre ibid., p. 180 sgg.; Grendler, How to Get a Degree (come nota 60) p. 50 sgg.; J. Davies, A Paper University? The Studio lucchese 1369–1487, History of Universities 15 (1997–99) pp. 261–306; I. Naso, „Licentia et doctoratus". I gradi accademici all'Università di Torino tra XV e XVI secolo, Annali di storia dell'università italiane 5 (2001) pp. 35–55, qui 54 sg.

APPENDICE

Riassunto delle nomine di dottori rinvenute finora nella sezione LXVI dell'Archivio Storico Capitolino in ordine dei conferenti

Le informazioni raccolte riguardano:

A: il nome, lo *status* e la provenienza del dottorando nonché – se indicato – la sua qualifica e provenienza universitaria,
B: il titolo conferito,
C: la base legale con la quale agisce il conferente,
D: gli assistenti e i loro titoli universitari,
E: il luogo dell'avvenimento a Roma,
F: il notaio.

Nomine a dottore in giurisprudenza

I. Melchiorre Baldassini, avvocato concistoriale e conte palatino

1) 1513 apr. 25, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, ff. 109v–110r
A: Giovanni Tommaso Marzani da Itri (*Johannes Thomasius Marzani de Ytro*), chierico della diocesi di Gaeta,
B: *doctoratus in utroque iure*,
C: *vigore sui comitatus* (i.e. di Melchiorre Baldassini),
D: *utriusque iuris doctores* Manfredo *Canophilus* da Castel di Sangro nella diocesi di Trivento (*de Castro Sanguinis Triven. dioc.*)[1] e Tiberio Manelli da Roma (*de Mani[l]is] civis romanus*),[2]
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: Bartolomeo Tordoli.[3]

[1] Manfredo *Canophilus* (in vesti di chierico di Trivento e non – come indicato qui erroneamente – di Trento), il 18 agosto 1516, supplicò per la provvista della chiesa detta abbazia di S. Maria Annunciata di Castagné, nella diocesi di Trento: Suppliche al pontefice. Diocesi di Trento 1513–1565, a cura di C. Belloni e C. Nubola, Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento. Fonti 4, Bologna 2006, p. 396.

[2] Tiberio Manili ossia Manelli, nel 1514, fu lettore (*de mane*) *in iure civili* allo Studium Urbis e, nel 1518, divenne canonico di S. Giovanni in Laterano: Marini, Lettera (come nota 1) p. 28 nota 22; Renazzi, Storia dell'Università (come nota 1) II, p. 54 e Conte, I maestri (come nota 62) I, p. 2.
[3] Singoli atti del notaio *Bartholomeus de Thordolis* del 1517/1519 sono tramandati nel volume miscellaneo Roma, Archivio di Stato (d'ora in poi: ASR), Collegio dei Notai Capitolini, 1914.

2) 1513 mag. 9, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 110r
A: Giacomo *de Nardellis*, laico della diocesi di Agrigento,
B: *doctoratus in utroque iure*,
C: *vigore supplicationis* al papa,
D: *doctores* Giambattista *de Nocerellis* chierico da Cortona[1] e *Patricius de Patriciis* chierico da Urbino,
E: *Rome, in domo eiusdem Melchionis.*
F: Bartolomeo Tordoli.

[1] Probabilmente identico al notaio Giambattista da Cortona, del quale si trova qualche atto di sua mano registrato in ASR, Collegio dei Notai Capitolini, 1914 (del 1511 e 1512) e in J.K. G. Shearman, Raphael in early modern sources (1483–1602), I, New Haven 2003, p. 303.

3) 1513 mag. 21, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 110r-v
A: Mariano *de Magistro*, laico da Cilento *provincie Principatus*,
B: *doctoratus in utroque iure*,
C: *vigore sui comitatus* (i.e. di Melchiorre Baldassini),
D: *doctores* Giambattista *de Nocerellis*, chierico da Cortona (= Giambattista da Cortona) e *Patricius de Patriciis*, chierico da Urbino,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: Bartolomeo Tordoli.

4) 1513 mag. 22, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 110v
A: Antonio Paolo *de Sancto Helia* (oggi: Sant'Elia Fiumerapido) *abbatie Cassinensis nullius diocesis*, chierico (*venerabilis dominus*),
B: *doctoratus* [*in utroque iure*],
C: *vigore sui comitatus* (i.e. di Melchiorre Baldassini),
D: *doctores* Michele *de Corradis* da Todi[1] e Antonio Casello, chierico di Mallorca,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: Bartolomeo Tordoli.

[1] Nel 1514, Leone X conferì a Michele Corradi l'incarico di docente *in iure civili* presso l'università di Roma. Egli ebbe anche un ruolo nel processo relativo al divorzio di re Enrico VIII d'Inghilterra: Renazzi, Storia dell'Università (come nota 1) II, p. 55 sg.; Conte, I maestri (come nota 62) I, p. 3.

5) 1513 ago. 21, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 111r
A: Feliciano *Alcmeonis de Militibus* da Tivoli,[1] laico (vedi per la persona *supra*, p. 199 sg.),
B: *doctoratus* [*in utroque iure*],
C: *vigore sui comitatus* (i. e. di Melchiorre Baldassini),
D: *doctores* Zaccaria da Rovigo (*de Rodigio*)[1] e Patricius de Patriciis,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: Bartolomeo Tordoli.

[1] Nel 1506–1507 il giurista Zaccaria da Rovigo fu docente all'università di Padova: A. Belloni, Professori giuristi a Padova nel secolo XV. Profili biobibliografici e cattedre, Ius Commune Sonderhefte 28, Frankfurt am Main 1986, p. 333. Sotto Leone X fu professore alla Sapienza: Renazzi, Storia dell'Università (come nota 1) II, p. 53; D. Gnoli, La Roma di Leone X, a cura di A. Gnoli, Milano 1938, p. 364; Spano, L'Università di Roma (come nota 1) pp. 28, 335; Conte, I maestri (come nota 62) I, p. 2. G. Pasolini, Adriano VI. Saggio storico con venti tavole ed un facsimile, Roma 1913, p. 60 parla di un suo scritto composto al tempo della venuta di Adriano VI a Roma, nel quale Roma viene descritta come centro di tutti i mali.

6) 1513 ott. 3, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 111r
A: Niccolò *de Angelis* da Venezia (*venetus*), laico?, *artium doctor*; *qui studuit Padue et Perusie*,
B: *doctoratus in utroque iure*,
C: *vigore sui comitatus* (i. e. di Melchiorre Baldassini),
D: *doctores* Ludovico *de Andreis* da Tolentino[1] nella diocesi di Camerino e Cherubino *de Herilatis* da Rieti,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: Bartolomeo Tordoli.

[1] Ludovico Andreis di Tolentino, nel 1508/09, fu podestà di Amelia: C. Cansacchi, Cronistoria amerina, Rivista Araldica 54 (1956) pp. 375–377, qui 376.

7) 1513 nov. 2, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 111v
A: Giacomo *Britonius* da Sicignano [presso Altavilla], laico della diocesi di Capaccio; *qui studuit Neapoli et Salernitan.*,
B: *doctoratus* [*in utroque iure*],

C: (non indicato)
D: *doctores* Giambattista da Cortona e Sebastiano *de Brigia*,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: Bartolomeo Tordoli.

8) 1514 apr. 29, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 23, f. 41r
A: Agostino di Antonio *Salvatoris* da Campobasso, laico? della diocesi di Benevento,
B: *doctoratus* [*in utroque iure*],
C: *iuxta formam privilegii prefato domino Melchiore comiti palatino [...]* concesso da papa Giulio II,
D: *utriusque iuris doctores* Giambattista da Cortona e Silvestro Spinelli di Montepulciano (*Pollitianus*),[1]
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: *Petrus Plestin.*

[1] Nel 1514 fu docente di diritto civile *ad extraordinariam*, *de sero*: Renazzi, Storia dell'Università (come nota 1) II, p. 56 sg.; Conte, I maestri (come nota 62) I, pp. 3 (dove si può adesso aggiungere il nome di famiglia Spinelli), 6 (per la sua docenza *in canonico* nel 1535).

9) 1514 mag. 4, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 23, f. 41r
A: Vincenzo *da Urbino*, arciprete in Altavilla nella diocesi di Capaccio,
B: *doctor in iure canonico*,
C: *iuxta formam privilegii domino Melchiore comiti palatino [...]* concesso da papa Giulio II,
D: non menzionati; viene sostenuto un *privatum examen* presso Melchiorre Baldassini,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: *Petrus Plestin.*

10) 1514 mag. 4, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 23, f. 41v
A: Giambattista *de Urbinis*, laico? della diocesi di Capaccio,
B: *doctor in utroque iure*,
C: *iuxta formam privilegii domino Melchiore comiti palatino [...]* concesso da papa Giulio II,
D: non menzionati; viene sostenuto un *privatum examen* presso Melchiorre Baldassini,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,

F: *Petrus Plestin.*

11) 1514 mag. 4, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 23, f. 41v
A: Marsilio *de Baiulis* da Cilento (*de Silento*), laico? della diocesi di Cava (de' Tirreni),
B: *doctor in utroque iure*,
C: *iuxta formam privilegii domino Melchiore comiti palatino [...]* concesso da papa Giulio II,
D: non menzionati; viene sostenuto un *privatum examen* presso Melchiorre Baldassini,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: *Petrus Plestin.*

12) 1514 mag. 26, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 21, f. 112v
A: Giampaolo *Pisicellus*, laico? della diocesi di Catania (*Cathagen.* [sic!] *diocesis*),
B: *doctor in utroque iure*,
C: *iuxta formam privilegii domino Melchiore comiti palatino [...]* concesso da papa Giulio II,
D: non menzionati; viene sostenuto un *privatum examen* presso Melchiorre Baldassini,
E: *extra muros Urbis Portuensis diocesis*,
F: *Petrus Plestin.*

II. Paolo (Emilio) Equitani Cesi (*Paulus Equitani de Cesis*), canonico di Spoleto, *sedis apostolice prothonotarius participans* e *regens Cancellarie apostolice*

13) 1514 set. 24, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 23, ff. 75r–76r
A: Carolo Antonio *Laurus* da Anagni [laico], studente alla Sapienza a Roma (*in universitate romana, in qua ipse dominus Carolus Antonius studuit*),
B: *doctor in utroque iure*,
C: *in vim certe specialis commissionis seu supplicationis* emesso dal papa,
D: *iuris utriusque doctores Franciscus Bizanillo*, uditore del cardinale di S. Croce (in Gerusalemme),[1] Gianantonio *de nobilibus de Vezano*[2] e Simonetta da Arezzo,
E: *Rome, in domo solite habitationis predicti domini Pauli comissarii site in regione Pontis apud ecclesiam S. Lucia in aula principali dicte domus*,

F: Antonio *Lelius civis romanus.*[3]

[1] Da identificare con il cardinale Bernardino de Carvajal († 1523); cfr. G. Fragnito, Carvajal, Bernardino Lopez de, DBI 21, Roma 1978, pp. 28–34.
[2] Menzionato in A. Nuovo, Il commercio librario a Ferrara tra XV e XVI secolo. La bottega di Domenico Sivieri, Storia della tipografia e del commercio librario 3, Firenze 1998, p. 13.
[3] Un atto del notaio *Antonius Lelius* del 1517 si trova in ASR, Collegio dei Notai Capitolini, 1914. È ancora da chiarire la sua possibile identificazione con l'omonimo poeta romano e sostenitore dell'umanista Christophe Longueil: S. Jossa, Lelio, Antonio, DBI 64, Roma 2005, pp. 327–330.

III. Francesco (*Bertholai*), vescovo di Mylopotamos (in Creta)

14) 1514 ott. 2, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 23, f. 72r
A: Pierre *Prestin* (vedi *supra* p. 194 nota 39), *clericus* della diocesi di Tréguier in Bretagna, che *per plures annos studuit* nelle università di Angers e Nantes,
B: *in utroque iure bachalarium primo et successive licentiatum*,
C: *vigore specialis commissionis* del papa (Leone X), 1513 ago. 25,
D: *decretorum doctores Bernardus le Clere* e *Johannes de Lesionet*, canonici di Quimper in Bretagna,
E: *Rome, in domibus habitationis prefati domini Francisci episcopi et commissarii*,
F: *Jo(hannes) Bogen.*

IV. Guillelmus Cassador, utriusque iuris doctor, cappellano papale e uditore della Rota (*sacri palatii apostolici causarum auditor*)

15) 1525 mar. 25, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 26, ff. 74v–77r
A: *Franciscus Lentes*, chierico di Lerida, *qui in studio Illerden. et Tolosan. et aliis locis iuri canonico et civili per decem annos et amplius operam dedit gradumque baccalariatus in utraque facultate obtituit posteaque per plures annos in dicto Illerden. studio in utraque dictarum facultatum publice legit et diversas conclusiones substentando publice disputavit deinde propter inmoderatas expensas, que in dictis studiis generalibus fiunt, gradumque doctoratus a quodam comiti palatino in utraque censura obtinuit et, quia [...] posset de potestate dicti comitis palatini et de gestis per eum in futurum dubitari et propterea cupit dictus orator in premissis [...] de opportuno remedio provideri* (così si legge nella supplica diretta al papa: ibid., f. 74v),

B: *doctor in utroque iure*,
C: su supplica rivolta al papa e segnata da Giambattista [Bonciani], vescovo di Caserta,[1] 1525 mar. 10,
D: vengono coinvolti due *canonum et legum professores pro rigoroso examine* (ma senza nominare i nomi),
E: *Rome in domo solite habitationis nostri* (i.e. di Guillelmus Cassador),
F: *Franciscus Gueralt*, chierico della diocesi di Barcelona (*clericus Barchinonensis diocesis*).

[1] Giambattista Bonciani, *decretorum doctor*, fu referendario apostolico dal 1513 e vescovo di Caserta dal 1514 fino alla sua morte nel 1532: Eubel, Hierarchia catholica (come nota 45) III, p. 170; Frenz, Die Kanzlei (come nota 20) p. 364. Fu uno di coloro a cui era stato promesso il cappello cardinalizio: G.A. Cesareo, Pasquino e pasquinate nella Roma di Leone X, Roma 1938, p. 280.

Nomine a dottore in teologia

I. Gaspare (Torrella/*de Torriglia/Toreglias*), vescovo di S. Giusta (in Sardegna)

16) 1514 apr. 20, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 20, f. 156v–157v
A: *Johannes Porta*, decano e canonico della chiesa collegiale *de Patino* della diocesi di Valenza,
B: *doctor in sacra pagina*,
C: dietro supplica al papa (Leone X), 7 aprile 1514,
D: *in sacra theologia magistri* Domenico Lagira OFM della diocesi di Zaragoza e *Johannes de Jamas Garros* (?),
E: casa del vescovo in Borgo *in via Alexandrina*.
F: *Paulus B*[...] (il nome risulta illegibile).

II. Giovanni Rafanelli da Ferrara OP, *magister sacri palatii*

17) 1515 mag. 30, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 22, f. 132v
A: John Stokesley (*Johannes Stokisley*), chierico della diocesi di Lincoln (vedi per la persona *supra*, p. 200 sg.),
B: *baccalarius et magister ac doctor in sacra theologia*,
C: *secundum indulta suo officio concessa*,

D: *doctores et magistri in sacra theologia* fra' Prospero *Julittrus* (?) romano e fra' Giovanni *Gantalinus* d'Este,
E: la casa di fra' Giovanni Rafanelli,
F: Bartolomeo *Benivolus*, chierico di Fossombrone (*Forosempron.*).

18) 1515 lug. 10, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 22, f. 132v
A: Grzegorz (*Gregorius*) *Matthie de Schamotuli* (= Szamotuły vicino a Posnania [Poznań]), chierico (*dominus*) della diocesi di Posnania, *studii generalis Cracoviensis artium magister* (vedi per la persona *supra*, p. 200),
B: *magister et doctor in sacra theologia*,
C: *secundum indulta suo officio a se[de] apostolica concessa*,
D: *doctores et magistri in sacra theologia* Johannes Stimborius, penitenziere di S. Pietro, originario dalla Polonia, e fra' Filippo (corretto da Angelo depennato) da Firenze, procuratore dell'ordine dei Serviti e *lector in gymnasio romano*,
E: la casa di fra' Giovanni Rafanelli,
F: Bartolomeo *Benivolus*, chierico di Fossombrone.

19) 1515 lug. 17, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 22, f. 132v–133r
A: fra' Girolamo *Lippella* da Verona OFM (*ordo minorum*),
B: *magister et doctor in sacra theologia*,
C: *secundum indulta suo officio concessa*,
D: *magistri et in sacra theologia doctores* fra' Giovanni Mattia Rano (?) *provincie* [...] *de Apulia*, fra' *Bernardius Primus* da Rieti *provincie Romane minister*, fra' *Johannes Francescus de Johannis* di Passau (*Patavinus*) OFM (*ordinis Minorum*) e fra' Zenobio da Firenze OCarm. (*ordinis Carmelitorum*),
E: la casa di fra' Giovanni Rafanelli,
F: Bartolomeo *Benivolus*, chierico di Fossombrone.

20) 1515 lug. 17, ASC, Archivio Urbano, sez. LXVI, Istrumenti, vol. 22, f. 133r
A: *Stanislaus* da Lwów/Lemberg (*de Leopoli*)[1] in Polonia (oggi L'viv in Ucraina), chierico (*dominus*), *magister in artibus*,
B: *magister et doctor in sacra theologia*,
C: *secundum indulta suo officio concessa*,
D: *magistri et in sacra theologia doctores Alfonso de Valdemesso* e fra' Michele *de Petra Sancta*,[2] *in gynasio romano legentes*,

E: la casa di fra' Giovanni Rafanelli,
F: Bartolomeo del fu Antonio *Benivolus*, chierico di Fossombrone.

[1] Probabilmente identico con uno degli omonimi Stanislaus da Leopoli menzionati come studenti all'università di Cracovia in Metryka (come nota 59), II, p. 286 e in Estreicher, Bibliografia polska (come nota 59), XXIX, p. 166.
[2] Per il ruolo del frate domenicano Michele *de Petra Sancta* nel processo contro Lutero si rinvia a P. Kalkoff, Forschungen zu Luthers römischem Prozess, Bibliothek des Kgl. Preuß. Historischen Instituts in Rom 11, Rom 1905.

Tab. I candidati dottori suddivisi per *status* e provenienza

Fonte: appendice, rubrica A

I dottorandi in giurisprudenza

I. da Melchiorre Baldassini

1) Giovanni Tommaso Marzani da Itri	chierico	diocesi di Gaeta	Italia meridionale
2) Giacomo *de Nardellis*	laico	diocesi di Agrigento	Italia meridionale
3) Mariano *de Magistro* da Cilento	laico	[diocesi di Cava]	Italia meridionale
4) Antonio Paolo da Sant'Elia Fiumerapido	chierico	*abbatie Cassinensis nullius diocesis*	Italia meridionale
5) Feliciano *Alcmeonis de Militibus* da Tivoli	laico	[diocesi di Tivoli]	Italia centrale
6) Niccolò *de Angelis* da Venezia	laico?	[diocesi di Venezia]	Italia settentrionale
7) Giacomo *Britonius* da Sicignano	laico	diocesi di Capaccio	Italia meridionale
8) Agostino di Antonio *Salvatoris* da Campobasso	laico?	diocesi di Benevento	Italia meridionale
9) Vincenzo *da Urbino*	chierico	diocesi di Capaccio	Italia meridionale
10) Giambattista *de Urbinis*	laico?	diocesi di Capaccio	Italia meridionale
11) Marsilio *de Baiulis* da Cilento	laico?	diocesi di Cava	Italia meridionale
12) Giampaolo *Pisicellus*	laico?	diocesi di Catania	Italia meridionale

II. da Paolo (Emilio) Equitani Cesi

13) Carolo Antonio *Laurus* d'Anagni	laico	[diocesi di Anagni]	Italia centrale

III. da Francesco (*Bertholai*), vescovo di Mylopotamos

14) Pierre *Prestin*	chierico	diocesi di Tréguier in Bretagna	Francia

IV. da Guillelmus Cassador

15) *Franciscus Lentes* di Lerida	chierico	[diocesi di Lerida]	Spagna

I dottorandi in teologia

I. da Gaspare (Torrella), vescovo di S. Giusta

16) *Johannes Porta*	chierico	diocesi di Valenza	Spagna

II. da Giovanni Rafanelli da Ferrara OP, *magister sacri palatii*

17) John Stokesley (*Johannes Stokisley*)	chierico	diocesi di Lincoln	Inghilterra
18) Grzegorz (*Gregorius*) *Matthie de Schamotuli*	chierico	diocesi di Posnania	Polonia
19) fra' Girolamo *Lippella* da Verona OFM	religioso	[diocesi di Verona]	Italia settentrionale
20) *Stanislaus* da Lwów/Lemberg (*de Leopoli*)	chierico	[diocesi di Leopoli]	Polonia (oggi Ucraina)

ZUSAMMENFASSUNG

Thema des Beitrags sind die um 1500 im Umfeld der Kurie offenbar in großer Zahl erteilten Doktordiplome. Ausgangspunkt sind 20 in einem bislang wenig erforschten Bestand von Notariatsprotokollen des römischen Stadtarchivs (Archivio Storico Capitolino) aufgefundene Registrationen solcher Promotionsurkunden (aus den Jahren 1513 bis 1525), die man gemäß der ihnen zugrundeliegenden päpstlichen *licentia doctorandi* drei Kategorien zuordnen kann (ohne damit alle Facetten des Phänomens abgedeckt zu haben). Eine solche Lizenz konnte

1) vermittels einer an den Papst gerichteten Supplik (*vigore supplicationis*) erteilt worden sein, die ein entsprechendes Mandat an einen *commissarius* zur Folge hatte, auf dessen Auswahl der Doktorand mitunter Einfluß nehmen konnte (Urk. 13–16);

2) an ein hochgestelltes Kurienamt geknüpft gewesen sein, zumal an das des *magister sacri palatii* (*secundum indulta suo officio concessa*) (Urk. 17–20); oder

3) zu den Privilegien eines päpstlichen Pfalzgrafen (*aule sacri palatii Lateranensis comes palatinus*) gehört haben (*vigore sui comitatus*) (Urk. 1–12).

Mit diesen Promotionen „über Schleichwege" konnten die aus allen Teilen der Christenheit nach Rom strebenden Studenten die teuren Examen an ihren Heimatuniversitäten (wie beispielsweise der römischen Stadtuniversität selbst) umgehen und sich gelegentlich sogar noch einen zusätzlichen Titel verschaffen. Die (noch zu vertiefende) Auswertung der 20 Doktoratsurkunden – ausgestellt für 15 Juristen und 5 Theologen – zeigt ebenfalls, daß die weitverbreiteten Negativurteile über die sog. *doctores bullati* auch im weiteren Kontext der keineswegs immer stringenten Promotionsgepflogenheiten an italienischen Universitäten insgesamt hinterfragt werden müssen.

DIE ÜBERFÜHRUNG DER STERBLICHEN HÜLLE DES RÖMISCHEN PONTIFEX

Vom Ritus einer „zweiten Bestattung“*

von

MARIA ANTONIETTA VISCEGLIA

1. Die tumultuöse Überführung des Leichnams von Pius IX. – 2. Die mittelalterlichen Wurzeln des Ritus. – 3. Die Behandlung des Leichnams. – 4. Das Zeremoniell des Ritus. – 5. Die Entwicklung des Ritus. – 6. Schlußbemerkungen.

1. Die römische Chronik von 1881 verzeichnet für die Nacht vom 12. auf den 13. Juli einen Vorfall, der uns vor Augen führt, wie bedroht die Wahrung der öffentlichen Ordnung in der italienischen Hauptstadt war. Um den letztwilligen Verfügungen von Pius IX. nachzukommen, der für sich als letzte Ruhestätte die außerhalb der Mauern des Vatikans liegende Kirche San Lorenzo fuori le mura bestimmt hatte, war die Überführung der sterblichen Überreste des am 7. Februar 1878 verstorbenen Pontifex sowohl von italienischen Beamten als auch von Prälaten der römischen Kurie vorbereitet worden; sie erfolgte in einem Klima gesellschaftlicher Spannungen und politischer Opposition, die sich schließlich in einem Tumult und in Gewaltausschreitungen entluden. Der Trauerzug sollte einen privaten Charakter haben. „Es war vereinbart“, so schreibt der Stadtkommissar des Borgo, Giuseppe Manfroni, in seinen Memoiren, „dass nur zwei oder drei Wagen mit den beauftragten Kardinälen und einigen päpstlichen Hausprälaten dem Sarg folgen sollten und dass ich selbst diesen mit

* Übersetzung aus dem Französischen von Karin Uttendörfer.

dem Wagen eskortieren würde; zuletzt hatte man sich noch strengste Geheimhaltung auferlegt, damit die Öffentlichkeit nichts von dem Ereignis erführe; und deshalb hatten wir uns in gegenseitigem Einvernehmen darauf verständigt, die sterblichen Überreste abends heben zu lassen. Diese sollten dann den Petersdom gegen Mitternacht verlassen".[1] Das Schweigegebot wurde allerdings nicht eingehalten und die Nachricht von der Zeitung *La Capitale* verbreitet. Einige „Gläubige" brachten die schriftliche Aufforderung in Umlauf, dem verstorbenen Pontifex, „ohne Aufwand noch Aufhebens" Ehrerbietung zu erweisen, indem man seine „verehrte sterbliche Hülle" vom Vatikan bis nach San Lorenzo fuori le mura begleite.[2] Tatsächlich folgte dem bescheidenen Trauerzug der Würdenträger und Prälaten in Wagen in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli vom Petersplatz aus eine Schar von 2000 Gläubigen mit brennenden Fackeln in den Händen, die den Sarg durch die Straßen des Borgo begleiteten – zunächst ohne Zwischenfall. Doch an der Engelsbrücke versperrte eine feindselige Menschenmenge dem Trauerzug den Weg. Auf die Hochrufe der einen „Es lebe der Papstkönig", skandierten im Sprechchor die anderen: „In den Fluss, in den Fluss". Diesem Schrei folgte zugleich der Versuch, sich des Leichnams gewaltsam zu bemächtigen und ihn in den Tiber zu werfen. Allein durch das beherzte Eingreifen der Kavallerie und der Kleriker des Campo Santo Teutonico konnte der Leichenwagen dem Angriff entkommen, und inmitten sich prügelnder Gegner und fliegender Steine erreichte der traurige Rest der Prozession gegen halb vier Uhr morgens San Lorenzo.[3]

Wie gerade in jüngeren Forschungen hervorgehoben wurde, sind die Vorkommnisse des 12./13. Juli zum einen eine Episode des zugespitzten Konfliktes zwischen Klerikalen und Antiklerikalen in der noch jungen italienischen Hauptstadt, zum anderen die Folge der komplexen politischen Dynamik der Stadt Rom. Bei den Wahlen zur Stadtverwaltung am 15. Juni 1879 stellte der Erfolg einer Gruppe ka-

[1] Sulla soglia del Vaticano 1870–1901, dalle memorie di Giuseppe Manfroni, saggio introduttivo di A.C. Jemolo, Milano 1971, S.508.

[2] Ebd., S.511.

[3] E. Perodi, Roma Italiana 1870–1895, Milano 1896, S.287. Fr. X. Seppelt/Kl. Löffler, Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1938, S.336.

tholischer Stadträte, die ins Kapitol einziehen konnte, das Resultat der angenäherten Positionen zwischen gemäßigten und liberalen Katholiken dar und warf die Frage nach der Zweckmäßigkeit eines katholischen Engagements auf politischer Ebene auf.[4] Die Regierung Depretis hatte vermutlich nicht alles unternommen, um den Zwischenfall zu verhindern, und schrieb, als dieser sich nun einmal ereignet hatte, die Verantwortung dafür den kirchlichen politischen Gruppen zu.[5] Von dieser Haltung über alle Maßen beunruhigt, fasste Papst Leo XIII. eine „Abreise aus Rom" ins Auge. Die Möglichkeit einer solch weitreichenden Entscheidung verlieh der Affäre internationale politische Bedeutung. Am 20. Juli 1881 wandte sich der Pontifex in einer Note an die italienische Regierung: „(Die Regierung) muss, wenn auch gegen ihren Willen, in der Kundgebung vom 13. Juli einen grandiosen Beweis für die Liebe und die Treue, die Rom seinem Papst entgegenbringt, sehen".[6] Dadurch verwies er auf die enge Beziehung zwischen der Stadt und ihrem Bischof wie auch auf den religiösen Charakter der Zeremonie, der den zeitgenössischen politischen Beobachtern möglicherweise entgangen war. Pius IX. war der letzte Papstkönig und der letzte römische Pontifex, dem eine vorläufige Bestattung und das Ritual einer Überführung seiner sterblichen Überreste in eine andere Kirche der Stadt zuteil wurden.

---

[4] A. Ciampani, Cattolici e liberali durante la trasformazione dei partiti. La „questione di Roma" tra politica nazionale e progetti vaticani (1876–1883), Biblioteca Scientifica per la storia del Risorgimento italiano, Roma 2000, S. 256–277.

[5] Zu dieser Version des Vorfalls siehe auch V. Vidotto, Roma contemporanea, Roma 2001, S. 54f.

[6] Ciampani (wie Anm. 4) S. 266. In diesem Zusammenhang ist an die Tatsache zu erinnern, dass bereits im Augenblick des Konklave zur Wahl Pius IX. von den konservativen Kardinälen die Idee unterstützt wurde, das Konklave im Ausland abzuhalten. Zudem war die Bestattung Pius' IX. das erste Begräbnis eines Papstes, der nicht mehr Herrscher Roms war, wenngleich man, zeitgenössischen Berichten zufolge, die öffentliche Aufbahrung seines Leichnams um einen Tag über die vom Zeremoniell vorgesehenen drei Tage hinaus verlängern musste, „wegen des überaus großen Andrangs von Ausländern" und Römern, die vor der Sakramentskapelle defilierten (vgl. Manfroni [wie Anm. 1] S. 387–392; Perodi [wie Anm. 3] S. 204–207).

2. An dieser Stelle müssen wir ziemlich abrupt den Kontext wechseln und auf das Avignonesische Papsttum zurückgreifen. Die Bestattungsfeierlichkeiten für Clemens VI. (gestorben am 6. Dezember 1352 in Avignon) und Innozenz VI. (gestorben am 12. September 1362 ebenfalls in Frankreich) waren ziemlich schlicht: Wenngleich diese Riten durchaus feierlichen Charakter hatten und sie auch bereits als Gelegenheit dienten, milde Gaben unter den Armen und Gratifikationen an die Höflinge zu verteilen, so wurden sie doch ohne großen Luxus und ohne längere Vorbereitungen abgehalten. Schon in jener Zeit umfaßte das Begräbnis des Papstes drei Phasen an drei unterschiedlichen Orten: Der erste Teil der Zeremonie fand in der Kapelle des Apostolischen Palastes statt, der zweite in der Kathedrale von Nôtre-Dame, wo die Gebeine neun Tage ruhten, und der dritte schließlich in der Kirche, die der verstorbene Papst als letzte Ruhestätte ausgewählt hatte.[7]

Der Ritus der Überführung des päpstlichen Leichnams, den wir in der politischen Chronik des Jahres 1881 antreffen, wird bereits während des Avignonesischen Papsttums praktiziert; er ist vermutlich bislang, vor allem in Hinblick auf seine wichtige symbolische Bedeutung, unterschätzt worden.

Von einer historischen Perspektive der *longue durée* aus wollen wir die Geschichte dieses Ritus in seinen Eigenheiten rekonstruieren und sowohl seinen Konstanten als auch seinen Veränderungen nachgehen, wobei wir unser Augenmerk vor allem auf seine religiöse Bedeutung, aber auch auf seine kulturellen und politischen Aspekte richten werden. Die Analyse der Zeremonie der Überführung des päpstlichen Leichnams wird hierbei in den größeren Zusammenhang des einheitlichen und genau festgelegten Systems der die Person des Papstes betreffenden Riten eingeordnet. Die tiefere Bedeutung dieser Handlung scheint sowohl die Definition als auch die Entwicklung des Konzeptes der päpstlichen Souveränität in ihrer zweifachen (geistlich-politischen) Dimension zu betreffen.

---

[7] M. E. Déprez, Les funérailles de Clément VI et d'Innocent VI d'après les comptes de la Cour pontificale, Mélanges d'archéologie et d'histoire 20 (1900) S. 236–250.

Lassen Sie uns kurz die relevanten Punkte der von Agostino Paravicini Bagliani in seinem wichtigen Buch *Il corpo del Papa* aufgestellten These rekapitulieren. Paravicini Bagliani hat aufgezeigt, inwiefern, vom Mittelalter bis zum Beginn der Neuzeit, die drei wichtigsten, während der Sedisvakanz des Apostolischen Stuhles durchgeführten Riten (d.h. die Trauerfeierlichkeiten für den verstorbenen Papst, die Krönung des neuen Papstes und dessen Inbesitznahme der Lateranbasilika) Ausdruck sind für das prekäre Gleichgewicht zwischen dem Bewusstsein des vergänglichen Charakters der päpstlichen Macht einerseits, welche nicht durch eine dynastische Kontinuität gesichert ist, und dem Prinzip der Universalität der Figur des Papstes (*universus episcopus et princeps imperatorum*) andererseits. Während einige Momente der Feierlichkeiten bei Amtsantritt eines neuen Papstes (das Platznehmen auf der *sedia stercoraria* vor dem Portal der Lateranbasilika und die Praxis, während der Krönungsmesse im Petersdom Werg zu verbrennen) mittels symbolischer Selbsterniedrigung das Bewusstsein der Zerbrechlichkeit päpstlicher Macht abbilden, so stellen die Trauerfeierlichkeiten dagegen eine Tendenz zunehmender Dissoziation zwischen dem Bewusstsein der Vergänglichkeit der physischen, dem Tode unterworfenen Person, und dem Fortbestand des Leibes der Kirche dar.[8]

Die ältesten Zeugnisse für das Vorhandensein eines das Begräbniszeremoniell regelnden *ordo* reichen bis in die Anfänge des 12. Jahrhunderts zurück, doch erst am Ende des 14. Jahrhunderts verfasst Pierre Ameil das erste vollständige Zeremoniale, für die Abfolge Tod – Bestattung – Papstwahl, also für jenen von der Agonie des Papstes bis zum Eintritt des Kardinalskollegiums in das Konklave zur Wahl eines neuen Papstes reichenden Zeitraum. Der Text von Ameil bezeichnet die am Zeremoniell beteiligten Personen ebenso wie die Modalitäten der rituellen, am Körper des toten Papstes vorzunehmenden Handlungen, vor allem aber formalisiert er definitiv die Existenz eines rituellen Raumes – die Novendialen –, der unabdingbar war, um die Übertragung der Machtbefugnisse zu gewährleisten, den Unruhen und Plünderungen, welche unausweichlich auf den Tod des Papstes folg-

[8] A. Paravicini Bagliani, Il corpo del Papa, Torino 1994; in dt. Übersetzung: Der Leib des Papstes, München 1997.

ten, zu begegnen und die Kontinuität der *potestas papae* zu sichern.[9] Im ausgehenden Mittelalter ist die institutionelle Rolle des Kardinalskollegiums endgültig etabliert, selbst was das Zeremoniell betrifft; dennoch gilt es der Frage nachzugehen, wie sich im Laufe der Neuzeit der Widerspruch zwischen dem Tod der physischen Person und dem Fortbestehen der Institutionen entwickelt, der doch das ganze Mittelalter hindurch Gegenstand ausführlicher, die Doktrin und die Politik des Papsttums betreffender Reflexionen war.

3. „In Anbetracht all der Unsicherheiten, die sich in der Beschreibung des Ritus offenbaren", so beginnt, gefolgt von einem langen Fragenkatalog, ein Text, welcher Anfang des 18. Jahrhunderts der Ritenkongregation vorgelegt wurde. Auch in der Neuzeit stellt der Tod des Papstes noch immer ein beunruhigendes Ereignis dar, dessen dramatischer Charakter sich in der Unsicherheit widerspiegelt, die jene rituellen Handlungen zu charakterisieren scheint, die dem toten Körper des Pontifex gelten. Diese betreffen die Art und Weise, wie dem sterbenden Papst das Viatikum zu reichen ist, präzisieren den zeitlichen Ablauf und die Art und Weise, wie seine Leiche behandelt, einbalsamiert oder „ausgetrocknet" und angekleidet werden muss, und schließlich, wie der Transport des Leichnams vom Quirinalpalast, der zur eigentlichen Residenz der Päpste geworden war, in die Sixtinische Kapelle und von da nach St. Peter vonstatten zu gehen hat.[10]

Während in der Renaissance und noch bis in die Anfänge des 17. Jahrhunderts die Modalitäten der Konservierung des päpstlichen Leichnams auffallend variieren und die Ärzte der päpstlichen Familie für verschiedene Vorgehensweisen optieren können, die nicht notwendigerweise die Öffnung der Leiche zur Bedingung haben, setzt sich im 17. Jahrhundert die Methode der Einbalsamierung des Leichnams, nachdem dieser geöffnet und die inneren Organe entnommen wurden, durch und wird dann bis zum Tode von Leon XIII. angewandt.[11] Doch

[9] Ebd. S. 165–169. Zu den regelmäßig nach dem Tod des Papstes auftretenden Plünderungen siehe C. Ginzburg, Saccheggi rituali. Premesse a una ricerca in corso, Quaderni storici 22 (1987) S. 615–636; S. Bertelli, Il corpo del re. Sacralità del potere nell'Europa medievale e moderna, Firenze 1990, S. 39–57.

[10] Vatikanstadt, Archivio dell'Ufficio delle Celebrazioni Liturgiche del Sommo Pontefice (ACP), vol. 103/1, Vari quesiti sulla sede vacante.

garantierten die am Leichnam des Papstes ausgeführten Prozeduren nicht immer, die sterbliche Hülle zu konservieren. Leichenzersetzungen waren häufig und berührten unangenehm; es war eine Art Sieg der Materie, ein sichtbarer Kommentar über die Vergänglichkeit und Zerbrechlichkeit der Macht. So hinterließ uns Johannes Burckard eine unvergessliche und grauenvolle Schilderung des sich bereits einen Tag nach seinem Tod (18. August 1505) in Verwesung befindlichen Leichnams von Alexander VI., das makabre Bild eines Körpers: *factus est sicut pannus vel morus nigerrimus, livoris totus plenus, nasus plenus, os amplissimum, lingua duplex in ore, que labia tota implebat, os apertum et adeo horribile quod nemo viderit unquam vel esse tale dixerit.*[12]

Nach dem Tod Clemens' VIII. untersuchten die Ärzte seinen Körper ausführlich nach den Ursachen für die Gedächtnisstörungen, unter denen er in seinem letzten Lebensjahr gelitten hatte, ebenso wie nach den Gründen für seinen langen körperlichen Verfall. Sie untersuchten den Darm, den Magen, den Kopf, in welchem sie Wasseransammlungen und eine große Menge Blut fanden. Den Körper danach wieder zusammenzusetzen, war ein schwieriges Unterfangen.[13] Es erwies sich ebenfalls als äußerst schwierig, den Leichnam von Clemens XII., welcher über lange Jahre schwer unter Krankheiten litt, wieder so „instand zu setzen", dass er nach St. Peter überführt werden konnte.[14] Der Leichnam von Clemens XIV. schließlich ging so außergewöhnlich schnell in Verwesung über, dass sich seine Einbalsamierung ebenso verbot wie eine öffentliche Aufbahrung mit aus dem Gitter der Kapelle herausragenden Füßen, so wie sie der Ritus vorschrieb; ein Umstand, der das Volk in Empörung versetzte. Gewisse Kreise vertraten die Ansicht, die Verwesung sei der Wirkung des Giftes zuzuschreiben, das die Jesuiten als unversöhnliche Feinde Cle-

[11] R. Cecchetelli-Ippoliti, L'imbalsamazione delle salme papali, Roma 1917; siehe auch ad vocem „Cadavere", in: G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Bd. 6, Venezia 1840, S. 195–208.

[12] Johannis Burchardi Diarium sive Rerum urbanarum Commentarii (1483–1506), hg. von L. Thuasne, Bd. III, 1500–1506, Paris 1885, S. 242f.

[13] Rom, Biblioteca Vallicelliana, ms. I 38, fol. 273–275.

[14] Angelo Fabroni, De vita et rebus gestis Clementis XII Pont. Max. Commentarius, Romae 1760.

mens' XIV. diesem verabreicht hätten, und sahen damit jene Prophezeihungen aus den Jahren vor der Aufhebung der Gesellschaft Jesu (21. Juli 1773) erfüllt, die den Tod eines Papstes angekündigt hatten, der sich eine jesuitenfeindliche Kirchenpolitik habe zu Schulden kommen lassen.[15]

Die für die Prozeduren am Leichnam des Papstes benötigte Zeit bestimmte sowohl die Dauer der Trauerfeierlichkeiten als auch das entscheidende Intervall der Sedisvakanz zwischen dem Tod des Papstes und dem Beginn des Konklaves. Diese acht, neun, ja sogar elf oder zwölf Tage verlängerten die Atmosphäre der Unsicherheit, die sich mit dem Tod des Papstes über die Stadt und den Hof legte, noch zusätzlich.

4. Die Verbindung zwischen dem Konklave, das während der gesamten Frühen Neuzeit Gegenstand von juristischen Debatten und Reformen ist, und der Dauer und den verschiedenen Etappen des Bestattungszeremoniells, wird in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch enger. Das zu Beginn des 18. Jahrhunderts verfasste „Zeremoniell für die Sedisvakanz und den Papsttod" (*Regolamento in tempo della Sede Vacante e morte del papa*) legt den Ablauf der rituellen Handlungen bis ins kleinste Detail fest.[16] Nach dem Tod des Papstes darf nach den geltenden Regeln der Leichnam erst aus dem

[15] Viele Berichte und Dokumente über den tragischen und mysteriösen Tod Clemens' XIV. trug der Geistliche Francesco Cancellieri († 1826), berühmter Gelehrter und Spezialist für zeremonielle Fragen, zusammen, der vermutlich beabsichtigte, ein Werk über den Ritus des Papstbegräbnisses und die Überführung der sterblichen Überreste zu verfassen. Siehe auch Biblioteca Apostolica Vaticana (BAV), Vat. lat. 9156 (Notizie cronologiche della traslazione da cemeteri, chiese e città dė Cadaveri di settanta Sommi Pontefici), fol. 253–256, fol. 258–260, fol. 271–273. Zu der den Papst betreffenden Todesprophezeihung sowie zum Prozess gegen die Frauen, die diese Prophezeihung ausgesprochen hatten, vgl. M. Caffiero, Profezia femminile e politica in età moderna. I. Il processo di Valentano (1774–75), in: Dies., Religione e modernità in Italia (secoli XVII-XIX), Istituti editoriali e poligrafici Internazionali, Pisa-Roma 2000, S. 131–165. Zur Biographie Clemens' XIV. vgl. M. Rosa, Dizionario biografico degli Italiani, 26, Istituto dell'Enciclopedia Italiana, Roma 1982, S. 343–362.

[16] ACP, vol. 103/1. Vgl. *Relazione delle funzioni e di quanto più notabile si pratica dopo la morte del Sommo Pontefice* (2 febbraio 1769), BAV, Vat. lat. 9156, fol. 247–249.

Bett entfernt werden, nachdem der Camerlengo diesen identifiziert und, bezeugt durch ein Dokument des Zeremonienmeisters des verstorbenen Papstes, dessen Bischofsring wie auch eine Auflistung sämtlicher Gegenstände, die sich im Schlafzimmer des Papstes befanden, erhalten hat. Erst nach dieser offiziellen Feststellung des Todes beauftragt der Camerlengo die Konservatoren, die Todesnachricht durch die Glocken des Kapitols verkünden zu lassen. Während des Glockengeläutes entzündet jedes Familienoberhaupt, auf Anordnung des *capotoro*[17] seines Viertels, eine Kerze und stellt sie an das Fenster; der Magistrat von Rom lässt die Gefängnisse öffnen und entlässt die wegen kleinerer Delikte Verurteilten aus der Haft (die zum Tode Verurteilten waren in der Nacht in die Engelsburg gebracht worden), eine Geste der Vergebung, aber auch ein Zeichen der vorübergehenden Aussetzung der päpstlichen Rechtsprechung. Dann wird der Leichnam mit warmem Wasser gewaschen, geöffnet, einbalsamiert, wieder mit seinen „Alltagsgewändern" bekleidet und auf einem Totenbett in einem der Vorzimmer des päpstlichen Palastes aufgebahrt. Eine Stunde nach Sonnenuntergang legen ihm die Pönitentiare seine päpstlichen Gewänder in der Papstfarbe Rot an und richten ihn für die Überführung in die Sixtinische Kapelle im Vatikan her. Der Leichentransport – die Vorschriften gerade diesen Punkt betreffend sind sehr streng – muss dabei „im engsten privaten Kreis" und des Nachts vonstatten gehen, begleitet nur von den Reitknechten, Zeremonienmeistern, Pönitentiaren und berittenen Soldaten. Während der Leichenöffnung werden das Herz und die Eingeweide des Papstes entnommen, in ein Gefäß gelegt und gemäß einer beim Tode von Sixtus V. eingeführten Neuerung in einem gesonderten, ebenfalls „privaten Trauerzug" zur Aufbewahrung in die Kirche der Minoriten SS. Vincenzo e Anastasio im Trevi-Viertel, eine der Pfarrkirchen des Quirinals, überführt, während sie vorher in die vatikanischen Grotten verbracht wurden.[18]

---

[17] Die *capotori* bildeten die städtische Miliz des Magistrats, die nach Vierteln (*rioni*) organisiert war. G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Bd. 8, Venezia 1941, S. 73–78.

[18] So im Fall von Julius II., Clemens VII., Paul IV., Pius IV. und Pius V., vgl. R. Cecchetelli-Ippoliti, I precordi del papa, Roma 1917.

Die erste Generalversammlung der Kardinäle während der Novendialen, im Verlauf derer der Ring und das päpstliche Siegel zerbrochen werden, findet am folgenden Tag statt. Gleichzeitig werden dem Kardinalskollegium von den Sekretären der Datarie und den Brevensekretären die Kassetten mit den Suppliken und den Breven übergeben. Dies sind aussagekräftige Gesten, die darauf abzielen, den verstorbenen Papst von den Symbolen seiner Amtswürde und der Ausübung seiner Macht loszulösen. Im Anschluss an diese erste Zeremonie wird der päpstliche Leichnam in die Sakramentskapelle von St. Peter gebracht, wo er drei Tage lang aufgebahrt wird, mit dem Kruzifix auf seiner Brust und den beiden päpstlichen Mitren („Symbole der doppelten Jurisdiktion des Papstes als weltlicher und geistlicher Souverän") zu seinen Füßen.[19] Nun kann das Volk seinem Herrn die letzte Ehre erweisen, indem es ihm die Füße, die durch das Gitter der Kapelle ragen, küsst. Am Abend des dritten Tages nehmen dann die „Kreaturen" des Papstes und das Kapitel von St. Peter am Ritus der Grablegung teil, im Verlauf derer der Leichnam und mit ihm – zur Erinnerung an die „wichtigsten" Amtshandlungen des Pontifex – die für ihn geprägten Goldmünzen in einen Zypressensarg gelegt werden. Anschließend bedeckt der Kardinalnepote oder der päpstliche Haushofmeister das Gesicht mit einem weißen Schleier. Die Notare des Camerlengo erstellen schließlich ein Protokoll der gesamten Zeremonie.

Genau in diesem Augenblick setzt die zweite Phase der Trauerzeit ein, während der die gesamte Macht vollständig, aber nur vorübergehend auf das Kardinalskollegium übergeht. Die für den Ablauf der Novendialen zuständigen Kongregationen mussten nun darüber entscheiden, ob der amtierende Gouverneur sein Mandat behielt oder nicht, sowie jene Minister der Städte und des Kirchenstaates, die beim Tod des Papstes ihre Ämter nicht aufgaben, bestätigen, Kandidaten für die neu zu besetzenden Funktionen vorschlagen, die Beamten für das Konklave wählen und die Botschafter der Fürsten empfangen, die sich „vor ihnen drei mal auf die Knie warfen, wie es bei einem Papst

---

[19] *Il sagro rito delle funzioni che si fanno nel trasporto del cadavere del Sommo Pontefice dal Palazzo Quirinale alla Basilica Vaticana*, Roma 1775, S. 5; siehe auch ACP, vol. 750 (Cerimonie della Sede Vacante).

üblich ist".[20] Am zehnten Tag zog das Kardinalskollegium nach der Heilig-Geist-Messe in das Konklave ein.

Der wahre Protagonist der Trauerfeierlichkeiten für den Papst ist also ein Kollektivsubjekt: das Kardinalskollegium, wobei die „Kreaturen" des verstorbenen Papstes sogar auf ihrem Kardinalsgewand besondere Trauerzeichen tragen. In den im Laufe der Neuzeit immer präziser formulierten Regelungen für das Zeremoniell wurde mit nahezu manischer Besessenheit die Unterscheidung zwischen dem Menschen und seinem Amt betont und akribisch wurden alle notwendigen Vorkehrungen aufgeführt, um jeglicher Gefahr von Ausschreitungen während des Wahlvorgangs zu begegnen. Gewaltakte von Seiten des Volkes bedeuteten für die Kardinäle des Kardinalskollegiums eine sehr reale Bedrohung, sowohl was ihre eigene Person, aber auch was die Erhaltung der öffentlichen Ordnung anging: Die Wahl des Papstes stellte ihr wichtigstes Vorrecht dar, das um jeden Preis verteidigt und geschützt werden musste.

Vergleicht man die Bestattungsriten der römischen Päpste mit denen anderer Herrscher des Ancien Régime, so stößt man auf zahlreiche Analogien. In Bezug auf die Herrichtung des Leichnams scheint vor allem die Tatsache äußerst bezeichnend, dass die Leichen der Päpste auf dieselbe Art und Weise wie die der weltlichen Herrscher seziert werden. Ungeachtet der alten kirchlichen Sorge um die Einheit des Körpers[21] ist, selbst im Falle der römischen Päpste, der Leib bei der Grablegung keineswegs mehr unversehrt. Ebenso sind die Übereinstimmungen hinsichtlich der Art und der Dauer der Aufbahrung des Leichnams nicht zufällig: Die sterblichen Überreste des Dogen wurden ebenfalls drei Tage lang aufgebahrt, genauso wie die des Katholischen Königs, der mit verschleiertem Gesicht auf dem Totenbett im großen Salon des Alcazar von Madrid aufgebahrt war, ehe er in

[20] *Il sagro rito* (wie Anm. 19).

[21] Über die Sektion des Leichnams aus theologischer Sicht siehe L. Canetti, Culto dei santi e dissezione dei morti tra antichità e Medio Evo, Rivista di storia e letteratura religiosa 35 (1999) S. 241–278. Über den Widerspruch zwischen „einigen anthropologischen Codes, wie die Unantastbarkeit der Toten, die Einheit des Körpers und der Schutz vor möglicher Kontamination im Kontakt mit Leichenblut" und dem christlichen Heiligenkult vgl. A. Carlino, La fabbrica del corpo. Libri e dissezioni nel Rinascimento, Torino 1994, S. 195 ff.

einer feierlichen Prozession in den Escorial überführt wurde. Der religiöse Bezug der „drei Tage" ist dabei im Falle des Papstes deutlicher zu erkennen als bei den weltlichen Fürsten. Und schließlich gleichen die im engeren Sinne politischen Gesten, die darauf abzielten, das Ende der päpstlichen Herrschaft und der Privilegien der päpstlichen Familie, aber auch das Fortbestehen des Körpers der Kirche zu betonen, jenen Maßnahmen, die die Republik Venedig vorsah, um das Gleichgewicht zwischen dem königlichen Charakter der Figur des Dogen einerseits und den republikanischen Werten des Staates andererseits zu erhalten, indem sie rigoros die Trennung der physischen Person des Dogen von seiner Funktion vornahm. Die Beisetzungszeremonien für die Päpste verfolgten das gleiche Ziel, nämlich die Kontinuität der päpstlichen Autorität, welche durch das Kardinalskollegium weiterhin ausgeübt wird, von der physischen Abfolge verschiedener Päpste scharf zu trennen.[22]

5. Vom Ende des 16. Jahrhundert bis ins 18. Jahrhundert finden sich in den Quellen häufiger Hinweise auf die Überführung des Leichnams in die Kirche, in der ein besonderes Grabmal vorbereitet worden war, als auf die eigentliche Beisetzung. Im allgemeinen wurde diese Überführung von der Familie des Papstes gewünscht. Anfänglich handelt es sich um eine private *translatio*, die in einem längeren zeitlichen Abstand (mindestens ein Jahr) zum Tod erfolgen kann. Handelt es sich hier nach dem Papsttod um ein Phänomen, welches die den Todeskampf des Papstes charakterisierenden Erniedrigungsrituale wieder umkehrt? Oder aber um eine Form von *pietas*, die die Familie des Papstes ihrem ranghöchsten Repräsentanten gegenüber zum Ausdruck bringt und somit um eine Geste, in der sich im Grunde die gewöhnlichen Elemente familiärer Selbstinszenierung wiederfinden lassen? Einige konkrete Fälle könnten dazu dienen, Sinn und Ziel dieses Ritus besser zu verstehen.

---

[22] Zu Venedig siehe E. Muir, Il rituale civico a Venezia nel Rinascimento, Roma 1984, S. 303–308. Zum Beerdingsritual der spanischen Könige vgl. J. Varela, La muerte del Rey. El ceremonial funerario de la Monarquía de España, Madrid 1990. Eine umfassende Diskussion dieser Themen findet sich in: M.A. Visceglia, La città rituale. Le cerimonie a Roma in età moderna, Roma 2001, S. 17–51.

Die Körper von Leo X. und von Clemens VII. wurden auf Anordnung Pauls III. am 6. Juni 1542 in die Kirche S. Maria sopra Minerva überführt; in die Carafa-Kapelle derselben Dominikanerkirche wurde im Jahr 1566 der Leichnam Pauls IV. verbracht.[23] Der Leichnam von Pius IV. *quod portuaverunt XII presbyteri* wurde am 4. Januar 1583 des Nachts und „ohne großen Pomp" von St. Peter in die Kirche S. Maria degli Angeli e dei Martiri überführt, wo eine Messe *presentibus nonnullis cardinalibus*[24] zelebriert wurde. Jener von Pius V. wurde am 8. Januar 1588 nach S. Maria Maggiore überführt, ebenfalls des Nachts. Der *ordo translationis* der sterblichen Hülle Pius' V. war von dem Dominikanerbruder Galesino mit Illustrationen versehen worden, sodass die Kenntnis des genauen Ablaufs dieses Ritus *ad posteritatem* von Nutzen sein konnte. Er beschrieb die nächtliche Prozession, an welcher die Kardinäle, der Neffe des Papstes, Perretti, vier „Kreaturen" von Sixtus V. und als kompakte Gruppe die Ordens- und die Weltgeistlichkeit begleitet von den Familiaren Pius' V. teilnahmen. Die städtischen Beamten, die während der Sedisvakanz eine wichtige Rolle in der Stadtregierung Roms spielten, wohnten der Zeremonie nicht bei, wohingegen die Abfolge der Geistlichen, die die sterblichen Überreste eine bestimmte Wegstrecke begleiteten, fast eine vollkommene religiöse Topographie der Stadt wiedergab: die Kanoniker von St. Peter, von S. Cecilia in Trastevere, des Lateran, von San Marcello am Corso und von S. Maria Maggiore, der letzten Etappe des Zuges. Diesem folgte eine außergewöhnlich große Schar Gläubiger: *atque in eo tam ingenti concursione mirum sanctumque silentium omnium.*[25] Ebenfalls nach S. Maria Maggiore wurde der Leichnam von Clemens VIII. im Jahr 1646, also 41 Jahre nach seinem Tod, überführt *sine nulla pompa, adeo privatim ut jure dici posset sine luce et sine cruce.*[26] Schließlich wurde die Hülle von Innozenz X. *private tamen et sine pompa*[27] in die „Familien"-Kirche Sant'Agnese an der Piazza Navona überführt. Die Quellen betonen mit Nachdruck den religiösen,

[23] BAV, Vat. lat. 9156, fol. 103–114.
[24] Ebd., fol. 115–116.
[25] Pietro Galesinus, Translatio corporis Pii Papae Quinti beatae memoriae, Romae 1588, S. 62.
[26] ACP, vol. 25, fol. 18.
[27] Ebd., fol. 20.

ernsten und feierlichen, aber schlichten Charakter dieser Überführungsrituale.

Die Überführung des Leichnams von Sixtus V. am 26. August 1591 kurz nach dessen Tod wurde hingegen mit außergewöhnlichem Prunk begangen.[28] Kardinal Montalto (Alessandro Peretti) geleitete den „großen Leichnam seines Onkels" vom „kleinen Grab" in der Andreaskapelle (in der Basilika St. Peter) zur Kirche S. Maria Maggiore im Beisein der gesamten römischen Ordens- und Weltgeistlichkeit sowie von Waisen, Armen, Fürsorgeempfängern und des Kardinalskollegiums. Der Zug vollzog sich in Form einer *cavalcata*: Hinter dem Sarg, der von Schweizer Gardisten flankiert und wie bei Pius V. auf den Schultern getragen wurde, gefolgt von den Kanonikern von St. Peter, des Lateran und denen von S. Maria Maggiore, ritten die Assistenz-Prälaten und die *famiglia* des Papstes „in feierlicher Prozession".[29] Doch damit nicht genug: In S. Maria Maggiore war im Zentrum des Hauptschiffs ein Katafalk errichtet worden, der das Fortleben des Verstorbenen repräsentieren sollte. Der von Domenico Fontana für Sixtus V. entworfene sechseckige Tempel repräsentierte keinen Heldentempel nach klassischem Vorbild, sondern war vielmehr ein „Gebilde", das durch „ein sehr beeindruckendes Mysterium die große Perfektion sowohl der Seele als auch des Körpers, welche er in sich selbst auf wunderbare Weise vereinigt hatte",[30] darstellen sollte. Der Entwurf des Katafalks basierte auf einer Zahlensymbolik (die Zahl 6 repräsentiert die Perfektion des Universums ebenso wie das mystische Bild des menschlichen Körpers) und einer geometrischen Symbolik (die in das Hexagon eingeschriebene Kreisform steht für Perfektion und Ewigkeit). Darüber hinaus war er von sechs Säulenpaaren, die sechs Bögen einrahmten, umgeben. Zwischen den Säulen standen nach außen gewendet sechs weibliche Statuen, die Allegorien der Tugenden des verstorbenen Papstes Sixtus V.: Religion, Autorität, Gerechtigkeit, Großzügigkeit, Vorsehung, Großherzigkeit. Im Innern befanden sich in Entsprechung zu den Statuen gemalte Sitzfiguren, welche – der Zusammenhang zwischen den beiden Figurengruppen ist

[28] Ebd., fol. 75.

[29] Baldo Catani, La pompa funerale fatta dall Ill.mo e R.mo Signor cardinale Montalto nella trasportatione dell'ossa di Papa Sisto il Quinto, Roma 1591, S. 9–12.

[30] Ebd., S. 26.

offensichtlich – die göttliche Vision, die göttliche Gnade, die Friedfertigkeit, die Ewigkeit, die Nächstenliebe und den Glauben repräsentierten. Im oberen, kuppelförmigen Teil schließlich trugen die Spitzen des Hexagons Reproduktionen der Säulen des Trajan und des Antoninus Pius sowie der vier Obelisken, also der bedeutendsten, vom Papst christianisierten und vom Sonnenlicht umstrahlten Zeugnisse der Vergangenheit, „um zu offenbaren" – so wird es in der Beschreibung des Katafalks mitgeteilt – „wie sehr er sich in all seinen Werken und in seinem Denken bemühte, den Ruhm der Apostel über das pompöse Gepränge der berühmten heidnischen Kaiser zu setzen".[31] Man richtete folglich für Sixtus V., dem sittenstrengen Papst, der zu Lebzeiten jede Prachtentfaltung der Macht abgelehnt hatte, eine triumphale Bestattungszeremonie aus, mit der man die Biographie des Papstes ebenso feierte wie seine religiösen Tugenden und politischen Qualitäten.

Im Jahr 1622 ordnete Gregor XV., entsprechend dessen, was man nunmehr als Praxis des Apostolischen Palastes ansah, die Wiedereröffnung des Grabes von Paul V. an, dessen „vollständig erhaltener"[32] Leichnam in einem prunkvollen, vom gesamten römischen Adel begleiteten Reiterzug in die von dem Verstorbenen besonders geförderte Kirche S. Maria Maggiore überführt wurde. In dieser Kirche hatte der Kardinalnepot von Lorenzo Bernini einen überaus prächtigen Katafalk mit 36 Skulpturen errichten lassen, die „realistischer als die Natur selbst" waren und „aufs trefflichste die Qualitäten von Paul V. veranschaulichten".[33] Lelio Guidiccione interessiert sich bei seiner Beschreibung der Zeremonie vor allem für die symbolische Bedeutung der dargestellten Figuren sowie der liturgischen Gesänge, die von den „Kreaturen" des Papstes an seinem Totenbett angestimmt wurden. Ganz besonders aber lag ihm daran zu betonen, welch einschneidende Neuerung es für Rom bedeutete, in das Ritual der Überführung des päpstlichen Leichnams die Errichtung eines Katafalks aufzunehmen, und wie hart der Kardinal Montalto gegen den Widerstand der Riten-

[31] Ebd., S. 28.

[32] Lelio Guidiccioni, Breve racconto della trasportatione del corpo di papa Paolo V dalla Basilica di San Pietro a quella di Santa Maria con l'Oratione recitata nelle sue esequie, e alcuni versi posti nell'Apparato, Roma 1623, S. 6.

[33] Ebd., S. 14f.

kongregation hatte ankämpfen müssen. Diese hatte in der Tat darauf verwiesen, dass man eine solche Ehre weder Leo X., noch Alexander VI., Paul IV., Pius IV., geschweige denn Pius V. hatte zuteil werden lassen, und erachtete es nicht für nötig, zum zweiten Mal ein *castrum doloris* zu errichten, welches ja bereits während der Novendialen Bestandteil der Trauerzeremonien im Innern des Petersdoms gewesen war.[34]

Trotz der Bedenken der Ritenkongregation wurde am Übergang vom 16. auf das 17. Jahrhundert die Praxis eingeführt, am Ende der Überführungszeremonie einen prunkvollen Katafalk zu errichten, eine Praxis, die sich in den folgenden Jahrhunderten nach genauen ikonographischen Typologien weiter entwickeln sollte. Der von Domenico Fontana für Sixtus V. entworfene Katafalk diente dabei als Modell nicht nur für die Bestattungsriten der nachfolgenden Päpste, sondern auch für die anderer europäischer Herrscher, wie dies für England Studien zu den Grabmälern der Stuarts gezeigt haben.[35] De facto stellt die Überführung des päpstlichen Leichnams in eine andere Kirche eine Verdoppelung des Begräbnisses dar und stiftet einen zweiten Ritus, der in seiner Ausformung und in seiner Bedeutung den ersten ergänzt, sich von diesem aber unterscheidet. Am Anfang des 17. Jahrhunderts diente er vor allem dazu, die familiären Bindungen des verstorbenen Papstes aufzuzeigen und das dem Kardinalnepoten übertragene politische Erbe zu bestätigen, um auf diese Weise eine Tradition zu begründen. So soll der Kardinal Borghese auf die von der Ritenkongregation vorgebrachten Einwände, dass für Paul V. ein *castrum doloris* bereits in St. Peter errichtet worden war, geantwortet haben, dass die ersten Begräbnisfeierlichkeiten die des Kardinalskollegiums gewesen seien, während die zweiten, mit denen er seinen

[34] Ebd., S. 16.

[35] „(Inigo Jones) legte einen sehr zu Recht gerühmten Entwurf des Katafalks für Westminster Abbey vor, in dem er Elemente aus dem Kupferstich des von Domenico Fontana und Sergio Venturi realisierten Katafalks (*tempietto*) für den kürzlich verstorbenen Papst Sixtus V. aufgenommen hatte ...", D. Howarth, Images of rule. Art and Politics in the English Renaissance. 1485–1649, London 1997, S. 174. Siehe auch J. Peacock, Inigo Jones's Catafalque for James I, Architectural History 25 (1982) S. 1–5 und J. Woodward, The Theatre of Death. The Ritual Management of Royal Funerals in Renaissance England, Woodbridge 1997.

Onkel anlässlich seiner Überführung ehren wolle, die der Familie sein werden, um „in der Erinnerung an einen der ihren und an einen so würdigen Fürsten Trost zu finden".[36] Der Kardinal Ludovisi verfolgte die gleichen Ziele, als er anlässlich des ersten Todestages von Gregor XV. († 1623) die Kathedrale von Bologna in ein „Theater des Todes" verwandelte und Trauerapparate, welche die „vier Teile der Welt" repräsentieren sollten, auf die der internationale Glanz des kurzen, aber bedeutenden Ludovisi-Pontifikats gefallen war, sowie einen großen Katafalk mit den Statuen aller Vorgängerpäpste, die Gregor hießen, errichten ließ.[37]

Im 18. Jahrhundert wird dann der Ritus der Überführung des päpstlichen Leichnams von St. Peter in eine der anderen großen römischen Kirchen selbst formalisiert und somit „bürokratisiert". Von nun an wird der Körper des toten Papstes die vatikanische Basilika nur verlassen dürfen, wenn der betreffende Papst selbst schriftliche Anweisungen hinterlassen hat, eine Grabkapelle in einer Kirche außerhalb von St. Peter zu errichten, und wenn der regierende Papst seine Zustimmung erteilt hat.[38] Durch diese Erweiterung der Vorschriften verwandelt sich die zweite Zeremonie in einen Vorgang, der nicht mehr allein privater Natur ist, sondern vielmehr eine Handlung darstellt, die den Willen beider Päpste, des verstorbenen wie des regierenden, zu einem symbolischen Bündnis zusammenschließt, in dem sich die Kontinuität ihrer Nachfolge ausdrückt. So ordnete Clemens XII., „zum Beweis seiner großen Ehrfurcht und Wertschätzung", die er seinem Vorgänger Benedikt XIII. (Vincenzo Maria Orsini) entgegenbrachte, an, dessen Leichnam nach S. Maria sopra Minerva zu

[36] Lelio Guidiccioni (wie Anm. 32) S. 16.

[37] Giovanni Luigi Valesio, Apparato funebre dell'anniversario a Gregorio XV celebrato in Bologna a' XXIV di luglio MDCXXIV dall'Illustrissimo e Reverendissimo Signor Cardinale Ludovisi, Bologna 1624. In diesem Fall spielt neben dem nepotisch orientierten Willen, eine auf den verstorbenen Papst zentrierte Familientradition zu gründen, die Identifikation der Familie mit der Stadt Bologna eine große Rolle. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Ehrerweisungen seitens der Stadt Florenz an Papst Leo XI. (Descrizione dell'essequie di Papa Leone XI celebrate nel Duomo di Firenze da Signori operai, d'ordine del Serenissimo Gran Duca, Firenze: nella stamperia de Sermartelli, 1625).

[38] ACP, vol. 15 (*Istruzioni con cui si regolano i trasporti privati dei cadaveri dei Sommi Pontefici*).

überführen. Benedikt XIII. – selbst ein Dominikaner – hatte wiederholt den Wunsch geäußert, im dortigen Dominikanerkonvent zu sterben. Im Protokoll dieser Überführung wird uns eine feierliche Zeremonie beschrieben, an der sämtliche Prälatenkollegien, die gesamte römische Ordens- und Weltgeistlichkeit, die Kanoniker der Patriarchalbasiliken, Waisen und Fürsorgeempfänger teilnahmen, die mit hunderten von Fackeln in den Händen durch die *Via Papalis* bis zur Höhe von S. Nicola dei Cesarini zogen, von wo aus sie dann die Kirche der Dominikaner ansteuerten. Der exhumierte Körper des Papstes wurde zweimal aufgebahrt, zuerst mit großem Prunk in St. Peter auf einem mit schwarzem Samt überzogenen und von einem großen und prächtigen *triregno* gekrönten Katafalk, dann in S. Maria sopra Minerva, wo der Leichnam in einem Sarg ruhte, an dessen Ecken Füllhörner angebracht waren.[39] Clemens XII., der auf diese Weise das Andenken seines Vorgängers hatte ehren wollen, wurde selbst nach seinem Tod des Nachts von St. Peter in die Lateranbasilika überführt, wo ihn der Kardinal Corsini in Begleitung der gesamten römischen Geistlichkeit erwartete. Sein Sarg war mit einem goldenen Mantel, der das Familienwappen der Corsini trug, bedeckt und wurde von einem prunkvollen Trauerzug begleitet, wobei die Zahl 12 eine Rolle spielte, die biblische Symbolkraft hat und auf den Papstnamen anspielte. Der Leichnam wurde in der Kapelle des hl. Andrea Corsini beigesetzt, wodurch die Verbindung zwischen dem heiliggesprochenen Vorfahren und der Sakralität der Person des Stellvertreters Christi hervorgehoben wurde.[40]

Von nun an muss die Rhetorik der Hinfälligkeit einer Rhetorik der Heiligkeit des Papstleibes weichen, der zu einem Objekt der Verehrung und des Kultes wird. Dies ist sicher eine althergebrachte Auffassung, die bereits in der für die sterblichen Überreste des Papstes[41] verwendeten Bezeichnung „Asche Petri" anklingt, doch erfährt sie während der Zeit der Gegenreformation einen starken Aufschwung. *Nulla est Romae basilica, nullum fere templum, nullum vetus coe-*

[39] BAV, Vat. lat. 9156, fol. 233–236 (*Distinto racconto della solenne traslatione del corpo di papa Benedetto XIII fatta alli 22 di febbraio 1733*).

[40] ACP, vol. 25, fol. 14ff.

[41] Paravicini Bagliani, Il corpo (wie Anm. 8) S. 201. In der deutschen Übersetzung S. 142.

miterium ubi non sint corpora ossave Summorum Pontificum.[42] In der Beschreibung der Überführung von Pius V., dem Papst der Seeschlacht von Lepanto, der im Jahr 1672 selig, im Jahr 1712[43] heilig gesprochen wurde, offenbart sich deutlich das Bild von Roms Untergrund als einzigartiger großer Katakombe, die durch die Gebeine der Märtyrer und Päpste geheiligt wird: Diese Vorstellung heiliger Gebeine findet sich häufig in den Berichten über die Begräbnisriten des Öffnens, der Rekognition und der Überführung der päpstlichen Leichname. So vermerkt der anonyme Autor eines Berichtes über den Tod von Innozenz XI., dass, während die Ärzte den „heiligen Leib" öffneten, die Anwesenden „versuchten, in den Besitz eines kleinen Teils zu gelangen, um es als Reliquie aufzubewahren. Zahlreiche Persönlichkeiten von hohem Rang tauchten als Zeichen ihrer Andacht ihre Taschentücher in sein Blut und jene, die den Leichnam untersuchten, konnten nicht anders, als mit seinem Blut getränkte Stäbchen zu verteilen, die alle mit der größten Zärtlichkeit küssten".[44] So fand man den Körper von Bendikt XIII. „unversehrt und gut erhalten" vor, „das Gesicht weiß, als ob es aus Wachs sei, mit einigen oberflächlichen Flecken weißen Schimmels, seine Gewänder intakt" und die Füße nackt, „auf denen man die Adern erkennen konnte wie bei Lebenden".[45] Im Augenblick der zweiten Bestattung findet man den Papst abermals mit nackten Füßen, doch offenbart sich in dieser Nacktheit keinesfalls ein Akt von Gewaltanwendung, sondern im Gegenteil die Verehrung des Volkes, welches unbedingt in den Besitz eines Gegenstandes gelangen wollte, der den Körper des Papstes berührt hatte. Dieser Vorgang wiederholt sich während der Überführung: Viele der an der Zeremonie teilnehmenden Personen aller Stände versuchten,

[42] Pietro Galesinus (wie Anm. 25) S. 19.

[43] M. Caffiero, La „profezia di Lepanto". Storia e uso politico della santità di Pio V, in: Dies., Religione e modernità (wie Anm. 15) S. 27–43.

[44] BAV, Vat. lat. 9156 (*Relatione dell'ultima infermità e morte di N.S. Innocenzo XI di felicissima memoria, Pontefice Massimo, col trasporto del suo cadavere dal Quirinale alla Basilica Vaticana*). Die von Papst Clemens XI. bereits 1691 angestrengte Seligsprechung des Papstes Odescalchi wurde schließlich im Jahr 1956 beschlossen. Die beste aktuelle Studie über diese wichtige Gestalt des Papsttums ist der Artikel von A. Menniti Ippolito, in: Enciclopedia dei Papi, Istituto della Enciclopedia Italiana, Bd. III, Roma 2000, S. 368–389.

[45] ACP, vol. 25, fol. 194.

einen Fetzen des den Leichnam bedeckenden Schleiers oder seiner Kleider als Reliquie an sich zu reißen, und die Schuhe wurden ihm noch einmal weggenommen.[46]

Im Jahr 1802 scheint das Protokoll über den Akt der Rekognition des Leichnams von Clemens XIV. kontrapunktisch den Bericht über die Obduktion nach seinem Tod wieder aufzunehmen: Die Anwesenden fanden „ihre Neugierde getröstet" angesichts eines vollständig unversehrten Leichnams, bekleidet mit seinen päpstlichen Gewändern, die Mitra auf dem Kopf, an den Füßen die Schuhe, die Hände mit allen zehn Fingernägeln.[47] Die sterblichen Überreste des Papstes Ganganelli wurden am 21. Januar, eskortiert von Soldaten in doppelten Reihen, von St. Peter in die Basilika SS. Apostoli überführt, wo im Jahr 1783 Carlo Giorgi, ein *mercante di campagna*,[48] auf eigene Kosten von Canova ein Mausoleum für den Leichnam Clemens' XIV. hatte errichten lassen. Der ganze Kirchplatz stand „völlig unter Waffen" und der Trauerzug erweckte den Anschein einer Militärparade.[49] Clemens XIV. war vor Pius IX. der letzte Papst, dessen Leichnam in eine andere Kirche überführt wurde.

Selbstverständlich müssten die spezifischen Situationen, in die sich jede einzelne dieser Zeremonien einfügt, genau rekonstruiert und analysiert werden. Gleichwohl, wie unterschiedlich die Rahmenbedingungen auch sein mögen, die sehr häufig durch ein Klima andauernder Konflikte geprägt waren (wie z. B. bei den dramatischen Umständen des Todes von Clemens XIV. und bei der Überführung seines Leichnams im Jahr 1802) so zeichnet sich doch am Übergang vom 17. auf das 18. Jahrhundert zweifelsohne ein Bedeutungswandel des Ritus dahingehend ab, dass im Mittelpunkt der Zeremonie immer mehr die Verehrung der Person steht, die als Stellvertreter Christi gestorben ist.

---

[46] Ebd., S. 152. Zu Benedikt XIII., der vom Volk „wie ein Heiliger" verehrt wurde vgl. Francesco Valesio, Diario di Roma, a cura di G. Scano, con la collaborazione di G. Graglia, V: 1729–1736, Milano 1979, S. 571.

[47] BAV, Vat. lat. 9156, fol. 288–289.

[48] Eine für den Kirchenstaat typische Form des Unternehmertums, das Großgrundbesitz, Viehzucht und Finanzdienstleistung in sich vereinigte.

[49] ACP, vol. 25, fol. 86.

Die „private Überführung des Leichnams" hat also die Merkmale einer offiziellen Zeremonie angenommen, die mit dem für die Beschreibung des *possesso* und der Überführung von Reliquien vorbehaltenen Vokabular beschrieben wird: Sowohl die nächtliche Prozession vom Quirinal zum Vatikan als auch die Überführung der sterblichen Überreste des Papstes in die von ihm als letzte Ruhestätte gewählte Kirche werden als *calvacata* bezeichnet; der Ritus der Rekognition des Leichnams gilt fortan als heiliger Akt, nicht als Beweis für die menschliche Verwesung, sondern für die Heiligkeit jenes Menschen, der das Papstamt innehatte. Die Zahl der *dissertationes rituales* über den Ursprung der Überführung von Reliquien an einen anderen Ort nahm zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert sprunghaft zu. Sie zielten darauf ab, eine Verbindung zwischen den zeitgenössischen kirchlichen Riten und den alten Bräuchen der frühchristlichen Epoche herzustellen, wie z. B. die häufige Durchführung der *peregrinationes ad Martyrum sepulcra.*[50] Dies gilt es zu bedenken, will man die tiefere Bedeutung des Ritus der Überführung des päpstlichen Leichnams, wie sich dieser noch am Ende der Frühen Neuzeit ausprägen kann, verstehen.

6. In einem inzwischen klassischen Essay legt Robert Hertz dar, wie verbreitet in den verschiedensten Zivilisationen die Praxis war, keine endgültigen Bestattungsriten zu feiern, und hebt dabei hervor, wie viel Zeit der Tod benötigt, um zu seinem Ende zu gelangen. Der Ritus eines zweiten Begräbnisses bietet Herrschern und hohen Würdenträgern die Möglichkeit, als Tote einen neuen, glorifizierten Körper zu bekommen. In gewissem Sinn stellt die endgültige Bestattung eines Herrschers eine Form des Reliquienkults dar und verleiht der Vorstellung Ausdruck, dass zwischen den Lebenden und den Toten eine Art Kontinuität besteht, denn diese letzte Zeremonie entfaltet eine

[50] Petri Moretti de ritu ostensionis sacrarum reliquiarum dissertio ritualis, Romae 1721. Über den Ursprung des Reliquienkultes, vor allem in Bezug auf die dem „Körper" von Märtyrern zugeschriebene heilsame Wirkung vgl. M. Kaplan, De la dépouille à la relique: formation du culte des saints à Byzance du Ve au XIIe siècle, in: Les reliques. Objets, cultes, symboles. Actes du colloque international de l'Université du Littoral-Côte d'Opale (Boulogne-sur-Mer), 4–6 septembre 1997, hg. von E. Bozóky und A.-M. Helvétius, Turnhout 1999, S. 19–38.

wohltuende Wirkung auf das Kollektiv der Lebenden und übernimmt eine politische Funktion, indem sie die Bande zwischen der von dem Toten repräsentierten Tradition und der Gegenwart verstärkt.[51]

Im Übrigen ist das Ritual des doppelten Begräbnisses zu Ehren des Königs und seines Bildnisses der von den Historikern bisher am meisten untersuchte königliche Ritus der Renaissance; in ihren hauptsächlich für England und Frankreich und zuletzt auch für Italien (wo dieser Ritus allerdings erst spät, vereinzelt und nur vorübergehend auftrat) angestellten Studien hoben diese vor allem seine symbolische und politische Bedeutung hervor, durch die die dynastische Nachfolge gestärkt werden sollte.[52] Zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert weisen die Bestattungsriten der europäischen Herrscher in beeindruckender Synchronie bedeutsame Veränderungen in Bezug auf die Demonstration des absoluten Machtanspruches – insbesondere des Gottesgnadentums des Herrschers – auf. Die Bestattungszeremonie der Päpste scheint sich im gleichen Zeitraum zu wandeln. Um die Wende zum 17. Jahrhundert hat die Überführung des päpstlichen Leichnams von St. Peter zur endgültigen Ruhestätte den Charakter eines zweiten privaten Begräbnisses; im 18. Jahrhundert hingegen institutionalisiert sich dieser Ritus, wobei an der zweiten Prozession als Protagonisten nicht mehr nur die Familie und die „Kreaturen" des Verstorbenen teilnehmen, sondern der regierende Papst selbst, der somit die zweite Bestattung seines Vorgängers in eine fromme Feier der durch das Petrusamt und die apostolische Sukzession geheiligten und sakralisierten Person des Papstes verwandelt.

Die Tatsache, dass nach der Unterbrechung zwischen dem Ende des 18. Jahrhunderts und dem Anfang des 19. Jahrhunderts diese Zeremonie noch einmal für Papst Pius IX., den letzten Papstkönig,

---

[51] R. Hertz, Contribution à une étude sur la représentation collective de la mort, in: Ders., Sociologie religieuse et folklore, Paris 1970, S. 1–83.

[52] E.H. Kantorowicz, Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, übersetzt von Walter Theimer, Stuttgart 1992; R. Giesey, The Royal Funeral Ceremony in Renaissance France, Genève 1960; Woodward (wie Anm. 35); für Italien M. Casini, I gesti del principe. La festa politica a Firenze e Venezia in età rinascimentale, Venezia 1996; G. Ricci, Il principe e la morte, Bologna 1998; A. Prosperi, Premessa a: I vivi e i morti, Quaderni storici 50 (1982) S. 391–410; Visceglia (wie Anm. 22).

abgehalten wurde, dessen Heiligsprechung sich derzeit im laufenden Verfahren befindet, liefert den konsequenten Epilog zu den Wandlungen und der Geschichte dieses Ritus.

RIASSUNTO

L'articolo focalizza un rito che concerne il corpo del papa. Nell'età moderna frequentemente anche se non regolarmente le salme dei pontefici sono trasferite, anche a distanza di anni dalla morte, in un luogo definitivo di sepoltura. Nel primo Cinquecento una ragione contingente spiega la pratica: i lavori del nuovo San Pietro costringono a diseppellimenti e nuovi funerali. Nel tempo però il rito assume una fisionomia diversa: tra seconda metà del XVI secolo e prima metà del XVII è una modalità dei discendenti del papa (il cardinal-nepote soprattutto) di onorare il pontefice defunto e di potenziare l'eredità simbolica che egli ha lasciato alla sua Casa. Anche la scelta della Chiesa che ospiterà la tombe definitiva è interessante: si lega a logiche devozionali oltre che familiari, come mostrano le tombe papali a Santa Maria sopra Minerva e a Santa Maria Maggiore. Tra la seconda metà del Seicento e il primo Settecento sono gli stessi papi a autorizzare e eventualmente promuovere un „secondo funerale" del loro predecessore quasi a ribadire un legame di continuità che unisce i sovrani pontefici pur nell'assenza di principio dinastico. Si tratta in conclusione di un rito polisemico che risponde a una logica familiare di „onore", ma anche politica e religiosa tendente a sacralizzare il suolo della città con il corpo del papa come se fosse una reliquia.

NÉ CHIETINO MI SENTO, NÉ LUTERANO

Storiografia e cultura erasmiana durante il pontificato di Paolo III

di

ELENA VALERI

Nel 1506 Erasmo da Rotterdam, allora residente in Inghilterra, accettò l'incarico di accompagnare in Italia i due giovani figli del medico di Enrico VII Tudor, inviati dal padre a studiare per un anno presso lo Studio bolognese. „Fu l'unico viaggio che feci interamente di mia volontà". – avrebbe confessato Erasmo alcuni anni più tardi in una lettera a un amico – „Andai in parte per poter vedere una volta nella vita i luoghi santi, in parte per poter visitare le biblioteche e godere la compagnia dei dotti".[1] Il soggiorno nella penisola, dipanatosi da nord a sud in soste più o meno lunghe nelle città di Torino, Pavia, Firenze, Bologna, Venezia, Padova, Ferrara, Siena, Napoli, Roma, si concluse dopo tre anni, probabilmente nel giugno 1509, allorquando, la notizia dell'ascesa al trono d'Inghilterra di Enrico VIII, persuase Erasmo a lasciare Roma e l'Italia, dove non avrebbe più fatto ritorno.[2]

Al celebre studioso era stata riservata una calorosa accoglienza, in particolare a Venezia, dove nel 1508 lo stampatore Aldo Manuzio aveva portato a termine una nuova edizione degli *Adagia*,[3] e a Roma,

[1] Opus epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami, ed. P.S. Allen, III, Oxford 1913, ep. 809, p. 267; la traduzione è in P. Casciano, Introduzione, in: Erasmo da Rotterdam, Papa Giulio scacciato dai cieli, Lecce 1998, p. 22. Sulla permanenza in Italia di Erasmo (1506–1509) si veda P. de Nolhac, Erasme en Italie, Paris 1898.

[2] Opus epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami, ed. P.S. Allen, I, Oxford 1906, ep. 216, p. 452.

[3] Le prime edizioni furono date alle stampe a Parigi rispettivamente nel 1500 e nel 1505.

in cui poté contare sull'appoggio, tra gli altri, del cardinale Giovanni de' Medici, destinato ad assurgere di lì a qualche anno alla massima carica ecclesiastica col nome di Leone X. La permanenza italiana dell'umanista era stata funestata, però, dalle guerre che da oltre dieci anni travagliavano la penisola e che nel 1506 si erano riaccese a causa della politica bellicosa del pontefice Giulio II contro i Bentivoglio a Bologna e, nel 1509, contro la Repubblica di Venezia. Tra fughe improvvise e temporanei ripari, l'umanista non era riuscito a svolgere i suoi progetti di studio e più volte si era trovato a temere per la propria incolumità. Nelle lettere inviate dall'Italia non esitava a lamentarsi: „Abbiamo trovato l'Italia sconvolta da un gran tumultuare di guerre";[4] „sono venuto [...] specialmente per via del greco, ma qui ormai gli studi languiscono, divampano le guerre";[5] „maledette queste guerre, che non mi consentono di fruire di quella parte d'Italia, la quale mi arride ogni giorno di più".[6] Inoltre, l'esperienza quotidiana e prolungata delle condizioni politiche, economiche e sociali in cui versavano varie città dello Stato Ecclesiastico, l'uso propagandistico di motivi religiosi per fini temporalistici – la crociata contro Venezia presentata dal papa come passo preliminare alla spedizione contro i Turchi – e, infine, la conoscenza diretta a Roma di una vita culturale angusta e imbevuta di classicismi, furono fonte di inquietudine per Erasmo negli anni trascorsi nella pensiola e gli fornirono ampio e duraturo materiale per i suoi scritti avvenire, alcuni dei quali pensati già durante il viaggio di ritorno e composti di getto subito dopo il rientro in Inghilterra (si pensi al pungente trattatello sull'*Elogio della follia* del 1509 e allo sferzante dialogo intitolato *Julius exclusus e coelis*).

La storia della controversa fortuna di Erasmo in Italia, cui le note ricerche di Silvana Seidel Menchi hanno offerto un apporto imprescindibile, affonda le sue radici in questo turbolento triennio (1506–1509), sebbene la prima ristampa italiana di un'opera di Erasmo suc-

[4] Opus epistolarum, I (vedi nota 2) ep. 200, p. 431; la traduzione è in Erasmo da Rotterdam, Adagia, ed. S. Seidel Menchi, Torino 1980, p. XVII.

[5] Opus epistolarum, I (vedi nota 2) ep. 203, p. 433; la traduzione è in Seidel Menchi (vedi nota 4) p. XVIII.

[6] Opus epistolarum, I (vedi nota 2) ep. 213, p. 449; la traduzione è in Seidel Menchi (vedi nota 4) p. XVIII.

cessiva all'edizione aldina degli *Adagia* fosse del 1514. Il passaggio dell'umanista attraverso la penisola, a partire dai centri in cui aveva soggiornato più a lungo – Venezia, Padova e Roma – diede origine a una rete di rapporti intellettuali, di stime reciproche, di filiere culturali, da cui prese avvio la complessa vicenda della ricezione di Erasmo che avrebbe trovato un approdo, solo per certi versi conclusivo,[7] all'incirca dopo cinquant'anni, nel 1559, con la proibizione integrale postuma degli scritti del pensatore imposta dal primo Indice romano promulgato da Paolo IV Carafa.[8]

Fra le numerose testimonianze utili a fornire un contributo allo studio della ricezione di Erasmo in Italia ci soffermeremo in questo contributo su un gruppo di umanisti che intorno agli anni Trenta e Quaranta del Cinquecento, con il venir meno della libertà e dell'indipendenza di alcuni Stati italiani e dinanzi al diffondersi della Riforma luterana in Europa, si dedicarono alla stesura di opere storiche, nel tentativo, da una parte, di indagare le cause di quelle travagliate vicende politiche e religiose e, dall'altra, di indicare delle prospettive possibili che conciliassero umanesimo e difesa dell'ortodossia, negli anni in cui si consumava la lotta tra due diverse proposte di organizzazione e di controllo della società cristiana.[9]

Paolo Giovio, vescovo di Nocera de' Pagani (1483–1552), Girolamo Borgia, vescovo di Massa Lubrense (1479–1550), Giovanni Guidiccioni, vescovo di Fossombrone (1500–1541) e il chierico Jacopo Bonfadio (1508?–1550), tutti provenienti da studi umanistici, si formarono alla lezione di celebri maestri come Pietro Pomponazzi, Demetrio Calcondilla, Giovanni Pontano, Pietro Bembo. Ecclesiastici, diedero voce al disagio che pervase la Chiesa nei primi decenni del

[7] Sulla circolazione dei testi di Erasmo tra la fine del Cinquecento e il Seicento si veda M. Rosa, „Dottore o seduttor deggio appellarte": note erasmiane, Rivista di storia e letteratura religiosa 26 (1990) pp. 5–33.

[8] Cf. S. Seidel Menchi, Sette modi di censurare Erasmo, in: La censura libraria nell'Europa del secolo XVI, Atti del Convegno internazionale di studi (Cividale del Friuli, 9–10 novembre 1995), a cura di U. Rozzo, Forlì 1998, pp. 177–206.

[9] Per una panoramica si veda F. Fido, Machiavelli, Guicciardini e storici minori del primo Cinquecento, in: Storia letteraria d'Italia, Padova 1994; F. Tateo, Storiografi e trattatisti, filosofi, scienziati, artisti, viaggiatori, in: Storia della letteratura italiana, vol. IV, Il primo Cinquecento, diretta da E. Malato, Roma 1996, pp. 1011–1030.

Cinquecento, senza aderire a intransigenti propositi di riforma e potendo godere della protezione del pontefice Paolo III e del cardinal nipote Alessandro Farnese.[10] Autori di opere storiche, si fecero interpreti di una lettura delle vicende cinquecentesche attenta a considerare la condizione e il ruolo della monarchia papale nell'evoluzione degli avvenimenti politici e religiosi di quel periodo, non condividendo le tesi tratteggiate dagli storici fiorentini come Benedetto Varchi o Niccolò Machiavelli, che imputava allo Stato ecclesiastico la mancata unificazione della penisola.

Uno schieramento non confessionale che avrebbe potuto riconoscersi nelle parole pronunciate da un politico perspicace come Mercurino Arborio di Gattinara, il gran cancelliere dell'imperatore Carlo V, che in una lettera a Erasmo, nel 1526, distingueva tre partiti all'interno della cristianità: „quelli che, senza voler vedere né sentire nulla, giuravano sul pontefice romano, indifferenti al fatto che governasse bene o male, e quelli che prendevano con altrettanta ostinatezza le parti di Lutero: gli uni e gli altri mancavano di discernimento proprio, le loro lodi erano vergognose e onorevoli le loro ingiurie. Il terzo gruppo non cercava che la gloria di Dio e il bene dello Stato, e certo sfuggiva tanto più difficilmente alla calunnia; esso ammirava fedelmente Erasmo".[11]

„Né Chietino mi sento, né Luterano",[12] avrebbe sintetizzato quasi vent'anni dopo, nel 1545, il letterato Pietro Aretino in una missiva all'amico Paolo Giovio, alludendo all'ipocrita intransigenza dei teatini di Gaetano da Thiene e Gian Pietro Carafa, arcivescovo di Chieti e capo dell'Inquisizione romana sin dalla sua fondazione nel 1542. Strenuo estimatore di Erasmo, l'Aretino, in una precedente lettera a un allievo dell'umanista, nel 1538, non esitava a tesserne le lodi: *ha islargati i confini de l'umano ingegno e ne lo imitar se stesso è restato ne la memoria de gli uomini come un solo exemplare di se medesimo. Né c'è chi lo aguagli, imperoché egli fu un veemente fonte di parlare,*

[10] Sulle motivazioni politiche e le affinità culturali alla base dell'atteggiamento di Paolo III si veda G. Fragnito, Evangelismo e intransigenti nei difficili equilibri del pontificato farnesiano, Rivista di storia e letteratura religiosa 25 (1989) pp. 20–47.

[11] K. Brandi, Carlo V, trad. it., Torino 1961, p. 247.

[12] Pietro Aretino, Lettere, ed. P. Procaccioli, Milano 1990, I, p. 567.

uno abondante fiume d'intelletto e uno immenso mare di scrivere, onde i suoi onori son sì grandi che veruna considerazione ne può esser capace.[13]

Paolo Giovio, nativo di Como, aveva vissuto per anni presso la corte romana del cardinale Giulio de' Medici, in „Paradiso" come soleva chiamare il proprio appartamento in Vaticano, dopo che il cardinale era assurto al soglio pontificio col nome di Clemente VII. Era rimasto al suo fianco fino a condividere con lui, nel 1527, l'esperienza drammatica del Sacco di Roma e dell'assedio in Castel Sant'Angelo.[14] Ciò non gli aveva impedito di celebrare nelle sue *Historiae* la resistenza dei repubblicani fiorentini nell'assedio imperiale del 1530 o di assumere posizioni critiche nei confronti del pontefice, quando, ad esempio, così *poco saviamente* aveva aderito alla lega di Cognac – *accordo molto infelice per la Chiesa*[15] – deliberando di muovere guerra contro Carlo V. Promosso da Clemente VII alla dignità episcopale nel 1528, dopo la morte del pontefice di casa Medici, Giovio si era legato al cardinale Alessandro Farnese e al nuovo papa Paolo III, dal quale sin dall'inizio del pontificato aveva percepito un contributo specifico per la stesura delle *Historiae*, cui lavorava già dal secondo decennio del Cinquecento e che aveva ripreso a scrivere, dopo un'interruzione nei mesi del Sacco di Roma, proprio sull'onda dell'entusiasmo suscitato dalla determinazione con cui Paolo III guidava la Chiesa e l'Italia e dall'aspettativa di una mediazione del pontefice con il potere spagnolo nella penisola. *Adesso ben potemo sperare quiete e opulenzia ne la povera Italia*, – scriveva Giovio nel 1530 al duca di Mantova Federico Gonzaga – *e V. Ecc. ha di triunfare del sangue turchesco e non del cristiano, se, come desidera el bon Cesare e*

[13] Ibid., I, p. 361. La lettera fa parte del libro II delle Lettere di Aretino la cui prima edizione fu data alle stampe nel 1542. Sull'influenza erasmiana nelle opere di Aretino si veda C. Cairns, Pietro Aretino and the republic of Venice. Researches on Pietro Aretino and his circle in Venice 1527–1556, Firenze 1985; P. Larivaille, Pietro Aretino, Roma 1997, pp. 224–225, 283–286, 455, 476.

[14] Cf. T.C. Price Zimmermann, Paolo Giovio: the Historian and the Crisis of Sixteenth-Century Italy, Princeton 1995, pp. 60–85.

[15] Paolo Giovio, La seconda parte dell'historie del suo tempo ... tradotte per M. Lodovico Domenichi, Fiorenza 1553, pp. 20 sg.

Clemente brama estremamente, queste vostre vittrice aquile voltarete al levante.[16]

Sostenitore del papato e del suo ruolo politico nel sistema degli Stati italiani, Giovio inaugurava con le sue *Historiae* una tradizione storiografica tesa a cogliere e ad analizzare nella storia cinquecentesca essenzialmente l'aspetto secolare dello Stato ecclesiastico considerato come entità politica e spirituale al tempo stesso. Nel difendersi dalle accuse mosse dagli imperiali che lo ritenevano *per troppo francese* e da quelle dei francesi che lo giudicavano *per troppo imperiale*, amava definirsi *buono ecclesiastico.*[17] Critico nei confronti delle degenerazioni e degli abusi ecclesiastici, Giovio auspicava una riforma della Chiesa dall'interno, sempre più convincendosi negli anni della necessità di celebrare un concilio,[18] e non esitando a esprimere le sue perplessità di fronte alle nuove pratiche di riforma che egli – come asseriva in una missiva ad Alessandro Farnese del 1540 – ravvisava nell'intransigenza dei teatini: *i quali con strani appetiti vogliono zuccaro brusco e legare li elementi di questa antica machina, e metterli in un sacco e slinguargli per fargli più belli; e non si vedeno che il volere risolverli fine alla materia prima sarebbe un condurre la machina* ad interitum [...] *né si puone reformare con estrema severità li costumi e modo della corte romana: si puonno bene con dolce destrezza attenuare l'abusi, castigare l'avarizia, reprimere il lusso,* [...].[19]

In una lettera del 3 marzo 1534 indirizzata al poeta Francesco Maria Molza, Giovio, che si trovava convalescente a Como, riferiva all'amico di avere frequentato nella sua città natale un gruppo *di letterati di qua* [...] *sono dotti, ma bizari; e fra gli altri ce n'è uno ostinatissimo, quale adora il stilo d'Erasmo.*[20] Nel gruppo degli era-

[16] Paolo Giovio, Lettere, ed. G.G. Ferrero, 2 voll., Roma 1956, I, p. 130, lettera a Federico Gonzaga, duca di Mantova, Roma 20 settembre 1530.

[17] Ibid., II, p. 243 (lettera a Girolamo Angleria, Firenze, 1° ottobre 1552).

[18] Ibid., I, p. 147 (lettera a Marco Contarini, Roma 16 febbraio 1535): *La opulenzia delli antiqui papati è anichilata, per avere atteso più al temporale che al spirituale; e così pian piano perdendosi la reputazione e autorità della religione, la bottega non frutta più, e siamo condotti ovi siamo, al bisogno de un gran Concilio, dal qual ben alcuno non si può sperare se Dio non ce pone la mano destra.*

[19] Ibid., I, p. 247.

[20] Ibid., I, p. 137.

smiani di Como andava annoverato certamente anche il fratello di Giovio, Benedetto, autore di una storia della città di Como dalle origini fino al 1532,[21] in rapporto epistolare con Erasmo sin dal 1525, anno al quale risaliva uno scambio di missive tra i due riguardo a un passo del Vangelo secondo Giovanni tradotto da Erasmo, definito il *Varrone della nostra epoca* e che Benedetto confessava di adorare.[22] A sostegno della propria interpretazione, egli riportava anche il parere espresso dal giurista Andrea Alciato, originario di Como, ma da tempo trapiantato a Milano, amico di gioventù di entrambi i fratelli Giovio con i quali si era formato sotto la guida di Giano Parrasio e Demetrio Calcondilla e presso lo studio di Pavia negli anni in cui era transitato di lì anche Erasmo.[23]

Quanto la lezione di Erasmo fosse rimasta viva a Como, anche a distanza di anni e in tempi in cui era di certo più temerario palesarla, lo dimostra un episodio intercorso nel 1558, allorquando l'umanista Primo Conti, maestro di Sacra Scrittura nel Collegio ambrosiano di Milano, decise di scrivere all'inquisitore di Como per prendere le difese di Erasmo, accusato di eresia.[24] In questo documento, non sopravvissuto al naufragio cui incorse sin dal Cinquecento gran parte delle testimonianze erasmiane ma di cui è conservata una traccia settecentesca,[25] Conti, giovandosi del proprio prestigio, cercava in realtà di tutelare presso l'inquisitore un intero gruppo di estimatori e corrispondenti di Erasmo, alcuni dei quali erano ancora in vita e fortemente in pericolo nel clima di crescente irriggidimento del Sant'Uf-

[21] Benedetto Giovio, Historiae patriae libri duo, Venezia 1629. Cf. S. Foà, Giovio, Benedetto, in: DBI, vol. 56, Roma 2001, pp. 420–422.

[22] La lettera fu rinvenuta in un manoscritto della Biblioteca Ambrosiana e pubblicata da I. Calabi Limentani, La lettera di Benedetto Giovio a Erasmo, Acme 25 (1972) pp. 5–37. La risposta di Erasmo è in Opus epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami, ed. P.S. Allen, VI, Oxford 1926, ep. 1635, pp. 203–206.

[23] R. Abbondanza, Alciato, Andrea, in: DBI, vol. 2, Roma 1960, pp. 69–77. Sulla sua formazione si veda A. Belloni, Andrea Alciato e l'eredità culturale sforzesca, in: Andrea Alciato: umanista europeo, Atti del Convegno Internazionale di studio (Alzate Brianza, 7–9 maggio 1993), Periodico della Società storica comense 61 (1999) pp. 9–25; Id., Gli Alciati e Alzate, ibid., pp. 101–114.

[24] Su Primo Conti si sofferma S. Seidel Menchi, Erasmo in Italia, Torino 1987, pp. 275–279.

[25] Ibid., p. 444, nota 21.

fizio nei confronti delle opere erasmiane, di lì a un anno interamente condannate dall'Indice romano.

Un altro frammento di questo dialogo ci viene restituito dalla prima edizione delle *Historiae* di Giovio, il cui primo volume fu pubblicato a Firenze nel 1550.[26] In testa al libro, dedicato al duca Cosimo I che ne aveva finanziato la stampa, Giovio aveva accluso una lunga lettera indirizzatagli il 7 ottobre 1549 da Andrea Alciato, morto da pochi mesi, in cui veniva criticato Paolo III per avere negato a Giovio il tanto desiderato vescovato di Como. Le proteste scatenatesi a Roma per la pubblicazione dell'epistola, da parte dei sostenitori di casa Farnese e degli stessi eredi di Alciato che ne sconfessarono l'autenticità, spinsero il duca Cosimo I a prendere le difese del *buon vecchio* Giovio in una missiva all'ambasciatore mediceo nell'Urbe Averardo Serristori, peritandosi di assicurare il cardinale Alessandro Farnese che nella nuova impressione dell'opera gioviana *non si ristampi più detta epistola.*[27] Così la lettera di Alciato scomparve repentinamente dalle successive edizioni delle *Historiae*,[28] di certo per blandire casa Farnese, ma occorre considerare la possibilità che a suscitare tanti malumori fosse stato l'autore della missiva oltre che il suo contenuto. Alciato, infatti, definito da Giovio *sì antico amico e sì grande uomo*,[29] era

[26] Sulle varie fasi di composizione e di edizione delle *Historiae* rinvio alla voce Giovio, Paolo curata da T.C. Price Zimmermann, in DBI, vol. 56, Roma 2001, pp. 430–440, ivi p. 434 sg.

[27] La missiva di Cosimo I a Serristori fu pubblicata da V. Cian, Lettere inedite di Andrea Alciato a Pietro Bembo. L'Alciato e Paolo Giovio, Archivio Storico Lombardo 17 (1890) pp. 835–836; Cian dedica ampio spazio alla ricostruzione della disputa tra Giovio e gli eredi Alciato (pp. 828–844). Lo stesso Giovio dovette discolparsi dall'accusa di essere il vero autore della lettera da lui attribuita ad Alciato e parlò di questa polemica in una epistola a Girolamo Angleria (Firenze, 19 settembre 1550) e in un'altra a Rodolfo Pio di Carpi (Firenze, 8 novembre 1550). Paolo Giovio (vedi nota 16) II, pp. 173–176 e 181–182. Sull'amicizia tra Alciato e i fratelli Giovio si veda T.C. Price Zimmermann, Paolo Giovio: the Historian and the Crisis of Sixteenth-Century Italy, Princeton 1995, p. 356, nota 51; F. Minonzio, Studi gioviani, Como 2002, I, pp. 151–184.

[28] La lettera non compare nel volgarizzamento delle Historiae di Giovio per opera di Ludovico Domenichi dato alle stampe a Venezia nel 1553; ma si può ancora leggere in un'edizione dell'opera in latino pubblicata a Venezia nello stesso anno, presso Tridino Montisferrati, fol. Aijr-Aiiijv.

[29] Paolo Giovio (vedi nota 16) II, p. 182 (lettera a Rodolfo Pio di Carpi, Firenze, 8 novembre 1550).

conosciuto come uno dei testimoni della ricezione di Erasmo in Italia,[30] autore negli anni Venti di una *Epistola contra vitam monasticam*, rimasta inedita, in cui l'autore sviluppava ampiamente la critica erasmiana all'istituto monastico.[31]

È interessante notare che il nome di Andrea Alciato compariva anche in un elenco fornito da Giovio alla fine del primo volume degli *Elogia clarorum virorum*, pubblicati a Venezia nel 1546. Si trattava di 18 letterati europei, ritenuti da Giovio meritevoli di una fama immortale, ma privi del ritratto gioviano in quanto ancora viventi. Tra i nomi riportati da Giovio, oltre all'Alciato, si trovavano Pietro Bembo, Iacopo Sadoleto, Marco Antonio Flaminio, Reginald Pole, Filippo Melantone.[32] Quasi una mappa dei principali esponenti dello schieramento spirituale nella penisola, considerato che a Gasparo Contarini, morto nel 1542, era dedicato un elogio in cui Giovio si soffermava sull'impegno del cardinale veneziano ai Colloqui di Ratisbona del 1541 e sulla sua *autentica e salutare dottrina cristiana*.[33] All'altro protagonista in campo protestante di quella stagione irenica, Filippo Melantone, Giovio indirizzava alcune parole in un passo delle *Historiae* riguardante i colloqui di Worms, immediatamente precedenti a quelli di Ratisbona. Lo storico ricordava l'equilibrio e la vasta cultura dell'umanista tedesco,[34] che nel 1538 aveva curato la traduzione in latino e poi anche in tedesco di un'opera di Giovio, il *Commentario de*

[30] B.R. Jenny, Andrea Alciato e Bonifacio Amerbach: nascita, culmine e declino di un'amicizia fra giureconsulti, Periodico della Società storica comense 61 (1999) pp. 83–99.

[31] L'opera fu pubblicata solo nel 1695 a Leiden e messa all'Indice nel 1700 (Index librorum prohibitorum, 1600–1966, ed. J.M. de Bujanda, Genève 2002, p. 58). Su questo aspetto si vedano G. Barni, Andrea Alciato, giureconsulto milanese, e le idee della Riforma protestante, Rivista di storia del diritto italiano 21 (1948) pp. 169–209; Seidel Menchi (vedi nota 24) pp. 183–187; più in generale sui rapporti tra Alciato ed Erasmo si sofferma B.R. Jenny, Andrea Alciato e Bonifacio Amerbach: nascita, culmine e declino di un'amicizia fra giureconsulti, Periodico della Società storica comense 61 (1999) pp. 83–99.

[32] Paolo Giovio, Elogi degli uomini illustri, ed. F. Minonzio, Torino 2006, p. 390.

[33] Ibid., p. 291.

[34] Paolo Giovio, Historiae sui temporis, ed. D. Visconti/T. C. Price Zimmermann, Roma 1985, l. XXXIX, p. 25: *Horum princeps erat Philippus Melanthon qui, Latinae facundiae deditus, nova et ipse placita mitiore ingenii veneno publicarat.*

le cose de Turchi,[35] dato alle stampe a Roma nel 1532 e dedicato all'imperatore Carlo V.[36]

Negli stessi anni in cui il tema dei turchi veniva affrontato con toni molto radicali da altri letterati della penisola che accusavano quelle popolazioni delle crudeltà più efferate,[37] Giovio si cimentava nella narrazione delle origini di quelle popolazioni e nella ricostruzione dei loro usi e delle loro tradizioni. Nonostante lo scopo dichiarato del libello fosse di incitare l'imperatore all'impresa contro i turchi, Giovio restituiva loro „una sorta di dignità della rappresentazione"[38] assai vicina allo sguardo al tempo stesso più veritiero e più efficace offerto da Erasmo nella *Utilissima consultatio de bello Turcis inferendo* del 1530.[39] [...] *i Turchi, per prima cosa, sono esseri umani* – scriveva Erasmo – [...] *inoltre non pensano che nessun nemico è più dannoso dei principi empi, soprattutto quelli ecclesiastici, da ultimo non considerano che intanto Dio, offeso dalla nostra scelleraggine, si serve della ferocia dei barbari per correggerci.*[40] Un

[35] Paolo Giovio, Turcicarum rerum commentarius ad Carolum V Imperatorem Augustum ex italico latinus factus Francisco Nigro Bassianate interprete ... Addita est praefatio Philippi Melanchothonis, Wittenberg 1537; Ursprung des Türkischen Reiches bis auff den itzigen Solyman durch D. Paulum Jovium Bischoff Nucerin an Keiserliche Maiestat, Carolum V inn welscher Sprach geschrieben, er nach aus dem Latin F. Bessianatis, verdeutschet durch Justum Jonam Vorrete von Philipp Melanchthon, Wittenberg 1538.

[36] Paolo Giovio, Commentario delle cose de' Turchi, Romae 1532. Si veda l'edizione del Commentario a cura di L. Michelacci, Bologna 2005 e della stessa autrice Una forma della retorica di guerra: le „cose turchesche" e Paolo Giovio, Schede umanistiche, 2001, n. 1, pp. 49–72.

[37] Cf. M. Formica, Giochi di specchi. Dinamiche identitarie e rappresentazioni del Turco nella cultura italiana del Cinquecento, Rivista Storica Italiana 120 (2008) pp. 5–53; G. Ricci, Ossessione turca. In una retrovia cristiana dell'Europa moderna, Bologna 2002.

[38] Michelacci, Una forma (vedi nota 36) p. 52.

[39] Erasmo da Rotterdam, Utilissima consultatio de bello Turcis inferendo, Antverpiae 1530.

[40] Erasmo da Rotterdam, Guerra ai Turchi! Una questione improrogabile e cammin facendo un commento al Salmo XXVIII, ed. I.F. Baldo, Abano Terme 1996, pp. 64 sg. Sul problema dei turchi considerato anche come una questione morale si sofferma C. Sodini, Il Commentario delle cose de' Turchi di Paolo Giovio, in: Sperimentalismo e dimensione europea della cultura di Paolo Giovio, Atti del Convegno (Como, 20 dicembre 2002), a cura di S. Maffei/F. Minonzio/C. Sodini, Como 2007, pp. 136 sg.

desiderio di comprensione che valse a Giovio, tra le altre, anche l'accusa di essere un *aficionado a la nacion turquesca* mossagli apertamente alla fine degli anni sessanta del Cinquecento da un capitano che aveva militato al seguito di Carlo V, Gonzalo Jiménez de Quesada, autore di un libello dall'eloquente titolo di *Antijovio*.[41]

Accanto alle attestazioni di stima a favore dell'umanista tedesco Melantone, non si trovano nelle opere di Giovio espressioni di indulgenza nei confronti dei luterani, e anche l'elogio dedicato a Erasmo da Rotterdam,[42] che pure non rinunciava a inserire un accenno all'annosa polemica sul ciceronianismo, si chiudeva con la citazione di alcuni versi di Giano Vitale che in un certo senso riproponevano la decennale diatriba fra la cultura italiana e il „germano" Erasmo, programmaticamente allineato nei testi e nei dibattiti all'altro „germano" Lutero: [...] *la terra teutonica, ammirando il suo Erasmo, / avrebbe potuto dire: 'Nulla più grande di lui mai ho generato'*.[43]

Il riferimento contenuto nell'elogio di Giovio all'opera erasmiana contro gli imitatori di Cicerone mostrava anche come le idee di Erasmo in materia di eloquenza e di stile avessero rappresentato un veicolo un po' rumoroso, ma assai rapido, attraverso il quale il pensiero e le opere di Erasmo erano penetrate in Italia.

Nel marzo 1528, appena un anno dopo il Sacco di Roma a opera delle truppe imperiali di Carlo V, il tipografo di Basilea Johann Froben aveva dato alle stampe un'opera di Erasmo intitolata *Ciceronianus sive de optimo dicendi genere. Roma non è più Roma* – affermava Buleforo, uno degli interlocutori del dialogo – *non avendo nulla fuorché rovine e ruderi, quasi documenti e indizi dell'antica sventura.* [...] *Ne segue che non vi può corrispondere neppure lo stile identico, se crediamo ciceroniano adattare la parola alla situazio-*

[41] Si veda la recente edizione a cura di G. Hernández Peñalosa, Bogotà 1991, vol. 2.

[42] Sull'erasmismo di Giovio si è soffermato Minonzio (vedi nota 27) II, pp. 292–307.

[43] Paolo Giovio (vedi nota 32) p. 280. Su „Erasmo luterano" nella cultura italiana cinquecentesca rinvio a Seidel Menchi (vedi nota 24) pp. 41–67; sulla disputa teologica che contrappose Erasmo a Lutero si veda F. De Michelis Pintacuda, Tra Erasmo e Lutero, Roma 2001.

ne attuale.[44] Il testo, che in soli due anni ebbe sette tra edizioni e ristampe, suscitò nella penisola una lunga serie di critiche astiose. Anzitutto da parte dei letterati romani, apertamente accusati da Erasmo di essere espressione di uno stile, classicista e anticheggiante – ciceroniano appunto –, ma, in realtà, tacciati di una diversa concezione del cristianesimo e della sua funzione storica, tesa alla celebrazione della Chiesa come entità anche temporale, considerata nella „continuità storica fra impero pagano e cristiano".[45] Tuttavia, la presenza nel dialogo di parole non sempre lusinghiere verso Giovanni Pontano, considerato il punto più alto di questa riappropriazione moderna di valori retorici antichi, e di qualche riserva nei confronti della poesia sacra di Jacopo Sannazaro, favorì la diffusione dell'opera erasmiana anche nella città di Napoli, dove sia Pontano sia Sannazaro avevano rappresentato il punto di riferimento di numerose generazioni di umanisti tra Quattro e Cinquecento e dove, a tutt'oggi, il fenomeno della ricezione cinquecentesca di Erasmo è poco indagato.[46]

Girolamo Borgia, formatosi a Napoli alla lezione di Giovanni Pontano, aveva lasciato il Regno dopo il crollo della dinastia Aragonese, e nel 1504 era entrato nel seguito del condottiero Bartolomeo d'Alviano, soggiornando a Venezia nell'inverno 1507–1508, mentre vi si trovava anche Erasmo.[47] Durante la permanenza nella città lagunare egli era entrato in possesso di una copia del *De bello Italico* di Bernardo Rucellai, circolante manoscritta a Venezia, dal momento che

---

[44] Erasmo da Rotterdam, Il Ciceroniano o dello stile migliore, ed. A. Gambaro, Brescia 1965, p. 263.

[45] L. d'Ascia, Erasmo e l'Umanesimo romano, Firenze 1991, p. 173. Sulla svolta rappresentata dalla pubblicazione del *Ciceronianus* nell'atteggiamento della cultura italiana nei confronti di Erasmo si legga A. Prosperi, Introduzione, in: Erasmo da Rotterdam, Colloquia, ed. C. Asso, Torino 2002, pp. XLVI-XLVII.

[46] Cf. L. d'Ascia, Erasmo a Napoli, in: Napoli viceregno spagnolo. Una capitale della cultura alle origini dell'Europa moderna (sec. XVI-XVII), a cura di M. Bosse/A. Stoll, Napoli 2001, II, pp. 167–175; C. De Frede, Rapporti di Erasmo e il mondo meridionale, in: Id., Religiosità e cultura nel Cinquecento italiano, Bologna 1999, pp. 183–211; B. Croce, Erasmo e gli umanisti napoletani, in: Id., Aneddoti di varia letteratura, Bari 1953, I, pp. 166–178.

[47] Sulla vicenda biografica e intellettuale di questo umanista e sulla sua opera storica mi permetto di rinviare alla mia ricerca: „Italia dilacerata". Girolamo Borgia nella cultura storica del Rinascimento, Milano 2007.

anche Erasmo poté leggerla ed elogiarla, paragonando lo storico fiorentino a Sallustio.[48] Anche Borgia aveva apprezzato l'opera del Rucellai, a tal punto da estrapolarne interi brani, poi inseriti come *parvulae gemmae*[49] nei primi due libri delle sue *Historiae de bellis italicis*. L'opera, un'ampia e dettagliata narrazione delle guerre iniziate in Italia con la discesa del re di Francia Carlo VIII nel 1494, era dedicata al pontefice Paolo III,[50] il quale secondo lo storico napoletano avrebbe potuto assumere un ruolo centrale nel sistema politico degli Stati italiani all'indomani dell'incoronazione imperiale di Carlo V a Bologna nel 1530, a condizinone di un rinnovamento morale e religioso della Chiesa. In quest'ottica, Borgia dava voce nelle *Historiae* a una critica sferzante contro Giulio II che aveva sottoposto Bologna a saccheggi e devastazioni e aveva promosso la politica antiveneziana culminata nella rotta di Agnadello nel 1509, *quae Italiae fecit sepulchrum*,[51] come affermava Borgia. Il motivo della „guerra giusta" per liberare la città dalla tirannide di Giovanni Bentivoglio, agitato da Giulio II e dai suoi sostenitori,[52] veniva neutralizzato da Borgia che definiva il signore di Bologna *tyrannorum mitissimum*.[53] Quindi affermava che la città, a lungo dominata dai tiranni e restituita alla libertà apostolica, aveva avuto maggior danno dalla caduta dei Bentivoglio che vantaggi dal governo dei servi di corte. Bologna – scriveva Borgia – aveva cessato, allora, di essere felice.[54] Una condanna senza

[48] Erasmo da Rotterdam, Apophtegmatum libri octo, in Id., Opera omnia, ed. P. van der Aa, Lugduni Batavorum 1703, vol. IV, t. V, p. 363. Cf. W. McCuaig, Bernardo Rucellai and Sallust, Rinascimento 22 (1982) pp. 75–98.

[49] Girolamo Borgia, Historiae de bellis Italicis, Biblioteca Marciana di Venezia, mss. Lat. 3506, l. II, fol. 30v.

[50] Una copia a stampa della dedica composta nel 1542 per festeggiare l'inizio del nono anno di pontificato di Paolo III è in Archivio Segreto Vaticano, Carte Farnesiane 18, fol. 538v–542r: *Paulo III Pont. Opt. Max. Hieronymus Borgius felicitatem.*

[51] Girolamo Borgia (vedi nota 49) l. V, fol. 80v. Ha ricostruito le varie fasi della sconfitta veneziana di Agnadello P. Pieri, Il Rinascimento e la crisi militare italiana, Torino 1952, pp. 455–469.

[52] Sulla retorica della „guerra giusta" utilizzata per giustificare l'attacco di Giulio II contro i Bentivoglio si veda il recente saggio di A. De Benedictis, Una guerra d'Italia, una resistenza di popolo. Bologna 1506, Bologna 2004.

[53] Girolamo Borgia (vedi nota 49) l. V, fol. 73v.

[54] Ibid., fol. 73v.

mezzi termini, quella di Borgia: *Pontificis furibundi facinus immane* [...] *perpetua vituperatione dignum.*[55] Questa versione, scarsamente accreditata nelle cronache e nelle storie coeve, tese piuttosto a presentare la spedizione di Giulio II come il legittimo ritorno della città al dominio e alla libertà ecclesiastici,[56] era al centro di un *pamphlet* intitolato *Julius exclusus e coelis*, un dialogo satirico dato alle stampe anonimo ma attribuibile con certezza a Erasmo,[57] che aveva vissuto in prima persona le conseguenze dell'assedio bolognese ordinato dal pontefice.[58]

Non esistono prove di un rapporto diretto tra Borgia ed Erasmo, tuttavia, lo storico napoletano ne conosceva e ne stimava l'opera, come lasciano supporre anche alcuni versi borgiani sopravvissuti nel tempo alla sistematica distruzione censoria cui andarono incontro, sin dalla prima metà del Cinquecento, gli scritti, ma anche le dediche o le semplici menzioni, dell'umanista fiammingo.[59] Nel codice vaticano che raccoglie gran parte della produzione poetica di Borgia si trova, tra gli altri, un epigramma intitolato *Ad Erasmum*,[60] cancellato

[55] Ibid., fol. 74r.

[56] Per un'analisi di queste testimonianze rinvio ad A. De Benedictis (vedi nota 52) pp. 22–45. Basti pensare non tanto alle Istorie de' suoi tempi di Sigismondo de' Conti, segretario politico di Giulio II, quanto alla Storia d'Italia di Francesco Guicciardini in cui il papa Della Rovere entrava solennemente nella città felsinea *con grandissima felicità de' bolognesi* [...] *liberalissimo in questo che, concedendo molte esenzioni, si sforzò, come medesimamente fece in tutte l'altre città, di fare il popolo amatore del dominio ecclesiastico* (Francesco Guicciardini, Storia d'Italia, a cura di E. Pasquini, Milano 1988, l. VII, cap. III, p. 708).

[57] Erasmo da Rotterdam, Papa Giulio scacciato dai cieli (vedi nota 1); Seidel Menchi (vedi nota 4) p. LVIII; d'Ascia (vedi nota 45) p. 77. Sostiene la tesi contraria J. Ijsewijn, I rapporti tra Erasmo, l'umanesimo italiano, Roma e Giulio II, in: A. Olivieri (a cura di), Erasmo, Venezia e la cultura padana nel '500. Atti del XIX convegno internazionale di studi storici (Rovigo, 8–9 maggio 1993), Rovigo 1995, pp. 117–129.

[58] Per una trattazione più ampia di questo aspetto rimando al mio: „Italia dilacerata" (vedi nota 47) pp. 176–180.

[59] Sulla circolazione delle opere di Erasmo si vedano anche i contributi raccolti in Olivieri (vedi nota 57).

[60] BAV, Barb. lat. 1903, fol. 68r: *Qui tua Erasme (nefas) monumenta tot aurea carpunt / Vel legere nihil, docta vel illa latent. / At qui legerunt, fas est, fateantur Erasmum / Unum complecti terque quaterque legi.* Si è soffermata su

con un tratto di inchiostro e indicato a margine con una inequivocabile scritta: *non*. Indicazione seguita da chi utilizzò il codice per realizzare un'edizione delle liriche di Borgia, dal momento che l'epigramma non compare, come altri dedicati a Gian Matteo Giberti o Bernardino Ochino, nell'edizione seicentesca dei *Carmina lyrica et heroica* di Borgia.[61]

È interessante notare, inoltre, che nel codice vaticano i versi indirizzati a Erasmo sono preceduti da un gruppo di quattro brevi componimenti poetici contro il cardinale e generale degli agostiniani Egidio da Viterbo. Il sommo oratore e teologo del quale Borgia non aveva esitato nelle *Historiae* a riportare per intero la *divina oratio* tenuta nel 1512 in apertura del V Concilio lateranense, appariva ora a Borgia in preda a un furore e a una insania piuttosto degne di un „cane rabbioso", come evocava anche la storpiatura del nome di Egidio da *Canisius* in *Caninius*.[62] I versi di Borgia contro Egidio da Viterbo colpiscono se si pensa al successo riscosso dalla predicazione egidiana a Napoli nei primi anni del Cinquecento presso gli accademici e presso lo stesso Pontano che gli aveva dedicato un dialogo intitolato *Aegidius*, pubblicato postumo nel 1507 con una premessa dell'umanista Pietro Summonte che vi definiva Egidio come un *Cicerone cristiano*.[63]

L'esplosione della protesta luterana, nel 1517, aveva divaricato le posizioni teologiche e spezzato antiche solidarietà culturali. Sulla cresta di quest'onda che avrebbe spazzato via i precari equilibri tra la Roma pagana e la Roma cristiana, si era venuto a trovare Erasmo, inizialmente accolto nella penisola come innovatore del linguaggio teologico, e poi tenacemente respinto da una progressiva contrapposizione etnica tra Italia ed Europa transalpina e da una crescente assimilazione polemica tra Umanesimo e Riforma.[64] Di questa batta-

---

questi versi già S. Seidel Menchi, Alcuni atteggiamenti della cultura italiana di fronte a Erasmo (1520–1536), in: Eresia e riforma nell'Italia del Cinquecento, Miscellanea I, Firenze-Chicago 1974, pp. 110 sg.; Id. (vedi nota 24) p. 44.

[61] Girolamo Borgia, Carmina lyrica et heroica, Venetiis 1666.

[62] BAV, Barb. lat. 1903, fol. 68r.

[63] Giovanni Pontano, I dialoghi, a cura di C. Previtera, Firenze 1943, p. 243.

[64] Cf. Prosperi (vedi nota 45) pp. IX-LVIII; Seidel Menchi (vedi nota 24) p. 41 sgg.; F. De Michelis Pintacuda, La philosophia Christi di Erasmo tra Uma-

glia ideologica antierasmiana l'attacco sferrato dalle pagine dell'anonimo trattatello intitolato *Racha*, in cui Erasmo era presentato come l'iniziatore e il principale teorico dello scisma luterano, rappresentava una esplicita testimonianza, la cui paternità è stata riconosciuta proprio in Egidio da Viterbo.[65]

A mio avviso la polemica borgiana contro il generale degli agostiniani, seguita dai versi in favore di Erasmo, deve essere inserita in questo quadro polemico, che nel corso degli anni venti andò sempre più chiaramente delineandosi, soprattutto in alcuni ambienti della Roma pontificia più vicini alla retorica di ispirazione ciceroniana.[66] In questo modo potrebbe spiegarsi meglio anche il riferimento di Borgia, nell'ultimo degli epigrammi di invettiva contro Egidio, all'empietà di privare la Trinità di una delle persone, imputazione mossa a Erasmo proprio nel libello citato, in cui l'umanista era accusato di avere privato Cristo della sua divinità.[67]

Sembrava, allora, trascorso un secolo dai tempi degli incontri tra Egidio, Pontano e gli umanisti di Napoli, e dell'entusiastica ammirazione di Angelo Colocci e degli accademici romani per il sincretismo religioso classicistico che Egidio aveva saputo ben conciliare con il mito della Roma antica e pontificia.

A ulteriore conferma della posizione – per così dire – erasmiana e anticiceroniana assunta da Borgia occorre ricordare anche un passo tratto da un'opera di Niccolò Franco pubblicata a Venezia nel 1539 e intitolata *Dialoghi piacevoli*. Nella finzione satirica, Franco faceva declamare al *Borgio Pedante* un'orazione agli inferi al cospetto di Plutone:[68] ... *Fatta l'oratione anderò a trovare Luciano, perché sem-*

---

nesimo e Riforma, in: Humanistica. Per Cesare Vasoli, a cura di F. Meroi/E. Scapparone, Firenze 2004, pp. 99–119.

[65] E. Massa, Intorno a Erasmo: una polemica che si credeva perduta, in: Classical Medieval and Renaissance Studies in Honor of Berthold Louis Ullman, a cura di Ch. Henderson, Roma 1964, vol. II, pp. 435–454. La stesura del testo risale al 1526.

[66] d'Ascia (vedi nota 45) pp. 179–187.

[67] Seidel Menchi (vedi nota 60) p. 11, nota 186.

[68] Si tratta del *Dialogo secondo nel quale induce Borgio Pedante impetrare da Caronte tempo da pensare l'Oratione*, in: Niccolò Franco, Dialoghi piacevoli, in Venetia 1541, fol. XLIv. Nel dialogo Franco si serve del Borgia-pedante per esprimere la sua polemica contro un modello di letterato estraniato e acritico a suo

pre gli vuolsi bene, gli darò mille basci e farò seco un'amicizia eterna. Il simile farò con Erasmo, al quale farò intendere che gli erasmici tuttavia regnano al dispetto de i ciceroniani.[69] Circa mezzo secolo più tardi, nel 1590, uscivano, sempre a Venezia, i *Dialoghi piacevolissimi di Nicolò Franco da Benevento espurgati da Girolamo Gioannini da Capugnano Bolognese.*[70] Nel frattempo sia le opere di Franco[71] sia quelle di Erasmo erano state condannate dall'Indice e pertanto anche il Borgia erasmiano della prima edizione dei *Dialoghi* era caduto sotto i colpi della censura ecclesiastica per essere sostituito da un più rassicurante, ma meno comprensibile, Borgia sallustiano: *Il simile farò con Sallustio, al quale farò intendere, che gli Catilinarij tuttavia regnano al dispetto de i Ciceroniani.*[72]

Nella versione espurgata si perdeva anche l'accenno di Borgia/Franco alla polemica antiromana di Erasmo contro *la nuova setta dei ciceroniani,*[73] come la definiva il pensatore in una lettera ad Andrea Alciato. Anche attraverso tali passaggi censori e tali raffinate dissimulazioni editoriali si andava costruendo il monumento classicista della retorica e della cultura della Controriforma che avrebbe condannato all'oblio anche l'opera storica e poetica di Girolamo Borgia.

---

avviso assai diffuso nella società coeva. Allo stesso scopo in un'epistola *Al Borgio Pedante*, Franco contrappone il Borgio-pedante al Pontano-poeta: *Gli huomini non ponno essere tutti pari, né tutti i pedanti tornar Pontani* (Niccolò Franco, Le Pistole Vulgari, in Venetia 1539, fol. 96v; ma la lettera a Borgia fu esclusa dalla successiva edizione delle *Pistole* del 1542). Cf. P. De Capitani, Da 'pedante' a 'poeta': la figura dell'uomo di lettere nei „Dialoghi piacevoli" di Niccolò Franco tradotti da Gabriel Chappuys, Studi di letteratura francese 19 (1992) pp. 199–214.

[69] Niccolò Franco, Dialoghi (vedi nota 68) fol. XLVIIIv-XLIXr.

[70] Sulla vicenda editoriale dei *Dialoghi* di Franco rinvio a F. Pignatti, Introduzione e Nota al testo, in: Niccolò Franco, Dialoghi piacevoli, a cura di F. Pignatti, Roma 2003, pp. 7–49 e 59–79.

[71] Cf. A. Mercati, I costituti di Niccolò Franco (1568–1570) dinanzi l'Inquisizione di Roma, esistenti nell'Archivio Segreto Vaticano, Città del Vaticano 1955; P. F. Grendler, Critics of the Italian World, 1530–1560: Anton Francesco Doni, Niccolò Franco and Ortensio Lando, Madison-Milwaukee-London 1969.

[72] Niccolò Franco, Dialoghi piacevolissimi ..., in Vinegia 1590, fol. 48v. Cf. U. Rozzo, Erasmo espurgato dai „Dialoghi piacevoli" di Niccolò Franco, in: Olivieri (vedi nota 57) pp. 193–208.

[73] Opus epistolarum VI (vedi nota 22) ep. 1706, pp. 335 sg., lettera ad Andrea Alciato del 6 maggio 1526.

Tra gli umanisti che durante il pontificato farnesiano si occuparono di storia e che nei loro scritti mostrarono una prossimità alle idee erasmiane vanno annoverati anche Giovanni Guidiccioni e Jacopo Bonfadio.

Giovanni Guidiccioni (1500–1541), nato a Lucca, nominato governatore di Roma e poi vescovo da Paolo III nel 1534 e, l'anno successivo, nunzio in Spagna presso Carlo V (carica che mantenne fino al 1537), scrisse un'*Orazione ai nobili di Lucca* in cui esponeva il racconto del moto popolare del 1531 e forniva l'analisi storica di quei fatti nel volgere degli anni successivi alla battaglia di Pavia, al sacco di Roma, all'incoronazione imperiale di Bologna, anni decisivi per l'Italia e per la Chiesa.[74] Muovendo dal contesto politico e culturale della città di Lucca, Guidiccioni ampliava la sua riflessione alle idee di rinnovamento e di riforma politica che nel suo ragionamento andavano di pari passo con quelle di riforma dei costumi delle gerarchie ecclesiastiche. Fedele al papa e alla Chiesa di Roma, non nascose nella sua opera e nei frequenti scambi epistolari con esponenti della curia quali Alessandro Farnese, o sodali come Francesco Maria Molza, Pietro Bembo, Pietro Aretino, Pier Paolo Vergerio,[75] la sua insoddisfazione e la sua dura critica contro la coeva decadenza dell'Italia e della Chiesa, come mostrano anche le sue *Rime*, dedicate a importanti esponenti di un movimento riformatore ecclesiastico in seno alla Chiesa cattolica, come il cardinale Ercole Gonzaga, il generale dei cappuccini Bernardino Ochino e la nobildonna Vittoria Colonna.

Jacopo Bonfadio, originario del lago di Garda, compiuti gli studi a Padova prese gli ordini minori e dal 1532 visse tra Roma e Napoli in qualità di segretario di eminenti ecclesiastici, dai cardinali Stefano Merini e Girolamo Ghinucci al vescovo di Conza, Troiano Gesualdo.[76] Nel 1544 ebbe l'incarico di proseguire, come storiografo ufficiale della Repubblica di Genova, la stesura degli *Annales* della città di cui Uberto Foglietta aveva già redatto i primi 12 libri. L'opera, scritta in

[74] Giovanni Guidiccioni, Orazione ai nobili di Lucca, a cura di C. Dionisotti, Milano 1994. Per un'analisi dei contenuti di questo „saggio della nuova eloquenza e storiografia in lingua volgare" rinvio all'Introduzione di C. Dionisotti (la citazione è a p. 20).

[75] Giovanni Guidiccioni, Le lettere, a cura di M. T. Graziosi, Roma 1979, 2 voll.

[76] R. Urbani, Bonfadio, Jacopo, in: DBI, vol. 12, Roma 1970, pp. 6–7.

latino, ricostruisce in cinque libri le vicende della città comprese tra l'anno 1528, *recuperatae libertatis* come recita il titolo, e il 1550.

Pur manifestando una grande tensione verso le problematiche religiose, come testimoniano anche la presenza nella sua biblioteca delle opere di Erasmo e la stima accordata nelle sue lettere a personalità ecclesiastiche del calibro dei cardinali Jacopo Sadoleto, Gasparo Contarini, o a pensatori come Marco Antonio Flaminio e Juan de Valdés. In una lettera del 1541 indirizzata a Pietro Carnesecchi, Bonfadio esprimeva il suo cordoglio per la recente morte del pensatore spagnolo: *È stata certo una gran perdita a noi e al mondo, perché il signor Valdés era un de' rari uomini d'Europa, e quei scritti ch'egli ha lasciato sopra le epistole di San Paulo e i Salmi di David ne farano pienissima fede. Era senza dubbio nei fatti, nelle parole e in tutti i suoi consigli un compiuto uomo; reggeva con una particella dell'anima il corpo suo debole e magro, con la maggior parte poi e co'l puro intelletto, quasi come fuor del corpo, stava sempre sollevato alla contemplazione della verità e delle cose divine* [...].[77] Bonfadio non aderì alla Riforma luterana. Terminata la redazione degli *Annales*, però, fu colpito da parte del governo di Genova da una sentenza capitale, eseguita nel 1549, con l'accusa di sodomia. In realtà, come avrebbe sostenuto Traiano Boccalini alcuni decenni più tardi,[78] venne giustiziato per avere espresso giudizi sgraditi a esponenti della nobiltà genovese, oppure – più probabilmente – rimase vittima di quel clima di persecuzione giudiziaria che a partire dagli anni Quaranta del Cinquecento, in seguito alla creazione del tribunale romano del Sant'Uffizio, travolse molti esponenti dello schieramento politico-religioso moderato guidato, tra gli altri, dai cardinali Gasparo Contarini e Jacopo Sadoleto.[79] Di lì a pochi anni lo stesso Pietro Carnesecchi, che Bonfadio aveva definito *uno dei primi lumi della virtù di Tosca-*

---

[77] Jacopo Bonfadio, Le lettere e una scrittura burlesca, a cura di A. Greco, Roma 1978, p. 92. P. Trovato, Intorno al testo e alla cronologia delle lettere di Jacopo Bonfadio, Studi e problemi di critica testuale 19 (1980) pp. 29–60.

[78] T. Boccalini, De' ragguagli di Parnaso, a cura di G. Rua/L. Firpo, Bari 1910–1912, centuria I, ragguaglio XXXV, pp. 120 sg.

[79] Sull'erasmismo di Bonfadio si veda S. Seidel Menchi, Passione civile e aneliti erasmiani di riforma nel patriziato genovese del primo Cinquecento: Ludovico Spinola, Rinascimento 18 (1978) pp. 87–134, in particolare pp. 117–119.

na[80] dovette affrontare una serie di processi inquisitoriali che si conclusero con la sua condanna a morte nel 1567.[81]

Dopo la morte di Paolo III, nel 1549, l'attività repressiva dell'Inquisizione romana si estese a macchia d'olio, non più arginata dai ripetuti interventi del papa Farnese, a difesa dei singoli individui e diocesi. Con uno dei suoi ultimi atti, nel settembre 1549, il pontefice aveva bloccato un provvedimento che introduceva l'inquisizione a Lucca. In seguito alla protesta del vescovo di Lucca, il cardinale Bartolomeo Guidiccioni, fratello di Giovanni, Paolo III, dichiaratosi all'oscuro dell'iniziativa voluta da Gian Pietro Carafa, aveva fatto revocare l'ordine, ricordando che l'incarico di vigilare sulla diffusione e sulla repressione dell'eresia spettava al vescovo: *persona atta a saper exequire con li debiti modi quel tanto che li sarà commesso.*[82]

È interessante notare che tutte le opere storiche su cui ci siamo soffermati, caratterizzate da un'attenzione per le vicende contemporanee e da una sensibilità religiosa riconducibile al pensiero di Erasmo, siano state tutte, fin da subito, al centro di aspre polemiche, vittime di ritardi editoriali o di vere e proprie condanne all'oblìo. Gli *Annali* di Jacopo Bonfadio vennero dati alle stampe postumi, nel 1586, a Pavia; l'*Orazione ai nobili di Lucca* di Giovanni Guidiccioni, redatta nel 1533, fu pubblicata a Firenze nel 1557, a cura di Ludovichi Domenichi, che alcuni anni prima aveva tradotto in volgare le *Historiae* di Giovio. Le *Historiae* di Borgia rimasero manoscritte e furono presto dimenticate dalla memoria storiografica del nostro paese. Le *Historie* di Paolo Giovio, pubblicate a Firenze (1550–1552) grazie al sostegno finanziario del duca Cosimo I de' Medici, furono oggetto di una campagna denigratoria perdurata fino al secolo scorso.[83]

[80] Jacopo Bonfadio (vedi nota 77) p. 91.

[81] Cf. I processi inquisitoriali di Pietro Carnesecchi (1557–1561), a cura di M. Firpo/D. Marcatto, 2 voll., Roma 1998–2004.

[82] Citato in: G. Fragnito, Ragioni dello Stato, ragioni della Chiesa e nepotismo farnesiano. Spunti per una ricerca, in: Ragion di Stato e ragioni dello Stato (secoli XV-XVII), a cura di P. Schiera, Atti del Convegno dell'Istituto Italiano per gli Studi Filosofici e dell'Istituto Storico Italo-Germanico di Trento (Napoli, 9–10 luglio 1990), Napoli 1996, pp. 15–37, ivi p. 34.

[83] Rinvio al mio contributo: „Historici bugiardi". La polemica cinquecentesca contro Paolo Giovio, in: Storia sociale e politica. Omaggio a Rosario Villari, a cura di Alberto Merola/Giovanni Muto/Elena Valeri/Maria Antonietta Visceglia, Milano 2007, pp. 115–137.

Prelati e letterati rimasti fedeli alle passate stagioni vissute presso la corte di Roma, segnati da uno stretto rapporto tra identità politica e fede religiosa, estranei alle ragioni della fazione repubblicana come a quelle di carattere confessionale e controriformistico, Giovio, Borgia, Guidiccioni, Bonfadio, rimasero stretti in una tenaglia storiografica di due linee contrapposte, quella laica e repubblicana poi ricuperata dalla tradizione risorgimentale, e quella confessionale di una Chiesa impegnata a combattere all'esterno gli eretici *col ferro e col fuoco*[84] e al proprio interno quanti nascondevano la loro infedeltà *sotto la maschera del nome di Cristo*, come ebbe a scrivere l'informatore del Sant'Uffizio Girolamo Muzio, uno dei più accaniti denigratori di Giovio.[85]

Né Chietino mi sento, né Luterano, aveva scritto Aretino a Giovio nel 1545. *Un vanto concesso a pochi*, si affrettava a precisare subito dopo.

ZUSAMMENFASSUNG

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfaßten zahlreiche italienische Literaten historische Werke, in denen sie sich mit den politischen und religiösen Ereignissen ihrer Zeit auseinandersetzten. Zu ihnen gehörten auch einige weniger bekannte Autoren wie Paolo Giovio, Girolamo Borgia, Jacopo Bonfadio und Giovanni Guidiccioni. Als humanistisch gebildete, durch ein starkes Interesse an ihrer eigenen Gegenwart und einen unwiderstehlichen Reformdrang geeinte Geistliche kannten und schätzten sie die Werke des Erasmus von Rotterdam. Sie wirkten vor allem in den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts, stammten aus unterschiedlichen italienischen Regionen, waren aber aufgrund langer Studien- oder Arbeitsaufenthalte engstens mit der Stadt Rom verbunden; mit Unterstützung von hohen Prälaten, in einigen Fällen auch von Papst Paul III. Farnese selbst, wurden sie Bischöfe oder gelangten in bedeutsame politische Ämter. Im vorliegenden Beitrag werden einige Momente ihrer Lebensläufe und Werke zueinander in Beziehung gesetzt. Es soll dabei herausgearbeitet werden, daß in den Pontifikatsjahren Pauls III., die der konfessionellen Abschottung im religiösen Bereich und der

[84] Girolamo Muzio, Della Historia sacra, Venetia 1570, pp. non numerate (dalla dedica al papa Pio V).

[85] Girolamo Muzio, Lettere Catholiche, Venetia 1571, p. 100.

Durchsetzung der spanischen Vorherrschaft in weiten Gebieten der Halbinsel vorausgingen, in Italien eine historiographische Richtung entstand, die sich in Anlehnung an Erasmus mit dem Zusammenbruch des italienischen Staatensystems und der schwierigen Lage der Kirche in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts befaßte und dabei einen engen Zusammenhang zwischen der Frage der moralischen Erneuerung und der politischen Krise auf der Halbinsel herstellte.

LE ORRECCHIE SÌ PIENE DI FIANDRA

Famiano Strada (1572–1649) und Guido Bentivoglio (1577–1644) und ihr Interesse am niederländischen Aufstand[1]

von

RENGENIER C. RITTERSMA

Die Geschichte der frühmodernen niederländisch-belgisch-italienischen Beziehungen leidet unter dem *Caput mundi*-Syndrom. Etwas weniger klinisch ausgedrückt: in der bisherigen Forschung stand immer Rom als geistiger Nabel der Welt zentral und fand das italienische Interesse an den Geschehnissen im niederländischen Kulturraum wesentlich weniger Beachtung, obwohl schon das wirkungsmächtige Buch von Lodovico Guicciardini, betitelt *Descrittione (...) di tutti i Paesi Bassi altrimenti detti Germania inferiore* (1567) zu weiteren Untersuchungen Anlass geben könnte.[2] Hinzu kommt, daß die internationale Rezeption des niederländischen Aufstands gegen Spanien

[1] Die zugrundeliegende Forschung wurde ermöglicht durch ein Stipendium des *Koninklijk Nederlands Instituut te Rome* (KNIR) im Februar 2003. Die ersten Forschungsergebnisse wurden dann im Mai 2003 während der Konferenz „La compagnia di Gesù tra Roma, il Belgio e i Paesi Bassi nei secoli XVI–XVIII", veranstaltet von der *Pontificia Università Gregoriana, Katholieke Universiteit Leuven* und *Academia Belgica*, präsentiert. Meinen Kollegen Klaus Margreiter und Thomas Fetzer danke ich herzlich für ihre Korrekturen. Für eventuelle übrige sprachliche Fehler haftet der Autor.

[2] H. Deys/M. Franssen/V. van Hezik u.a. (Hg.), Guicciardini Illustratus. De kaarten en prenten in Ludovico Guicciardini's ‚Beschrijving van de Nederlanden', Utrecht 2001.

nach wie vor ein größtenteils ungeschriebenes Kapitel ist.[3] Im vorliegenden Aufsatz wird versucht, beide Forschungsdefizite teilweise zu beheben, indem die italienische Sicht des niederländischen Befreiungskriegs in den Blick genommen wird.

Dieser Ausblick gen Norden wirft dann wie eine Spiegelreflexkamera Licht zugleich auf das inneritalienische Geistesleben der *Controriforma* zurück. Das intellektuelle Klima des posttridentinischen Italien war nämlich durch ein ebenso reges wie zersplittertes Interesse an den politischen Entwicklungen in den *Lage Landen* gekennzeichnet. Was dort geschah, hatte – obwohl er sich nie jenseits der Alpen aufgehalten hat – tagespolitische Bedeutung für einen jesuitischen Historiker wie Famiano Strada (1572–1649). Die Faszination, die von den Niederlanden auf Guido Bentivoglio (1577–1644) ausging, war zwar durch sein Amt als päpstlicher Nuntius (1607–1616) in Brüssel mitbedingt, wurzelte letztlich jedoch im intellektuellen Umfeld seines Vaterlandes sowie in seiner sozialen Herkunft.[4]

---

[3] Eine Ausnahme bildet Y. Rodríguez Pérez, De Tachtigjarige Oorlog in Spaanse ogen. De Nederlanden in Spaanse historische en literaire teksten (circa 1548–1673), Diss. Nimwegen 2003; R.C. Rittersma, Egmont *da capo* – eine mythogenetische Studie, Niederlande Studien 44, Münster–New York–München 2009. Weiterführende Literatur ebd.

[4] Nach Giorgio Spini war das Interesse der italienischen Intellektuellen am Umschwung in Nordwest-Europa nicht durch ihren einheimischen Kontext bedingt: G. Spini, Barocco e puritani. Studi sulla storia del Seicento in Italia, Spagna e New England, Firenze 1991, S. 17–18. Für den Krieg in den Niederlanden wurden zahlreiche Soldaten aus dem italienischen Adel rekrutiert. Für einen Sproß des adligen Bentivoglio-Geschlechts, dessen Mitglieder in Flandern kämpften, war nicht nur das Interesse an der *Guerra di Fiandra* schon gewissermaßen selbstverständlich, sondern können auch elementäre Kenntnisse über den Verlauf des Krieges als bekannt vorausgesetzt werden. Siehe: B. Boute, *Que ceulx de Flandres se disoijent tant catholicques, et ce neantmoings les hereticques mesmes ne scauroijent faire pir.* The Multiplicity of Catholicism and Roman Attitudes in the Correspondence of the Nunciature of Flanders under Paul V (1598–1621), in: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 115, Tübingen 2007, S. 457–492, hier 460 f., 464 ff. Für den Einsatz von Familienangehörigen Guido Bentivoglios in den *Lage Landen*, siehe unten Fußnote 49.

Die politischen Positionen italienischer Gelehrten offenbarten sich in deren Einschätzungen des niederländischen Aufstandes. In den Büchern von Historikern wie Strada und Bentivoglio fungierte der säkulare Konflikt zwischen Spanien und den Niederlanden wie ein 'ideologisches' Kontrastmittel. Nicht nur im Falle des Jesuiten, sondern auch beim Kardinal war die Tinte der historischen Abhandlung unverkennbar von den zeitgenössischen politischen Auseinandersetzungen angefärbt.[5]

Bei näherer Betrachtung stellte sich außerdem heraus, daß Famiano Strada vor dem Hintergrund seiner spezifischen Arbeitsumstände viel sorgfältiger vorgegangen war, als man bisher in der Sekundärliteratur behauptet hat. Er war nicht nur über die wichtigsten politischen, rhetorischen und geschichtsphilosophischen Diskussionen seiner Zeit auf dem Laufenden, sondern vertrat zuweilen auch Standpunkte, die man von einem Professor des *Collegio Romano* nicht erwartet hätte. Im Hinblick auf Stradas historiographisches Werk wäre es ungerecht, ihn bedenkenlos als engstirnigen Jesuiten abzutun. Sein *De bello Belgico* legte eher von einer beseelten Wahrheitssuche als von blinder Bigotterie Zeugnis ab.

Da es vor allem die Porträtaufnahmen der Protagonisten des Aufstandes waren, die in nuce ein politisches Kardiogramm lieferten, werde ich im folgenden anhand der Darstellung von Lamoraal van Egmont und Wilhelm von Oranien in Stradas *De bello Belgico* und Bentivoglios *Della guerra di Fiandra* die obengenannten Thesen untermauern. Zunächst ist jedoch eine Übersicht und Bewertung der Forschungsliteratur über Famiano Strada angebracht. Darauf folgt dann die vergleichende Analyse der Darstellungen von Egmont und Oranien in Stradas und Bentivoglios Buch über die niederländische Revolution, die vor allem die Rolle des jeweiligen geistigen Kontextes berücksichtigen wird.

---

[5] Für die italienische Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts als Schauplatz politisch-theoretischer Auseinandersetzungen: S. Mastellone, Il modello politico olandese e la storiografia italiana nella prima metà del Seicento, in: Guido Bentivoglio, Relatione delle Province Unite, hg. von S. Mastellone/E.O.G. Haitsma Mulier, Firenze 1983, S. 5–31; V. Conti, Il modello politico olandese durante la prima metà del Seicento, in: V.I. Comparato (Hg.), Modelli nella storia del pensiero politico, Firenze 1987, S. 145–163.

Trotz der imponierenden Auflagen und des paneuropäischen Verbreitungsgrades von *De bello Belgico* war dessen Verfasser in der bisherigen Sekundärliteratur wenig Lob beschert.[6] Die einzige Ausnahme bildete die Würdigung Ferdinando Ranallis, eines Gelehrten-Literaten, der einige biographische Porträts römischer Intellektueller verfaßte.[7] Durchaus negativ fiel dagegen die Beurteilung Stradas in Benedetto Croces literaturhistorischen Studien zum 17. Jahrhundert aus. In diesem Fall dürfte die ungünstige Bewertung wohl größtenteils auf die allgemein antiklerikale Haltung und das stereotype Barockbild dieses Intellektuellen zurückzuführen sein.[8]

Mit dieser Geringschätzung des geistigen Klimas des 17. Jahrhunderts befand sich Croce allerdings in Übereinstimmung mit dem Tenor der späteren historiographischen Forschung. Eric Cochranes „Historians and Historiography in the Italian Renaissance" liest sich, je weiter man sich dem Epilog nähert, zunehmend wie die Geschichte eines Verfalls, die seiner Meinung nach im jesuitischen Programm von Geschichtsschreibung als formalistischer, der Literatur angehörender Gattung gipfelte.[9]

---

[6] Nur die lateinische Ausgabe von Strada erreichte bis zum 18. Jahrhundert insgesamt schon etwa 40 Auflagen; sein Werk wurde ins Englische, Spanische, Deutsche, Niederländische, Französische, Italienische und Polnische übersetzt: C. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, Bruxelles/Paris 1896, S. 1607–1616. Für die Verbreitung von Stradas Werk in südniederländischen Bibliotheken: F.G. Scheelings, De geschiedschrijving en de beeldvorming over de opstand in de Zuidelijke Nederlanden (16e–18e eeuw), in: J. Craeybeckx u.a. (Hg.) 1585. Op gescheiden wegen, Leuven 1988, S. 151–179, hier S. 167–170.

[7] Ferdinando Ranalli schätzte vor allem Stradas Bescheidenheit und daß er jeder Effekthascherei abhold war: F. Ranalli, Vite di uomini illustri romani dal risorgimento della letteratura italiana, Firenze 1840, Bd. 2, Nr. 34.

[8] Für allgemeine Kritik am *Seicento*: B. Croce, Storia dell'età barocca in Italia. Pensiero – Poesia e Letteratura – Vita morale, hg. von G. Gallasso, Milano 1993, u.a. S. 17–37, 71f., 75f. Für die negative Beurteilung von Strada insbesondere: B. Croce/S. Caramella, Politici e moralisti del Seicento, Bari 1930, S. 3–21.

[9] Vielsagenderweise schickt Eric Cochrane dem fraglichen Schlußabschnitt den Titel „The Demise of Humanist Historiography" voraus: E. Cochrane, Historians and Historiography in the Italian Renaissance, Chicago-London 1981, S. 487–493.

Der florentinische Historiker Sergio Bertelli ging sogar noch einen Schritt weiter, indem er den Begriff Barock als Epochenbezeichnung ablehnte und ihn stattdessen zur Kennzeichnung einer geistigen Strömung verwendete. Nach Bertelli hat diese Weltanschauung im Zeichen einer entschiedenen Zurückweisung der überlieferten Renaissancewerte gestanden; sie war buchstäblich reaktionär, indem sie sich als *antirinascimento* verstand.

Auf allen Ebenen habe man den bürgerlich-humanistischen Maßstab gegen das Primat der Religion oder – etwas genauer – der Konfession eingetauscht. Anstelle der protorepublikanischen Experimente traten aufs neue Fürstentum und Theokratie. Die Idee der Konfession habe freilich nicht nur die Politik in Praxis und Theorie durchtränkt, sondern sei gleichermaßen in alle Bereiche der kulturell-geistigen Ebene eingedrungen. Auch wenn die Allgegenwart des Glaubensbekenntnisses gegensätzliche Reaktionen auslöste, so waren die Äußerungen der *ribelli e libertini* im Endeffekt ebenfalls vom auf die Religion ausgerichteten Geistesklima des Barocks geprägt.[10]

Diesen Prämissen zufolge wurde auch das Metier des Historikers im 17. Jahrhundert betrachtet. In Bertellis Wahrnehmung ging die *ars historica* nach der Blüte der Renaissance im Zeitalter der Gegenreformation ihrem Niedergang entgegen. Aufschlußreich war der Satz, mit dem er den eigentlichen Text einführte: „Vi sono dei momenti di riflusso in cui il pensiero, anziché essere creativo, si ripiega su se stesso e cade in circoli viziosi e in bizantinismi. Uno di questi momenti può ben dirsi la disputa sull'*ars historica* apertasi a metà Cinquecento."[11] Die Haupteinwände lauteten, daß die Geschichtsschreibung in ihrer Erscheinungsform dogmatisch und systemkonform war, während sie inhaltlich nicht mehr auf die kritische Reflexion der politischen Begebenheiten der Vergangenheit, sondern vielmehr auf ein allumfassendes religiöses Erziehungsmenü für ein breites Publikum angelegt war. Bertelli betrachtete die gesamte Pro-

[10] S. Bertelli, Ribelli, libertini e ortodossi nella storiografia barocca, Firenze 1973, S. ix-xviii.
[11] Ebd., S. 3.

duktion barocker Geschichtswerke als bloße konfessionelle ‚Massenmedien'.[12]

Die einzige positive Ausnahme bildete der Neoplatoniker Francesco Patrizi, gegen dessen Skeptizismus allerdings die Krieger von Ignatius de Loyola eine Offensive einleiteten, vor allem vom *Collegium Romanum* aus, wo die Phalanx der Gegenreformation versammelt war. An dieser Akademie hatte Famiano Strada, der 1591 in den Jesuitenorden eingetreten war, seit 1594 den Lehrstuhl für Rhetorik inne. Im Rahmen derselben Professur veröffentlichte er später die *Prolusiones academicae* (1617), ein Konvolut gehaltener Vorträge und fingierter Dialoge, die u.a. die Funktion und den Stellenwert der Geschichtsschreibung in engem Zusammenhang mit der Rhetorik auf eine Formel bringen sollten.[13]

Der in diesem Programm vertretene Standpunkt, nach dem der Historiker sich um einen möglichst schlichten Schreibstil und eine möglichst objektive Darstellung bemühen sollte, hätte, so Bertelli, in *De bello Belgico* die eigentliche Absicht des Jesuiten verraten: vorgetäuschte Faktizität als Vehikel subtiler, aber eindringlicher Indoktrination. Die Patina der Objektivität in Stradas Exposé des niederländischen Aufstandes habe letztlich nur dazu gedient, den Lesern die religiöse Dimension der Geschichte zu vermitteln. Näher besehen habe der Rhetorikprofessor also nur den religionsschwangeren Zeitgeist in ein Modell der Geschichtsschreibung umgegossen.[14]

---

[12] Ebd., S. 4, 12–17. Für eine entgegengesetzte Meinung, die gerade die Vermittlerrolle der Barockhistoriographie zwischen Renaissance und Aufklärung betonte und außerdem ihren Beitrag an die ‚Verwissenschaftlichung' der Geschichtsschreibung anerkannte: A. Kraus, Grundzüge barocker Geschichtsschreibung, HJb 88 (1968) S. 54–77. Eine alternative (d.h. positive) Würdigung des italienischen Barockzeitalters im allgemeinen bietet: P. Hersche, Italien im Barock-Zeitalter (1600–1750). Eine Sozial- und Kulturgeschichte, Wien 1999.

[13] Zum Lebenslauf Stradas: F. Neumann, Schoppe contra Strada, in: H. Jaumann/W. Neuber (Hg.), Kaspar Schoppe, Bonn 1998, S. 298–344, hier S. 315ff. Das fragliche biographische Fragment Petruccis über Strada habe ich selbst nicht konsultieren können, weil das zentrale Jesuitenarchiv in Rom (ARSI) im Februar 2003 wegen Renovierung geschlossen war.

[14] Bertelli (wie Anm. 10) S. 23–26. Eduard Fueter war ungefähr derselben Meinung: „Strada hat mit außerordentlichem Geschick versucht, den Charakter seiner Geschichte als einer konfessionellen Parteischrift zu verstecken. (...) In sei-

Die einschlägigen Aufsätze des Historikers Giorgio Spini wiesen generell ein ähnliches Muster auf. Auch bei ihm überwog im allgemeinen der negative Ton über das Geistesklima des *Seicento* – mit Ausnahme von Francesco Patrizi – und über Famiano Strada im besonderen. Im Gegensatz zu Bertelli beleuchtete er jedoch ausführlicher den jeweiligen Kontext, innerhalb dessen der regulierende und kodifizierende Geist der Gegenreformation in Praxis und Theorie der Geschichtsschreibung einsickern konnte.[15] Wie dieser legte Spini *De bello Belgico* unter das Raster der *Prolusiones Academicae*, und wußte in bezug auf das Geschichtswerk Stradas nur floskelhaft mitzuteilen, daß dessen Erfolg dem „favore della onnipossente Compagnia" zu verdanken war. Ohne das bewußte Buch selbst rezipiert zu haben, qualifizierte der florentinische Gelehrte *De bello Belgico* als einen gravierenden Rückschritt in der Entwicklung der Historiographie ab.[16]

Vor diesem Hintergrund, wo die Mehrheit der Gelehrten entweder nur die rhetorisch-stilistischen Aspekte seines Werkes in den Blick nahmen oder dessen Verfasser kurzerhand als Jesuiten diffamierten, ist Florian Neumanns Dissertation als die erste kritische Darstellung über den Historiker Famiano Strada in seiner Zeit einzustufen.[17] Dabei holte Neumann weit aus, um zu zeigen, daß „es keiner gegenreformatorischen oder Anti-Renaissance-Begründungsmuster bedürfe, um das Entstehen einer Traktatliteratur zur *ars historica*

nen polemischen Ausführungen läßt er scheinbar nur die Akten reden (...)." Bentivoglios Kritik am Jesuiten brachte er allerdings ebensowenig Verständnis entgegen: „Auf die Beurteilung dieses Werkes (*De bello Belgico*; rcr) hat mehr als billig die gehässige Kritik eingewirkt, die Bentivoglio (...) in seine Memoiren einlegte. An die Unparteilichkeit dieses Urteils kann nur glauben, wer Stradas Werk nie in den Händen gehabt hat." Fueters allgemeines Befinden über die jesuitische Historiographie war übrigens auch eher positiv. Siehe: E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, New York 1968, S. 278–282, 287.

[15] Spini (wie Anm. 4) S. 19–29, bzw. S. 33 f., 42–48.

[16] Siehe für das Zitat und sonstige Informationen: Ebd., S. 70 f.

[17] Merkwürdigerweise ist diese an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität verteidigte Doktorarbeit unbeachtet geblieben. Sie ist z. B. bis zum Heft 140 (2001) auch nicht eingeflossen in den bibliographischen Teil der Zeitschrift Archivum Historicum Societatis Jesu. Siehe: F. Neumann, Ars historica. Famiano Strada, S. I. (1572–1649) und die Diskussion um die rhetorische Konzeption der Geschichtsschreibung in Italien, München 1994, Mikrofiche.

zu erklären." Außerdem sei Stradas Geschichtsschreibung nicht als Programm religiöser Erbauung, sondern vielmehr als Ausdruck einer auf die praktische Staatsführung zugeschnittenen rhetorischen Tradition zu betrachten.[18]

Am Anfang war Aristoteles. Mit der Veröffentlichung seiner Poetik in der griechisch-lateinischen Fassung (1536) von Alessandro de Pazzi hat seit den ersten literaturtheoretischen Ansätzen im 14. und 15. Jahrhundert erstmals eine systematische Auseinandersetzung mit der Geschichtsschreibung eingesetzt. Schon bald folgte nämlich eine Welle von neuen Ausgaben und Kommentaren, die den Status der Historiographie in Hinsicht auf die epische Dichtung thematisierten. Parallel dazu spielte das Problem der Ortsbestimmung der Geschichtsschreibung in bezug auf die Rhetorik eine Rolle. Ob die Historik nun auf sprachlich-stilistischer oder inhaltlicher Ebene der Epik und Rhetorik gegenüber neudefiniert wurde, in beiden Fällen stellte sich heraus, daß der Aufstieg der *ars historica* eng mit den zeitgenössischen poetologischen Diskussionen verflochten war. Trients Schatten war nicht omnipräsent.[19]

Die politisch-konfessionelle Aufladung der historischen Traktatliteratur sei vielmehr als eine Begleiterscheinung des späteren Tacitismus zu werten. Anfänglich stand die Wiederentdeckung des Tacitus noch hauptsächlich im Zeichen eines literarisch-stilistischen Interesses an seinen Schriften, aber mit Pasquali und Lipsius bahnte sich die politische Lektüre der Annalen und Historien an. Man entdeckte, daß Tacitus' Darstellung der Kaiserzeit auffallende Ähnlichkeit mit der Gegenwart aufwies und daß diese Analogie politisch instrumentalisiert werden konnte. Für den Urheber dieser Idee, den südniederländischen Humanisten Justus Lipsius, war die *similitudo temporum* namentlich von theoretischem Belang, während der Diplomat Carlo Pasquali am französischen Hof eher konkreten Gewinn aus den politischen Maximen des Tacitus zog und diese Erfahrungen wieder in Tacituskommentaren verarbeitete.[20]

---

[18] Ebd., S. 6.
[19] Ebd., S. 26–48.
[20] Ebd., S. 49 f., 59–62, 67–70.

Das Konzept des praktisch-politischen Nutzens historischer Kenntnisse knüpfte wiederum an die sogenannte *concetti politici* an, die sich rudimentär schon mit Machiavellis gegenwartsbezogener Livius-Lektüre in den *Discorsi* entfalteten. Zusammen mit Francesco Guicciardini versuchte Machiavelli, auf seiner historischen Tour den Lesern die Schatzkammer politischer Maximen zu erschließen, wobei dieser sich auf die Ereignisse der Antike und jener sich auf die Zeitgeschichte bezog.

In ihrem Kielwasser arbeiteten Gelehrte wie Francesco Sansovino, Tommaso Porcacchi u.a. eine systematische politische Traktatliteratur aus, die ein Florilegium der in Geschichtswerken niedergelegten praktischen Sentenzen bot. Dementsprechend waren die *concetti politici* nicht mehr ausschließlich dem Staatsmann gewidmet, sondern die politischen Lehrsätze erreichten darüber hinaus ein Publikum interessierter Laien. In diesen Kompendien waren Fragmente und Aphorismen des Tacitus sowie Betrachtungen zu seinem Werk in der Regel in reicher Vielfalt wiedergegeben. Letztlich habe diesem Tacituskult allerdings kein althistorisches oder altphilologisches Interesse, sondern der postum exkommunizierte Machiavelli zugrunde gelegen.[21]

Der Erfolg des Tacitus im Barockzeitalter rührte nämlich von der Tatsache her, daß sein Werk stellvertretend für den 1559 indizierten Machiavelli (und vor allem für dessen *Il Principe*) gelesen werden konnte. Die Diskussion der Theorien des florentinischen Denkers erfolgte also – ‚inquisitionssicher' – jeweils im Rahmen der entsprechenden Abschnitte der *Annales*. Darüber hinaus entstand im selben Kontext die sogenannte Staatsräsonliteratur, die als Reaktion auf die kursierenden tacitistischen und machiavellistischen Doktrinen den Staat wieder auf den Grundsätzen von Religion und Moral zu fundieren versuchte.[22] Es waren nicht zuletzt Jesuiten, wie u.a. Giovanni Botero und Pedro de Ribadeneyra, die diese Antitacituskampagne förderten. Auch Famiano Strada hatte seinen Anteil an diesem ideologischen Kreuzzug, allerdings ohne – wie die Mehrheit seiner Ordensgefährten – den römischen Historiker pauschal zu verurteilen.

[21] Ebd., S. 70 ff.
[22] Ebd., S. 73 f.

Daß Stradas Schriften keineswegs einen rhetorisch-poetologischen Katechismus für die eigene Gemeinde bildeten, ging nicht nur aus dem erwarteten Publikum, sondern auch aus ihrer inneren Beschaffenheit und Zielsetzung hervor. Im Bildungsprogramm der Jesuiten zählten Geschichtsunterricht und -schreibung anfänglich nur als Unterteil des rhetorischen Studiengangs. In den ersten Lehrplänen des *Collegio Romano* fehlte folglich die Historiographie als selbständige Disziplin. Ihre Hauptfunktion bestand vielmehr in einer eingehenden sprachlich-literarischen Ausbildung.[23] Dennoch diente der rhetorische Unterricht über die Einübung in die Stilistik hinaus zur gleichen Zeit einem politisch-gesellschaftlichen Ziel.

Seit Aristoteles seine Überlegungen über die Redekunst Alexander dem Großen gewidmet hatte, kam der Unterricht der Eloquenz im Endergebnis politischer Beratung gleich. Die Verwirklichung der eigenen Ziele mittels subtiler Redegewandtheit war ja, wie Odysseus in eigener Person gezeigt hatte, Machtbehauptung par excellence. Außerdem gehörte nach dem herkömmlichen Rednerideal auch immer das Fördern des staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens zum Aufgabenbereich des Rhetorikers und – im Hinblick auf die damalige Einteilung der *artes* – des Geschichtsschreibers. Beide bemühten sich, anhand historischer Ereignisse den Zuhörern bzw. Lesern Kenntnisse über Staat und Gesellschaft beizubringen, die letztlich das Gemeinschaftsleben stärken sollten.[24]

Gerade dieser öffentlich-politisch geprägten rhetorischen Tradition entnahm Famiano Strada seine Betrachtungen. Wegen des breiten Profils der *Prolusiones*, die literaturtheoretische ebenso wie stilististisch-formale Themen ansprachen und über die Rhetorik gleichermaßen die zeitgenössischen politischen und historiographischen Diskussionen einbezogen, wandten Stradas theoretische Ausführungen sich an ein allgemeines Publikum. Mit seiner vielschichtig angelegten Programmschrift wollte der römische Professor auch bewußt über die jesuitischen Kreise hinaus wirken und somit ein gewisses Risiko heterodoxer Weltoffenheit in Kauf nehmen.[25]

---

[23] Ebd., S. 81–92.

[24] Ebd., S. 101–121.

[25] Ebd., S. 24, 91 f., 95 ff., 103, 120 f. Für die Kritik bestimmter Jesuiten, die Stra-

Famiano Strada hat es jedoch nicht beim theoretischen Lehrbuch belassen, sondern auch die widerborstige Praxis der Geschichtsschreibung am eigenen Leibe gespürt. In der historiographischen Tätigkeit war er gezwungen, all seine poetologischen und politischen Maximen anhand komplexer historischer Sachverhalte zu prüfen. Indem er in der Begegnung mit historischen Zeugnissen Ideal und Realität miteinander in Einklang bringen mußte, bildete *De bello Belgico*[26] gleichsam die destillierte Weltanschauung des Jesuiten Strada. Wie er sich in concreto Staatsführung vorstellte, zeigten beispielsweise seine Porträtaufnahmen von Lamoraal van Egmont und Wilhelm von Oranien. Um den spezifisch jesuitischen Gehalt auszumachen, findet ein Vergleich mit Guido Bentivoglios *Della guerra di Fiandra*[27] statt.

Bei beiden Historikern kondensierte sich das Egmont-Bild namentlich in der Beschreibung jener Vorgänge, die zwischen 1563 und 1565 in Brüssel und Madrid abliefen. Es fing an mit der Hauptrolle, die Egmont in der Spottkampagne gegen den vom einheimischen Adel verhaßten Günstling der spanischen Regierung und direkten Berater der Regentin spielte: den Kardinal Granvelle. Der auswärtige Protegé zur Rechten der Margaretha von Parma war den niederländischen Adligen ein Dorn im Auge, so daß sie alles Mögliche taten, um seine Position zu schwächen. Der Überlieferung nach hat Egmont in einer Gemütswallung seinen Kollegen vorgeschlagen, für sämtliche Höflinge eine Art Kostüm mit einer Narrenkappe, die gleichzeitig auf den Kardinalshut anspielen sollte, anfertigen zu lassen, um so Granvelle lächerlich zu machen.

Laut Strada war diese impulsive und allzu offenherzige Tat charakteristisch für Egmont: (...) *l'Agamonte huomo militare, senza doppiezza, ò ritegno di palesare ugualmente l'odio, e l'affettione permetteva che nel suo palazzo, & alla sua presenza si parlasse con molto poco rispetto della Maestà regia.*[28] Als ihm 1565 der spanische

---

das Unterricht als zu politisch und zu wenig spirituell empfanden: Neumann (wie Anm. 13) S. 316 f.

[26] Sämtliche Zitate entstammen folgender Auflage: Famiano Strada, Della guerra di Fiandra, Bd. 1, Roma 1638 bzw. Della guerra di Fiandra, Bd. 2, Roma 1648.

[27] Zitiert wird aus: Guido Bentivoglio, Della guerra di Fiandra, Bd. 1, Köln 1632 bzw. Della guerra di Fiandra, Bd. 2, Köln 1636.

[28] Strada (wie Anm. 26) Bd. 1, S. 114.

König während der diplomatischen Mission in Madrid für die Bespöttelung des Kardinals eine strenge Rüge erteilte, reagierte der Graf auf eine vielsagende Weise: *Ma havendo l'Agamonte constantemente affermato, che quello fù un mero scherzo, & uno sfogamento, & allegria in tavola; anzi che egli haveva ordinati quei capucci di matti e di buffoni, acciò quella pazzia di persone un poco riscaldate dal vino, desse più tosto motivo di riso, che di paura.*[29]

Trotz dieser Standpauke habe laut Bentivoglio Philipp II. gerade ihn als Abgesandten der niederländischen Stände bevorzugt, weil Egmont den Ruf genoß, gutmütig und nachgiebig zu sein.[30] Die Verblendung Egmonts einerseits, der sich tatsächlich vom spanischen König völlig bezirzen und reich beschenken ließ, und der untrügliche politische Instinkt Oraniens andererseits gingen deutlich aus der Beschreibung der Heimkehr Egmonts hervor: *Ritornò egli perciò molto sodisfatto dalla Corte di Spagna, predicando a tutti la bontà del Rè; la sua inclinatione verso i Fiamminghi: le gratie, che spetialmente voleva fare alla Nobiltà, & il suo fermo pensiero di voler ben tosto venire in Fiandra. Ma l'Oranges mostrando di creder poco a'discorsi, che l'Agamonte faceva, & alle speranze, ch'amplificava, gli disse un giorno in presenza di molti con pungente irrisione, ch'egli intendeva poco l'arti Spagnuole; e che lasciatosi adescar dal privato comodo di se stesso, haveva curato poco in Ispagna il ben publico del paese.*[31]

Bei Strada findet man an dieser Stelle einen unmißverständlichen Hinweis auf die Tatsache, daß Egmont geradezu nicht verschwiegen, sondern eher primären und unbesonnenen Naturells war. Als nach seiner Rückkehr in Flandern die wahren Absichten Philipps II. bekannt wurden, habe er herausgeplatzt, daß die neuen königlichen Dekrete die Provinzen dazu zwangen (...) *à elegger' ogn'altro governo, che il presente; à soggettarsi più tosto à Tedeschi, ò à Fran-*

---

[29] Ebd., Bd. 1, S. 152 f.

[30] *Era piaciuto al Rè, che l'Agamonte andasse in Ispagna perche egli era riputato di buona, e facil natura ... E tanto più facilmente il Rè sperò di poterlo titar ne'suoi sensi con le gratie, che gli farebbe.* Zitat aus: Bentivoglio (wie Anm. 27) Bd. 1, S. 70.

[31] Ebd., Bd. 1, S. 71 f.

cesi, ò all'istesso nemico infernale (Hervorhebung des Autors).[32]

Kurzum, was Egmont betrifft, waren sich beide Historiker einig, daß seine Kompetenz – wie Bentivoglio es so pointiert auf eine Formel brachte – eher darin lag, sich auf dem Schlachtfeld als im höfischen Umfeld Raum zu verschaffen.[33] Wichtiger noch als die Einigkeit über den Charakter Egmonts war die identische moralische Beurteilung dessen Verhaltens. Damit verglichen sahen die moralischen Urteile beider Autoren über Oranien geradezu entgegengesetzt aus. Daß Oranien klug und politisch gewieft war, darüber waren Bentivoglio und Strada sich einig, aber diese Tatsache täuschte noch nicht darüber hinweg, daß seine Rolle im Verlauf des niederländischen Aufstandes unterschiedliche Beurteilungen bei ihnen auslöste.

Das zeitweilige Fokussieren Stradas auf die Persönlichkeit prominenter Edelmänner war keineswegs neutral, sondern hatte eine intrinsisch lehrhafte Funktion: Dergleiche Ausführungen sollten – wie übrigens die ganze historische Darstellung – durch ihre innere Suggestion zur Reflexion über das eigene Benehmen anregen.[34] Demzufolge war das Diptychon von Egmont und Oranien auch durchaus didaktisch geprägt: *Era l'Agamonte di natura allegro, aperto, e corragioso. L'Oranges malinconico, cupo, eguardingo. In questo* (sc. Oranges, rcr) *haveresti lodata l'accortezza in ogni affare: haveresti incontrato in quello più spesso la fedeltà. Era più atto à guidar gli eserciti, che le consulte quell'Aiace; E questo Ulisse più valeva col senno ne'maneggi della Città, che con la mano in campagna. L'Oranges sempre ansioso, & anticipatamente figurandosi coll'animo le cose avvenire, non mai colto alla sprovista, ò disarmato: L'Agamonte per lo più senz'altri pensieri che del presente, ma quanto sproveduto ne'casi subiti, pronto altretanto , & all'occorrenze bastevole. Dall'uno più haveresti che sperare, più che temere dall'altro; e*

[32] Strada (wie Anm. 26) Bd. 1, S. 163 f. Mit dem *„höllischen Feind"* sind höchstwahrscheinlich die Türken gemeint. Ich danke Frau Dr. Almut Hoefert für diese Auskunft.

[33] Bentivoglio (wie Anm. 27) Bd. 1, S. 15.

[34] Neumann (wie Anm. 17) S. 207 f. Strada wollte vorsätzlich nicht explizit, sondern durch die suggestive Kraft der Darstellung selbst belehren; siehe: Ebd., S. 130–140, 218.

brameresti per amico più l'Agamonte, più ricuseresti l'Oranges per inimico.[35]

Wie man sieht, ist in bezug auf Oranien der Tonfall ziemlich negativ. Das ist übrigens nicht nur an dieser Stelle, sondern auch schon bei dessen erster längerer Erwähnung der Fall. Den Kehrreim in den Skizzen von Oraniens Persönlichkeit bildet nahezu immer der Hinweis auf seine hemmungslose Machtgier und die Skrupellosigkeit und Raffiniertheit, mit der er seinen Hunger nach Herrschaft zu stillen pflegte. Oranien war, wie sein Beiname „der Schweiger" bewies, geradezu berühmt für seine Fähigkeit, auf welche Weise auch immer, genau und zielsicher die Pläne anderer Leute zu ermitteln, ohne etwas von seinen eigenen inneren Überlegungen preiszugeben.[36]

Die Verschwiegenheit und Unergründlichkeit offenbarte sich auch in den religiösen Anschauungen des Prinzen. Genau in der Besprechung von dessen religiöser Promiskuität, die in Oraniens chamäleonartigem Konfessionswechseln bei fast jeder Ehe sichtbar wurde, gönnte sich Strada einen kurzen Blick hinter die Kulissen der eigenen Geschichtsschreibung. In diesem Fall scheute sich der römische Historiker, der ansonsten kaum den Zeigefinger erhob, nicht, den Prinzen scharf zu verurteilen, und beschuldigte ihn, nur einen Gott, nämlich das eigene Interesse, anzuerkennen.[37] Der Jesuit beließ es jedoch nicht bei dieser persönlichen Verurteilung und zögerte nicht, Oraniens opportunistische Geisteshaltung als eine spezifisch zeitgemäße Anomalie zu deuten: *Questo sì che più credibile, che egli si servisse della Religione per pretesto: & à guisa di cappa, conforme à tempi, se la mettese, ò levasse. Almeno scrisse egli (...) che dove si tratta di acquistare, ò di stabilire lo Stato, non si deve haver tanto riguardo alla Religione: dettame (come si tenne) appreso da lui nella scuola perversa del Macchiavello: alla cui lettione, per quanto ne scrisse da Spagna il Cardinal Granvela ad Alessandro Principe di Parma, egli era mirabilmente applicato.*[38]

---

[35] Strada (wie Anm. 26) Bd. 1, S. 120.

[36] Laut Strada war Wilhelm von Oranien *aviddissimo di dominare*. Für diese Charakterisierung und die weitere Beschreibung des Prinzen: Ebd., Bd. 1, S. 77.

[37] Ebd., Bd. 1, S. 78, 89 f.

[38] Ebd., Bd. 1, S. 78 f.

Hier bekannte Strada Farbe, indem er sich als Antimachiavellist präsentierte. Diese Stellungnahme war eine direkte Folge seiner Mitgliedschaft der *Societatis Jesu* wie seiner Professur am illustren *Collegium Romanum*. Im italienischen Geistesleben des 17. Jahrhunderts waren es namentlich die Jesuiten, die gegen Machiavelli wetterten. Aber auch wenn man den florentinischen Staatsdenker in Bausch und Bogen verurteilte, zögerte ein jesuitischer Kontrahent wie Giovanni Botero nicht, so manchen machiavellistischen Hinweis zur Staatsführung in seiner *Ragion di stato* (1589) aufzunehmen. Wegen des zunehmenden Zusammenfallens der kirchlichen und realpolitischen Interessen war auf die Dauer eine spezifisch katholische Staatsräsonliteratur entstanden.[39]

Diese gegenreformatorische Strömung versuchte, Machiavellis Lehren zum Kratos zu Herzen zu nehmen, ohne freilich die Dimension des Ethos zu vernachlässigen. Bei politischen Philosophen katholischen Zuschnittes, wie u.a. Giovanni Botero und Antonio Possevino, kam die Triade Christentum-Moral-Staatsführung wieder in systematischer Form zur Geltung. Daß man dabei die machiavellistischen Einsichten vereinnahmte und nur deren politisch-ethischer Zuspitzung diametral anpaßte, ging aus dem Prudentia-Konzept hervor.[40]

Dieses Denkmodell, das letztlich in der aristotelischen und thomistischen Tugendlehre wurzelte, wurde im 16. und 17. Jahrhundert auf den politischen Bereich ausgeweitet. Im Grunde genommen betrachtete es anstelle der Hand das Auge als die Achse der Staatsführung: Es galt, ohne die eigenen Absichten zu verraten, wachsam, behutsam, wohlberaten, überlegt und zielgerichtet zu handeln und Veränderungen als ein Spiel der Natur zu präsentieren. All diese Eigenschaften entsprachen noch der von Machiavelli angepriesenen Fuchsnatur. Seine Gegner fügten dem *bonum utile* allerdings ein *bonum honestum* hinzu, indem sie – ganz gemäß den Maximen der

---

[39] F. Meinecke, Werke. Bd. 1: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte, hg. von H. Herzfeld u.a., München 1960, S. 78 ff., 139 f.

[40] S. Suppa, Parcours de l'antimachiavélisme: les Jésuits italiens, l'interprétation prudente d'Amelot de La Houssaye, in: A. Dierkens (Hg.), L'Antimachiavélisme de la Renaissance aux Lumières, Bruxelles 1997, S. 121–139, hier S. 121–128.

Staatsräson – auf Gerechtigkeit und Tugend als Faktoren der staatlichen Stabilität bestanden.[41]

Die ‚regierungstechnisch' geprägte Argumentation täuschte jedoch nicht über ein tiefergelegenes religiöses Begründungsmuster hinweg. Glaubensbekenntnis präsentierte und rechtfertigte sich hier im Gewand des politisch-theoretischen Kalküls. Ob der Bezug nun sichtbar und gradlinig sei oder nicht, die Wahl, ob man das tagespolitische Geschäft mit oder ohne Gott gestalten wolle, stelle sich früher oder später als geradezu folgenreich heraus.[42] Ein deutliches Beispiel, daß die Gesinnung eines Herrschers letztlich ausschlaggebend war für das Wohlsein seiner Untertanen, lieferte Famiano Strada in seiner Schlußbetrachtung über Oranien im Zusammenhang mit dessen Ermordung 1584. Da der „Schweiger" unter dem Deckmantel religiöser und politischer Freiheit einfach die Macht in den Niederlanden ergreifen wollte, habe er im Endeffekt ein ganzes Volk zu ewiger Folter verurteilt.[43]

Eine dermaßen gradlinig angelegte Geschichtsschreibung war übrigens eher eine spezifisch jesuitische als eine allgemein-katholische Angelegenheit, wie ein kurzer Vergleich mit den fraglichen Textstellen Bentivoglios veranschaulichen wird. Irgendwie war das Oranienporträt Bentivoglios mit einer heimlichen Sympathie und Bewunderung angehaucht: *Concorsero in lui del pari, la vigilanza, l'industria, la liberalità, la facondia, e la perspicacia in ogni ne-*

---

[41] R. Bireley, The Counter-Reformation Prince. Anti-Machiavellianism or Catholic Statecraft in Early Modern Europe, Chapel Hill-London 1990, S. 56 ff., hier S. 220 ff.; Neumann (wie Anm. 17) S. 111–114. Zum zeitgenössischen Primat der *prudentia*: R. de Mattei, Il pensiero politico italiano nell'età della Controriforma, Milano-Napoli 1982, Bd. 1, S. 68–83.

[42] Suppa (wie Anm. 40) S. 123. In bezug auf die Rolle der Hand Gottes unterscheidete Bireley unter den Antimachiavellisten Anhänger des „providentialist pragmatism" und des „intrinsic / immanent pragmatism": Bireley (wie Anm. 41) u. a. S. 27–31.

[43] Siehe: *i quali (i Fiamminghi, rcr), dopo haver servito alla privata ambizione, e rabbia d'un huomo verso il nome Spagnuolo, involti in atroci disavventure, e condannati à perpetue guerre, se ora non pativan dal Principe ripudiato pene bastanti, almen dal braccio divino, che vendicherebbe l'ingiurie della sua religione, dovevano i ribelli di essa aspettar alla fine tormenti eterni.* Zitiert aus: Strada (wie Anm. 26) Bd. 1, S. 318 f.

gotio, con l'ambitione, con la fraude, con l'audacia, con la rapacità e co'l trasformamento in ogni natura; accompagnando queste parti buone, e cattive co tutte l'altre, ch'insegna più sottilmente la scuola del dominare.[44]

Diese Beschreibung ließ keinen Zweifel aufkommen, daß „der Schweiger" die Verkörperung der Fuchsnatur aus dem 18. Kapitel von *Il Principe* war. Die vorzüglichen politischen Eigenschaften des Prinzen kaschierten freilich nicht seine Neigung, *ambitiosi e corotti disegni* in Angriff zu nehmen.[45] Oranien wies bei all seiner Kompetenz also ein Manko auf, nämlich: Selbstüberschätzung. Wie Achtung einerseits und ein scharfer Blick für Oraniens maßloses Verhalten andererseits sich in Bentivoglios Porträt abwechselten, geht eindeutig aus seiner Eloge nach Oraniens Tod hervor: *Huomo nato a grandissima fama; se contento della fortuna sua propria, non havesse voluto cercarne frà i precipitii un'altra maggiore. Non s'hebbe mai dubbio, che l'Imperator Carlo V, & il Rè suo figliuolo Filippo II. non lo riconoscessero in grado del primo lor vassallo di Fiandra. E l'uno s'era veduto garreggiar quasi con l'altro, a chi più l'havesse favorito, e stimato. Restava nondimeno egli nella condition di vassallo; e dall'altra parte erano sì alti i suoi spiriti, che non potevano lasciarlo quieto se non in quella di Prencipe.*[46]

Beim Lesen dieser Textstellen bekommt man den Eindruck, daß Bentivoglio voller Neugier und Bewunderung den Wegen Oraniens folgte, und dabei immer wieder mit Bedauern feststellen mußte, daß all seine Kapazitäten letztlich auf ein falsches, d. h. zu anspruchsvolles Ziel angelegt waren. Die jeweiligen Bildnisse von Egmont und Oranien veranschaulichten sowohl bei Strada wie bei Bentivoglio das Ringen um eine *historia magistra prudentiae*. Beide Historiker kamen dies-

---

[44] Bentivoglio (wie Anm. 27) Bd. 1, S. 139 f.

[45] *L'Oranges fatto più per l'arti civili, che per le militari; cauto, fagace, grand' artefice di parole, e non men di consigli; popolare ne'costumi, e nelle maniere; e di cui si dubiterebbe, se fosse stata maggior ne gli affari, ò l'habilità per comprendergli, ò l'accortezza per maneggiargli. Qualità egregie tutte, quando s'indrizzano a retti fini; ma che vanno a degenerar bruttamente in contrario, quando s'adopran (come poi fece l'Oranges) in ambitiosi, e corotti disegni.* Zitat aus: Ebd., Bd. 1, S. 14.

[46] Ebd., Bd. 1, S. 139.

bezüglich zwar einmütig zur Schlußfolgerung, daß Egmont nicht zur Lenkung seiner selbst fähig war und Oranien das gute Ziel (*publicum bonum*) verfehlte; die moralische Bewertung dieser Verhaltensweisen entstammte jedoch bei beiden Gelehrten ganz unterschiedlichen Quellen. Im Gegensatz zu Strada klang Bentivoglio in seinem Geschichtsbuch nämlich eine Tugendlehre an, die eher von Machiavellis und Guicciardinis realpolitischen Ansichten als von religiösen Verhaltensregeln herrührte.

Die Maximen des Kardinals entsprangen tatsächlich überwiegend freisinnigen Quellen, wie sowohl der theoretische als auch der berufliche Bildungsgang des Edelmannes aus Ferrara deutlich illustrierten. Seine Ausbildung wies folgende drei Stationen auf: die humanistisch geprägte Heimat, das liberale venezianische Geistesklima in Padua und die Nähe zur geistlichen Macht wie zur weltlichen Alma Mater *La Sapienza* in Rom. Guido Bentivoglio hat, wie wir sehen werden, mit einem unfehlbaren Instinkt für den richtigen Zeitpunkt und einem feinen Gespür für Milieus sich ganz bewußt und entschlossen für diese Laufbahn entschieden.

Die jugendliche Lektüre u.a. von Guicciardini und Botero und das klassisch-humanistische Bildungsprogramm in Ferrara schärften seine politische Witterung. In der Periode, in der Bentivoglio an die Universität zu Padua wechselte, war diese berühmt für die sogenannte *patavina libertas*. Ihr repressionsfreier Ruf war eine direkte Folge des Einflußbereichs Venedigs, das seine politische Selbständigkeit auch auf religiös-geistiger Ebene zum Ausdruck brachte. Seitdem die Stadtrepublik 1587 den Protestanten Religionsfreiheit zugesagt hatte, war der Widerstand der *Serenissima* gegen den spanisch-römischen Zentralismus Teil eines ausgewogenen Sonderkurses in Politik, Wirtschaft und Kultur.

Demzufolge waltete an der Universität Padua ein kritischer Geist. In bezug auf Bentivoglios intellektuelle Entwicklung spielte namentlich der aufgeklärte Jurist und Jesuitengegner Antonio Riccoboni eine Schlüsselrolle. Seine Privatstunden bei Galileo Galilei zeugten nicht nur von einem breiten Interesse, sondern auch von der buchstäblichen Neugierde des Studenten. Daß Bentivoglio jedoch für eine politische Laufbahn geschaffen war, stellte sich 1598 mit der Übertragung seiner Geburtsstadt an den Heiligen Stuhl heraus. Er kehrte

zeitweilig nach Ferrara zurück und suchte von dort aus gleich die Nähe der päpstlichen Gönner, weil Rom *suole essere una delle strade che più facilmente conduce alle più alte fortune.* Klemens VIII. belohnte alle Bemühungen, indem er Bentivoglio zu seinem persönlichen Kammerherrn ernannte.

Traiano Boccalinis Diktum „Die Sehnsucht zu herrschen ist ein Dämon, den auch das Weihwasser nicht vertreibt“[47], könnte wohl das Motto des römischen Aufenthalts von Guido Bentivoglio gewesen sein. Seine Lehrjahre in der Ewigen Stadt sollten letztlich die Weichen für eine politische Laufbahn im geistlichen Bereich stellen. Dabei schwankte Bentivoglio übrigens ständig zwischen den Belangen des Dies- und Jenseits hin und her: Er ging beispielsweise gleichzeitig bei linientreuen Gelehrten wie L'Antoniano, Baronio und Bellarmino und dem politischen Voyeur und Querdenker Boccalini in die Lehre.

Der päpstliche Kammerherr war allerdings eine Person, die bewußt zwischen den ideologischen Lagern hindurchlavierte und so seinem Endziel beharrlich entgegensteuerte. Bentivoglio bediente sich jeder Bekanntschaft oder Erfahrung, die ihm nutzen konnte, um sich auf die politische Karriere möglichst vollständig vorzubereiten. Dafür bildeten der römische Hof und die sonstige römische Prominenz natürlich eine vorzügliche Ausgangslage.[48]

Einmal im Amt war es die praktische Gewandtheit in Regierungsangelegenheiten, die sich nicht nur im Auftreten als päpstlicher Nuntius in Brüssel (1607–1616) manifestierte, sondern auch die historische Darstellung des spanisch-niederländischen Konflikts prägte. Bentivoglios Interesse an diesem Streit war von Anfang an politischer Art gewesen, wie folgendes Brieffragment beweist: *Ho portato qua le orrecchie (sic!) sì piene di Fiandra, che, prima di giungervi, mi par quasi di haverla habitata anche con gli occhi. Ho avuti in questa*

---

[47] Meinecke (wie Anm. 39) S. 89.

[48] Siehe für all diese Aspekte von Bentivoglios Werdegang: R. Belvederi, Guido Bentivoglio e la politica europea del suo tempo 1607–1621, Padova 1962, S. 1–47. Für die Aussage aus den postum veröffentlichten Memoiren (1647) über die Unentbehrlichkeit Roms als Station einer diplomatisch-politischen Laufbahn: Ebd., S. 37.

guerra quattro fratelli, e due nipoti, (...) onde, quasi nascendo ho udito parlare di Fiandra (...).[49]

Diese Faszination hatte durch die Nuntiatur nur noch zugenommen: Das Staunen des päpstlichen Botschafters über das politische Novum, das die freien Niederlande in Europa darstellten, schlug 1611 in der *Relatione delle Provincie Unite* nieder. Die Augenzeugenschaft und die tatsächliche Begegnung mit der Bevölkerung der *Lage Landen* hat Bentivoglios spätere historiographische Studie erheblich beeinflusst. Anders als der „Vollblutgelehrte" Strada wußte Bentivoglio aus eigener Erfahrung, wie man *in politicis* am weitesten kommen konnte, und als „alter Hase" in diplomatischen Angelegenheiten – er nahm z.B. 1609 an den Verhandlungen zwischen Spanien und den Vereinigten Provinzen teil – konnte er genau die Manöver Egmonts und Oraniens nachvollziehen.[50]

Daß Bentivoglios Schriften über die Niederlande eine tiefere Affinität mit den dortigen politischen Verhältnissen aufwiesen, besagt allerdings noch nicht zwangsläufig, daß Stradas *De bello Belgico* lediglich einen obskuren Beitrag eines jesuitischen Außenseiters bildete. Sowohl das literatur-theoretische wie das historiographische Werk des römischen Professors trugen, wie oben dargestellt, mit den einschlägigen zeitgenössischen Diskussionen ausführlich Rechnung. Sie sollten auch ganz bewußt über innenjesuitische Kreise hinauswirken. Die beseelte Wahrheitssuche Stradas – die Florian Neumanns gründliche Dissertation erstmals nach jahrhundertelanger abschätziger Strada-Rezeption ans Tageslicht gebracht hat – ging übrigens nicht nur aus dieser theoretischen Aufgeschlossenheit, sondern auch aus der für damalige Begriffe ziemlich akribische Forschungsmethode des Jesuiten hervor.

Da Famiano Strada sein Buch über den niederländischen Aufstand im Auftrag der Familie Farnese schrieb, hatte er freien Zugang

---

[49] Also G. Bentivoglio in einem Brief vom 21. Juli 1607 an den Bischof von Borgo San Sepolcro. Das Zitat entstammt: Spini (wie Anm. 4) S.84. Zu seiner Hauptinstruktion vgl. S. Giordano OCD (Hg.), Le istruzioni generali di Paolo V ai diplomatici pontifici 1605–1621, Tübingen 2003, Bd.1, Nr.26, S.494–507.

[50] In bezug auf die Entstehung der *Relatione*: Mastellone (wie Anm. 5) S.9–15. Zur Rolle Bentivoglios in den Besprechungen für das *Twaalfjarige Bestand*: Belvederi (wie Anm. 48) u.a. Kapitel 5 und 11.

zu ihrem Archiv. Dieses Privileg gewährte ihm den ersten Blick hinter die Kulissen der Machtpolitik. Zur gleichen Zeit vermittelten die sich dort befindenden Zeugnisse ein verhältnismäßig negatives Bild der unbotmäßigen Haltung des niederländischen Volkes. Genau dieser dokumentarisch bedingten Einseitigkeit war der römische Historiker sich freilich voll bewußt, indem er auf jedes Wahrheitsmonopol verzichtete und dem Leser ausdrücklich empfahl, andere Bücher als Komplementärlektüre heranzuziehen.[51]

Aber auch in der Darstellung zeigte sich Strada als akkurater Forscher, der ohne urkundliche Evidenz keine Aussagen machen wollte und aus bloßem Streben nach Vollständigkeit alle französischsprachigen Archivmaterialien übersetzen ließ.[52] Außerdem wußte er laut Zeitgenossen um die intrinsische Voreingenommenheit jedes historiographischen Werkes, was auch heutzutage immer noch als eine gesunde Grundeinstellung eines Historikers gilt.[53] Für einen Geschichtsschreiber, der die *Lage Landen* nie mit eigenen Augen gesehen hat und dem hauptsächlich prospanische Quellen zur Verfügung standen, hat Famiano Strada zudem eine erstaunlich weitreichende Erklärung der niederländischen Unruhen vorgelegt. Es dürfte nicht zuletzt dieser inhaltlichen und stilistischen Qualität geschuldet sein, daß sein Werk eine derart starke Verbreitung in Vergangenheit und Gegenwart gefunden hat.

[51] So Strada in seinem Vorwort an den Leser: Strada (wie Anm. 26). Famiano Strada selbst hat übrigens auch Werke aus dem feindlichen Lager (wie u.a. Van Meteren und Oraniens Apologie) konsultiert: Neumann (wie Anm. 17) S. 194 ff. Für die Historiographie des niederländischen Aufstands als Schauplatz des konfessionell-politischen Konflikts: Rittersma (wie Anm. 3) Teil 1 und 2. Für einen kommunikationswissenschaftlichen Ansatz: D. Maczkiewitz, Der niederländische Aufstand gegen Spanien (1568–1609). Eine kommunikationswissenschaftliche Analyse, Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 12, Münster-New York-München 2005.

[52] Neumann (wie Anm. 13) S. 322. Die Briefe, in denen Strada um Übersetzung französischer Quellen bat, habe ich selbst wegen der Renovierung des ARSI nicht konsultieren können.

[53] Also Gabriel Naudé, der Bibliothekar Mazarins: *Famiano Strada m'a dit à moi, qu'il étoit très-difficile d'être parfait Historien, même impossible: que pour être bon Historien, il faudroit n'être ni d'ordre, ni de parti, ni d'aucun pays, ni d'aucune Religion, si faire se pouvoit.* Zitiert aus: Naudaeana et Patiniana ou singularitez remarquables prises des conversations de mess. Naudé & Patin, Amsterdam 1703, S. 107 f.

RIASSUNTO

La storia delle relazioni belga-olandesi-italiane risente della sindrome *Caput mundi*, ossia si focalizza prevalentemente su Roma come nodo politico-culturale, mentre l'interesse italiano nelle vicende belga-olandesi, che pure esisteva, trova relativamente poca attenzione. Il presente articolo cerca di colmare questa lacuna, svolgendo una prima analisi comparativa delle opere storiografiche sulla rivolta olandese contro la Spagna, scritte dal gesuita romano Famiano Strada (1572–1649) e dall'ecclesiastico ferrarese Guido Bentivoglio (1577–1644). Vorrà dimostrare che entrambi gli studiosi si sono serviti della storiografia sulla guerra di Fiandra, fra l'altro, per verbalizzare la loro posizione nei dibattiti politico-intellettuali della Controriforma.

WIRTSCHAFTS- UND FINANZKRISEN IM LIBERALEN UND FASCHISTISCHEN ITALIEN

Ein kurzer Überblick über deren Ursachen, Verlauf und Folgen*

von

PETER HERTNER

1. Wirtschaftskrisen im 20. und 21. Jahrhundert. – 2. Wirtschafts- und Finanzkrisen in Italien in historischer Perspektive. – 3. Krisen und Konjunktur als theoretisches Problem – 4.1. Die Finanzkrise von 1866. – 4.2. Die Finanzkrise von 1873. – 4.3. Die Wirtschafts- und Finanzkrise von 1892/93. – 4.4. Die Wirtschaftskrise von 1897. – 4.5. Die Wirtschafts- und Finanzkrise von 1907. – 4.6. Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegskrise von 1920/21. – 4.7. Die Wirtschaftskrise von 1927. – 4.8. Die Weltwirtschaftskrise von 1929–33 in Italien und die „Vorteile der Diktatur". – 5. Italienische Wirtschafts- und Finanzkrisen vor dem gesamteuropäischen Hintergrund.

1. Die sich 2007 andeutende, vor allem in den letzten Monaten des Jahres 2008 mit Wucht ausgebrochene globale Finanzkrise, welche sich dann in der Folgezeit zunehmend auch zur Wirtschaftskrise ausweitete, ist in den Medien, aber auch in den ersten dazu erschienenen wirtschaftswissenschaftlichen Publikationen immer wieder mit der Weltwirtschaftskrise der Jahre 1929–1933 verglichen worden. Anders konnte und wollte man sich wahrscheinlich die prognostizierte Durchschlagskraft der aktuellen Krise kaum vorstellen. Zugleich wurden aber auch die vorgeschlagenen und teilweise bereits in die Tat umgesetzten drastischen wirtschaftspolitischen Maßnahmen häufig mit den historischen Erfahrungen des tief greifenden Umschlags in der

* Überarbeitete Fassung des Vortrags vom 6. März 2009 am Deutschen Historischen Institut in Rom.

Wirtschaftspolitik der meisten Industriestaaten während der 1930er Jahre verglichen und begründet. Eine für den Beobachter aufschlussreiche Nebenwirkung der momentanen Krise war, dass in der wirtschaftlichen und politischen Diskussion der jüngsten Zeit der zeitliche Horizont, der bis dato nicht nur bei den politisch Verantwortlichen sondern auch bei der übergroßen Mehrzahl der Ökonomen kaum mehr als ein Jahrzehnt zurückreichte, weit ins 20. Jahrhundert zurückverlegt wurde[1] – wie lange ein solcher Rückbezug andauern wird, bleibt allerdings abzuwarten. Es scheint aber zumindest so, als sei in einer breiteren Öffentlichkeit die Vorstellung von der prinzipiellen Zyklizität wirtschaftlicher Entwicklung in kapitalistisch verfassten Marktwirtschaften durch die Erfahrung mit der aktuellen Krise erneut gefestigt worden.

2. Die laufende Diskussion und deren konkrete Ursachen sollen an dieser Stelle zum Anlass genommen werden, um Wirtschafts- und Finanzkrisen einmal nicht am Beispiel führender Industriestaaten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie den U.S.A., Großbritannien oder Deutschland, vorzustellen, sondern dafür das liberale und das faschistische Italien zwischen der Einigung 1860/61 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auszuwählen. Abgesehen vom relativ ausgedehnten Untersuchungszeitraum läge der Reiz einer solchen Fallstudie, die notwendigerweise viele Zusammenhänge nur kurz andeuten kann, in zwei Eigentümlichkeiten der italienischen Entwicklung begründet: Zum einen in der Tatsache, dass Italiens Industrialisierungsprozess auf breiterer Front erst in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzte und auch dann bis in die 1960er Jahre hinein regional im Wesentlichen auf den Nordwesten des Landes begrenzt blieb; zum anderen hat man es mit dem Gegensatz zwischen dem liberalen, wenn auch jahrzehntelang politisch stark zensitär geprägten Italien zwischen Einigung und Beginn der 1920er Jahre einerseits und mit den folgenden zwei Jahrzehnten faschistischer Diktatur auf der anderen Seite zu tun. Auch nur ein kurzer Blick auf die in den beiden

[1] So schreibt der Internationale Währungsfonds in seinem World Economic Outlook. Crisis and Recovery. April 2009, hg. v. International Monetary Fund, S. 104: „[...] history can be a useful guide to understanding the present" [downturn, P. H.].

politischen Systemen betriebene Wirtschaftspolitik wird dabei Gleichförmigkeiten und Unterschiede erkennen lassen: So waren die Rahmenbedingungen für das liberale und für das faschistische Italien in vieler Hinsicht vergleichbar, denn beide politische Systeme agierten innerhalb des geeinten Nationalstaates, doch war das Land selbstverständlich nicht von seinen näheren oder ferneren Nachbarstaaten isoliert, sondern blieb eingebettet in einen europäischen und einen globalen wirtschaftlichen und auch politischen Gesamtzusammenhang. Zugleich liegt aber auf der Hand, dass wirtschaftspolitische Zielsetzungen und deren Durchsetzungsmöglichkeiten in einem, wenn auch über Jahrzehnte hinweg nur auf einer schmalen Wählerbasis beruhenden, de facto parlamentarischen System sich prinzipiell unterschieden von den Ansprüchen und Zwängen, wie sie sich in der folgenden faschistischen Diktatur proklamieren und durchsetzen ließen. Dass diese Zusammenhänge sowohl bei der Entstehung als auch bei der Bereinigung von Wirtschafts- und Finanzkrisen eine zentrale Rolle spielten – und dies bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – wird im Folgenden zu zeigen sein.

3. Zunächst soll das Phänomen der Wirtschafts- und der Finanzkrisen als Begriff und als wirtschaftshistorische Realität vorgestellt werden. Die Untersuchung einer Reihe realer Krisen, die in der Regel mit ganz bestimmten Jahreszahlen in Verbindung gebracht werden – 1866, 1873, 1892/93, 1907, 1920, 1931/33 –, und deren konkrete Ausprägungen im italienischen Fall wird sich dem anschließen. Eine Reihe von Krisenphänomenen, die im Folgenden knapp erläutert werden sollen, werden uns dann bei der Diskussion der einzelnen Krisen wieder begegnen und dann von Fall zu Fall auch ausführlicher behandelt werden.

Will man zunächst einige Begrifflichkeiten klären und sie in einen stilisierten Krisenzusammenhang einbringen, dann wird man als erstes feststellen müssen, dass im deutschen Sprachraum bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kaum das Wort Konjunktur verwendet wurde, das bereits im 18. Jahrhundert im französischen Sprachbereich als *conjoncture* seine erste Prägung gefunden hatte und damals begriffen wurde als „mouvement des affaires, état des choses économiques“[2].

[2] So zitiert bei A. Sauvy, Conjoncture, in: Dictionnaire des sciences économiques, hg. v. J. Romeuf, Paris 1956, S. 284–285, Zitat S. 284.

Deutschsprachige Ökonomen sprachen dann vor allem von Wirtschaftslagen, so zum Beispiel noch Joseph A. Schumpeter, sicher einer der prominentesten Wirtschaftswissenschaftler des vergangenen Jahrhunderts, in der Einleitung zur deutschen Ausgabe der Business Cycles, die 1939 erstmals im englischen Originaltext veröffentlicht wurden.[3] Die deutsche Ausgabe von 1961 trug dann allerdings schon den Titel „Konjunkturzyklen". Bezeichnenderweise hatte Arthur Spiethoff in seinem umfangreichen Beitrag zum gleichen Phänomen in der vierten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften aus den 1920er Jahren unter dem Stichwort Krisen noch von den „wirtschaftlichen Wechsellagen" gesprochen.[4] Max Weber, der 1894 seinen ersten Lehrstuhl in Freiburg als Professur für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft antrat, spricht in seinen Vorlesungsaufzeichnungen für das Gebiet Allgemeine („theoretische") Nationalökonomie, die für jene Jahre überliefert sind, von der Periodizitätstheorie.[5]

In steigendem Maße hatten sich Ökonomen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit den mehr oder weniger regelmäßigen Schwankungen der wirtschaftlichen Aktivität, mit dem offenbar periodisch wiederkehrenden Auf und Ab messbarer Indices wirtschaftlicher Tätigkeiten befasst und versucht, daraus verschiedene Typen von Zyklen von jeweils mehr oder weniger gleicher Länge zu rekonstruieren. Nicht nur Karl Marx, der ja nicht nur einer der führenden Ideologen des 19. Jahrhunderts gewesen ist, sondern auch einer seiner bedeutendsten Ökonomen, hat diese Schwankungen, beginnend mit der britischen Wirtschaftskrise des Jahres 1825, aufs Engste mit dem Prozess der kapitalistischen Akkumulation in Verbindung gebracht und ihre Form der Periodizität hervorgehoben.[6] Während aber die

[3] J.A. Schumpeter, Konjunkturzyklen. Eine theoretische, historische und statistische Analyse des kapitalistischen Prozesses, Bd. 1, Göttingen 1961, S. 9 [zuerst veröffentlicht unter dem Titel: Business cycles. A theoretical, historical, and statistical analysis of the capitalist process, New York–London 1939].

[4] A. Spiethoff, Krisen, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 6, Jena [4]1925, S. 8–91.

[5] M. Weber, Allgemeine („theoretische") Nationalökonomie. Vorlesungen 1894–1898, hg. v. W. J. Mommsen. Max Weber Gesamtausgabe, Abt. III, Bd. 1, Tübingen 2009, S. 659.

[6] K. Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1. Karl Marx, Friedrich Engels, Werke 23, Berlin (Ost) 1972, S. 20, Zitat S. 662.

Aufmerksamkeit der Beobachter während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts auf die eigentlichen Krisenmomente, vor allem im Handel, gerichtet war,[7] wurde der Zyklus – „the entire round of events that preceded and followed a crisis“[8] –, beginnend 1860 mit dem französischen Ökonomen Clément Juglar erst in den folgenden Jahrzehnten als „das wiederkehrende, wenn auch nicht gleichförmige Muster der wirtschaftlichen“ Aktivität beschrieben und analysiert.[9] Auch der bereits erwähnte Schumpeter macht diesen Zusammenhang schon im Vorwort zu den Konjunkturzyklen deutlich: „Konjunkturzyklen analysieren heißt nicht mehr und nicht weniger, als den Wirtschaftsprozeß des kapitalistischen Zeitalters analysieren. [...] Konjunkturzyklen können nicht, wie beispielsweise die Rachen-Mandeln, abgetrennt und gesondert behandelt werden, sondern so wie der Herzschlag gehören sie zum eigentlichen Wesen des Organismus, der sie hervorbringt.“[10]

Marx und Schumpeter waren natürlich nicht die einzigen und schon gar nicht die letzten Ökonomen, die das bis heute weltweit dominierende Wirtschaftssystem – die kapitalistische Marktwirtschaft, das heisst, eine dezentral organisierte Form des Wirtschaftens mit privatem Eigentum an den Produktionsmitteln – und dessen periodisch wiederkehrende Instabilität in einen engen Zusammenhang gestellt haben. Ein in jüngster Zeit wieder oft zitierter, vor anderthalb Jahrzehnten verstorbener amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler, Hyman P. Minsky, dem wir entscheidende Einsichten in die „habituelle“ Instabilität der kapitalistischen Marktwirtschaft verdanken, war von der Unvermeidlichkeit zyklischer Schwankungen überzeugt: „No matter how industry and government finances are structured, as

[7] “[...] the sharp rise of money rates, scramble for liquidity, drop of prices, and spread of bankruptcies that frequently marked the culmination of a boom [...]“ (A.F. Burns, Business cycles: General, in: International encyclopedia of the social sciences, Bd. 1, New York–London 1968, S. 226–245, Zitat S. 229).

[8] Ebd., S. 229).

[9] H.-J. Vosgerau, Konjunkturtheorie, in: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft, Bd. 4, Stuttgart–New York–Tübingen–Göttingen–Zürich 1978, S. 478–507, Zitat S. 479.

[10] Schumpeter, Konjunkturzyklen (wie Anm. 3) S. 5.

long as the economy remains capitalist and innovation in industry and finance continues, there will be business cycles."[11]

Es ist hier sicher nicht der Ort, um die Konjunkturtheorie in ihrer Vielfalt und um die konjunkturellen Zyklen in ihrer Verschiedenheit vorzustellen. Was uns hier interessiert, ist nicht „die volle Umdrehung des wirtschaftlichen Rades" sondern nur „der Teil des Zyklus, der das Ende des Aufschwungs und den Anfang des Abschwungs" verkörpert, so wie dies der amerikanische Ökonom Charles P. Kindleberger vor nunmehr 30 Jahren in seinem zumindest unter Wirtschaftshistorikern bestens bekannten Werk „Manias, Panics, and Crashes" vorgestellt hat.[12] Als Krise ist also nicht, wie im allgemeinen Sprachgebrauch üblich, die Rezession, also die Talfahrt einer Volkswirtschaft oder der Weltwirtschaft bis zum unteren Wendepunkt der Konjunktur zu verstehen, sondern gemeint ist der **obere** Wendepunkt, „the culmination of a period of expansion",[13] bei dem das bis dahin nach oben gerichtete Wachstum der wichtigsten Indikatoren – also zum Beispiel der Preise, der Produktion, der Beschäftigung u.s.w. – in den negativen Bereich umschlägt. Dieser Wendepunkt soll als Krise bezeichnet werden. Klar dürfte dabei sein, dass dieser Umschlag – so wie auch der später folgende untere Wendepunkt – in der Regel den zeitgenössischen Beobachtern zunächst einmal verborgen bleibt[14] und mit hinreichender Präzision erst ex post, wenn das statistische Datenmaterial in hinreichender Vollständigkeit zur Verfügung steht und ausgewertet ist, fixiert werden kann. Kindleberger, der in seiner Generation einer der wenigen Ökonomen war, die sich ernsthaft auch mit wirtschaftsgeschichtlichen Problemen beschäftigten, bezog sich schon damals explizit auf Minsky oder, wie er es nannte, „Minsky's model"[15], um zu zeigen, wie Krisen entstehen und sich entwickeln können.

[11] H.P. Minsky, Can „it" happen again? Essays on instability and finance, New York 1982, S. XXIII.

[12] C.P. Kindleberger, Manias, panics, and crashes. A history of financial crises, London-Basingstoke 1981 [Erstausgabe 1978], S. 14: „[...] The business cycle involves a full revolution of the economic wheel, while boom and bust deal only with that portion of the cycle covering the final upswing and the initial downturn."

[13] Ebd., S. 13.

[14] Bezeichnend zum Beispiel der Titel des Artikels von V. Bajaj, So how do we know when markets hit bottom?, in: International Herald Tribune vom 16.5.2009, S. 11.

[15] Kindleberger (wie Anm. 12) S. 16.

So knüpft Kindleberger ausdrücklich an Minsky an, wenn er zunächst einmal feststellt, dass Wirtschaftskrisen in den meisten Fällen zugleich auch Finanzkrisen sind, da es die Banken sind – heute würde man eher sagen: die Kapitalmärkte –, die den wirtschaftlichen Aufschwung mit Kapital „füttern". Dabei wurden sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend von den Notenbanken unterstützt, die mindestens bis zum Ersten Weltkrieg und auch unter den Bedingungen des Goldstandards ihre Gewinne im Diskont- und Rediskontgeschäft während des Aufschwungs deutlich steigern konnten und damit immer wieder mit gesamtwirtschaftlichen Zielsetzungen in Konflikt gerieten.[16] Im rasch an Fahrt aufnehmenden Boom werden dann die zu erwartenden Gewinne von den Marktteilnehmern regelmäßig überschätzt. Es kommt eine euphorische Stimmung auf, die dazu beiträgt, dass tatsächliche Risiken notorisch unterbewertet werden und dass mit minimalem Kapitaleinsatz – wobei auch dieses Minimalkapital häufig nur ausgeliehen ist – Projekte finanziert werden, deren Gewinnaussichten alles andere als gesichert sind. Im weiteren Verlauf des Zyklus – oder besser gesagt: in der letzten Phase des Booms – wendet sich die Spekulation dann Projekten zu, die oft überhaupt keinen Zusammenhang mehr mit der Realität haben:[17] Es werden also beispielsweise Sümpfe als Bauland verkauft, wie das in Florida in den 1920er Jahren der Fall war, oder es werden Aktien von Unternehmen zu rasch steigenden Preisen bewertet, die erst in einer ferneren Zukunft Werte zu schaffen versprechen, wie im Internetboom um das Jahr 2000 herum geschehen. Dies ist dann der Zeitpunkt, zu dem eine rasch wachsende Zahl von Zeitgenossen reich werden möchte, ohne die tatsächlich existierenden wirtschaftlichen Zusammenhänge und Entwicklungen überhaupt verstanden zu haben.[17] Es ist aber auch der Zeitpunkt, zu dem in steigendem Maße Geschäftemacher und Betrüger auftauchen, die die euphorische Grundstimmung bei den potentiellen Käufern auszunutzen versuchen. Ein besonders eindrucksvolles

[16] Vgl. R.S. Sayers, The Bank of England 1891–1944, Cambridge 1976, S. 45; A. Plessis, Histoires de la Banque de France, Paris 1998, S. 141ff.; K. Borchardt, Währung und Wirtschaft, in: Währung und Wirtschaft in Deutschland 1876–1975, hg. von der Deutschen Bundesbank, Frankfurt/Main 1976, S. 2–55, hierzu speziell S. 43ff.

[17] Kindleberger (wie Anm. 12) S. 16ff.

Bild dieser spekulativen Zuspitzungen hat zu allen Zeiten der Immobiliensektor geboten – wohl auch, weil er am engsten mit den Alltagserfahrungen eines breiteren Publikums zusammenhing. So berichtet Vilfredo Pareto, einer der Begründer der modernen Soziologie und Ökonomie, in einem Aufsatz in der „Revue des Deux Mondes" über die Grundstücks- und Bauspekulation der 1880er Jahre – hier speziell des Jahres 1887 – in Italiens neuer Hauptstadt Rom: „Bei einem reichen Kaufmann, der in Rom mit Eisenträgern handelte, spricht eines Tages ein Kutscher vor, der bis vor wenigen Monaten für ihn gearbeitet hatte. Der Händler glaubt, dass der Kutscher ihn bitten würde, wieder bei ihm arbeiten zu dürfen. Weit gefehlt, denn der Kutscher wollte von ihm Eisenträger kaufen. Er war inzwischen Bauunternehmer geworden und war gerade dabei, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben, ein großes Haus zu bauen."[19]

Zurück zu unserem Krisenmodell: So lange die Spekulation weiterläuft, gehen Zinssätze, Preise und auch die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes nach oben, als handelte es sich dabei um eine Einbahnstraße. An einem ganz bestimmten Punkt aber steigen einige besonders erfahrene Marktteilnehmer aus diesem Prozess aus und verkaufen – wir befinden uns noch im 19. oder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wo es die komplizierten Finanzinstrumente des beginnenden dritten Jahrtausends noch nicht gibt – die von ihnen bis dato gehaltenen Aktien, Schuldverschreibungen, Immobilien oder Rohstoffe. Sie sind offenbar zu der Überzeugung gelangt, dass sich die momentanen Vorstellungen des Marktes weit von den auf mittlere Sicht vorherrschenden realen Knappheitsverhältnissen entfernt haben. Damit ist der obere Wendepunkt überschritten. Wenig später folgt der Rest des Marktes den „Pionieren" nach, und nun geht es rasch in umgekehrter Richtung wieder nach unten. Das Signal, das die eigentliche Krise einläutet, können plötzlich auftretende Liquiditätsschwierigkeiten einer Bank oder eines größeren Unternehmens sein.

---

[18] Ebd., S. 18: „[...] A larger and larger group of people seeks to become rich without a real understanding of the processes involved."

[19] V. Pareto, L'Italie économique [ursprünglich erschienen in der Revue des Deux Mondes vom 15.10.1891], in: ders., Œuvres complètes, hg. v. Giovanni Busino, Bd. 2, Genève 1970, S. 1–36, Zitat S. 7 [aus dem Französischen übersetzt vom Vf.].

Es kann sich auch um Liquiditätsprobleme von Rohstoffspekulanten handeln, die urplötzlich nicht mehr in der Lage sind, wegen der rasch gestiegenen Preise ihre Anzahlungen im vorgesehenen Ausmaß aufzustocken. Es kann sich auch um die Aufdeckung eines Schwindels handeln, der jetzt von einer breiteren Öffentlichkeit als exemplarisch wahrgenommen wird, während er mitten im Boom außer von den unmittelbar Betroffenen vielleicht kaum registriert worden wäre. Schließlich wirkt sich in dieser zugespitzten Situation häufig auch der internationale Zusammenhang der Kapitalmärkte negativ aus. Es gibt in historischer Sicht nicht wenige Fälle, in denen krisenartige Zuspitzungen von einem Finanzplatz zum anderen und von einem Land ins andere wandern, in denen also nationale Kapitalmärkte sozusagen international infiziert werden. Unter diesen Bedingungen wird jetzt, im beginnenden Abschwung, der zuvor dominierende Optimismus durch eine fundamental pessimistische Sicht auf die Märkte abgelöst. Was gestern noch als eine hohen Gewinn versprechende Investition erschien, wird nun mit äußerst kritischen Augen betrachtet. Kurz: Wirtschaft, Gesellschaft, und in den meisten Fällen auch die Politik, sind in der Krise angekommen, von der auch erfahrene Experten meist nicht zu sagen wissen, ob sie in eine längerfristige Depression oder auch nur in eine relativ milde und bald vorübergehende Stagnation münden wird. Die Abstiegsbewegung kann auch in panikartige Reaktionen umschlagen – Kindleberger benutzt in seiner englischsprachigen Darstellung ausdrücklich das deutsche Wort Torschlusspanik[20] –, was dann vor allem an Überreaktionen der Märkte in Gestalt von „abstürzenden" Börsenkursen abgelesen werden kann.

Bei der gebotenen Kürze kann hier nicht noch weiter in die Einzelheiten gegangen werden. Ein Punkt verdient es aber, noch kurz in Augenschein genommen zu werden, nämlich die Frage nach dem rationalen Verhalten der einzelnen Marktteilnehmer und die Möglichkeit, dass ganze Märkte vorübergehend im irrationalen Fieber aufzublühen scheinen. Bekanntlich hat die neoklassische Nationalökonomie lange an der Figur des rationalen Marktteilnehmers – sowohl auf der Käufer- wie auch auf der Verkäuferseite – festgehalten. Viele der teilweise recht anspruchsvollen neoklassischen Modellkonstruktionen

[20] Kindleberger (wie Anm. 12) S. 20.

sind auf diese doch recht drastische Vereinfachung angewiesen, sonst würden keine eindeutigen Modellergebnisse erzielt. Allerdings hat das von Herbert A. Simon schon vor etwa dreißig Jahren in die Debatte eingeführte Konzept der *bounded rationality*, der eingeschränkten Rationalität, versucht, den ursprünglich in Kauf genommenen Realitätsverlust zumindest teilweise aufzuheben.[21] Friedrich August von Hayek hat das Dilemma zwischen Ungewissheit und angestrebter rationaler Verhaltensweise treffend zum Ausdruck gebracht, wenn er sagt: „Die entscheidende Tatsache unseres Lebens ist jedoch, dass wir **nicht** allwissend sind, dass wir uns von Augenblick zu Augenblick neuen Tatsachen anpassen müssen, die wir zuvor nicht gekannt haben, und dass wir deshalb unser Leben nicht nach einem vorgefassten, detaillierten Plan einrichten können, in dem jede einzelne Handlung im voraus jeder anderen rational angepasst ist."[22]

Auf einer anderen Ebene, nämlich im tatsächlichen Wirtschaftsprozess, taucht dagegen das Phänomen des kollektiven Realitätsverlustes auf, der im Konjunkturverlauf kurz vor dem Umschlag in die Krise, wie schon oben angedeutet, durchaus das Marktverhalten zahlreicher Wirtschaftssubjekte charakterisieren kann. Ein auch wirtschaftshistorisch versierter Ökonom wie Charles Kindleberger ist jedenfalls zu dieser Überzeugung gelangt, liefert dafür auch eine Reihe konkreter Fallstudien und kommt dann zu dem folgenden Schluss: „[...] despite the general usefulness of the assumptions of rationality, markets can on occasions – infrequent occasions, let me emphasize – act in destabilizing ways that are irrational overall, even when each participant in the market is acting rationally."[23]

Bei einer genaueren Betrachtung des Krisenphänomens wird man im Zweifelsfall zu der Feststellung kommen, dass trotz des oben stilisierten Ablaufs keine Krise der anderen gleichkommt, dass es aber wahrscheinlich nicht viel Sinn macht, Handelskrisen von industriellen Krisen, Bankkrisen von monetären Krisen, Fiskalkrisen von allgemeinen Finanzkrisen fein säuberlich trennen zu wollen. Man

[21] Vgl. vor allem H.A. Simon, Rationality as process and a product of thought, American Economic Review 68 (1978) N° 2, S. 1–16.

[22] F.A. von Hayek, Arten des Rationalismus, in: ders., Freiburger Studien. Gesammelte Aufsätze, Tübingen 1969, S. 75–89, Zitat S. 84.

[23] Ebd., S. 41.

wird vielmehr rasch zu dem Ergebnis gelangen, dass es bei den meisten Krisen eine monetäre und eine güterbezogene Seite zu betrachten gibt, denn in zahlreichen Fällen beginnt die Krise als Finanzkrise, erfasst dann den Bereich der Güterwirtschaft und mutiert so zur – allgemeinen – Wirtschaftskrise. Angesichts der 2007 einsetzenden schweren Krise kommt der Internationale Währungsfonds zum Schluss, deren Wucht und Globalität seien „new and unanticipated", denn „[...] the current disruption combines a financial crisis at the heart of the world's largest economy with a global downturn", um aber gleich darauf festzustellen, dass weder Finanzkrisen noch *globally synchronized downturns* etwas Neues darstellten. Ein ausführlicher Bezug auf die Weltwirtschaftskrise der Jahre 1929–33 im Bericht des Währungsfonds zeigt dann anhand neuerer Studien, wie der Finanzkrise damals ziemlich rasch eine allgemeine Wirtschaftskrise in den wichtigsten Industrieländern, aber nicht nur dort, nachgefolgt war.[24] Aus historischer Perspektive gibt es zweifellos den Typ der mehr oder weniger reinen Finanzkrise, worunter man beispielsweise die anglo-argentinische Baringkrise von 1890 verstehen könnte, doch auch sie blieb zumindest im Jahrzehnt danach nicht ohne Auswirkungen vor allem auf die Realwirtschaft Argentiniens.[25] Umgekehrt war beispielsweise die so genannte *cotton famine* der Jahre 1863–65 zunächst eine reine Wirtschaftskrise für die britische und auch die kontinentaleuropäische Baumwollindustrie, denn sie brach aus, als die Lieferungen von Rohbaumwolle aus den Südstaaten der USA wegen der Blockade der Ausfuhrhäfen im amerikanischen Bürgerkrieg ausblieben. Von diesen beiden und nicht allzu vielen anderen Beispielen einmal abgesehen, wird man aber in den meisten Fällen von einer Kombination bzw. einem raschen Aufeinanderfolgen von Finanz- und Wirtschaftskrisen sprechen dürfen, auch wenn die krisenhafte Zuspitzung häufig zunächst einmal im Finanzsektor zu beobachten war. Dabei ist klar, dass die spekulativen Anlässe und Ursachen wechseln können: Dies können Rohstoffe oder einzelne große Unternehmen, Bank- oder Eisenbahnaktien, Immobilienprojekte oder Währungen,

[24] World Economic Outlook (wie Anm. 1) S. 105ff., Zitat S. 103.

[25] Vgl. J. Clapham, The Bank of England. A history, Cambridge 1970 [Erstausgabe 1944], S. 326ff.

Firmengründungen oder Unternehmenszusammenschlüsse oder mehrere dieser auslösenden Faktoren sein.[26] Alle diese Faktoren zeigen zugleich eine finanzielle und eine realwirtschaftliche Seite und müssen dementsprechend auch nach verschiedenen Seiten hin analysiert werden.

4.1. Die erste Krise im geeinten Italien, die von 1866, war zuallererst eine Finanzkrise, die aber eindeutige wirtschaftliche und politische Voraussetzungen hatte und ebenso eindeutige Konsequenzen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet mit sich brachte. Das zwischen 1859 und 1861 unter der Ägide der liberalen Rechten geeinte Königreich Italien lag im europäischen Kontext des Industrialisierungsprozesses mindestens bis zum Ende des 19. Jahrhunderts noch weit zurück. Traut man der zeitgenössischen Volkszählungsstatistik, dann waren noch 1881, also volle zwei Jahrzehnte nach der Einigung des Landes, 61,8 % aller Beschäftigten in der Landwirtschaft tätig.[27] Nach den jüngsten Berechnungen von Giovanni Federico ergibt sich für das Jahr 1862 ein Anteil der Landwirtschaft am Bruttoinlandsprodukt von 46,2 %, während Stefano Fenoaltea für dasselbe Jahr für den sekundären Sektor, also Industrie und Handwerk, sogar nur einen Anteil von 15,9 % ermittelt hat.[28] Der Abstand zu den bereits industrialisierten Ländern war erheblich: So lag das britische Pro-Kopf-Einkommen 1881 um das 2,3 fache über dem italienischen.

---

[26] Kindleberger (wie Anm. 12) S. 45f.; in einem Beitrag, der Bankenkrisen in den U.S.A., Großbritannien und Deutschland vor 1914 vergleichend untersucht, unterscheidet Richard H. Tilly zwischen einer engeren, *classic* Definition einer „banking crisis ... in which runs by creditors/depositors cause many bank failures" und einer weiteren Definition „in which banking crises are identified as financial crises which had significant effects on one or more important banks or which had important policy implications for banking": R.H. Tilly, Banking crises in comparative and historical perspective: the nineteenth century, Bankhistorisches Archiv. Banking and Finance in Historical Perspective 34 (2008) S. 1–17, Zitate S. 2f.

[27] V. Zamagni, A century of change: Trends in the composition of the Italian labour force, 1881–1981, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 44 (Oktober 1987) S. 36–97 (diese Daten in Tabelle A.1, S. 57).

[28] S. Fenoaltea, L'economia italiana dall'Unità alla Grande Guerra, Roma-Bari 2006, S. 61, Tabelle 6.

Im vergleichsweise spät industrialisierenden Deutschland lag es allerdings nur beim 1,4 fachen Italiens.[29]

Dass Wirtschafts- und Finanzkrisen im sekundären und tertiären Sektor in einem solchen durch relative Rückständigkeit geprägten Umfeld nur eine begrenzte Rolle für die gesamte Volkswirtschaft spielen würden, kann kaum überraschen. Dennoch befand sich das junge Königreich von seinen Anfängen an in einer schwierigen Lage: Der Aufbau einer funktionierenden gesamtstaatlichen Verwaltung und einer effizienten Infrastruktur, die hohen Belastungen durch die Kosten für das Militär, das sowohl im Innern gegen das Brigantenunwesen im Süden als auch für einen drohenden neuen Konflikt mit Österreich benötigt wurde, brachten außerordentliche finanzielle Belastungen mit sich, die nur durch höhere Steuern und/oder eine höhere Verschuldung in Grenzen gehalten werden konnten.[30] Zwar wurden verschiedene Steuern erhöht oder neu eingeführt, doch erreichten zwischen 1861 und 1866 die Staatseinnahmen nur zwischen 50 und 60 % der Ausgaben.[31] Die Fehlbeträge wurden zu einem beträchtlichen Teil durch den Rückgriff auf ausländisches Kapital gedeckt. So floss 1865 ein gutes Drittel der Zinszahlungen des italienischen Schatzministeriums an ausländische Gläubiger. War die Lage für die Finanzierung der italienischen Staatsfinanzen schon zwischen 1861 und 1863 alles andere als einfach gewesen, so trat ab Herbst 1864 auf dem internationalen Kapitalmarkt ein schleichender Vertrauensverlust für italienische Staatspapiere ein. Dies geschah nicht zuletzt deshalb, weil die italienische Staatsschuld – der neue Einheitsstaat hatte die Schulden der Vorgängerstaaten mit übernehmen müssen – inzwischen bei 72 % des Bruttoinlandsprodukts angekommen war.[32] Als Folge des Absinkens der Kurse der Staatspapiere stieg die effektive Verzinsung der

[29] G. Fuà, Breve sintesi statistica dello sviluppo economico italiano 1861–1940, in: G. Toniolo (Hg.), L'economia italiana 1861–1940, Roma-Bari 1978, S. 47–66 (Daten ebd., Tabelle 1.4., S. 50).

[30] Vgl. T. Fanfani, La crisi del 1865–66 e il corso forzoso, in: P. Pecorari (Hg.), Crisi e scandali bancari nella storia d'Italia. Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Biblioteca Luzzattiana 11, Venezia 2006, S. 9–28.

[31] Vgl. dazu E. Corbino, Annali dell'economia italiana, Bd. 1, Città di Castello 1931, S. 259.

[32] G. Toniolo, Storia economica dell'Italia liberale, 1850–1918, Bologna 1988, S. 101.

italienischen staatlichen Rententitel bis 1865 auf 9 % an, während gleichzeitig die Kurse der britischen *consols*, die das nahezu unbegrenzte Vertrauen des anlegenden internationalen Publikums genossen, nie über 3,5 % zu liegen kamen. Die Lage auf den internationalen Finanzmärkten verschlechterte sich rapide nach dem Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges im Frühjahr 1865; im Mai 1866 kam der Zusammenbruch des Londoner Finanzhauses Overend, Guerney & Co. dazu.[33] Angesichts der krisenhaften Entwicklung an den Finanzmärkten hatte die italienische Regierung bereits beschlossen, zum 1. Mai 1866 die Pflicht für den Umtausch der Lira in Edelmetall aufzuheben, eine Verpflichtung, zu der sie sich gerade einmal gute vier Monate zuvor als Gründungsmitglied der Lateinischen Münzunion bereit gefunden hatte.[34] Da ein Krieg Preußens mit Österreich und damit auch ein italienisch-österreichischer Konflikt im April/Mai 1866 unmittelbar vor der Tür zu stehen schien, wurden vom italienischen Staat dringend zusätzliche Finanzmittel für Mobilisierung und mögliche Kriegsführung benötigt. Die unmittelbaren Bedürfnisse wurden mit einem Kredit in Höhe von 250 Mill. Lire, auf Weisung der Regierung vergeben von der *Banca Nazionale nel Regno*, der führenden Notenbank des Landes, gedeckt.[35] Im Gegenzug wurde für die Lira der Zwangskurs, der *corso forzoso*, eingeführt und alle sechs Notenbanken wurden von der Pflicht zur Einlösung ihrer Banknoten in Metallgeld befreit, eine Maßnahme, von der Marcello de Cecco mit Recht gesagt, sie sei „against the spirit of the Latin [Monetary, P.H.] Union" gewesen.[36]

Die Krise vom Frühjahr 1866 lässt sich auch im internationalen Kontext, vor allem aber im italienischen Fall, ganz überwiegend als eine Finanzkrise klassifizieren. Ausgelöst wurde sie durch eine riskante nationale Finanzpolitik, eine davon ganz unabhängige, aber gleichzeitig erfolgte Zuspitzung an den internationalen Finanzmärk-

---

[33] Vgl. dazu J. Clapham, The Bank of England (wie Anm. 25) S. 260ff.

[34] Vgl. dazu nach wie vor die klassische Darstellung bei G. Luzzatto, L'economia italiana dal 1861 al 1894, Torino [2]1968, S. 65ff.

[35] Vgl. hierzu vor allem P. Pecorari, La fabbrica dei soldi. Istituti di emissione e questione bancaria in Italia, 1861–1913, Bologna 1994, S. 36f.

[36] M. de Cecco, Money and empire. The international gold standard, 1890–1914, Oxford 1974, S. 44ff., Zitat S. 45.

ten und zusätzlich noch durch die unmittelbar drohenden kriegerischen Verwicklungen. Zumindest im gewerblichen Bereich waren die beiden folgenden Jahre 1867 und 1868 von einem Produktionsrückgang geprägt.[37] Domenico Delli Gatti, Marco und Mauro Gallegatti zufolge, die sich in einer kliometrischen Studie mit den italienischen Konjunkturzyklen zwischen 1861 und 2000 auseinandergesetzt haben, „[...] in 1867, public expenditure shrank markedly and investments continued to diminish. The combined impact of a decline in agricultural supply and in aggregate demand provoked a severe recession."[38] Auf die auslösende Finanzkrise des Jahres 1866 folgte also in den beiden Folgejahren eine die gesamte Volkswirtschaft erfassende Wirtschaftskrise. Mittelfristig hatte die Krise eine Umpolung der staatlichen Finanzpolitik, gerichtet auf einen ganz allmählichen Abbau der hohen Verschuldung, eine Erhöhung der Steuerlast und eine Ausweitung der Geldmenge zur Folge, die durch den Zwangskurs der Lira jetzt erst ermöglicht wurde. Zugleich wurden auf mittlere Sicht durch die Verschlechterung des Wechselkurses der Papierlira, die mit einem zunehmenden Disagio gehandelt wurde, Exporte verbilligt und Importe verteuert – insofern hatte die Krise auch eine konkrete realwirtschaftliche Konsequenz, auch wenn die regierungsamtliche Rhetorik, beispielsweise eines Quintino Sella, stets das Ziel der Sanierung des Staatshaushaltes in den Vordergrund stellte.[39]

4.2. Die internationale Entwicklung war aber nicht nur in hohem Maße für die Krise von 1866 verantwortlich, sie hat auch den konjunkturellen Einbruch im Frühjahr 1873, zunächst in Wien, dann in weiten Teilen des übrigen Europa und damit auch in Italien, zu verantworten. Spätestens seit Hans Rosenbergs grundlegender Monographie über „Große Depression und Bismarckzeit" wird die Gründerkrise, als welche man die 1873er Krise im deutschsprachigen

---

[37] Vgl. S. Fenoaltea, L'economia italiana (wie Anm. 28) S. 14, Tabelle 1.

[38] D. Delli Gatti/Marco Gallegati/Mauro Gallegati, On the nature and causes of business fluctuations in Italy, 1861–2000, Explorations in Economic History 42 (2005) S. 81–100, Zitat S. 94.

[39] Vgl. A. Berselli, La destra storica dopo l'Unità, Bd. 2: Italia legale e Italia reale, Bologna 1965, S. 124ff.; G. Are, La politica finanziaria di Quintino Sella, in: Quintino Sella tra politica e cultura, 1827–1884. Atti del Convegno Nazionale di Studi, Torino 24–25–26 ottobre 1984, Torino 1986, S. 155–166.

Raum bezeichnet, als einer der Wendepunkte deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert betrachtet.[40] Auch die Wirtschaftsentwicklung in Österreich-Ungarn ist dadurch bis fast ans Ende des Jahrhunderts tief greifend beeinflusst worden. Gilt dieser Einschnitt auch für Italien? Man wird das bezweifeln dürfen, und das nicht zuletzt im Lichte des vor wenigen Jahren erschienenen Beitrages von Giuseppe Conti, in dem die italienischen Vorgänge, besonders für die Jahre 1871–73, sorgfältig rekonstruiert werden.[41] Conti zeigt, dass die wirtschaftliche Aktivität – anders als in der Krise von 1866, als das reale Bruttoinlandsprodukt um nicht weniger als 11 % zurückging – 1871–72 gerade einmal um etwa 1 % schrumpfte.[42] Allerdings gab es auch in Italien zu Beginn der 1870er Jahre einen „Gründerboom", gefolgt vom Zusammenbruch vieler Neugründungen: So verdoppelte sich zwischen 1871 und 1873 die Zahl der Aktiengesellschaften – die Banken nicht mitgerechnet –, während die Zahl der Aktienbanken von 23 auf 107 stieg. Das Kapital der Aktiengesellschaften, die nicht Kreditinstitute waren, nahm im gleichen Zeitraum um das 1,6 fache zu. Bei den Aktienbanken belief sich die Zunahme auf das 1,8 fache, wobei die Banken ihre Bilanzsumme ganz überwiegend durch Aktienemission und nicht, wie es später geschehen sollte, durch das Wachstum der Einlagen ausdehnten.[43] Nur ein Teil der italienischen Aktienbanken überlebte die Krise: Von 19 dieser Banken Ende 1869 mit einem Nominalkapital von 165 Mill. Lire war deren Zahl bis 1873 auf nicht weniger als 143 mit insgesamt 793 Mill. Lire Kapital gestiegen. 1879, am Ende des Jahrzehnts, waren nur noch 99 mit einem Nominalkapital von zusammen 268 Mill. Lire übrig geblieben. Von deren Kapital waren allerdings nur zwei Drittel eingezahlt.[44] Insgesamt wird man Gino Luzzatto zustim-

[40] H. Rosenberg, Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 1967.

[41] G. Conti, Il crac del 1873, in: P. Pecorari (Hg.), Crisi e scandali bancari (wie Anm. 30) S. 29–66.

[42] Nach dem Index der gewerblichen Produktion in Italien, so wie ihn Stefano Fenoaltea 2001 berechnet hat, ging es in den 1860er und 1870er Jahren mit Ausnahme der Jahre 1866–69 und 1875/76 stetig, aber langsam nach oben (S. Fenoaltea, L'economia italiana (wie Anm. 28) S. 14, Tabelle 1).

[43] Ebd., S. 47–49.

[44] E. Corbino, Annali dell'economia italiana, Bd. 2, Città di Castello 1931, S. 367–371; A. Polsi, Alle origini del capitalismo italiano. Stato, banche e banchieri dopo l'Unità, Torino 1993, S. 163ff.

men müssen, der im Lichte der Krise des Jahres 1873 den Aufschwung im Kreditgewerbe als ein *fuoco di paglia*, ein Strohfeuer, bezeichnet[45] und als Beispiel dafür die *Banca Italo-Germanica* nennt, die im Dezember 1871 auch unter Mitwirkung deutscher Bankiers mit einem Nominalkapital von immerhin 50 Mill. Lire gegründet worden war und bereits im Januar 1874 liquidiert wurde.[46] Luzzatto vertritt den Standpunkt: „In realtà tutta l'Italia agricola, cioè più di quattro quinti dell'Italia di allora, e la maggior parte della nostra industria, erano ancora così lontane dalla organizzazione capitalistica, almeno nel senso più completo della parola, da non soffrire molto per una crisi bancaria, ed in particolare per una crisi di quelle banche, sorte esclusivamente a scopi di speculazione."[47]

Man muss jedoch nicht Luzzattos Meinung teilen, mehr als vier Fünftel der italienischen Volkswirtschaft seien dem Agrarsektor zuzurechnen, denn dagegen – siehe die weiter oben bereits erwähnten Zahlen – sprechen neuere Forschungen. Aber dem Standpunkt, dass weite Teile des Erwerbslebens in Italien von der damaligen Finanzkrise kaum berührt wurden, wird man kaum widersprechen können.

4.3. Es kann hier nicht darum gehen, sämtliche Wirtschaftszyklen und die zwangsläufig dazu gehörenden Krisen zwischen Einigung und Zweitem Weltkrieg rekonstruieren zu wollen. Für die Jahre von 1861 bis 2000 – also noch um sechs Jahrzehnte über die hier ins Visier genommene Zeitspanne hinaus – gibt es für die italienische Volkswirtschaft die Schätzung von „approximately 20 business cycles of varying duration and amplitude."[48]

Nach den beiden Krisen von 1866 und 1873 soll hier die Bankenkrise der Jahre 1893/94 eine kurze Darstellung finden, wobei nicht verschwiegen werden darf, dass dieser Bankenkrise eine Rezes-

[45] Luzzatto, L'economia italiana (wie Anm. 34) S. 75.

[46] Ebd., S. 75ff.; zur Banca Italo-Germanica vgl. auch P. Hertner, Deutsches Kapital im italienischen Bankensektor und die deutsch-italienischen Finanzbeziehungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Bankhistorisches Archiv 1977, H. 2, S. 1–29, hierzu speziell S. 5ff.

[47] Luzzatto, L'economia italiana (wie Anm. 34) S. 80f.

[48] D. Delli Gatti/M. Gallegati/M. Gallegati, On the nature and causes of business cycles (wie Anm. 38) S. 82.

sion vorausgegangen war, die durch zwei Tiefpunkte – in den Jahren 1889 und 1892 – gekennzeichnet war.[49] Gino Luzzatto hat den gesamten Zeitabschnitt 1889 bis 1894 immerhin als „Gli anni più neri dell'economia del nuovo Regno"[50] bezeichnet. Während die Jahre 1889 bis 1892 durch einen starken Rückgang der Investitionen, vor allem in der Metallindustrie, gekennzeichnet sind sowie durch einen relativ deutlichen Rückgang der Industrieproduktion,[51] kam es in den beiden folgenden Jahren zu einer schweren Bankenkrise. Im Grunde genommen müsste man von einer Doppelkrise sprechen, denn zum einen war es eine Krise der sechs über das Königreich verteilten Notenbanken, zum anderen gingen wenig später die zwei führenden Geschäftsbanken des Landes unter. Kein west- oder südeuropäisches Land hat im 19. Jahrhundert Vergleichbares durchgemacht. Bankenkrisen gab es zwar überall und ihnen fielen immer wieder einzelne Kreditinstitute zum Opfer, aber eine Doppelkrise dieses Ausmaßes blieb dann doch auf Italien beschränkt.

Was die Notenbanken betraf, so war es vor allem deren direktes Engagement im Immobiliarkredit und im Kreditgeschäft mit Industrieunternehmen, das sie während der Krisenjahre nach 1888 in beträchtliche Schwierigkeiten brachte. Hinzu kamen noch die verschiedenen *salvataggi*, Rettungsaktionen, die vor allem die größte der Notenbanken, die *Banca Nazionale nel Regno*, auf Drängen der jeweiligen Regierung einleitete, um in Not geratenen Banken und Immobilienfirmen beizustehen.[52] Das Fass zum Überlaufen brachte dann 1892/93 der Betrugsskandal um eine der Notenbanken selbst, die *Banca Romana*, die unter anderem ihr Banknotenkontingent durch Drucken zusätzlicher Banknoten mit den gleichen Seriennummern und ohne jegliche Deckung illegal ausgeweitet hatte. In einem Bericht vom 20. März 1893 an die Abgeordnetenkammer stellte sich dann au-

[49] Ebd., S. 83, Tabelle 1. Toniolo, Storia economica dell'Italia liberale (wie Anm. 32) S. 139, nennt sogar die Jahre von 1887 bis 1896 „un decennio di crisi".

[50] So die Überschrift zu Kap. 6 in Luzzatto, L'economia italiana (wie Anm. 34) S. 177.

[51] Vgl. Toniolo, Storia economica dell'Italia liberale (wie Anm. 32) S. 143ff.; Fenoaltea, L'economia italiana (wie Anm. 28) S. 14, Tabelle 1.

[52] Vgl. dazu vor allem A. Confalonieri, Banca e industria in Italia 1894–1906, Bd. 1, Milano 1974, S. 135ff.

ßerdem noch heraus, dass nicht nur 91 % der Aktiva der *Banca Romana* sondern auch 75,1 % der Aktiva der *Banca Nazionale* faktisch illiquide waren,[53] wobei der Fall der *Banca Nazionale*, die über eine zehnmal größere Bilanzsumme als die *Banca Romana* verfügte, vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus noch viel schwer wiegender war. Neben offensichtlichen Betrügereien und handfester Korruption zeigte sich hier auch ein klares Versagen der Bankenaufsicht.[54] Es war, wie ein so nüchterner Betrachter wie Gastone Manacorda festgestellt hat, „una catastrofe economica, politica e morale."[55] In einer solchen Lage blieb nur die Flucht nach vorn, und so wurde noch im Verlauf des Jahres 1893 aus den beiden toskanischen Notenbanken und der *Banca Nazionale* die *Banca d'Italia* geschmiedet und die skandalumwitterte *Banca Romana* liquidiert.[56] Als typischen Kompromiss, mit dem man der politischen Klasse des Südens entgegenkommen wollte, wird man werten dürfen, dass die beiden süditalienischen Notenbanken, der *Banco di Napoli* und der *Banco di Sicilia*, ihr Emissionsrecht weiter behalten durften, auch wenn nun fast drei Viertel des erlaubten Banknotenumlaufs auf die *Banca d'Italia* entfielen. Im konkreten Fall hatte also eine akute Krise immerhin ziemlich tief greifende Reformmaßnahmen bewirkt, die zuvor jahrzehntelang aufgeschoben worden waren.

Die Notenbankreform war gerade verabschiedet, aber noch nicht in Kraft getreten, als der Geschäftsbankensektor von seiner bisher schwersten Krise erschüttert wurde: Am 30. November 1893 musste der 1863 gegründete *Credito Mobiliare*, die größte Geschäftsbank des Landes, seine Schalter schließen. Innerhalb von sechs Monaten hatte sich der Umfang seiner Einlagen nahezu halbiert, denn seit Anfang

[53] Vgl. dazu E. Vitale, La riforma degli istituti di emissione e gli „scandali bancari" in Italia, 1892–1896. hg. v. der Camera dei Deputati. Archivo Storico, Bd. 3, Roma 1972, S. 311ff.

[54] Vgl. dazu u.a. V. Sannucci, Molteplicità delle banche di emissione: Ragioni economiche ed effetti sull'efficacia del controllo monetario (1860–1890), in: Ricerche per la storia della Banca d'Italia, Collana Storica della Banca d'Italia. Serie Contributi 1, Roma-Bari 1990, S. 181–218.

[55] G. Manacorda, Dalla crisi alla crescita. Crisi economica e lotta politica in Italia, 1892–1896, Roma 1993 [Erstauflage Torino 1968], S. 83.

[56] Vgl. dazu ebd., S. 43ff. sowie unter anderem E. Corbino, Annali dell'economia italiana, Bd. 4, Città di Castello 1934, S. 343ff.

September war die Bank einem nahezu ununterbrochenen Ansturm der Privatkundschaft auf ihre Konten ausgesetzt. Mitentscheidend am Zusammenbruch des *Credito Mobiliare* wurde sicher auch die Weigerung ausländischer Banken, einmal gegebene Kredite zu verlängern oder neue Zusagen einzugehen. Einmal ins Rollen gekommen, erfasste die Krise wenige Wochen später auch die zweitgrößte Geschäftsbank Italiens, die 1871 ins Leben gerufene *Banca Generale*, die am 18. Januar 1894, also nur anderthalb Monate später, ebenfalls ihre Zahlungen einstellen musste. Beide Banken, vor allem aber der *Credito Mobiliare*, hatten nicht so sehr bei der Vergabe von Krediten an Industrieunternehmen, sondern vor allem bei ihrem Engagement im Immobiliensektor elementare Gebote der Liquiditätsvorsorge missachtet.[57] Als in der Krise des Jahres 1893 dann auch noch der Notenbanksektor vollständig umstrukturiert werden musste und die neu gegründete *Banca d'Italia* den Geschäftsbanken in deren Not vorläufig nicht zu Hilfe kommen konnte,[58] war das Schicksal der beiden größten italienischen Geschäftsbanken besiegelt. Ende 1893 und zu Beginn des folgenden Jahres hatte die Finanzkrise damit zweifellos ihren Höhepunkt erreicht. Dass im Oktober 1894 und dann Anfang 1895 zwei neue Geschäftsbanken – beide mit einem bedeutenden Anteil ausländischen Kapitals – gegründet wurden, nämlich die *Banca Commerciale Italiana* und der aus der *Banca di Genova* hervorgegangene *Credito Italiano*, war ein Zeichen dafür, dass auf dem Kapitalmarkt das Vertrauen, vor allem auch der ausländischen Investoren, allmählich wieder zurückzukehren schien.[59]

Was den gewerblichen Sektor, und möglicherweise auch die Landwirtschaft, betrifft, so lässt sich bei deren Wachstum ein Tiefpunkt bereits für das Jahr 1892, also ein Jahr vor der Finanzkrise, konstatieren – dies zumindest nach den Berechnungen von Domenico Delli Gatti sowie Marco und Mauro Gallegatti.[60] Gianni Toniolo zufolge

[57] Vgl. A. Confalonieri, Banca e industria in Italia (wie Anm. 52) Bd. 1, S. 312ff.

[58] Vgl. A. Confalonieri, Banca e industria in Italia 1894–1906, Bd. 2, Milano 1975, S. 81ff.

[59] Vgl. ebd, S. 3ff.; Toniolo, Storia economica dell'Italia liberale (wie Anm. 32) S. 180ff.; P. Hertner, Banche tedesche e sviluppo economico italiano (1883–1914), in: Ricerche per la storia della Banca d'Italia. Collana Storica della Banca d'Italia, Serie Contributi 1, Roma-Bari 1990, S. 69–101, hierzu besonders S. 93ff.

[60] On the nature and causes of business fluctuations (wie Anm. 38) S. 84f., 95f.

waren die Nettoinvestitionen in der italienischen Volkswirtschaft zwischen 1887 und 1892 um nicht weniger als 65 % zurückgegangen.[61] Neuere Daten von Stefano Fenoaltea für den sekundären Sektor bestätigen zwar das Jahr 1892 als zyklischen Tiefpunkt, lassen den konjunkturellen Einbruch im sekundären Sektor aber deutlich geringer ausfallen, so dass die gewerbliche Produktion des Jahres 1892 immer noch über die des Jahres 1886 zu liegen kommt. Negativ war vor allem die Entwicklung im Bausektor: dort sank die Wertschöpfung von 444 Mill. Lire im Jahr 1886 auf 389 Mill. Lire im Jahr 1892, was dann, wie oben schon angedeutet, zu einem der auslösenden Faktoren der Bankenkrise wurde. Dabei ist allerdings zu beachten, dass der Rückgang der Bautätigkeit anhielt und erst 1896 mit 307 Mill. Lire ein Minimum erreichte. Es folgte dann wieder ein allmählicher Anstieg, bei dem erst 1906 mit einer Wertschöpfung von 460 Mill. Lire der Wert des Jahres 1886 übertroffen wurde. Offensichtlich waren hier strukturelle und konjunkturelle Entwicklungen miteinander verwoben.[62] Der Einbruch bei allen Arten von Bauarbeiten, vor allem aber bei der Bautätigkeit im Eisenbahnsektor, kann von Fenoaltea jedenfalls deutlich nachgewiesen werden.[63] Was die Entwicklung in den Jahren 1889 bis 1894 betrifft, so ist Fenoaltea der Überzeugung, dass erstens die zuvor liegenden 1880er Jahre weit bessere Ergebnisse brachten, als bis vor kurzem behauptet wurde, dass aber im Übrigen die Krise der frühen 1890er Jahre, die er nicht abstreitet, weit weniger dramatisch ausfiel als bisher behauptet.[64] Man darf vermuten, aber dazu hat sich Fenoaltea nicht geäußert, dass die wenig später einsetzende schwere Bankenkrise die negative Einschätzung durch Zeitgenossen und spätere Beobachter wenn nicht verursacht, so doch verstärkt hat.

4.4. 1897 war nach 1892/93 das nächste Krisenjahr: das Bruttoinlandsprodukt schrumpfte immerhin um 4,6 %, die gesamtwirtschaftlichen Investitionen gingen sogar um 43 % zurück.[65] Besonders

[61] Toniolo, Storia economica dell'Italia liberale (wie Anm. 32) S. 145.
[62] Vgl. Fenoaltea, L'economia italiana (wie Anm. 28) S. 46–47, Tab. 3.
[63] Vgl. ebd., S. 84–87.
[64] Ebd., S. 148ff.
[65] Zahlen in: D. Delli Gatti/Marco Gallegati/Mauro Gallegati, Sulla natura e le cause delle fluttuazioni cicliche in Italia (1861–2000), in: P. Ciocca/G. To-

zu Buche schlug 1897 die gleichzeitige, offensichtlich klimatisch bedingte Agrarkrise, als deren Folge ein Rückgang der Agrarproduktion um 12,1 % zu verzeichnen war.[66] In einem Land, in dem in den 1890er Jahren der Agrarsektor mit seiner Wertschöpfung immer noch etwa ein Drittel zum Bruttoinlandsprodukt beitrug, war die Landwirtschaft mindestens bis zum Ersten Weltkrieg ein Faktor, der Krisen zumindest mit verursachte. Die Krise von 1897 wird an dieser Stelle aber nur erwähnt, weil sie mehr als ein Jahrzehnt – nämlich die Jahre bis 1907 – einleitete, in dem sich in Italien der erste, wenn auch regional im wesentlichen auf Nordwestitalien begrenzte Durchbruch zur Industrialisierung vollzog.

4.5. Dafür, dass der Wachstumsschub in Italien zwischen 1908 und 1914 langsamer verlief als im Jahrzehnt zuvor, hat man die Wirtschaftskrise des Jahres 1907 verantwortlich gemacht. Über den genauen Verlauf dieses Krisenjahres, über Ursachen und Folgen dieses konjunkturellen Einbruchs, der weltweit die U.S.A. und Italien am stärksten betroffen hat, wissen wir ziemlich genau Bescheid dank einer vorzüglichen Monographie, die der italienische Wirtschaftshistoriker Franco Bonelli bereits 1971 veröffentlicht hat.[67] Er gab seinem Buch den Untertitel „Eine Etappe der industriellen Entwicklung in Italien" und wollte damit zum Ausdruck bringen, dass diese Krise nicht nur als „gewöhnlicher" Konjunktureinschnitt zu betrachten ist, sondern dass man sie durchaus als eine wichtige Zwischenstation auf dem Weg zur Industrialisierung Italiens betrachten sollte. Bonellis Hauptinteresse gilt dem italienischen Kapitalmarkt auf der einen und den Möglichkeiten staatlicher Intervention auf der anderen Seite. So unterstreicht er, dass die *Banca d'Italia* als quasi-zentrale Notenbank

---

niolo (Hg.), Storia economica d'Italia 3.1, Milano-Roma-Bari 2003, S. 535–578, hierzu S. 562.

[66] Die Getreideernte fiel 1897 etwa um ein Drittel niedriger aus als der Durchschnitt der Jahre 1891–96 (vgl. E. Corbino, Annali dell'economia italiana, Bd. 4, Città di Castello 1934, S. 83).

[67] F. Bonelli, La crisi del 1907. Una tappa dello sviluppo industriale in Italia, Torino 1971. – Kindleberger (Manias, panics, and crashes [wie Anm. 12] S. 133) greift in seiner Monographie ausdrücklich auf das Werk von Bonelli zur Krise von 1907 zurück und lobt dessen *clarity*.

– und mit ihr die beiden anderen Emissionsbanken *Banco di Napoli* und *Banco di Sicilia* – aufgrund des ihnen auferlegten gesetzlichen Rahmens – einer Folge der Krise des Jahres 1893 – nicht über den Spielraum verfügten, der ihnen gezielte Eingriffe in den Geld- und Kapitalmarkt und darüber hinaus in den Bankensektor ermöglicht hätte. Ein weiterer Grund ist Bonelli zufolge in der Tatsache begründet, dass andererseits die großen Geschäftsbanken des Landes nicht nur die Börsenspekulation in den vorangegangenen Jahren indirekt ermöglicht hatten, sondern dass diese Banken auch die Notenbanken bei deren Bemühungen, den Geldmarkt unter Kontrolle zu halten, keineswegs unterstützt hätten.[67] Die Finanzierung der seit Mitte der 1890er Jahre rasch gewachsenen Unternehmen durch einen funktionierenden Kapitalmarkt sei darüber hinaus durch die Zurückhaltung des anlegenden Publikums in entscheidendem Maße erschwert worden, so Bonelli. Dies habe die Widerstandskraft der Unternehmen in der Krise geschwächt.[69] Als Ende 1906/Anfang 1907 die Aktienkurse an den italienischen Börsen auf Talfahrt gingen, habe dies vor allem die drittgrößte Geschäftsbank des Landes, die 1898 gegründete *Società Bancaria Italiana*, in eine bedrohliche Schieflage gebracht. Diese Schieflage war nicht nur eine Folge mangelnden Risikobewusstseins beim Management der Bank, sie war sicher auch dadurch bedingt, dass die *Società Bancaria* jüngeren Datums als die beiden anderen großen Geschäftsbanken, *Banca Commerciale Italiana* und *Credito Italiano*, war und die Verbindungen zu den aussichtsreichsten Unternehmen bereits von den beiden zuletzt genannten Banken geknüpft worden waren[70], oder, wie es Jon Cohen treffend ausgedrückt hat: „... the two large banks picked their clients first and other banks chose from what remained."[71]

Was die Krise von 1907 von den vorhergehenden in Italien unterscheidet, ist das gezielte Eingreifen der *Banca d'Italia* als quasizentraler Notenbank unter der zielstrebigen Leitung ihres Generaldi-

[68] Ebd., S. 25.
[69] Ebd., S. 14f.
[70] Ebd., S. 33f.
[71] J.S. Cohen, Financing industrialization in Italy, 1894–1914: The partial transformation of a late-comer, The Journal of Economic History 27 (1967) S. 363–382, Zitat S. 369.

rektors Bonaldo Stringher, der zum einen das Übergreifen der Krise auf den gesamten Bankensektor vermeiden wollte, zum anderen aus strukturellen Gründen am Überleben der *Società Bancaria Italiana* interessiert war, um so gegen die beiden größeren Geschäftsbanken ein dauerhaftes Gegengewicht zu etablieren. Stringher gelang es im Herbst 1907, unter der Ägide der *Banca d'Italia* eine Gruppe zusammenzuschmieden, der die wichtigsten Geschäftsbanken des Landes angehörten und die gezielt zur Stützung der wankenden *Società Bancaria* eingesetzt wurde. Die *Banca d'Italia* stellte ihrerseits großzügig bemessene Rediskontmöglichkeiten zur Verfügung.[72] Dank dieses Eingreifens konnte die Krise zweifellos schmerzloser überwunden werden, als wenn man sie einfach sich selbst überlassen hätte.

In einem 1991 veröffentlichten Band, der Quellen zur Geschichte der *Banca d'Italia* zwischen 1894 und 1914 vorstellt, bezeichnet Franco Bonelli in der von ihm verfassten Einleitung die Krise des Jahres 1907 als „il grande spartiacque tra i due versanti percorsi dalla economia italiana tra la fine degli anni Novanta e l'estate del 1914." Diese „Wasserscheide" habe einen Zeitabschnitt von der Mitte der 1890er Jahre bis 1907 mit relativ hohem Wirtschaftswachstum, einer relativ hohen Investitionsneigung und entsprechender Finanzierung durch den Kreditsektor bei gleichzeitiger niedriger Staatsverschuldung getrennt von den Jahren zwischen 1908 und 1914, in denen das Wachstum langsamer, die Investitionen relativ niedriger und die Staatsverschuldung wieder höher ausgefallen seien.[73] Die aktive Rolle der Banca d'Italia in der Krise von 1907 habe aus ihr – nach den Anfangsjahren ab 1894, in denen sie hauptsächlich mit der Abwicklung der Vorgängerbanken beschäftigt gewesen war – erst, und trotz der Existenz der beiden süditalienischen Emissionsbanken, Bonelli zufolge **„la** banca di emissione italiana" gemacht.[74] Insofern, könnte man sagen, hat selbst diese Krise neben vielen negativen Auswirkungen auch positive Resultate bewirkt.

---

[72] Vgl. ebd., S. 93ff.; P. Hertner, Banken und Kapitalbildung in der Giolitti-Ära, QFIAB 58 (1978) S. 466–565, hierzu speziell S. 531ff.

[73] F. Bonelli, Introduzione, in: ders. (Hg.), La Banca d'Italia dal 1894 al 1913. Momenti della formazione di una banca centrale. Collana Storica della Banca d'Italia, Serie Documenti 4, Roma-Bari 1991, S. 82f.

[74] Ebd., S. 113.

Es dürfte nicht uninteressant sein, die Krise des Jahres 1907 in Italien mit der gleichzeitig in den Vereinigten Staaten abgelaufenen zu vergleichen. Die gesamtwirtschaftlichen Auswirkungen in den U.S.A. waren ebenfalls besonders schwer wiegend: Von Mai 1907 bis Juni 1908 fiel dort die Industrieproduktion um 11 %, die Großhandelspreise gingen um 5 % zurück, die Einfuhr um 26 %. Die Arbeitslosigkeit stieg von 2,8 auf 8 %.[75] In den U.S.A. gab es zu diesem Zeitpunkt noch keine Zentralbank, die bei der Krisenbewältigung hätte eingreifen können. Es bleibt vor allem das Verdienst des damals führenden Investmentbankers John Pierpont Morgan, die wichtigsten Banken in New York zusammengeführt und so auf dem Höhepunkt der Krise, Anfang November 1907, durch gezielte Kreditvergabe den Zusammenbruch des gesamten Kreditsystems vermieden zu haben.[76] Während im italienischen Fall die Krise aus der *Banca d'Italia* eine „wahre" Zentrale Notenbank machte, war sie in Amerika der Anlass für die sechs Jahre später endlich erfolgende Gründung des *Federal Reserve Systems*, das zentralstaatliche und föderale Elemente in einem typisch amerikanischen Kompromiss in sich vereinte.

4.6. Obwohl der Erste Weltkrieg schon von den ersten Tagen im August 1914 an auch für das zunächst neutral gebliebene Italien schwer wiegende wirtschaftliche und soziale Auswirkungen hatte, wird man doch auf keinen Fall annehmen dürfen, dass er von „normalen" zyklischen Schwankungen geprägt gewesen sei, und dies nicht zuletzt deshalb, weil er ein typisch exogenes Ereignis darstellte. Der im Verlauf des Krieges in allen Krieg führenden Volkswirtschaften enorm steigende Staatsanteil an Produktion und Konsum und die völlig veränderte Struktur des Außenhandels bewirkten nämlich, dass für die Dauer des Konfliktes die für die Friedenszeit typischen Schwankungen der Konjunktur ausfielen.[77]

[75] R.F. Bruner/S. D. Carr, The panic of 1907. Lessons learned from the market's perfect storm, Hoboken, N.J. 2007, S. 142.

[76] Ebd., bes. S. 115ff.

[77] Vgl. für die italienische Kriegswirtschaft das klassische Werk von L. Einaudi, La condotta economica e gli effetti sociali della guerra italiana, Bari 1933, sowie die Einleitung von Gianni Toniolo zu dem von ihm herausgegebenen Band La Banca d'Italia e l'economia di guerra 1914–1919. Collana Storica della Banca d'Italia, Serie Documenti 5, Roma-Bari 1989, S. 3–79.

Dies sollte sich nach Kriegsende wieder rasch ändern. Als die Vereinigten Staaten und Großbritannien gegen Ende des Jahres 1919 zu einem restriktiven Kurs in der Geldpolitik übergingen, ohne auf die spezifischen Bedingungen des schwierigen Übergangs von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft Rücksicht zu nehmen, wirkte sich das rasch auf die Volkswirtschaften Kontinentaleuropas aus, soweit sie nicht, wie Deutschland, auf einen mehr oder weniger ungebremsten Inflationskurs einschwenkten. Auch Italien wurde in der zweiten Hälfte des Jahres 1920 von der internationalen Deflationskrise erfasst.[78] Ihren Tiefpunkt dürfte sie in Italien Ende 1921 erreicht haben.[79] Gianni Toniolo hat diese Nachkriegskrise „breve ma molto accentuata" genannt,[80] Cotula und Spaventa bezeichnen deren Auswirkung auf die kontinentaleuropäischen Länder „pesante".[81] In Italien wirkte sich die Krise von 1920/21 vor allem negativ auf die Beschäftigung aus.[82] Gab es im Dezember 1920 noch 102 000 Arbeitslose, so waren es im Januar 1922, als der Höhepunkt der Krise überschritten schien, nicht weniger als 600 000.[83] Die daraus und aus der *occupazione delle fabbriche* im August und September 1920 entstandene soziale Agitation, der dagegen sich formierende Widerstand der Unternehmer, die Furcht vor dem Bolschewismus in weiten Kreisen des Bürgertums waren Elemente, die es erlauben, diese Krise mit der zwei Jahre später erfolgten – zunächst partiellen – Machtübernahme des Faschismus in Verbindung zu bringen.[84] Fest steht, dass die Krise von 1920/21 wie wenige zuvor internationale Ursachen hatte, die dann im nationalen Bereich freilich ganz verschiedene Wirkungen erzeugten.

---

[78] So F. Cotula/L. Spaventa, Introduzione, in: dies. (Hg.), La politica monetaria tra le due guerre, 1919–1935, Collana Storica della Banca d'Italia, Serie Documenti 8, Roma-Bari 1993, S. 15.

[79] So zumindest G. Toniolo, L'economia dell'Italia fascista, Roma-Bari 1980, S. 26.

[80] Ebd., S. 22.

[81] Cotula/Spaventa, Introduzione (wie Anm. 78) S. 15.

[82] Vgl. Toniolo, L'economia dell'Italia fascista (wie Anm. 79) S. 27.

[83] G. Candeloro, Storia dell'Italia moderna, Bd. 8, Milano ^{2}1979, S. 364.

[84] Vgl. R. Vivarelli, Storia delle origini del fascismo. L'Italia dalla grande guerra alla marcia su Roma, Bd. 2, Bologna 1991, S. 592ff.

4.7. Dass im Herbst 1922 in Italien der Faschismus an die Macht kam und diese Macht dann drei Jahre später endgültig konsolidieren konnte, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ziemlich bekannt dürfte auch die mit dem Schlagwort der *Quota Novanta* umschriebene, von Mussolini gegen Widerstände, vor allem aus Industriellen- und Währungsexpertenkreisen, durchgesetzte Aufwertung der Lira in den Jahren 1926/27 sein.[85] Konsequenz dieser machtpolitischen Demonstration auf einem Gebiet, das sich solchen auferlegten Zwängen leicht entziehen konnte, nämlich der internationalen Währungspolitik, war eine „hausgemachte" Deflationskrise im Jahr 1927 im faschistischen Italien, bei der die Löhne nominal um 20 % verringert wurden, die Arbeitslosigkeit zunahm und die Industrieproduktion um 4 % schrumpfte.[86] Toniolo sieht in dieser sozusagen politisch erzeugten Krise eine Tendenzwende, die Ankündigung der dann in der Weltwirtschaftskrise vom faschistischen Regime propagierten, energisch aber erst im Zeichen der Sanktionen des Äthiopienkrieges Ende 1935 durchgesetzten Autarkiepolitik.[87]

4.8. Bekanntlich hat die 1929 in den U.S.A. einsetzende, 1930/31 sich dann auf breiter Front vor allem in Europa und Nordamerika ausbreitende Weltwirtschaftskrise alle vorhergegangenen Krisen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in den Schatten gestellt. Sie hier auch nur knapp darstellen zu wollen, ginge über die Dimensionen dieser Darstellung weit hinaus. Gianni Toniolo hat sich in seiner „Wirtschaftsgeschichte des faschistischen Italiens" relativ ausführlich mit den Auswirkungen der weltweiten Krise auf Italien und ihren italienischen Besonderheiten auseinandergesetzt und kommt zu dem Ergebnis, dass Italien in der Krise bis 1933, was das reale Bruttosozialprodukt pro Kopf betrifft, ziemlich genau auf dem europäischen Durchschnittswert zu liegen kam.[88] Dabei schrumpfte zwar die indus-

[85] Vgl. stellvertretend für eine relativ umfangreiche Literatur zu diesem Thema Toniolo, L'economia dell'Italia fascista (wie Anm. 79) S. 83ff; Cotula/Spaventa, Introduzione (wie Anm. 78) S. 138ff.

[86] Vgl. Delli Gatti/Gallegati/Gallegati, Sulla natura e sulle cause (wie Anm. 65) S. 569.

[87] Toniolo, L'economia dell'Italia fascista (wie Anm. 79) S. 125f.

[88] Ebd., S. 140f.

trielle Produktion zwischen 1929 und 1932 deutlich – nimmt man deren Wertschöpfung für 1913 = 100, dann ging sie von 152,5 im Jahr 1929 auf 130,3 im Jahr 1932 zurück –, aber die landwirtschaftliche Produktion blieb zwischen 1929 (= 107,6) und 1932 (= 108,5) praktisch gleich, und in einer ganzen Reihe von Dienstleistungssparten stieg das Ergebnis während dieser drei Jahre sogar an.[89] Man wird also mit Toniolo feststellen können, dass in Italien die industrielle Produktion nicht weniger als der europäische Durchschnitt von der Krise getroffen wurde, dass aber – nicht zuletzt wegen einer Reihe guter Ernten – die Landwirtschaft, deren Beitrag zum Bruttosozialprodukt 1929 mit 31,1 % immer noch deutlich über dem Anteil der Industrie (25,3 %) lag, ebenso wie die meisten Dienstleistungen und insbesondere die staatliche Verwaltung in der Krise praktisch ungeschoren davon kamen.[90] Die Zahl der Arbeitslosen stieg in Italien von etwa 300 000 im Jahr 1929 auf über 1 Million in den Jahren 1932 und 1933 an, wobei die landwirtschaftlichen Beschäftigten dabei nicht erfasst sind und ein internationaler Vergleich aus methodischen Gründen ausgeschlossen bleiben muss.[91] Insgesamt gesehen half die Mischung aus rückständigen Elementen – und Regionen – und relativ fortgeschrittenen Sparten – man denke nur an die Elektrizitätswirtschaft, die während der Krisenjahre 1929–32 noch um etwa 10 % wuchs[92] – sowie die vergleichsweise geringe Abhängigkeit vom Export Italien, die schwere Weltwirtschaftskrise einigermaßen glimpflich zu überstehen, wobei dem faschistischen Regime als solchem trotz seiner diversen Propagandakampagnen daran wahrscheinlich das geringste Verdienst zukam.

Kurz erwähnt werden soll noch der Umstand, dass die Krise des Bankensektors, die 1933 dann sogar zur faktischen Verstaatlichung der drei Großbanken und ihrer umfangreichen Beteiligungen im industriellen Sektor mit Gründung des *Istituto per la Ricostruzione Industriale* führte, bereits Ende 1930 und dann während der folgenden zwei Jahre vom faschistischen Regime mit zeitigen und auf ihre

[89] Ebd., S. 143.
[90] Ebd., S. 143, 146.
[91] Ebd., S. 145f.
[92] Ebd., S. 143, Tabelle 4.2.

Art konsequenten Maßnahmen abgemildert wurde.[93] Toniolo kommt hier zum Schluss: „La dittatura offerse anche in questo caso il vantaggio della speditezza e della segretezza."[94] In einem Band über die europäische Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit drückt er dies ähnlich aus: „Secrecy was absolutely critical to the success of this policy. Depositors did not panic or move into cash; they did not spread difficulties from bank to bank in a contagion of fear. The lira was not subjected to unusual pressure. The policy of decisions had been undertaken by a small group of men, and no word leaked out to the financial community. Such secrecy was possible in the Fascist government that ruled Italy [...]."[95] Ein demokratisches Italien hätte sich hier wahrscheinlich sehr viel schwerer getan, zumindest aber mit größerem Zeitaufwand gehandelt, obwohl man ihm eine Lösung, wie die Entwicklung im letzten Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zeigt, hätte durchaus zutrauen können. Die schwere Krise gebar auf diese Weise den *Stato imprenditore*, so wie es Ernesto Cianci in seiner klassisch gewordenen Darstellung vor nunmehr gut dreißig Jahren geschildert hat.[96] Diese Krise hatte also die Struktur der italienischen Volkswirtschaft entscheidend verändert und, was damals freilich noch nicht abzusehen war, für mehr als ein halbes Jahrhundert umgeformt.

5. Man wird, am Ende dieser kurzen Übersicht angekommen, feststellen müssen, dass die italienische Volkswirtschaft nach der Einigung ebenso, wie es in anderen entwickelten oder sich in der Entwicklung befindlichen Ländern geschah, von zyklisch wiederkehrenden Konjunkturschwankungen erfasst wurde und daraus verändert, häufig aber zugleich gestärkt hervorging.[97] Dass es auch bei diesem

---

[93] In dem 1997 erschienenen Band von C.H. Feinstein/P. Temin/G. Toniolo, The European economy between the wars, Oxford 1997, wird für den Fall Italiens behauptet, „... there was no banking crisis" (ebd., S. 117), was aber nur gilt, wenn man davon absieht, dass sowohl die *Banca Commerciale Italiana* als auch der *Credito Italiano* spätestens ab 1930/31 de facto illiquide waren.

[94] Toniolo, L'economia dell'Italia fascista (wie Anm. 79) S. 213.

[95] Feinstein/Temin/Toniolo, The European economy (wie Anm. 94) S. 117.

[96] E. Cianci, Nascita dello stato imprenditore in Italia, Milano 1977.

[97] Neueste Studien zeigen, dass sich im geeinten Italien eine starke Korrelation

Phänomen einen wachsenden Gleichklang mit der Entwicklung in den anderen europäischen Ländern zu verzeichnen gibt, beweist die zunehmende Integration Italiens in den Kontinent einschließlich Nordamerikas. Der erste, noch partielle Durchbruch Italiens zur Industrialisierung nach 1897 hat diese wachsende Interdependenz noch verstärkt. Jahrzehnte, ehe das Projekt einer europäischen Integration nach dem Zweiten Weltkrieg schubweise in die Realität überführt werden konnte, war Italien damit bereits wirtschaftlich ein aktiver Teil des alten Kontinents geworden.

RIASSUNTO

L'attuale crisi economica e finanziaria degli anni 2008 e 2009 ha offerto lo spunto per esaminare il decorso e gli effetti di alcune altre crisi di questo tipo, manifestatesi nell'Italia liberale dopo l'unificazione del 1859/60 e nell'Italia fascista fino allo scoppio della seconda guerra mondiale. Nel presente contributo si dà in primo luogo una panoramica assai sommaria delle analisi compiute dalle scienze economiche sulle congiunture economiche e sul ritorno ciclico delle crisi, e si sottolinea che le crisi economiche e finanziarie non avvengono di norma in modo isolato le une dalle altre, ma contemporaneamente o in rapida successione. In un secondo momento si affronta concretamente una serie di tali crisi sopraggiunte nell'Italia unita, iniziando con quella del 1866, alla quale ebbe seguito una seconda nel 1873. Causa ne fu, nel primo caso, un complesso di difetti strutturali caratterizzanti lo sviluppo economico del giovane Regno, tra i quali soprattutto il debito pubblico fuori controllo; nel secondo caso furono le banche, fondate su basi poco solide, a crollare durante la crisi del 1873. Tutt'e due le volte l'impulso pervenne dal rispettivo sviluppo della congiuntura internazionale. Considerato che nel presente contributo non possono essere analizzate neanche lontanamente tutte le crisi, la prossima tappa è la crisi bancaria del 1893/94 che colpì una serie di banche d'emissione e le due banche commerciali più importanti del paese. Il riordinamento di

zwischen den regionalen Zyklen zunächst im industriellen Sektor Nordwestitaliens – dem späteren *triangolo industriale* – entwickelte, während im Süden des Landes über Jahrzehnte hinweg auf landwirtschaftlichen und mineralischen Rohstoffen basierende Zyklen davon abwichen (C. Ciccarelli/S. Fenoaltea/T. Proietti, The effect of unification: Markets, policy and cyclical convergence in Italy, 1861–1913. CEIS Tor Vergata, Research Paper Series, vol. 6, Issue 10, N° 133 – November 2008).

tutto il settore delle banche d'emissione e la rifondazione, con l'aiuto di capitali esteri, di due banche commerciali che in seguito avrebbero guidato l'economia italiana, produssero un risanamento strutturale dal quale a medio termine avrebbe tratto profitto tutta l'economia nazionale. Conseguenze di paragonabile incisività si verificarono di nuovo solo durante la crisi finanziaria ed economica del 1907, ma la Banca d'Italia, la più grande banca d'emissione del paese, riuscì a prendere delle misure atte ad arginare le ripercussioni catastrofiche che avrebbe potuto avere su tutta l'economia nazionale. Come già nel 1907, anche la breve, ma profonda crisi postbellica del 1920/21 ebbe le sue cause „fatte in casa", ma derivò soprattutto da vicende internazionali. L'effetto più importante di questa crisi fu sicuramente il suo considerevole apporto dato all'ascesa del fascismo. Il contributo chiude con una breve disanima della crisi economica mondiale del 1929/33 e delle sue conseguenze nel caso italiano. Soprattutto nel contesto della crisi bancaria, avvenuta nel 1933, e della fondazione dell'Istituto per la Ricostruzione Industriale la dittatura fascista poté agire probabilmente in modo più veloce e silenzioso rispetto a un eventuale governo democraticamente eletto e responsabile.

VON DONGO NACH PREDAPPIO

Der Umgang mit der Leiche Benito Mussolinis

von

VERENA KÜMMEL

1. Problemaufriss. – 2. Das Bestattungszeremoniell. – 3. Die Stationen der Leiche. – 4. Zusammenfassung.

1. Am 31. August 1957 wurde Benito Mussolini in seinem Heimatort in der Emilia-Romagna, Predappio, in der Gruft seiner Familie beigesetzt. Seine Leiche hatte zu diesem Zeitpunkt eine ausgesprochen „bewegte" Vergangenheit hinter sich. In den zwölf Jahren, die zwischen der Erschießung des italienischen Diktators bei Dongo am Comer See und seiner Bestattung im besagten Predappio lagen, war der Leichnam nicht nur öffentlich geschändet, sondern auch mehrmals obduziert und beigesetzt, einmal geraubt und anschließend von Versteck zu Versteck transportiert worden.

Der Umgang mit Mussolinis Leichnam ist zwar bereits Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Arbeiten geworden.[1] Diese Stu-

[1] An erster Stelle ist hier zu nennen: S. Luzzatto, Il corpo del duce. Un cadavere tra immaginazione, storia e memoria, Torino 1998; deutsche Ausgabe: S. Luzzatto, Il Duce – das Leben nach dem Tod, Frankfurt a.M. 2008, die folgenden Anmerkungen werden sich, wenn nicht anders angegeben, auf die italienische Ausgabe beziehen. Auf Englisch existiert zudem der sehr kurze Überblick von J. Foot, The Dead Duce. The death and posthumous life of Mussolini, and the continuing power of the cult of his body over the Italian imagination, History Today 49 (1999) S. 14–15. Schließlich meine im Jahr 2007 an der TU Darmstadt bei Prof. Chr. Dipper eingereichte Magisterarbeit „Vom Umgang mit einem toten Diktator. Die sieben Stationen der Leiche Mussolinis", die inzwischen im Internet unter: http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/1343/ veröffentlicht ist. Der vor-

dien beschränken sich jedoch letztlich darauf, die Vorgänge zwischen der Erschießung Mussolinis und seiner endgültigen Bestattung im Jahr 1957 einfach nachzuerzählen; den Studien fehlt es mithin an einem analytischen Schlüssel und einer Differenzierung zwischen *Duce*-Kult, Totenkult und Erinnerungskultur(en). Eine deutliche Unterscheidung zwischen den Bestattungen Mussolinis und dem Totenkult der folgenden Jahrzehnte ist jedoch notwendig, um die Bedeutung des Umgangs mit Mussolinis Leiche für die italienische Nachkriegsgesellschaft zu erfassen. Der vorliegende Aufsatz wird deshalb einen für die zeitgeschichtliche Forschung ungewohnten analytischen Weg beschreiten: Exhumierung, Raub und Umbettung der Leiche Mussolinis werden im Folgenden als Handlungssequenzen eines Bestattungszeremoniells verstanden und analysiert. Da im Fall Mussolinis tatsächlich mehrere sehr unterschiedliche Bestattungen durchgeführt wurden, wird der Begriff des Zeremoniells verwendet, da das Zeremoniell als Handlungsanweisung den durchgeführten Ritualen und Vorgängen übergeordnet ist. Das Zeremoniell bietet dabei den formalisierten und institutionalisierten Rahmen für die konkreten Handlungsabläufe.[2] Ein Zeremoniell ist trotz des Ablaufplans, auf dem es basiert, in seinen einzelnen Handlungen durchaus flexibel und kann auf diese Weise auch auf längere Zeiträume – wie die hier zu betrachtenden zwölf Jahre – angewendet werden.

Nach Mussolinis Erschießung war es offenbar nicht möglich gewesen, den Bestattungsablauf nach wenigen Tagen abzuschließen. Die

---

liegende Aufsatz führt die Überlegungen meiner Magisterarbeit weiter. Ich möchte an dieser Stelle meinen beiden Betreuern Prof. Christof Dipper und Prof. Ute Schneider danken, sowie Dr. Detlev Mares, Frauke Kersten-Schmunk und Stefan Schmunk.

[2] Einen Überblick über „Zeremoniell" in der Geschichtswissenschaft bietet G.J. Schenk, Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich, Köln u.a. 2003, S. 67, besonders Anm. 240; vgl. auch A. Biefang/M. Epkenhans/K. Tenfelde (Hg.), Das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich 1871–1918, Berlin 2008; M. Schwengelbeck, Die Politik des Zeremoniells. Huldigungsfeiern im langen 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2007, hier besonders S. 17ff.; H.-U. Thamer, Rituale der Moderne, in: B. Stollberg-Rilinger/G. Althoff/J. Götzmann/ M. Puhle (Hg.), Spektakel der Macht. Rituale im Alten Europa 800–1800. Katalog- und Essayband zur Ausstellung des Kulturhistorischen Museums Magdeburg, Darmstadt 2008, S. 63–67.

Ursache dafür ist sicherlich in der politischen Situation Italiens nach dem April 1945 zu sehen. Mussolini war der Repräsentant des alten Regimes, mit dem man nun nichts mehr zu tun haben wollte. Wie sollte man einen solchen Mann bestatten? Wie sollte man sich der Leiche gegenüber verhalten? Und wie sah man die Rolle Mussolinis nach Kriegsende? Diese Fragen standen hinter dem Umgang mit der Leiche und somit auch der Gestaltung der Bestattung.

Bisher konzentrierte sich die historische Forschung zur italienischen Vergangenheitsbewältigung in der Nachkriegszeit vor allem auf die politischen Entscheidungsfindungen und den Prozess der Entfaschisierung durch „Säuberungen".[3] Die Schlüsselfigur des Faschismus, Benito Mussolini, wurde bisher nicht weiter beachtet, weil der italienische Diktator das Kriegsende nicht überlebt hatte. Doch durch den Tod Mussolinis endete nicht dessen politische Bedeutung und Nachwirkung. Die amerikanische Anthropologin Katherine Verdery brachte die politische Bedeutung des Umgangs mit Toten auf die Formel: „Political Lives of Dead Bodies".[4] Auf die postmortale Signifikanz einer Person kann durch die Gestaltung der Bestattung Einfluss genommen werden. An dem Umgang mit dem Toten lässt sich ablesen, wie sich seine Nachfolger zu ihm stellen und wie sie ihn erinnert wissen wollen. Das Bestattungszeremoniell macht den Tod eines Menschen zum Ausdruck der Solidarität einer Gemeinschaft und deren Selbstverständnis. Aus diesen Überlegungen leitet sich die Frage ab, ob die mehrfachen Beisetzungen Mussolinis, verstanden als inszenatorische Bestandteile eines Bestattungszeremoniells, ein Mittel der politischen Integration der italienischen Nachkriegsgesellschaft waren. Anders gewendet: Dienten diese nach Ende des Bürgerkriegs der

[3] Vgl. H. Woller, Der Rohstoff des kollektiven Gedächtnisses. Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien und ihre erfahrungsgeschichtliche Dimension, in: Chr. Cornelißen/L. Klinkhammer/W. Schwentker (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt 2003, S. 67–76. Einen Überblick über die Forschung zu Totenkulten in Italien nach 1945 bietet O. Janz, Kriegstod und politischer Totenkult in der Neueren Geschichte Italiens, QFIAB 84 (2004) S. 360–372, hier S. 365f.; vgl. auch O. Janz/L. Klinkhammer (Hg.), La morte per la patria. La celebrazione dei caduti dal Risorgimento alla Repubblica, Roma 2008.

[4] K. Verdery, The Political Lives of Dead Bodies. Reburial and Postsocialist Change, New York 1999.

Integration der italienischen Bevölkerung in das neue politische System nach der Wiedervereinigung des Landes und der Gründung der Republik? Weitere Leitfragen lauten: Welche Bestandteile eines Zeremoniells sind festzustellen? Wer war an der Gestaltung des Zeremoniells und der einzelnen Beisetzungen beteiligt? Welche Zusammenhänge ergeben sich zwischen Inszenierung und politischer Situation?

Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen soll stehen, wie sehr die in der Bestattung inszenierten Mussolinibilder die Grundlage für die die öffentliche Meinung dominierende italienische Erinnerungskultur der nächsten Jahrzehnte geschaffen haben. Der Umgang mit dem Leichnam zeigt, zu welchen Positionen die Italiener gegenüber Mussolini im Jahr 1957 gelangt waren und welcher Prozess dorthin geführt hatte. Die Analyse der segmentierten Inszenierung stellt dabei die bekannten Einzelereignisse in den Zusammenhang von Bürgerkrieg und politischem Neubeginn, so dass die integrative Wirkung des Umgangs mit den Überresten Mussolinis für die erste Republik deutlich wird.

2. Zeremonielle sind sehr wandlungsfähige Phänomene. Sie verfügen in der Regel über lange Traditionen, können aber gleichzeitig aktuellen Bedürfnissen angepasst werden, dabei spielen neben festgelegten Verlaufsplänen die Erwartungen und Kenntnisse der Adressaten bzw. Zuschauer eine wichtige Rolle für die Gestaltung. Um den Erwartungshorizont und das Zeremoniellgedächtnis der italienischen Bevölkerung erfassen zu können, sei hier beispielsweise auf die aufwendig inszenierten Begräbnisse für König Vittorio Emanuele II oder den Unbekannten Soldaten hingewiesen.[5] Diese Staatsbegräbnisse stellten auch nach 1945 für viele Italiener einen festen Bezugspunkt dar. Neben diesen Erinnerungen an staatliche Repräsentationen im Bestattungszeremoniell trat in Italien trotz einer starken laizistischen Tradition der Einfluss der katholischen Kirche. In einem Land, in dem die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung der *Chiesa Cattolica* an-

[5] Beide Bestattungen wurden von Bruno Tobia näher untersucht: B. Tobia, Die Toten der Nation. Gedenkfeiern, Staatsbegräbnisse und Gefallenenkult im liberalen Italien (1870–1921), in: S. Behrenbeck/A. Nützenadel (Hg.), Inszenierung des Nationalstaats. Politische Feiern in Italien und Deutschland seit 1860/71, Köln 2000, S. 67–85.

gehörte, „spielt der Katholizismus eine entscheidende Rolle für Mentalität und Alltagskultur" und damit auch bei der Gestaltung von Zeremonien.[6] Bereits im Faschismus war die öffentliche Stellung der katholischen Kirche in Italien wieder gestärkt worden, so waren beispielsweise katholische Messen in den Ablauf faschistischer Feiern integriert worden.[7] Bei der Betrachtung eines Bestattungszeremoniells kommt in Italien somit den Regeln und Traditionen der katholischen Kirche auf Grund ihrer Präsenz im Erfahrungshorizont der Bevölkerung eine besondere Bedeutung zu. So prägte das *Rituale Romanum* die Bestattungspraxis in Italien und im gesamten katholischen Abendland. Mit der Aufklärung gewannen aber auch hygienische und ordnungspolitische Aspekte neben den religiösen zunehmend an Bedeutung. Das religiöse Begräbniszeremoniell wurde daher auch durch weltliche Traditionen und Gesetze erweitert.

Diesem traditionellen Begräbniszeremoniell und den bekannten Elementen von Staatsbegräbnissen stand nun aber eine vollkommen gewandelte politische Situation gegenüber. Mussolini war nicht mehr der Regierungschef des Königreichs Italien oder das Staatsoberhaupt der *Repubblica Sociale Italiana* und er fand seinen Tod auf der Flucht in die Schweiz in einer deutschen Uniform. Wie sollte man einen Ex-*Duce* bestatten? Konnte man dazu überhaupt auf bekannte Zeremoniellelemente zurückgreifen?

Im Verlauf dieser Analyse soll genau dies näher betrachtet werden, doch dazu ist im Folgenden zunächst zu bestimmen, was als Bestattungszeremoniell verstanden wird, und wie es sich durch seine Grundlagen, Bestandteile und Funktionen charakterisieren lässt.

Die Wahl eines Begräbnisortes steht am Anfang jeder Bestattung. Dazu sah das Kirchenrecht entweder die Bestattung in der Erbbegräbnisstätte – also Familiengrab bzw. -gruft – oder auf dem Friedhof der Pfarrkirche des Verstorbenen vor. Der Verstorbene verblieb so

---

[6] C. Jansen, Italien seit 1945, Göttingen 2007, S. 36; vgl. auch Luzzatto (wie Anm. 1) S. 109f.; J. Petersen, Quo vadis, Italia? Ein Staat in der Krise, München 1995, S. 50.

[7] G. Parsons, Fascism and Catholicism. A Case Study of the Sacrario dei Caduti Fascisti in the Crypt of San Domenico, Siena, Journal of Contemporary History 42 (2007) S. 469–484, hier S. 470.

meist in der Region, in der er auch lebte.[8] Die Wahl des Begräbnisortes lässt vor dem Hintergrund der rechtlichen Rahmenbedingungen Rückschlüsse auf die soziale bzw. gesellschaftliche Position eines Verstorbenen zu.

Das Bestattungszeremoniell besteht nicht nur aus dem *Rituale Romanum*, auch juristische Gesichtspunkte und Traditionen gilt es zu beachten. Zu den zivilrechtlichen Aspekten der Bestattung gehört etwa die Feststellung des Todes durch einen Arzt, die Leichenschau, bei ungeklärter oder unnatürlicher Todesart auch eine Obduktion. Zu den nichtkirchlichen Traditionen gehört die Aufbahrung des Verstorbenen, um den Angehörigen und Freunden die Möglichkeit zu geben, den Toten noch einmal zu sehen.

Die bei der katholischen Bestattung vorgeschriebenen kirchlichen Handlungen, die Exequien, beziehen sich auf den Zeitraum vom Tod bis zur Beisetzung. Nach dem *Rituale Romanum* gehören zu den *Exequien* die Aussegnung des Verstorbenen am Sterbeort, die Überführung der Leiche in die Kirche, das Totenoffizium, das Requiem, die Beisetzung im eigentlichen Sinn sowie das Totengedenken an den entsprechenden Jahrestagen.[9]

Nach der Definition, die Reiner Sörries in Anlehnung an Philippe Ariès aufgestellt hat, besitzt die Bestattung eines Toten vier unterschiedliche Aspekte. Den praktischen, der Beseitigung der Leiche, den sozialen, die Krise der Gemeinschaft zu bewältigen, den religiösen, also das Seelenheil des Toten, und den der magischen Vorkehrung, den Schutz der Lebenden vor den Toten.[10] Diese vier Funktions-

---

[8] E. Fischer, Begräbnis – Kirchl. Recht, in: LThK, Bd. 2, Freiburg i. Br. ^{2}1958, S. 116–120, hier bes. S. 119.

[9] B. Löwenberg, Exequien, in: LThK Bd. 3, Freiburg i. Br. ^{2}1959, S. 1297, und R. Sörries (Bearb.), Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur, Band 1: Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: Von Abdankung bis Zweitbestattung, Braunschweig 2002, S. 45. Hier wird deutlich, wie stark im katholischen Ritus zwischen dem Lebenden und dem Toten unterschieden wird. Die Begleitung des Sterbenden wird strikt von der Begleitung des Toten geschieden. Das Bestattungszeremoniell konzentriert sich ganz auf den Verstorbenen, auch wenn der handelnde Priester ein und derselbe ist und zwischen der letzten Ölung und der Aussegnung nur wenig Zeit verstrichen ist.

[10] Sörries (wie Anm. 9) S. 44.

merkmale muss eine Bestattung erfüllen, damit sie als „erfolgreich" angesehen werden kann.

Die juristischen, sozialen und repräsentativen Aspekte eines Bestattungszeremoniells sind keinesfalls beliebig, wenn von einer ordnungsgemäßen und vollständigen Bestattung ausgegangen wird. Die Gestaltung eines Bestattungszeremoniells kann durch unterschiedliche Akteure und deren Regeln und Erwartungen mit beeinflusst werden. Bestattungen sind weder rein kirchliche noch rein staatliche oder private Angelegenheiten, sondern ihr Handlungsrahmen muss den Anforderungen beider Institutionen sowie den Erwartungen der Hinterbliebenen und/oder der Gesellschaft gerecht werden. Daraus folgt für die Analyse, dass besonders auf die jeweiligen Akteure und deren politische Motivation und Interessenlage geachtet werden muss. Auch bieten all diese Teilaspekte eines Bestattungszeremoniells zahlreiche Anknüpfungspunkte für Inszenierung und Instrumentalisierung, wie die Gestaltung einer Aufbahrung oder eines Leichenzuges. Eben auf solche Inszenierungen in den einzelnen Stationen der Leiche Mussolinis soll nun geachtet werden.

3. Mussolini war am 27. April 1945 bei dem Versuch, im Schutz deutscher Soldaten Italien zu verlassen, von Partisanen am Comersee gefangen genommen worden. Er wurde zunächst in einem Bauernhaus bei *Giuliano di Mezzegra* versteckt, bevor er und seine Begleiterin Claretta Petacci am 28. April in der Hofauffahrt der *Villa Belmonte* außerhalb des Ortes erschossen wurden.[11]

Die anderen gefangen genommenen Faschisten – Mussolinis Sekretär Luigi Gatti, der Parteisekretär Alessandro Pavolini, die Minister Augusto Liverani, Ferdinando Mezzasoma, Ruggero Romano und Paolo Valerio Zerbino sowie Paolo Porta, der Führer der Faschistischen Partei in der Lombardei, und Goffredo Coppola, der Rektor der Universität Bologna, ein italienischer Pilot, ein Journalist und der Bruder Claretta Petaccis – waren nicht mit Mussolini nach *Giuliano di Mezzegra* gebracht worden.[12] Sie verblieben in Dongo und wurden

[11] Vgl. R. Collier, Mussolini. Aufstieg und Fall des Duce, München 1983, S. 365–378; Luzzatto (wie Anm. 1) S. 43f.; H. Woller, Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948, München 1996, S. 260f.

[12] Woller (wie Anm. 11) S. 261.

dort ebenfalls am Nachmittag des 28. April 1945 von dem Exekutionskommando unter „Oberst Valerio“ erschossen.[13] Alle Leichen, auch die von Mussolini und Petacci, wurden gemeinsam zum Abtransport nach Mailand auf einen Lastwagen geladen, der noch am Abend desselben Tages abfuhr.

Innerhalb der Widerstandsbewegung war überlegt worden, wie man mit Mussolini im Falle einer Gefangennahme umgehen solle: „Almost all agreed that he should be shot without trial. It was too dangerous to allow such a powerful figure to live, and in any case Mussolini had to pay personally for the crimes he had committed against the Italian people.“[14]

Die aktive Rolle der Kommunisten bei der Erschießung könnte einen starken Einfluss darauf gehabt haben, dass im Umgang mit Mussolinis Leiche unmittelbar nach seinem Tod jegliche religiöse Handlungen unterblieben. Auf jeden Fall sind der rasche Zeitablauf und die Bürgerkriegssituation zu berücksichtigen.[15] Zwischen dem Ausbruch der durch die *Resistenza* vorbereiteten Aufstände gegen die *Repubblica Sociale Italiana* am 25. April 1945 mit Zentrum in Mailand – die Mussolini zur Flucht aus der Stadt veranlasst hatten – und der Ergreifung Mussolinis waren nur zwei Tage und weitere drei Tage bis zu seiner Erschießung vergangen. Bei einer offiziellen Hinrichtung in Folge eines Prozesses wäre einem katholischen Gefangenen traditionell die Möglichkeit zur Beichte und der Letzten Ölung durch einen Priester gewährt worden. Aber Mussolini wurde nicht nach Abschluss

---

[13] Vgl. Luzzatto (wie Anm. 1) S. 43f.; R. A. Ventresca, Mussolini's Ghost. Italy's Duce in History and Memory, History and memory 18 (2006) S. 86–119, hier S. 94. Die Anzahl von insgesamt 13 Leichen deckt sich auch mit den Angaben von Collier (wie Anm. 11) S. 380.

[14] Foot (wie Anm. 1) S. 14.

[15] Vgl. grundsätzlich zur Bürgerkriegssituation C. Pavone, Una guerra civile. Saggio storico sulla moralità nella Resistenza, Torino 1991. Aber auch zur Situation des Kriegsendes und der ersten Nachkriegsjahre Chr. Dipper, Deutsche und Italiener in der Nachkriegszeit, in: M. Matheus (Hg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, Tübingen 2007, S. 1–20; P. Ginsborg, A History of Contemporary Italy. Society and Politics 1943–1988, London 1990; A. Lepre, Storia della prima Repubblica. L'Italia dal 1942 al 1992, Bologna 1993; E. Di Nolfo, Von Mussolini zu De Gasperi. Italien zwischen Angst und Hoffnung 1943–1953, Paderborn 1993 oder Petersen (wie Anm. 6).

eines offiziellen Prozesses hingerichtet. Und auch die anderen Gefangenen wurden einfach erschossen, ohne ihnen die Möglichkeit zu geben, sich auf den nahen Tod vorzubereiten – ein Umstand, der für die Bürgerkriegssituation durchaus typisch war. Dass alle Gefangenen erschossen und nicht gehängt wurden, wie das im Falle einer Verurteilung vor einem regulären Gericht die Regel gewesen wäre, entspricht einer militärischen Vorgehensweise und noch mehr der üblichen Praxis in Bürgerkriegen.

Nach der Erschießung erfolgte keine Aussegnung der Leichen durch einen Priester, sondern man verlud sie einfach auf die Ladefläche eines LKW. Auch die Verweigerung der Sterbesakramente ist im Kontext des Bürgerkrieges nicht überraschend. Da diese aber eigentlich den Beginn der Bestattung markieren, wird deutlich, dass keine traditionelle Zeremonie intendiert war.

Mussolinis Ende am Comer See erfolgte vollkommen unspektakulär, völlig ohne die von ihm als *Duce* zelebrierten Inszenierungen, in aller Abgeschiedenheit und ohne jedes Zeremoniell. Natürlich war aber auch das eine Inszenierung, sozusagen eine Anti-Inszenierung, ganz so wie es etwa Pietro Nenni in „L'Avanti!" gefordert hatte. Der *Duce* starb fernab jeden Publikums in den Bergen, wie ein normaler Soldat oder Partisan durch Erschießung. Sein Status als ehemaliger Staatschef wurde durch diesen Umgang bewusst negiert. Doch die Partisanen beließen Mussolini und die anderen Faschisten nicht in der Anonymität ihres Erschießungsortes und verscharrten ihre Leichen dort, sondern transportierten sie nach Mailand.

Am 29. April 1945, nachts gegen drei Uhr, erreichte der Lastwagen aus Dongo sein Ziel, *Piazzale Loreto*, einen Platz unweit des Mailänder Hauptbahnhofs im Nordosten der Stadt. Den Lastwagen begleitete eine Gruppe Partisanen, die die am Tag zuvor Erschossenen auf dem Platz auslegten.[16] Einige der Partisanen bildeten bei den Leichen eine Wache, die darauf achtete, dass die verstreuten, noch in der Stadt befindlichen Faschisten die Toten nicht an sich bringen konnten.

[16] P.B. Bollone, Le ultime ore di Mussolini, Milano 2005, S. 197.

Die Wache sah sich bald mit einer hohen Zahl von Schaulustigen konfrontiert, nachdem sich die Nachricht von Mussolinis Tod und der Ankunft seiner Leiche in Mailand in der Stadt verbreitet hatte. Gegen Morgen war die Nachricht schon über den Mailänder Radiosender *Radio Milano libera* verbreitet worden.[17]

Zunächst kamen die Menschen nur und betrachteten neugierig die am Boden liegenden Leichen,[18] doch die Filmaufnahmen des *Istituto Luce* dokumentieren eine steigende Zahl von Schaulustigen, die sich um die Leichen sammelte.[19] Einzelne fassten die Leichen an, wieder andere legten Mussolini mit dem Gesicht nach oben auf die Brust seiner Geliebten, anschließend steckte ihm jemand einen Stab mit einem faschistischen Wimpel in die Hand.[20] Andere versuchten, Mussolini eine tote Maus in den Mund zu legen – ein Symbol der Verachtung, da das Tier in Italien als der Inbegriff des Niedrigen galt.[21]

Gegen 10 Uhr verloren die Partisanen fast die Kontrolle über die Leichen, als ein Mann vorsprang und auf Mussolinis Schädel eintrat.[22] Viele Menschen folgten seinem Beispiel und traten auf die Leichen ein, beschimpften und bespuckten sie. Eine Frau zog sogar eine Pistole aus der Tasche und feuerte 25 Schüsse auf den ehemaligen *Duce* ab. Fünf für jedes ihrer fünf bei Luftangriffen getöteten Kinder, wie sie anschließend erklärte.[23]

---

[17] M. Dondi, Piazzale Loreto, in: M. Isnenghi (Hg.), I luoghi della memoria, Bd. 1, Simboli e miti dell'Italia unita, Roma 1996, S. 489–499, hier S. 492.

[18] Collier (wie Anm. 11) S. 380.

[19] L'Archivio Storico dell'Istituto Luce: Mediterranean. Death of Mussolini, Spieldauer: 00:02:11, Army Pictorial Service Produzione; Farbe: schwarz/weiß; Morte di Mussolini 111 ADC 4161 – Combat film RW216, 02/05/1945, Datum: 02/05/1945, Spieldauer: 00:09:00, Original in Washington, Farbe: schwarz/weiß; Piazzale Loreto n. 1, Spieldauer: 00:07:35, Italien, Publikationsjahr: 1945, Farbe: schwarz/weiß; Piazzale Loreto n. 2, Spieldauer: 00:11:30, Italien, Farbe: schwarz/weiß.

[20] F. Bonacina, La Salma nascosta. Mussolini a Cerro Maggiore dopo Piazzale Loreto (1946 – 1957), Vignola 2004, S. 23 u. 28 und R. J. B. Bosworth, Mussolini, London 2002, S. 411.

[21] Dondi (wie Anm. 17) S. 498.

[22] Bollone (wie Anm. 16) S. 198.

[23] Bonacina (wie Anm. 20) S. 23; Dondi (wie Anm. 17) S. 495 und Luzzatto (wie Anm. 1) S. 64.

Um die Menge auseinander zu treiben, feuerten die Partisanen in die Luft, und auch ein Wasserwerfer wurde eingesetzt, um die Menge zu zerstreuen. Gegen 11 Uhr hängten Partisanen die Leichen von Benito Mussolini, Claretta Petacci, Alessandro Pavolini und drei weiterer Faschisten an Seilen kopfüber an dem Dachgebälk einer Tankstelle auf.[24] Die übrigen Hingerichteten blieben auf dem Boden unter ihnen liegen.

Wenig später brachten Partisanen mit Achille Starace einen weiteren bekannten Faschisten, den sie zuvor auf der Straße aufgegriffen hatten, auf den Platz. Er wurde vor die kopfüber hängenden Leichen gestellt und gezwungen, ihnen ein letztes Mal den römischen Gruß zu entrichten. Noch während er den Arm in die Luft streckte, erschoss man ihn von hinten und hängte seine Leiche ebenfalls mit den Füßen nach oben an das Tankstellengebälk. Nun kehrte Ruhe ein, und es folgten keine weiteren Übergriffe auf die Toten.[25] Nachdem diese am Nachmittag des 29. April gegen zwei Uhr von Partisanen abgenommen worden waren, wurden sie in die Kühlkammern des Medizinischen Instituts der Universität gebracht.[26]

Die Ereignisse auf dem *Piazzale Loreto* haben sich als sehr vielschichtig dargestellt, können aber unter dem Begriff der Exposition zusammengefasst werden. Hier drückte sich der soziale Sinn einer Bestattung nicht nur in stiller Anteilnahme, sondern auch auf ganz andere, sehr „handgreifliche" Weise aus. Deshalb werden die Handlungen, die sich auf dem *Piazzale Loreto* abgespielt haben, auch so häufig als Trennungsritual charakterisiert.[27] Die einzelnen Elemente,

---

[24] Zu dem Zeitpunkt vgl. Bollone (wie Anm. 16) S. 212. Die Angaben über die Identität der sechs aufgehängten Leichen sind nicht einheitlich. Unbestritten sind die Namen Mussolini, Petacci und Pavolini, bei den anderen drei unterscheiden sich die Identifikationen; vgl. Archivio Storico dell'Istituto Luce, „Morte di Mussolini" 111 ADC 4161; I. Kirkpatrick, Mussolini, Berlin 1997 (Originalausgabe 1964), S. 573 und Bonacina (wie Anm. 20) S. 23; Woller (wie Anm. 11) S. 261 und Bosworth (wie Anm. 20) S. 410.

[25] Die Erschießung Staraces wird unter anderem beschrieben bei Bollone (wie Anm. 15) S. 198 u. 212; Collier (wie Anm. 11) S. 381 und Kirkpatrick (wie Anm. 24) S. 573.

[26] Vgl. vor allem Bollone (wie Anm. 16) S. 198–200 aber auch Kirkpatrick (wie Anm. 24) S. 573.

[27] Vgl. z.B. Dondi (wie Anm. 17) S. 496; oder „als rituelles Reinigungsbad" von A.

die von dem Auslegen der Leichen, den karnevalesken Elementen über die Schändung hin zu der „Schandbild-Installation“[28] reichten, waren nicht nur von einem einzigen Akteur geprägt worden, sondern sie stellten vielmehr ein Ringen um die Leichen und die Deutungshoheit dar. So ermöglichten die Partisanen durch den Transport und die Exposition der Leichen zwar die Manifestation des Volkszorns an diesem Ort, doch wurden sie damit zu Nebenfiguren der Ereignisse. Erst durch das Aufhängen der Leichen und die Erschießung Staraces waren die Partisanen wieder Herr der Lage. Es ist also zwischen den Handlungen der Widerstandskämpfer und der Schaulustigen auf dem *Piazzale Loreto* zu unterscheiden. Die Schaulustigen wären noch einmal in drei Gruppen weiter zu differenzieren: passive Zuschauer, die Leichen Verspottende und die Leichenschänder. Dabei ist weiter zu beachten, dass die Übergriffe auf die Leichen nicht organisiert oder geplant waren.

Nach einer derartigen Aufschlüsselung der Ereignisse des 29. April erscheint die Zuschreibung Wollers, dass die treibenden Kräfte hinter der Erschießung, also das Befreiungskomitee, auch für die Inszenierung des makabren Schauspiels auf dem *Piazzale Loreto* verantwortlich zu machen seien, nicht bestätigt.[29] Vielmehr waren die Angehörigen der *Resistenza* selbst von den Ereignissen des *Piazzale Loreto* schockiert und distanzierten sich von ihnen, da sie das Vorgefallene als kompromittierend empfanden.[30] Politisch konnten die Partisanen die Exposition des toten Diktators nach den Ausschreitungen nicht als Erfolg verbuchen. Sie hatten Mussolini zwar gefangen genommen und erschossen, doch das verblasste hinter den Bildern des *Piazzale Loreto*. Langfristiges symbolisches Kapital konnte die *Resi-*

Campi, Mussolini und die italienische Nachkriegsgesellschaft. Italien zwischen Erinnern und Vergessen, in: Chr. Cornelißen/L. Klinkhammer/W. Schwentker (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt 2003, S. 108–122, hier S. 111.

[28] Ph. Manow, Im Schatten des Königs. Die politische Anatomie demokratischer Repräsentation, Frankfurt 2008, S. 127.

[29] Woller (wie Anm. 11) S. 263.

[30] Vgl. Dondi (wie Anm. 17) S. 493; D. Sassoon, Italy after Fascism. The Predicament of Dominant Narratives, in: R. Bessel/D. Schumann (Hg.), Life After Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe during the 1940s and 1950s, Cambridge 2003, S. 259–290, hier S. 280.

stenza aber aus der Befreiung der norditalienischen Städte ziehen, denn der 25. April wurde zum Nationalfeiertag der Republik Italien, im Gedenken an die von der *Resistenza* geführten Aufstände gegen das Regime der *Repubblica Sociale Italiana.*[31]

Die Partisanen, die Mussolini am Comer See erschossen hatten, beabsichtigten den Tod Mussolinis und seiner Getreuen möglichst öffentlich zu machen. Sie bedienten sich dabei der Exposition der Leichen. Diese fand ihren öffentlichen, medialen Niederschlag nicht nur in Pressefotos und Filmbeiträgen, sondern schon unmittelbar nach dem 29. April vor allem in Postkarten. Die *Resistenza* nutzte die Möglichkeiten, die diese Form der medialen Vervielfältigung bot, zu propagandistischen Zwecken und veröffentlichte Postkarten mit Bildern des *Piazzale Loreto.*[32] Dabei wurde erneut auf eine aus dem Faschismus bekannte Praxis zurückgegriffen, bei der Postkarten von Mussolini in allen möglichen Posen und Rollen gedruckt wurden. Nun findet Mussolinis Omnipräsenz in den zeitgenössischen Medien einen visuellen und symbolischen Abschluss durch die Bilder seines Todes. Die Veröffentlichungen der *Resistenza* blenden dabei die gewalttätigen Übergriffe auf die Leichen aus und zeigen nur Szenen, bei denen die Partisanen noch als Protagonisten erscheinen, also die etwa am Boden liegenden Leichen, die Verspottung Mussolinis als gescheiterten Feldherrn oder die gehängten Leichen.[33] In diesen Publikationen stellte sich die *Resistenza* gegen die Gewalt der Masse und rückte die Leichen bzw. den Tod in das Zentrum der Bildaussage. Die Verbreitung der Nachricht vom Tod eines Herrschers über das Medium der

---

[31] Vgl. F. Focardi, La guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi, Bari/Roma 2005; aber auch z.B. L. Klinkhammer, Der Resistenza-Mythos und Italiens faschistische Vergangenheit, in: H. Affelbach/Chr. Cornelißen (Hg.), Sieger und Besiegte. Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945, Tübingen u. Basel 1997, S. 119–131; C. Natoli, Antifaschismus und Resistenza in der Geschichte des italienischen Einheitsstaates, in: J. Petersen/W. Schieder (Hg.), Faschismus und Gesellschaft in Italien. Staat – Wirtschaft – Kultur, Köln 1998, S. 307–327.

[32] Vgl. Postkarte des Corpo Volontari della Libertà, abgedruckt in: Bonacina (wie Anm. 20) S. 29. Auf der Rückseite dieser Postkarte ist ausdrücklich aufgedruckt, dass sie mit der Genehmigung des Propaganda Büros des Freiwilligen Korps gedruckt wurde.

[33] Abbildungen bei Bonacina (wie Anm. 20) S. 30 oder Luzzatto (wie Anm. 1).

Postkarten knüpft an die Tradition des Totenportraits an, welches aus Anlass des Ablebens eines Herrschers angefertigt wurde und als dauerhafte Erinnerung gedacht war.[34] Im Fall Mussolini wurden damit die „Schmach" des Diktators und der Triumph des Widerstandes dauerhaft festgehalten. Der Tod des Tyrannen wurde nicht nur auf dem *Piazzale Loreto* durch Aufbahrung mit verschiedenen Gestaltungsaspekten inszeniert, sondern auch durch die Medien verbreitet, die Postkarten stellten darüber hinaus ein dauerhaftes Andenken an das Ende Mussolinis und des Faschismus dar. Die Partisanen haben in ihrem Umgang mit der Leiche Mussolinis nur die faschistischen Inszenierungsstrategien konsequent weiter geführt und so der durch den Faschismus geprägten Wahrnehmung der Italiener sehr leicht zugänglich gemacht.

Im Zusammenhang mit den Ereignissen des *Piazzale Loreto* wird die Obduktion der Leiche Mussolinis meist nur am Rande erwähnt, aber nicht weiter thematisiert. Doch auch die Leichenbeschauung sollte näher betrachtet und separat analysiert werden, da sie außerhalb der üblichen Bestattungshandlungen steht. Sie trug durch ihren institutionellen Charakter zu einer Entemotionalisierung der Situation bei. Die Spirale der Gewalt und Vergeltung war so durchbrochen. Der Tod Benito Mussolinis wurde offiziell festgestellt und öffentlich bekannt gemacht. Die Identifikation Mussolinis konnte wesentlich sicherer, glaubwürdiger und auch juristisch korrekter erfolgen, als durch den puren Augenschein. Dem Volkszorn, aber auch der willkürlichen Gewalt des Bürgerkrieges wurde die Wiederherstellung der rechtsstaatlichen Ordnung entgegengesetzt. Daher stellte diese Autopsie eine Zäsur dar, in der die Situation vom Ausnahmezustand in geordnete Bahnen gelenkt wurde.

Die offizielle Feststellung des Todes erfolgte dabei nicht etwa durch die Feinde Mussolinis, also die Partisanen oder die Alliierten, sondern durch italienische Ärzte, die ihre Positionen schon vor dem 25. April inne gehabt hatten und durch ihre wissenschaftliche Expertise als vermeintlich „neutrale" Experten den Tod des Diktators und

[34] Sörries (wie Anm. 9) Band 2, Archäologisch-kunstgeschichtlicher Teil. Von Abfallgrube bis Zwölftafelgesetz, S. 92f.

die Identität der Leiche bestätigten.[35] Für eine breite Akzeptanz der Todesnachricht in der italienischen Bevölkerung erscheint es als ein sehr geschicktes Verhalten der Alliierten in Kooperation mit den Partisanen, nicht selbst in Erscheinung zu treten, sondern dies durch bestehende italienische Institutionen regeln zu lassen. Dies entsprach dem durch das Befreiungskomitee angestrebten Eindruck von Rechtsstaatlichkeit und Normalität.

Mussolinis Tod wurde durch seine Präsentation sowohl auf dem Untersuchungstisch als auch im Sarg wie eine Aufbahrung inszeniert. Dieser Akt entsprach weder der Aufbahrung eines toten Herrschers noch der eines auf der Flucht Erschossenen, sondern eher der eines Verbrechers. Besonders die einfachen Särge passten nicht zum Pomp des *Duce*-Kults. Durch die Aufbahrung im Leichenschauhaus und die einfachen Särge erhielt die Exposition einen offiziellen, aber abwertenden Charakter. Den Leichen wurde weder ein Leichenhemd gegeben, noch wurden sie mit irgendwelchen militärischen Abzeichen bestattet. Mussolini erhielt einzig seine Uniformhose und Stiefel mit in den Sarg.[36]

Die Alliierten verdrängten die Partisanen also weder aus der Darstellung von Mussolinis Tod noch setzten sie sich selbst als alleinige Macht in Szene. Das Befreiungskomitee konnte sich so als Vertreter der Ordnung präsentieren und gleichzeitig von den Schändungen des 29. April distanzieren. Auch die Schaulustigen, die sich die toten Faschisten ansehen wollten, gaben sich nun zivilisiert. Mit ihrer Intervention ermöglichten es die Alliierten, den Umgang mit Mussolinis Leiche neu zu gestalten.

Anfang Mai 1945 wurden Mussolini, Petacci und die anderen Faschisten nachts auf dem *Cimitero milanese di Musocco* auf Feld Nummer 16 ohne öffentliche Bekanntmachung rasch beigesetzt.[37] Dabei erhielt jeder Tote ein anonymes Einzelgrab. Diese Beisetzung erfolgte unter Aufsicht von Doktor Agnesina, dem *Questore* von Mailand und in Anwesenheit eines Priesters.[38] Der Verlauf der Ereignisse ist schnell erzählt, viel aufschlussreicher ist, was nicht geschah.

[35] Bollone (wie Anm. 16) S. 245.
[36] Bonacina (wie Anm. 20) S. 39 und Abbildung Nr. 11 in: Luzzatto (wie Anm. 1).
[37] Ebd. S. 214; Kirkpatrick (wie Anm. 24) S. 573; Luzzatto (wie Anm. 1) S. 92f.
[38] Bonacina (wie Anm. 20) S. 39.

Die Leichen der am 28. April Erschossenen wurden nicht aus dem Zuständigkeitsgebiet des Mailänder Erzbistums und der *Provincia di Milano* entfernt und an ihre Familien übergeben. Hier griffen institutionelle Strukturen, wie sie im Bürgerkrieg kaum noch vorhanden waren. Die Leichen wurden durch Repräsentanten des Staates beigesetzt, aber nicht auf dem *cimitero monumentale*, dem bürgerlichen Ehrenfriedhof innerhalb der Mailänder Innenstadt, sondern auf dem größten Friedhof der Stadt, dem heutigen *Cimitero Maggiore*.[39] Die Wahl des Friedhofes ist durchaus interessant, denn Mussolini wurde nicht nur anonymisiert, sondern quasi an den Rand geschoben und der Öffentlichkeit entzogen, liegt sein Grab doch nicht im Herzen Mailands, sondern auf einem Massenfriedhof am Stadtrand.

Das Bestreben um ein rechtsstaatliches Vorgehen im Umgang mit den Leichen drückt sich auch darin aus, dass die Erschossenen nicht in ein Massengrab geworfen wurden, sondern jeder ein anonymisiertes Einzelgrab erhielt. Mussolini wurde daher nicht anders behandelt als die übrigen Leichen, sein Grab unterschied sich nicht von den Gräbern der anderen Faschisten oder dem Petaccis. Hier setzte sich also fort, was mit dem Einsargen begonnen hatte: Mussolini wurde nicht als eine besondere Persönlichkeit gekennzeichnet. Der einstige *Duce* erhielt eine Art Armenbegräbnis, genau wie jene, die bis zuletzt an seiner Seite geweilt hatten.

Dem Bemühen um ein rechtlich korrektes Vorgehen bei der Bestattung stand die religiöse Dimension der Bestattung gegenüber. Die Beisetzung Mussolinis entsprach nicht den Exequien der katholischen Kirche. Die Leiche erfuhr keine Überführung in eine Kirche, es fand kein Totenoffizium und auch keine Messe statt. Einzig bei der Beisetzung, also am Grab selbst, wurden wohl Gebete gesprochen.[40] Mussolini erhielt also kein ausführliches christliches Begräbnis, sondern eigentlich nur eine Beisetzung auf einem Friedhof. Dies verstärkt die Assoziationen mit einem Armenbegräbnis noch.

Mussolini wurden nicht nur die bürgerlichen Ehren, beispielsweise das Aufstellen eines Grabsteins, sondern auch die religiösen verwehrt. Das Begräbnis diente einzig der Beseitigung der Leichen. Es

[39] D. Leccisi, Con Mussolini prima e dopo Piazzale Loreto, Roma 1991, S. 247.
[40] Vgl. Bonacina (wie Anm. 20) S. 39.

bot keinen Anknüpfungspunkt für Totenfürsorge oder Totengedenken an diesem Ort. So konnte der Personenkult des Faschismus um den *Duce* nicht zu einem Totenkult auf diesem Friedhof umgeformt werden, da das Grab Mussolinis nicht genau von der Öffentlichkeit identifiziert werden konnte.

Dieser Umgang mit den sterblichen Überresten Mussolinis – eine reine Deposition – bringt sowohl auf der politischen wie auf der religiösen Ebene die Ächtung des Toten und eine Verneinung des Totengedenkens zum Ausdruck.[41] Von einer *damnatio memoriae,* die sich auf alle Hinterlassenschaften, Darstellungen und Erinnerungsstücke einer Person bezieht, kann im Fall Mussolinis nicht gesprochen werden. Die Ächtung konzentrierte sich hier auf die Leiche. Zwar wurden ab 1943 im Süden Italiens auch Statuen oder ähnliche Darstellungen von Mussolini zerstört, doch wie Jens Petersen betonte, war dies keine Entwicklung, die mit dem Vorrücken der Befreiung Schritt hielt, sondern bereits 1944 ins Stocken geriet und mit der Befreiung Norditaliens nicht wieder verstärkt aufgenommen wurde.[42] Die anonyme Bestattung stellt in diesem Rahmen ein singuläres Ereignis dar.

Trotz aller Bemühung, den Begräbnisort geheim zu halten, gelang es einer kleinen Gruppe Neofaschisten[43] unter Leitung Domenico Leccisis, das Grab des einstigen *Duce* ausfindig zu machen. Sie stahlen am 23. April 1946 einzig den Leichnam Benito Mussolinis – die anderen toten Faschisten interessierten die Diebe nicht – vom Friedhof *Musocco* und ließen in dem leeren Sarg einen Zettel mit dem Programm des *Partito Fascista Democratico* (PFD) und einen Stiefel Mussolinis zurück, während sie den anderen Stiefel und die Uniform-

[41] G. Ries, Damnatio memoriae. Die Vernichtung des Andenkens an Verstorbene in Politik und Strafrecht, in: M. Herzog/ N. Fischer (Hg.), Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen, Stuttgart 2001, S. 237–248.

[42] J. Petersen, Kontinuität und Verdrängung. Kunst des italienischen Faschismus nach 1945, in: H.-J. Czech/ N. Doll (Hg.), Kunst und Propaganda im Streit der Nationen 1930–1945, Dresden 2007, S. 444–449.

[43] Zum Beginn des Neofaschismus in Italien vgl. G. Parlato, Fascisti senza Mussolini. Le origini del neofascismo in Italia, 1943–1948, Bologna 2006.

hose mitnahmen.[44] Die Leiche wurde daraufhin an einigen unterschiedlichen Orten versteckt, bevor sie am 30. Mai 1946 aus ihrem Versteck nahe der Schweizer Grenze zurück nach Mailand in den *Convento di Sant'Angelo* gebracht wurde.[45] Leccisi verhinderte damit, dass die Regierung für sich beanspruchen konnte, die Leiche zurück auf heiligen Boden gebracht zu haben. Denn während eines Treffens zwischen Leccisi und Vertretern des Innenministeriums am 2. Mai hatten diese Beamten ihm ein würdevolles, aber geheimes Begräbnis der Leiche in geweihter Erde zugesichert bis zu dem Tag, an dem die Leiche an die Familie übergeben werden könnte.[46]

Doch die Franziskanermönche, die die Leiche aufgenommen hatten, damit diese ein christliches Begräbnis erhielt, übergaben sie am 12. August in der *Certosa di Pavia* der Polizei.[47] Sie wussten von dem Angebot des Innenministeriums, und vielleicht hinterfragten sie nun auch Leccisis Motivation, der das Angebot ausschlug und sich um den Leichnam nicht mehr weiter kümmerte.

Auch hier gab es mehrere Interessengruppen: Einmal die neue faschistische Partei PFD, die möglichst viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte; dann den Wunsch der Regierung, diesen Zwischenfall ohne großes Aufsehenerregen abwickeln zu können, und den Wunsch der Mönche, allen Toten die nötige Fürsorge und Barmherzigkeit zuteil werden zu lassen, ohne dabei politische Unterschiede zu machen.[48]

Die Zeit, in der die Leiche gesucht wurde, nutzten Leccisi und seine Kumpane, um ihre Partei PFD landesweit und international bekannt zu machen. Wenn für sie auch nicht die Ehrung der Leiche im Mittelpunkt ihrer Handlung stand, so war ihre Tat der ausschlaggebende Moment für den Neubeginn des Bestattungszeremoniells.

Zwar konnte der *Partito Fascista Democratico* seinem Wunsch nach gefestigtem politischem Einfluss und einer führenden Position innerhalb der vielen neofaschistischen Gruppierungen nicht verwirk-

[44] Kirkpatrick (wie Anm. 24) S. 573; Leccisi (wie Anm. 39) S. 259–262; Luzzatto (wie Anm. 1) S. 99ff.
[45] Leccisi (wie Anm. 39) S. 293.
[46] Leccisi (wie Anm. 39) S. 284.
[47] Bonacina (wie Anm. 20) S. 58; Luzzatto (wie Anm. 1) S. 108.
[48] Luzzatto (wie Anm. 1) S. 113 und Leccisi (wie Anm. 39) S. 296.

lichen. Allerdings hatte er deutlich gemacht, dass Mussolini tot, aber nicht vergessen war und wieder faschistische Gruppen existierten. Ihre Eigenständigkeit gab die Partei noch vor dem Jahresende auf und ging in der neuen neofaschistischen Partei *Movimento Sociale Italiano* (MSI) auf.[49] Als Kontinuität zum PFD ist festzuhalten, dass auch diese Partei sich des toten Mussolini zur Außendarstellung bediente.[50] Das Parteizeichen, ein verschobenes Rechteck mit der Aufschrift MSI und einer darüber flackernden Flamme in den Farben der italienischen Flagge, wird als verschlüsselte Darstellung des fiktiven Sarges Mussolinis mit dem ewigen Licht darüber verstanden. Durch dieses Parteisymbol erhielt Mussolini eine dauerhafte Präsenz. Die Partei schuf eine Symbolsprache, durch die das Fehlen eines Leichnams kompensiert werden sollte.

Die Leichendiebe hatten den von dem Befreiungskomitee eingeschlagenen Weg in Frage gestellt, und im Sommer des Jahres 1946 wurde deutlich, dass immer noch sehr unterschiedliche Erwartungen im Hinblick auf die Beisetzung von Mussolinis sterblichen Überresten bestanden. Die Neofaschisten hofften auf eine politische Wende und ein Fortleben des *Duce*-Kultes in einer pompösen Grabanlage für Mussolini. Die Mönche erwarteten hingegen ein christliches Begräbnis, und die Regierung trug sich mit dem Gedanken, die Leiche der Familie zu übergeben. Aber offenbar hielten weder die Neofaschisten noch die Regierung ihre Pläne zu diesem Zeitpunkt für realisierbar.

Die Regierung bemühte sich sehr, den Zwischenfall um die Leiche Mussolinis herunter zu spielen und versuchte offenbar auch den Personenkreis, der mit der Leiche Mussolinis „in Berührung" kam, so eng wie möglich zu halten. Für die Übergabe der Leiche einigten sich die Priester und die Behörden auf einen Ort außerhalb des Stadtzentrums. Zu den Anwesenden gehörte auch Polizeichef Agnesina, der nicht nur an den Ermittlungen beteiligt war, sondern auch an der Bestattung in *Musocco* teilgenommen hatte.[51]

---

[49] Parlato (wie Anm. 43) S. 238ff.

[50] Bosworth (wie Anm. 20) S. 421; S. Z. Koff/St. P. Koff, Italy from the First to the Second Republic, London 2000, S. 41 und Luzzatto (wie Anm. 1) S. 112.

[51] Bonacina (wie Anm. 20) S. 58 und Luzzatto (wie Anm. 1) S. 111.

Da die Behörden nach dem Raub der Leiche nicht mehr sicher sein konnten, dass es sich bei der ihnen präsentierten Leiche tatsächlich um die Überreste Benito Mussolinis aus dem Grab Nummer 384 handelte, veranlassten sie eine erneute Obduktion. Diese kann analog zu der vorhergegangenen Leichenbeschauung als Rückkehr zu einem institutionalisierten Umgang mit dem Leichnam gesehen werden, hier stand das medizinisch-juristische Element der Unsicherheit während des Verschwindens der Leiche gegenüber.

Für die Leichenbeschauung griff die Regierung auf denselben Rechtsmediziner zurück, der auch schon die erste Obduktion an Mussolini durchgeführt hatte.[52] Dies dürfte sowohl die Identifikation des Leichnams erleichtert als auch das öffentliche Vertrauen in das Untersuchungsergebnis gesteigert haben. In dieser Obduktion kam erneut das Bemühen um korrektes, nicht angreifbares Vorgehen von Seiten der Regierung und der Behörden zum Ausdruck. So war eine seriöse Identifikation der Leiche mit den Mitteln des Rechtsstaates möglich, ohne dabei auf einen öffentlichen Vergleich von Stiefeln oder ähnlichem Beiwerk zurückzugreifen, wie es die Neofaschisten gerne öffentlich getan hätten. Weder die Leiche Mussolinis noch andere Dinge aus dem Grab Nummer 384 wurden der Öffentlichkeit präsentiert. Die Seemannskiste, in der sich die Leiche befand, war das Einzige, das fotografiert werden durfte. Zum einen wäre der Anblick der sich zersetzenden Leiche sicher nicht sehr angenehm gewesen, zum anderen hätte eben dies wieder die Erinnerung und die Diskussion um die Ereignisse auf dem *Piazzale Loreto* entfachen können. So blieb Mussolinis Leiche ab Mai 1945 aus der Öffentlichkeit verschwunden und konnte auch durch einen Diebstahl nicht wieder dahin zurückkehren.[53]

Der Staat bewies mit dem Wiederauffinden der Leiche auch auf internationaler Ebene, dass er mit den Neofaschisten im eigenen Land umgehen konnte. Eine Botschaft, die sowohl für die inneritalienischen Entwicklungen wie auch für die Verhandlungen der Friedenskonferenz in Paris eine hohe symbolische Bedeutung besessen haben

---

[52] Bollone (wie Anm. 16) S. 202.

[53] Die Regierung hatte sogar versucht, die in Umlauf gekommenen Postkarten mit Szenen des *Piazzale Loreto* wieder einzusammeln.

dürfte. Zudem konnte die am 18. Juni 1946 proklamierte Republik Italien auf diese Weise ihre Stabilität und Rechtsstaatlichkeit unter Beweis stellen.

Nachdem die Identität der Leiche geklärt war, konnte die Bestattung neu beginnen. Am 25. August wurde die Leiche in das Kapuzinerkloster *Cerro Maggiore* überführt. Diese Ruhestätte lag circa zwanzig Kilometer nordwestlich von Mailand und war von den Behörden in Kooperation mit dem Mailänder Erzbischof Kardinal Ildefonso Schuster ausgewählt worden.[54] Die Überreste wurden unter Geheimhaltung im Beisein des Polizeichefs Agnesina, weiterer Polizisten und Padre Carlo in einer versiegelten Kiste in eine kleine Kapelle im ersten Stock des Klostergebäudes gebracht und „on this occasion, interred with Christian ceremony, as Catholic charity suggested".[55]

An der Art der Beisetzung lässt sich bereits die Absicht erkennen, die Leiche an einen anderen Ort zu verbringen. So wurden die Überreste quasi transportbereit in einer Kapelle deponiert.

Die Umgebung und der Umgang mit der Leiche waren nun deutlich würdevoller. Zwar wurde sie immer noch in Abgeschiedenheit und ohne Totenmesse, jedoch in einem christlichen Umfeld aufbewahrt. Dies war nicht allein durch die räumliche Unterbringung bedingt, sondern auch durch das Verhalten der Mönche. So beschrieb Padre Carlo im Nachhinein, wie er und seine Mitbrüder direkt nach der Unterbringung der Kiste ein Fürbittegebet zu Gunsten Mussolinis Seele gehalten hätten.[56] Gleichzeitig wurde der Leichnam durch seine Position auch den vielen in dieser Kapelle gehaltenen Gebeten und Messen teilhaftig, wenn diese auch nicht für ihn bestimmt waren.

Diese Station der Leiche trägt durch ihre offensichtliche zeitliche Begrenzung die Merkmale einer Totenwache bzw. eines Totenof-

---

[54] Siehe „Il Diario di Padre Carlo" in: Bonacina (wie Anm. 20) S. 134–144, hier S. 135; ursprünglich abgedruckt in: Il Giorno 4.–6. September 1957. Vgl. auch Kirkpatrick (wie Anm. 24) S. 573; Leccisi (wie Anm. 39) S. 328; Bonacina (wie Anm. 20) S. 71 und 77; Luzzatto (wie Anm. 1) S. 120f.

[55] Bosworth (wie Anm. 20) S. 416; vgl. auch Bonacina (wie Anm. 20) S. 77 u. 84 und Bonacina (wie Anm. 20) S. 135; „Die bekannte Leiche", in: Der Spiegel 17 (1956) S. 46–48. [Erneut veröffentlicht in: Der Spiegel 17 (2006).]

[56] Vgl. „Il Diario di Padre Carlo" in: Bonacina (wie Anm. 20) S. 135.

fiziums. In diesem Kloster sollte die Leiche bewacht werden, bis die Regierung über den weiteren Umgang mit den Überresten entschieden hatte. *Cerro Maggiore* stellte eigentlich gar keine Beisetzung dar, sondern hier wurde über Mussolini eine elfjährige Totenwache gehalten.

Dieses gewandelte Verhältnis zu Mussolinis Leiche findet seine Entsprechung im gewandelten Umgang mit den ehemaligen Faschisten. Im Juni 1946 erließ die Regierung ein Amnestiegesetz, das von dem kommunistischen Justizminister Palmiro Togliatti ausgearbeitet worden war und der *epurazione* ein Ende setzte.[57] Auf Basis dieses Gesetzes erfolgte in den Jahren 1947/48 eine wahre Rehabilitierungswelle, in der „fast alle Sanktionen abgeschwächt oder ganz aufgehoben"[58] wurden. Mit diesem Gesetz hatte die Regierung auf einen Vorstoß des Königshauses reagiert, das vor dem Referendum über die zukünftige Staatsform Italiens eine Amnestieregelung versprochen hatte. Dieses Thema hatten De Gasperi und Togliatti aufgegriffen und auf einen Zeitpunkt nach den Wahlen verschieben können.[59]

Das Amnestiegesetz und das christliche Begräbnis zusammen unterstrichen die Bemühungen der Regierung um Ausgleich und Befriedung: „Parallel dazu setzte ein skrupelloser Wettlauf um die Gunst der kleinen und mittleren Faschisten ein, an dem sich die Kommunisten ebenso beteiligten wie die *Democrazia Cristiana* und die Sozialisten."[60] So wurde auch Domenico Leccisi nach nur 21 Monaten Haft kurz vor den Wahlen im April 1948 aus dem Gefängnis entlassen.[61]

Während die Mönche in *Cerro Maggiore* im Geheimen über die sterblichen Überreste Mussolinis wachten, verschaffte sich die Ungewissheit über den Verbleib der Überreste Mussolinis in der Presse und in der Literatur Ausdruck. Mussolini „spukte" durch die Köpfe vieler

---

[57] Ginsborg (wie Anm. 15) S. 92. Hierzu seit kurzem auch M. Franzinelli, L'amnistia Togliatti. 22 giugno 1946: colpo di spugna sui crimini fascisti. Milano 2006.

[58] Woller (wie Anm. 3) S. 71.

[59] Woller (wie Anm. 11) S. 380.

[60] Woller (wie Anm. 3) S. 70f.

[61] Luzzatto (wie Anm. 1) S. 186; eigentlich war er zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden, allerdings nicht für den Leichenraub und die Störung der Totenruhe, sondern für den Besitz von Falschgeld.

Italiener, nicht nur der alten Faschisten. Die Gerüchte um den Verbleib der Leiche resultierten aus dem bisherigen Umgang mit der Leiche. Hier war die Funktion der Leichenabwehr, also der Gewissheit über den Verbleib der Leiche, nicht erfüllt worden. Sergio Luzzatto vertritt die Ansicht, dass die physische Abwesenheit des Leichnams „seine Allgegenwart in der Vorstellung“[62] garantierte. Die Bevölkerung wollte jedoch Gewissheit über den Verbleib des einstigen *Duce*. Von Kriegsende bis in die 1960er Jahre hinein erschienen eine Unmenge von Aufsätzen und Büchern nichtwissenschaftlicher Provenienz, die Mussolini zum Gegenstand hatten. Diese Publikationen stammten entweder von Antifaschisten, die Mussolini verurteilten, oder von Faschisten. Aber es bildete sich auch noch eine dritte Art der Mussoliniliteratur heraus, in der ein relativierender bis nostalgischer Ton angeschlagen wurde, die Autoren aber nicht eindeutig einem der gegensätzlichen Lager zuzuordnen waren. Diese Publikationen, die Renzo De Felice einmal „Benitos Roman“ genannt hat[63], sind in unüberschaubarer Anzahl erschienen. Hier soll nur auf zwei dieser Autoren verwiesen werden, die durch ihre Verbreitung und Popularität als besonders einflussreich zu gelten haben. Dies sind die Journalisten Indro Montanelli und Roberto De Monticelli.[64] De Monticelli ist besonders interessant, da er über das Magazin „Epoca“, das in den frühen 1950er Jahren zahlreiche Artikel und Reportagen über Mussolini und seine Leiche publizierte, ein sehr breites Publikum erreichte.[65] Neben Berichten über die Plätze, an denen die Leiche tatsächlich schon aufbewahrt worden war, beschäftigte sich De Monticelli mit möglichen Bestattungsorten Mussolinis, allen voran natürlich Predappio, Mussolinis Heimatort. Dabei entstand über die Zeit ein zwiespältiges Bild von einem links regierten Ort und einer Bevölke-

[62] Luzzatto, Il Duce – das Leben nach dem Tod (wie Anm. 1) S. 167.

[63] Campi (wie Anm. 27) S. 114f.

[64] Bei der Beschränkung auf diese beiden Autoren orientiere ich mich an der Auswahl von Campi (wie Anm. 27) S. 115–118 und Luzzatto (wie Anm. 1) S. 92 u. 122ff. Luzzatto verweist auch auf weitere Autoren, darunter etwa Malaparte oder De Begnac. Vgl. auch C. Baldassini, L'ombra di Mussolini. L'Italia moderata e la memoria del fascismo (1945–1960), Soveria Mannelli 2008, sie konzentriert sich allerdings auf rechtskonservative Autoren und Zeitschriften.

[65] Luzzatto (wie Anm. 1) S. 177ff.

rung, die die Rückkehr Mussolinis erwartete. So hatte ein ansässiger Steinmetz bereits einen Sarkophag für Mussolini hergestellt, den er dem Fotografen präsentierte.[66] Mit diesen und anderen Berichten wurde nicht nur die Debatte um die Rückgabe der Leiche weiter angefacht, sondern sie ermöglichten einen Einblick in die künftige Gestaltung von Mussolinis letzter Ruhestätte und die Haltung der Einwohner gegenüber dem *Duce*. Damit wurde das Risiko, das mit einer Herausgabe der Leiche verknüpft war, dahingehend überschaubarer, als die Personen, die auf die Rückgabe Mussolinis warteten, als harmlos dargestellt wurden.[67]

In der italienischen Bevölkerung verspürten viele Personen „das Bedürfnis, auf dem Friedhof die Erklärung ihrer selbst und vor allem die Erklärung ihrer faschistischen Vergangenheit zu suchen".[68] Sie konnten sich nicht auf eine bestimmte Ideologie oder Bezugsperson stützen und bedurften in der neu gestalteten Republik doch fester Bezugspunkte. Die Spekulationen um die Bestattungsorte Mussolinis mussten auf diese noch nicht wieder fest verwurzelten Personen immer wieder erschütternd und irritierend wirken. Die katholische Kirche stellte einen derartigen Bezugspunkt dar. Papst Pius XII. hatte nach dem Zweiten Weltkrieg das Paradigma einer christlichen Kultur basierend auf christlichen Werten neu formuliert.[69] Die revisionistischen und versöhnenden Autoren konnten mit ihren „christlich" argumentierenden Werken auf diese Denkmuster Bezug nehmen.

Mussolinis Leiche der Öffentlichkeit zu entziehen, sollte den Mythos Mussolini und die Verehrung des toten *Duce* an dessen Grab unterbinden, doch bewirkte dies, dass Mussolini noch viel stärker im Bewusstsein aller Italiener präsent blieb und dort quasi „herumgeisterte". Die Verbringung der Leiche an einen geheimen Ort hatte eine hohe Verunsicherung der Bevölkerung zur Folge. Das zeigte sich jedes Mal dann, wenn Journalisten glaubten, sein Grab gefunden zu haben,

[66] Ebd. S. 178f.

[67] Ebd. S. 179.

[68] Luzzatto, Il Duce – das Leben nach dem Tod (wie Anm. 1) S. 170.

[69] Vgl. F. Traniello, Christliche Kultur, europäische Kultur. Entwicklungen und Wandlungen einer Idee im italienischen Katholizismus zwischen 1920 und 1950, in: G.E. Rusconi/H. Woller (Hg.), Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, Berlin 2006, S. 166–173.

beispielsweise 1956 im Kloster *Monte Paolo.*[70] Das größte Interesse an dem Verbleib des Leichnams zeigten dabei die im Deutschenkontext wohl als „Mitläufer" bezeichneten Bevölkerungsschichten und eben nicht die überzeugten Faschisten, denn diese hatten in Ermangelung eines Grabes versucht, fiktive Gräber Mussolinis in vielen Städten zu schaffen, um den *Duce*-Kult fortleben zu lassen.[71] Die Neofaschisten konzentrierten sich nicht auf die Forderungen nach der Rückführung von Mussolinis Leiche.

Die Translation und erneute Leichenbeschauung im Sommer 1957 stellten den letzten Wendepunkt im Umgang mit der Leiche dar. Dabei erfolgte die Überführung der sterblichen Überreste nach Predappio auf den *Cimitero di San Cassiano* am 28. August 1957 wieder unter strengster Geheimhaltung und nur in Absprache zwischen Regierung und Familie.[72]

Die Umbettung von Mussolinis Leiche im Sommer 1957 war von der Regierung angeordnet worden und als solche ein offizieller Rechtsakt. Daher verwundert es nicht, dass wie bei den vorangegangenen Verlagerungen der Überreste auch diesmal unter Zeugen geprüft wurde, ob sich auch die richtige Leiche in dem Sarg befand. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass auch hier dieselben Personen wie bei den Leichenbeschauungen der Jahre 1945 und 1946 beteiligt waren: Agnesina organisierte erneut den Transport und überwachte die Leiche und aus Mailand reiste Gerichtsmediziner Cattabeni in die Romagna – eine Region, die nicht mehr in sein Zuständigkeitsgebiet gefallen sein dürfte.[73] So wollte die Regierung den Personenkreis, der in die Angelegenheit eingeweiht war, so klein wie möglich halten.

---

[70] Vgl. Luzzatto (wie Anm. 1) S. 176.

[71] Ebd. S. 147.

[72] Zwar hatte sich die Witwe mit der Regierung auf Mitte August verständigt, doch erst am 28. August 1957 war es dann so weit. Vgl. A. Pensotti, La restituzione dei resti di Mussolini nel drammatico racconto della vedova, Roma 1972, S. 51ff.

[73] Bollone (wie Anm. 16) S. 204f, betont, daß beide Mediziner bei allen drei Obduktionen beteiligt waren, eindeutig erscheint auf jeden Fall die Beteiligung Prof. Cattabenis.

Besonders ins Auge sticht allerdings bei dieser Leichenbeschauung, dass Rachele Mussolini behauptete, die Öffnung des Sarges und die Visitation der Überreste sei dieses Mal nur auf ihr Drängen hin geschehen.[74] Es stellt sich aber die Frage, weshalb ausgerechnet die Ärzte aus Mailand nach Predappio gesandt wurden, wenn von der Witwe nur eine Unterschrift auf einem Übergabeprotokoll erwartet wurde. Irritierend ist darüber hinaus, dass Padre Carlo nichts darüber schreibt, dass die Autopsie unplanmäßig erfolgte, vielmehr schildert er, wie er die Kiste mit Weihwasser besprengte und kurz in Stille gebetet wurde, bevor die Ärzte und ihre Helfer begannen, die Holzverkleidung und den Zinksarg zu öffnen.[75]

Die Gerichtsmediziner verglichen die vor ihnen liegenden Überreste genau mit den Befunden, die Professor Cattabeni bei der ersten und zweiten Obduktion angefertigt hatte, und verfassten ein neues Protokoll.[76]

Es scheint also nicht zu stimmen, dass die Leichenbeschauung erst auf Initiative der Witwe erfolgte. Aber ihre Darstellung der Ereignisse lässt auf zwei Motive schließen. Zum einen, dass sie sich schlicht weigerte, die *relazione sulla cerimonia della consegna*, also quasi den „Lieferschein", zu unterzeichnen, da er nach ihren Angaben eine Formulierung beinhaltete, die ihre Dankbarkeit gegenüber der Regierung zum Ausdruck bringen sollte.[77] Zum anderen, dass auch für die Witwe und die Familie Mussolini eine Leichenbeschauung wichtig war. Wichtig nicht nur, weil sie sicher gehen wollten, keinen leeren Sarg oder Ähnliches zu erhalten, sondern auch um ihre Unabhängigkeit gegenüber der Regierung zu betonen.

Mit dieser Leichenbeschauung, die mit der Übergabe an die Witwe einherging, erfolgte nochmals eine Zäsur im Umgang mit der Leiche, denn Mussolini war bereits in *Cerro Maggiore* in einen neuen dauerhaften Zinksarg gelegt worden und dort von einem Priester zur Ruhe gebettet worden. Die erneute Störung der Totenruhe und Ob-

[74] Agnesina hatte nach ihren Angaben bereits einen Übergabebericht dabei, den sie hätte unterschreiben sollen. Vgl. Pensotti (wie Anm. 72) S. 70–77.

[75] „Il Diario di Padre Carlo" in: Bonacina (wie Anm. 20) S. 141, und „Mussolinis Gebeine, Die Kiste im Kloster", Der Spiegel 37 (1957) S. 48f., hier S. 48.

[76] Vgl. Bonacina (wie Anm. 20) S. 101.

[77] Vgl. Pensotti (wie Anm. 72) S. 70.

duktion unterbrachen den damit begonnenen Zyklus, wie schon der Raub und die Autopsie im Jahre 1946 eine Unterbrechung der Totenruhe und des begonnenen Zeremoniells dargestellt hatten. Nach katholischem Verständnis wären bei einer Wiederbestattung auch die Exequien erneut notwendig. Ohne eine Leichenbeschauung und ohne die Bekanntmachung der Autopsieergebnisse wäre dieser Zäsurcharakter verloren gegangen. Rachele Mussolini stilisierte sich mit ihrer Aussage zur handlungsbestimmenden Person; in der Realität dürfte es sich allerdings gegenteilig verhalten haben.

Zwar zogen sich nach dieser Autopsie die Regierungsvertreter zurück und überließen die Leiche ganz der Familie. Damit konnte diese selbst über die Gestaltung und den Ablauf des Zeremoniells entscheiden, eine Tatsache, die den Zäsurcharakter nur noch verstärkt. Gleichzeitig blieben aber die örtlichen Carabinieri von staatlicher Seite noch in die Bestattung involviert, da sie für die Sicherheit der Leiche sorgen sollten. Dies unterstreicht, dass die wirklich handlungsbestimmenden Akteure immer noch auf Seiten des Staates zu finden waren.[78] Der Familie Mussolini wurde einzig ein großzügiger Rahmen zur Gestaltung des Bestattungszeremoniells gewährt, in dem die Regierung und der Staat nicht aktiv auftraten, aber durchaus überwachend präsent waren.[79]

Bis sich die Regierungsvertreter aus dem Ablauf zurückzogen, dominierten noch einmal die institutionellen Aspekte. Die Umbettung der Leiche wurde nicht zelebriert, sondern es wurde versucht, sie so geheim und unauffällig wie möglich zu halten.[80] So griffen die Behörden nicht einmal auf einen Leichenwagen für den Transport des Sarges zurück, sondern auf einen normalen PKW, auf dessen Rücksitz-

---

[78] Ebd. S. 86.

[79] So hatten die Carabinieri und der Questore von Forlì durchaus ein wachsames Auge auf den Verlauf der Ereignisse und mischten sich auch ein, als die Witwe beabsichtigte, den Katafalk noch länger in der Kapelle aufgebahrt zu lassen, vgl. Bonacina (wie Anm. 20) S. 119. Vgl. auch Pensotti (wie Anm. 72) S. 86–90, und Bonacina (wie Anm. 20) S. 142.

[80] So betonte Rachele Mussolini immer wieder, dass ihr verboten wurde, mit irgend jemand über die Verhandlungen und später über die Translation zu sprechen, nicht einmal mit ihren Kindern. Vgl. Pensotti (wie Anm. 72) S. 52–54.

bank der Sarg deponiert wurde.[81] Es erfolgte also kein Leichenzug, der als Ausdruck der Rehabilitation hätte gedeutet werden können oder der der Bevölkerung zwischen Mailand und Forlì die Gelegenheit gegeben hätte, sich entlang des Weges zu platzieren, um ähnlich wie bei der Translation des „Unbekannten Soldaten" durch Italien in den 1920er Jahren dem Transport beizuwohnen.[82] Auf diese Weise ließen sich auch Anschläge oder Proteste von Antifaschisten vermeiden.

Diese Zurückweisung der Inszenierung endete mit der Übergabe der Leiche und der Freigabe nach der Leichenbeschauung. Noch bevor der Sarg in die Kapelle der Familie auf dem *Cimitero di San Cassiano* überführt wurde, setzte der Wandel im zeremoniellen Umgang mit den Überresten Mussolinis ein.

Bei der folgenden Bestattung gab es einen kleinen Leichenzug, eine Aufbahrung, eine Totenmesse des örtlichen Priesters und eine Beisetzung im Kreise der Familie und Freunde. Gleichzeitig bot Predappio offenbar die Möglichkeit, dass sich jeder auf seine Art in das Zeremoniell einbringen konnte. Berichte über einen Kaplan aus der RSI, der an den Altar trat und eine Messe initiierte, während eine improvisierte Wache am Katafalk den Römischen Gruß entrichtete, unterstreichen den Eindruck, dass der Verlauf der Bestattung auf dem Friedhof *San Cassiano* keinesfalls fest vorausgeplant war, sondern von unterschiedlichen Akteuren mitgestaltet werden konnte.[83] Auch die Weggefährten und Anhänger Mussolinis konnten auf den Verlauf der Bestattung Einfluss nehmen.

Dem gegenüber zelebrierte der örtliche Priester eine Totenmesse in Anwesenheit der Witwe und weiterer Familienmitglieder. Die Messe der Faschisten stellte also nicht die Hauptmesse für Mussolini, sondern nur eine zusätzliche dar. Das Requiem wurde von dem Priester gehalten, der für den Friedhof und für die Bewohner Predappios und damit auch für Benito Mussolini kirchenrechtlich zuständig war. Auch hier scheint die Familie auf die Wahrung des Anscheins von

[81] Vgl. Pensotti (wie Anm. 72) S. 65 und 68, und „Il Diario di Padre Carlo" in: Bonacina (wie Anm. 20) S. 138f.

[82] Vgl. zur Überführung des „Unbekannten Soldaten" nach Rom zum 4. November 1921 Tobia (wie Anm. 5) besonders S. 79–85.

[83] „Celebrato senza incidenti il rito in suffragio di Mussolini", in: Corriere della Sera, 1.9.1957.

Normalität und Tradition gesetzt zu haben, denn sie war nur bei der Hauptmesse anwesend.

Während an diesem Tag viele Menschen am Sarg Mussolinis Abschied vom einstigen Diktator nahmen, erfolgte die Beisetzung in dem Sarkophag am nächsten Tag im engsten Kreis der Familie. Die Öffentlichkeit, die seit der Exposition der Leichen der Faschisten auf dem *Piazzale Loreto* über die Medien immer Anteil an dem Umgang mit der Leiche gehabt hatte, wurde nun ausgeschlossen. Diese „Privatisierung" der Leiche beruhte vor allem auf der Bestattung Mussolinis in der Familiengruft in seinem Heimatort. Predappio liegt in der Emilia-Romagna, südlich von Ravenna. Diesen Ort hatte Mussolini nicht nur in sein Städtebauprojekt zur Modernisierung und faschistischen Umgestaltung einbezogen, sondern er hatte dort im Jahre 1930 eine Familiengruft für seine Eltern nach Plänen der Architekten Florestano di Fausto und Cesare Bassani errichten lassen.[84] Ein zeitgenössischer *Luce*-Film dokumentierte sehr anschaulich, dass diese Gruft der Familie Mussolini ein Anziehungspunkt für Mussoliniverehrer war.[85] Nach 1945 verlor Predappio allerdings schlagartig seine Popularität.[86]

In diesen Ort, der so eng mit der Familie Mussolinis, aber auch mit seiner Politik verknüpft war, kehrte die Leiche Mussolinis zurück. Er wurde in dem Ort bestattet, in dem er geboren worden war, von dem aus er nach Mailand gegangen war, wo er die *Squadre* und die Faschistische Partei gegründet hatte, von Mailand kehrte nun der tote Mussolini nach Predappio zurück.

Dort zeigte sich, wie unterschiedlich die Person Mussolinis im Jahre 1957 gesehen wurde. Die dauerhaften Symbole am Sarkophag – *Fasci* und Porträt – kennzeichnen den Bestatteten als den Mussolini der „Jahre des Konsenses". Der in Predappio bestattete Mussolini war

[84] M. Baioni, Predappio, in: M. Isnenghi (Hg.), I luoghi della memoria, Bd. 1: Simboli e miti dell'Italia unita, Roma 1996, S. 501–511; P. Dogliani, Predappio, in: V. De Grazia/S. Luzzatto (Hg.), Dizionario del fascismo, Bd. 2, Torino 2003, S. 414/415; A. Elon, Der Körper des Duce, in: taz, 3.10.2006. [Aus dem Englischen von Niels Kadritzke, Original in: Le Monde, 10.3.2006] http://www.taz.de/pt/2006/03/10.1/mondeText.artikel,a0056.idx,17

[85] L'Archivio Storico dell'Istituto Luce: Italia. Predappio, Datum: 08/1934, Spieldauer: 00:00:48, Italien, Farbe: schwarz/weiß; „I capi centuria e i cadetti di prima nomina rendono omaggio alla tomba dei genitori del Duce".

[86] Baioni (wie Anm. 84) S. 501–511.

nicht der von den Menschen verspottete und gehasste Kriegstreiber und Verräter des *Piazzale Loreto*, sondern hier wurde der Mussolini jener Jahre vor 1940, also vor dem italienischen Kriegseintritt, zu Grabe getragen. Die Symbole für diesen „großen Italiener" waren zum einen die Flagge und das Bild Mussolinis als erfolgreichen Feldherrn.[87] Dieser Befund wird durch eine Untersuchung Zimmermanns noch untermauert, der feststellte, dass nach dem Jahr 1941 die Darstellungen Mussolinis als Militär aus den italienischen Medien verschwanden.[88] Mit den Darstellungen Mussolinis als Feldherr waren die Erinnerungen an eine bessere Zeit verknüpft.

Dieser Mussolini, der Held, der für Italien Großes geleistet hatte, wurde in seinem Heimatort, in der Familiengruft zwischen den Särgen seiner Eltern in den von Mario Proli angefertigten Sarkophag mit Liktorenbündeln (*Fasci*) an den Ecken bestattet.[89] Diese *Fasci* stellen das ursprüngliche Symbol der faschistischen Bewegung dar, nun schmücken sie Mussolinis letzte Ruhestätte. Diese Reminiszenzen an den Faschismus konnten zum einen immer noch als Ehrung des *Duce* verstanden werden, aber indem seine Machtsymbole nun sein Grab schmücken, vermittelt dies auch den Charakter eines sich schließenden Kreises. Mussolini war dorthin zurückgekehrt, wo er hergekommen war, in ein kleines Dorf in der Romagna.

Die Regierung hatte die Leichenüberführung so geheim gehalten, dass selbst Domenico Leccisi, der inzwischen Kammerdeputierter geworden war, im Vorfeld nichts von der Unternehmung erfahren hatte.[90] Durch die Abreise der Regierungsvertreter nach der Leichenbeschauung, noch bevor das Zeremoniell mit der Überführung in die Kapelle wieder einsetzte, erschien die Beisetzung Mussolinis als Privatangelegenheit der Familie, auch wenn diese durch die Verwendung

---

[87] Vgl. ein Foto von Vittorio Mussolini vor dem Sarkophag seines Vaters am 16. März 1959, in: Getty Images Editorial (www.gettyimages.com) Object Name: 01x/36/diry/15167/17f, Image #3246496.

[88] C. Zimmermann, Das Bild Mussolinis. Dokumentarische Formungen und die Brechungen medialer Wirksamkeit, in: G. Paul (Hg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 225–242, hier S. 239.

[89] Zum Sarkophag, der bereits 1954 mit Bildern in der Epoca abgebildet worden war, Luzzatto (wie Anm. 1) S. 177; Kirkpatrick (wie Anm. 24) S. 574.

[90] Vgl. Leccisi (wie Anm. 39) S. 337.

von Staatssymbolen an vergangene Größe zu erinnern versuchte.[91] Der MSI war niemals aktiv in den Prozess der Rückgabe integriert, die Regierung verhandelte direkt mit der Witwe. So titelte der *Corriere della Sera* am 31. August 1957 auch „Nessuna pressione politica all'origine della decisione".[92] Dies unterstreicht, dass die Christdemokraten hier nicht aus einer Zwangslage heraus handelten, sondern vielmehr ihre Optionen auszuschöpfen versuchten, um ihre Position bei potentiellen Wählern des rechten Spektrums für die Wahlen im folgenden Jahr zu stärken.

4. Zusammenfassend kann die Bestattung Mussolinis in Predappio als Kompromiss charakterisiert werden. Die Regierung übernahm die Überführung Mussolinis nach Predappio, aber sie griff nicht in die weitere Ausgestaltung des Bestattungszeremoniells ein, sondern ließ der Witwe freie Hand. Diese hingegen hatte zwar eigene Vorstellungen, wie sie ihren toten Gatten bestatten wollte, war in deren Umsetzung aber nicht so strikt, als dass nicht auch andere Personen anders gerichtete Zeremonien innerhalb des Zeremoniells hätten durchführen können.

Sowohl die veränderte gesellschaftliche Stimmung als auch die politisch bzw. personell günstige Situation haben die Translation der Leiche Mussolinis in den Besitz der Familie begünstigt. Die zeitliche und räumliche Distanz zwischen Mussolinis Erschießung, dem Bürgerkrieg und den „Säuberungen" zu dem Begräbnis in Predappio ermöglichte die Bestattung Mussolinis als den *Duce* der Jahre vor 1940 – den erfolgreichen Politiker der Lateranverträge und der Kolonial- bzw. Weltmacht Italien. Ähnlich wie die Akzeptanz Mussolinis in den „Jahren des Konsenses" sehr hoch gewesen war, so war nun ein Konsens darüber entstanden, diesem Mussolini ein würdiges, christliches Begräbnis im Kreise seiner Familie zu gestatten.

Das politische Ringen, das im April 1945 um die Leiche geherrscht hatte, war nun also beendet, aber ohne dass es einer Interessensgruppe gelungen wäre, der Bestattung ihren prägenden Stempel aufzudrücken. Die Präsentation des toten Mussolini in Predappio als

---

[91] Vgl. auch die Einschätzung des Spiegel (wie Anm. 75) S. 49.
[92] Vgl. Bonacina (wie Anm. 20) S. 95.

Duce, der Italien zur Großmacht geführt hatte, dürfte die kleinste gemeinsame Schnittmenge zwischen den Auffassungen der Regierung Zoli, der Familie Mussolini und den Neofaschisten repräsentiert haben. Durch diese sehr offene Gestaltung der Bestattung ließ sie Raum für persönliche Interpretationen von Seiten der italienischen Gesellschaft. Sicher fanden sich Antifaschisten nicht in dem Zeremoniell in Predappio wieder, aber diese Gruppe musste auch nicht mit dem neuen Staat versöhnt werden. Für Anhänger des alten Regimes dürfte die in Predappio gefundene Lösung wohl das Minimum dessen gewesen sein, was sie als angemessen angesehen hätten. Für die Regierung bot diese Gestaltung die Möglichkeit, einen möglichst viele Bevölkerungsgruppen umfassenden Kompromiss einzugehen, um den die italienische Nachkriegsgesellschaft prägenden „inneren politisch-ideologischen Konflikt“[93] abzumildern. Dieser Gegensatz zwischen Antifaschisten und Faschisten schwelte seit dem Ende der „Säuberungen“ in den Jahren 1946/47. Zwar zeichnete sich bereits 1948 eine „Politik der Versöhnung“ ab, dies „bedeutete in diesem Fall konkret die Integration der ehemaligen Anhänger über eine Zweiteilung der Vergangenheit in der italienischen Diktatur: Diese unterschied einen rehabilitierbaren und damit beschweigbaren Teil von einem nicht in die Versöhnung einzugliedernden Teil der Vergangenheit.“[94]

Den Spekulationen um den Verbleib der Leiche war mit der Translation ein Ende gesetzt worden. Ab Ende August 1957 konnte jeder dem *Duce* einen Besuch abstatten. Die Neofaschisten und Nostalgiker hatten jetzt einen Gedächtnisort, den sie als Bühne für ihre Feiern benutzen konnten. Was vorher im Verborgenen an vielen Orten in Italien geschehen war, konnte sich nun an einem Ort konzentrieren. Die neofaschistische Partei konnte nun nicht mehr mit der medienwirksamen Debatte um den Verbleib der Leiche auf sich aufmerksam machen, sie konnte nicht einmal die Bestattung als ihren Erfolg verbuchen, da sie im Umfeld der Bestattung in Predappio kaum in

[93] G.E. Rusconi, Die Nachkriegsjahre sind vorbei, in: G.E. Rusconi/H. Woller (Hg.), Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, Berlin 2006, S. 11–25, hier S. 20.

[94] Chr. Cornelißen, Stufen der Vergangenheitspolitik in Deutschland und Italien seit 1945, Comparativ 14 (2004) S. 14–37, hier S. 23.

Erscheinung getreten war. Gleichzeitig wurde der MSI politisch stärker eingehegt und die Neofaschisten konnten keine weiteren Mythen um den Verbleib der Leiche verbreiten, was sich in sinkenden Zahlen von neofaschistischen und revisionistischen Publikationen ausdrückte.[95] Die endgültige Beisetzung des *Duce* und die Abmilderung des Gegensatzes von Faschisten und Antifaschisten bildeten eine Voraussetzung für die Entwicklung der historischen Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit, die in den 1960er Jahren einsetzte.

Der Träger dieser „Politik der Versöhnung" waren die Christdemokraten, sie nahmen eine vermittelnde Funktion ein.[96] Eine Funktion, die sie auf anderen Gebieten auch durch Klientelismus und ihre Politik des *centrismo* zu erfüllen suchten.[97] Die Bestattung Mussolinis kann in eben diesem Kontext der Vermittlung und des Ausgleichs eingeordnet werden. Das Zeremoniell bildete in diesem Prozess ein Mittel der symbolischen Kommunikation. Die Freigabe der Leiche Mussolinis im Sommer 1957 markierte den Endpunkt des Integrationsprozesses von rehabilitierbaren Anhängern des faschistischen Regimes in die italienische Republik, in dem von der Schlüsselfigur des Faschismus nur Einzelaspekte erinnert wurden. Zwölf Jahre nach seinem Tod war der Mussolini, der Italien in den „Jahren des Konsenses" regiert hatte, für die Mehrheit der Italiener „rehabilitierbar". Parallel dazu symbolisiert die endgültige Bestattung Mussolinis auf innenpolitischer Ebene auch einen Endpunkt der italienischen Nachkriegszeit, da in Predappio ein Konflikt beigelegt wurde, der seit Kriegsende nicht zur Ruhe gekommen war.

Im Jahr 1945 war kein derartig langer Prozess im Umgang mit der Leiche geplant gewesen, niemand hatte diesen Verlauf vorausgeplant, es existierte also auch kein Plan für ein Bestattungszeremoniell Mussolinis, das über seine Beisetzung hinausging, doch durch die Interaktion von unterschiedlichen Akteuren entwickelte sich das Zeremoniell weiter. Mit zunehmendem zeitlichem Abstand zum Tod Mus-

[95] Baldessini (wie Anm. 3) S. 277.

[96] G. Formigoni, L'Italia dei cattolici. Fede e nazione dal Risorgimento alla Repubblica, Bologna 1998, S. 142f.

[97] G. Crainz, Storia del miracolo italiano. Culture, identità, trasformazioni fra anni cinquanta e sessanta, Roma 2005, S. 3; P. Fritzsche, Die politische Kultur Italiens, Frankfurt-New York 1987, S. 116.

solinis wurden die Elemente des Zeremoniells immer konventioneller gestaltet. Diese Annährung an herkömmliche Arten des Umgangs mit einem Verstorbenen kann als Versuch der Regierung betrachtet werden, Ordnung und Normalität zu suggerieren.

Die Christdemokraten waren die politische Kraft, die seit 1945 immer an den Entscheidungen im Umgang mit Mussolinis Leiche beteiligt gewesen waren, und bei der Rekonstruktion des Verlaufs des Bestattungszeremoniells tauchte eine Person immer wieder auf, Vincenzo Agnesina. Er war so etwas wie der Zeremonienmeister, der Repräsentant des Staates, welcher über die Ausführung des Begräbniszeremoniells wachte.[98]

Die katholische Kirche, die unter dem faschistischen Regime um ihre Autonomie gegenüber dem „totalitären Primat des Staates"[99] ringen musste, konnte nun ihre Vormachtstellung gegenüber dem Faschismus, und Mussolini im besonderen, zum Ausdruck bringen, indem sie sich seinem Leichnam erbarmte. In allen Phasen und auf ganz unterschiedlichen Ebenen waren Vertreter der katholischen Kirche in den Umgang mit dem Leichnam beteiligt und nahmen auf den Verlauf Einfluss.

Anders als Luzzatto mit seinem körpergeschichtlichen Ansatz, der in erster Linie nachspürte, wie die italienische Bevölkerung nach 1945 den einstigen Diktator wahrnahm, konnte durch die Analyse des Bestattungszeremoniells die Konstruktion dieser Wahrnehmung und eine Instrumentalisierung der Leiche Mussolinis zu politischen Zwecken nachgezeichnet werden. Der Umgang mit dem Leichnam zeigt, zu welchen Positionen gegenüber Mussolini die Italiener im Jahr 1957 gelangt waren und welcher Prozess dorthin geführt hatte. Die Mehrheit der Bevölkerung – auszunehmen hiervon sind besonders die

---

[98] Zur wechselhaften Biographie Vincenzo Agnesinas vgl. Luzzatto (wie Anm. 1) S. 111.

[99] E. Gentile, Der Liktorenkult, in: Chr. Dipper (Hg.), Faschismus und Faschismen im Vergleich, Köln 1998, S. 247–261, hier S. 260; Vgl. allgemein E. Gentile, Fascism as Political Religion, Journal of Contemporary History 25 (1990) S. 229–251; F. Malgeri, Chiesa cattolica e regime fascista, Italia Contemporanea 194 (1994) S. 53–63 und G. Zagheni, La Croce e il Fascio. I Cattolici Italiani e la Dittatura, Milano 2006.

Kommunisten – verdammte Mussolini als Person nicht völlig, sondern erinnerte sich an ihn als italienischen Staatsmann, der für Italien auch Gutes bewirkt habe. Die Jahre nach dem Bündnis mit Deutschland, der Kriegseintritt, die Republik von Salò und der Bürgerkrieg wurden dabei ausgespart. Gleichzeitig wurde mit dem in Predappio inszenierten Mussoliniverständnis die Grundlage für die staatstragende italienische Erinnerungskultur der nächsten Jahrzehnte geschaffen, die ebenfalls vor allem die Kriege und die Kriegsverbrechen unter Mussolini ausblendete und stattdessen die Widerstandsbewegung hochhielt.[100] Der Totenkult, der sich um Mussolinis Grab entwickelte, ist von dem Bestattungszeremoniell streng zu unterscheiden. In den folgenden Jahrzehnten wurden durch die Familie einige Umgestaltungen in der Gruft vorgenommen, so dass der heutige Zustand der Inszenierung nichts mehr mit der räumlichen wie auch der politischen Situation der Nachkriegszeit zu tun hat.

RIASSUNTO

Il presente contributo esamina quel periodo di dodici anni, in cui le spoglie di Mussolini non trovarono pace, e le diverse tappe attraversate da esse in questo contesto. Ne fanno parte il luogo vicino al lago di Como, in cui il dittatore fu ucciso, il piazzale Loreto e il Cimitero di Musocco a Milano, da dove poi il cadavere fu rubato, il convento a Cerro Maggiore, Monte Paolo e San Cassiano a Predappio. Queste tappe vengono analizzate sotto l'aspetto del cerimoniale funerario; l'obiettivo è quello di determinare la misura in cui le immagini di Mussolini, messe in scena durante i funerali, hanno creato le basi per la cultura commemorativa ufficiale nel dopoguerra. L'atteggiamento verso il cadavere dimostra a quali posizioni gli italiani fossero giunti nel 1957 nei confronti di Mussolini, ed enuclea i processi che vi avevano portati. I funerali e gli avvenimenti, che li affiancavano, costituivano un punto di cristallizzazione per il modo in cui la società italiana del dopoguerra si rapportava agli anni del fascismo e al suo capo.

---

[100] Cornelißen (wie Anm. 94) S. 17ff.; A. Mattioli, Der unsichtbare Dritte, in: Die Zeit, 15.9.2005, S. 95.

„DAS OLYMPIA-KABINETT"

Die Olympischen Spiele 1960 und die Regierungskrise Italiens am Ende der 1950er Jahre

von

EVA MARIA MODREY

1. Einleitung. – 2. Das *Foro Italico*: Gegenstand und Geschichte. – 3. Das *Foro Italico* und seine Bedeutungsverschiebung in der jungen italienischen Republik. – 4. Der Kulminationspunkt: Die Proteste im Sommer 1960. – 5. Fazit.

1. Mit dem treffenden Wortspiel *Olympia-Kabinett* überschrieb der „Spiegel" am 13. Juli 1960 einen Artikel, der sich mit den Unruhen in Genua anlässlich des 6. Parteitages des *Movimento Sociale Italiano* (MSI) beschäftigte. Sechs Wochen vor Beginn der Olympischen Spiele erklärte das deutsche Nachrichtenmagazin seinen Lesern, dass die Proteste gegen die neofaschistische Zusammenkunft eng mit der parlamentarischen Situation Italiens am Ende der 1950er Jahre in Zusammenhang stünden. Diese wiederum sei zum größten Teil durch die Austragung der Olympiade in Rom begründet.[1] Denn Premier Fernando Tambroni, der sich in der dritten Legislaturperiode der Republik auf eine schmale, nur durch Hilfe neofaschistischer Stimmen erlangte Parlamentsmehrheit stütze, habe lange gezögert, ob er die Wahl überhaupt annehmen dürfe.[2] Er sei bereits zum Rücktritt entschlossen gewesen, so der „Spiegel", als ihn Staatspräsident Gronchi schließlich

[1] Der Spiegel, Das Olympia-Kabinett, 13.7.1960, S. 50f.

[2] Bei der Abstimmung Ende März 1960 benötigte Fernando Tambroni 7 Stimmen der 24 neofaschistischen Abgeordneten, um eine Parlamentsmehrheit erlangen zu können: Vgl. P. Ignazi, Il Polo escluso. Profilo storico del Movimento Sociale Italiano, Bologna 1998.

mit dem Argument umstimmte, *Italien dürfe der Welt zumindest für die Zeit der Olympischen Spiele in Rom nicht das traurige Bild staatspolitischer Unordnung* bieten.[3]

Von der dreiteiligen Argumentationskette, die der „Spiegel" hier aufstellt, wurden in der historischen Forschung bisher nur zwei Ereignisse in ein Bedingungsgefüge gesetzt. Während die Regierungskrise mit Blick auf ihre Zuspitzung durch den Parteitag des MSI untersucht worden ist, wurden die Olympischen Spiele in diesem Prozess bisher nie als relevanter Faktor gesehen. Dabei weisen die Austragung der XVII. Olympiade und die von Gronchi genannten 'staatspolitischen Unruhen' eine zufällige, jedoch interessante zeitliche Parallele auf. Der Beginn der Regierungskrise, die gleichzeitig eine Parteienkrise der *Democrazia Cristiana* (DC) war, kann auf das Jahr der Bewerbung Roms für die Olympiade 1955 festgelegt werden.[4] Die innere Fragmentierung der Massenpartei DC verstärkte sich, und ein System innerparteilicher *correnti* bildete sich zunehmend an ideologischen Konfliktlinien heraus.[5] Dies kündigte sich zehn Jahre nach Kriegsende mit der Wahl des neuen Staatspräsidenten an und spitzte sich deutlich während der Vorbereitungen des sportlichen Großereignisses durch die Ablösung der *Vier-Parteien-Regierung* 1957 durch Adone Zolis *Monocolore* und 1958 durch Amintore Fanfanis *Zentrum-Links-Experiment* zu.[6] Doch im Jahr der Austragung der Olympiade 1960

[3] Auch die „Zeit" zitierte Gronchi und stellte eine Verbindung zwischen Olympiade und Regierungswechsel her: Die Zeit, Burgfrieden in Rom, 13.5.1960, S. 1. In der geschichtswissenschaftlichen Literatur wird vordergründig eine andere These für die Regierungsbildung vertreten. Gronchi habe, obwohl die eigene Partei Tambroni zum Rücktritt drängte, diese Möglichkeit nicht unterstützen können. Kein anderer Christdemokrat hätte sich angesichts des politischen Klimas bereit erklärt, an Stelle Tambronis eine neue Regierung zu bilden. Vgl. M. Braun, Italiens politische Zukunft, Frankfurt am Main 1994, S. 20.

[4] Obwohl es schon vorher Anzeichen für eine Regierungskrise gab und Alcide de Gasperi 1951 die Unterstützung der Sozialdemokratie verlor, zeigte er sich bei den Diskussionen um den neuen Staatspräsidenten explizit. So auch: P. Weber, Koalitionen in Italien: Frenetischer K(r)ampf im Netz der Parteiinteressen, in: S. Kropp/S. S. Schüttemeyer/R. Sturm (Hg.), Koalitionen in West- und Osteuropa, Opladen 2002, S. 167–196, hier S. 173.

[5] S. Köppl, Das politische System Italiens, Wiesbaden 2007, S. 64f.

[6] A. Giovagnoli, Il partito italiano. La Democrazia Cristiana dal 1942 al 1994, Roma-Bari 1996.

erreichte die Regierungskrise ihren Höhepunkt.[7] Die Öffnung nach rechts durch Fernando Tambroni und die darauf folgende Wahl Amintore Fanfanis einen Monat vor der Eröffnungsfeier ließen die Konflikte innerhalb von drei Monaten kulminieren.

Im Folgenden soll die prekäre Lage der Regierung im Frühjahr und Sommer 1960 nachgezeichnet und die Bedeutung der römischen Olympiade in diesem Zusammenhang herausgestellt werden. Der vorliegende Artikel vertritt die These, dass durch die Debatten über die Repräsentation bei den Olympischen Spielen das eigene Selbstbild auf den Prüfstand gestellt und die innenpolitische Krise zunehmend sichtbar wurde. Es fand eine Selbstverständigung über das Eigene bei der Konstruktion für das Fremdbild statt. Als Gradmesser des Kulminationsprozesses können vor allem die Diskussionen um einen der Hauptaustragungsorte der Olympischen Spiele, das *Foro Italico*, ein von Benito Mussolini erbauter und mit faschistischen Mosaiken und Inschriften versehener Sportkomplex, verstanden werden.[8] Das *Foro Italico* ist von besonderem Interesse, da sich seine Bedeutungszuweisung und Symbolhaftigkeit im Deutungskontext der 1960er Jahre änderte. Gebaut als Symbol der faschistischen Stärke, wurde es in den Diskussionen der Nachkriegszeit zum Zeichen für die Krisenhaftigkeit der Republik.[9]

---

[7] Dieser lebendige Wechsel der Koalitionen und Ministerpräsidenten zeigte sich immer wieder in der Geschichte der italienischen Republik. Als Craxi 1983 die 44. Nachkriegsregierung bildete, lag die durchschnittliche Lebensdauer bei zehn Monaten. Doch die Regierungen der 1950er und 1960er Jahre stechen insbesondere durch ihre Kurzlebigkeit heraus. G. Trautmann, Presidente del Consiglio, in: R. Brütting, Italien-Lexikon, Berlin 1997, S. 612–615.

[8] Das *Foro Italico* stellt einen Sportkomplex dar, der das *Stadio Olimpico*, das *Stadio dei Marmi*, ein Schwimmstadion und Tennisanlagen umfasst. Eine bildliche Darstellung und historische Aufarbeitung dessen bietet: M. Caporilli, Il Foro italico e lo stadio olimpico, Roma 1990.

[9] Auch Vittorio Vidotto geht in seiner grundlegenden Studie über *Roma contemporanea* in einem Absatz auf die Olympiade und das *Foro Italico* ein. Doch lässt der überblicksartige Charakter der Studie keine tiefere Analyse zu: V. Vidotto, Roma contemporanea, Roma-Bari 2001, S. 293. Paolo Avarello wirft am Rande einen Blick auf die urbanistische Leistung der Olympiade für Rom, lässt aber das *Foro Italico* als Bauprojekt außer Acht: P. Avarello, L'Urbanizzazione, in: L. De Rosa (Hg.), Roma del Duemila. Roma-Bari 2000, S. 159–201.

Nach einer kurzen historischen Einführung des Ortes *Foro Italico* soll vor allem der Frage nachgegangen werden, inwieweit die Debatte um den Sportkomplex eine Diskussion um die Regierung auslöste. Der vorliegende Artikel greift hierbei auf die Parlamentsprotokolle der *Camera dei Deputati* und des römischen Stadtparlaments sowie auf nationale[10] und internationale[11] Presseerzeugnisse zurück. So werden die Diskussionen, die in den Medien stattfanden, durch die politische Debatte in den Parlamentssitzungen kontrastiert, um zum einen die Mediendynamiken und zum anderen die unterschiedlichen Deutungen der Akteure herauszuarbeiten.

2. Am 9. Juni 1955 gewann die Stadt Rom im dritten Wahlgang die Austragung der XVII. Olympiade gegen die Residenzstadt des IOC Lausanne mit 35 gegen 24 Stimmen.[12] Die Vergabe des *International Olympic Committee* (IOC) wurde oft damit begründet, dass man Italien für die lange Unterstützung gegenüber der Olympischen Bewegung und sein ständiges Bemühen um die Austragung der Olympischen Spiele belohnen müsse. Tatsächlich hatte sich Rom bereits 1908 für das sportliche Großereignis beworben. Doch aufgrund des Erdbebens von Messina hatte die Stadt die Spiele zurückgeben müssen und an ihrer Stelle wurde London Gastgeber der IV. Olympiade. Für die Spiele 1924 reichte Rom erneut eine Applikation ein. Die Austragung wurde jedoch Paris erteilt, da Coubertin dieser Stadt seine persönliche Präferenz ausgesprochen hatte. Darauf folgten drei erfolglose Bewerbungen unter Benito Mussolini für die Sommerspiele 1936, 1940 und 1944.[13]

---

[10] Es wurden untersucht: „L'Unità", „Corriere della Sera", „Il Messaggero" im Zeitraum 1955–1960.

[11] Es wurden untersucht: The Times, New York Times, Der Spiegel, Die Zeit im Zeitraum 1955–1960.

[12] Im zweiten Wahlgang konnte sich Rom gegen Detroit und Budapest durchsetzen. Vgl. die Wahlergebnisse auf der Internetseite des IOC: http://www.olympic.org/uk/news/events/117_session/past_election_uk.asp (eingesehen am 4.1.2009).

[13] E.L. Davies, Rome 1960: The Games of the XVIIth Olympiad, in: J. Findling/K.D. Pelle (Hg.), Historical Dictionary of the Modern Olympic Movement, Westport 1996, S. 128–134, hier S. 128.

Das *Foro Mussolini* im Norden Roms wurde von 1928 bis 1938 mit Blick auf die Bewerbung der italienischen Hauptstadt für die Olympiade von Enrico del Debbio gebaut und nach dem Zweiten Weltkrieg in *Foro Italico* umbenannt. Auch das Gelände der *Esposizione Universale di Roma* (E.U.R.)[14] im Süden der Stadt, welches nach dem Willen Mussolinis für die Weltausstellung 1942 entstand, sollte als Austragungsstätte der Spiele 1944 genutzt werden.[15] Neben einigen antiken Originalschauplätzen, wo zweitausend Jahre zuvor ähnliche Wettkämpfe stattgefunden hatten, wurden diese beiden Sportanlagen in den Bewerbungsunterlagen 1955 als Hauptaustragungsorte der XVII. Olympiade genannt.[16] Das Organisationskomitee orientierte sich bei seiner Bewerbung aber nicht nur an den architektonischen Vorlagen aus der faschistischen Zeit. Die Organisatoren übernahmen fast detailliert das Konzept Mussolinis, das eine Zusammenführung von Antike und Moderne angestrebt hatte.[17] Die Architektur ist hierbei von besonderem Interesse, da sie die Spannung zwischen Faschismus und Republik verdeutlichen kann.

Der Historiker Franz J. Bauer betont in seinem jüngst erschienenen Buch „Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines

---

[14] Für die Geschichte der EUR siehe: N. Timmermann, Repräsentative 'Staatsbaukunst' im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland- der Einfluß der Berlin-Planung auf die EUR, Stuttgart 2001.

[15] H. Oelrich, „Sportgeltung – Weltgeltung". Sport im Spannungsfeld der deutsch-italienischen Außenpolitik von 1918 bis 1945, Münster 2003, S. 442f.

[16] Candidature Rome, IOC Historical Archives, VIL-1960-CAND, SD 6: Rome correspondence 1949–1955. Hierzu muss angemerkt werden, dass Mussolini viele Ausgrabungen von antiken Bauten und ihre Rekonstruktion initiiert hatte. Die Caracalla Thermen, die einen wichtigen Austragungsort der Spiele 1960 bildeten, wurden in der faschistischen Zeit jedoch nicht besonders beachtet: W. Schieder, Merkmale faschistischer Urbanisierungspolitik in Italien 1922–1943. Eine historische Skizze, in: F. Lenger/K. Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion, Köln u.a. 2006, S. 157–170.

[17] Siehe vor allem hier die Unterlagen zur Bewerbung des CONI, an denen sich das Organisationskomitee bei seiner Konzeption orientierte: ACS; PCM, Anni 1955–58: 3-2-5 10024-5 und 10024-17; Busta 198. Zum Begriff der Moderne im Faschismus siehe: A. Hewitt, Fascist Modernism, Futurism, and Post-modernity, in: R.J. Golsan (Ed.), Fascism, Aesthetics, and Culture, London u.a. 1992, S. 38–55.

Mythos", dass das *Foro Italico* als „Forum faschistischer Selbstdarstellung" als ein „Empfangssalon, der die von Norden nach Rom kommenden Besucher mit der neuen, modern-monumentalen und der *romanità* verpflichteten Urbanästhetik der Hauptstadt beeindrucken sollte", geplant und konzipiert worden sei.[18] Bauer konstatiert, dass die Errichtung dieser Sportstadt einen bedeutenden Stellenwert im Architekturplan des *Ventennio* eingenommen hatte, das er zudem als Zeit des „allgegenwärtigen Bauens" charakterisiert.[19] Zweifelsohne ist die Stadt am Tiber bis heute durch Bauten und Umbauten der faschistischen Zeit gekennzeichnet.[20] Der Historiker Wolfgang Schieder spricht sogar davon, dass die „größte Altstadt der Welt heute in erster Linie durch die gewaltsame Umgestaltung" in der Zeit der Diktatur beherrscht wird. Besonders das antike Rom, so der Faschismus-Forscher, sei fast nur noch in faschistischer Repräsentation gegenwärtig.[21] Viele Monumente der Stadt Rom haben einen faschistischen Ursprung und Mussolini veranlasste sogar ganze Stadtviertel neu zu erbauen: Neben der Universität, dem EUR und *Cinecittà* ist darunter insbesondere das *Foro Mussolini* zu erwähnen.[22]

Sportkomplexe erhielten mit Blick auf die Vorstellung eines „Neuen Italiens" innerhalb dieser 'Bauwut' eine explizite Bedeutung. Die faschistische Macht sollte sich unter anderem durch Gesundheit und sportliche Leistungsstärke der Einwohner auszeichnen.[23] Das Ziel war das römisch-antike Ideal 'Ein gesunder Geist in einem gesunden

[18] F.J. Bauer, Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos, Regensburg 2009, S. 250.

[19] Ebd., S. 200.

[20] Ebd., S. 205. So auch Ders., Roma Capitale: Geschichtsverständnis und Staatssymbolik in der Hauptstadt Italiens (1870–1940), in: H. Engel/W. Ribbe (Hg.), Via triumphalis, Geschichtslandschaft „Unter den Linden" zwischen Friedrich-Denkmal und Schloßbrücke, Berlin 1997, S. 159–180, hier S. 173.

[21] W. Schieder, Rom – die Repräsentation der Antike im Faschismus, in: E. Stein-Hölkeskamp/K. J. Hölkeskamp (Hg.), Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt, München 2006, S. 701–721, hier S. 701.

[22] B.W. Painter, Mussolini's Rome. Rebuilding the Eternal City, Basingstoke u.a. 2005, S. XVf.

[23] Für die Bedeutung der Jugend und der Gesundheit in der faschistischen Bewegung siehe: R. Ben-Ghiat, Fascist Modernities. Italy 1932–1945, Berkeley u.a. 2001, S. 93–122. Sowie: S. Falasca-Zamponi, Fascist Spectacle. The Aesthetics of Power in Mussolini's Italy, Berkeley u.a. 1997, S. 119–147.

Körper', in diesen Bauvorhaben zum Ausdruck zu bringen.[24] Rom barg ansehnlichen Platz für solche Sportbauten und somit entstand durch Erweiterung neuen Stadtraums außerhalb des historischen Zentrums im Norden eine ganze Sportstadt, die den Namen des Führers der Faschisten trug: das *Foro Mussolini*.[25] Auch Gigliola Gori weist darauf hin, dass im Besonderen das in den Sportkomplex eingegliederte *Stadio dei Marmi* eines der besten Beispiele für die faschistische Baukunst darstellt. Die Marmorstatuen seien durch ihre Jugendlichkeit und Männlichkeit Ausdruck des *Neuen Italieners*, riefen aber gleichzeitig „the Roman spirit" wach und unterstrichen so den Machtanspruch des Regimes.[26] Das *Foro Mussolini* sollte den Bezug zu der römischen imperialen Tradition herstellen und gleichzeitig das Gedenken an die neue faschistische Zivilisation aufrechterhalten.[27] In der kunstwissenschaftlichen Forschung wird die Architektur des *Ventennio* oft als Konglomerat verschiedener Stilepochen gekennzeichnet, die sich neben modernen Formen an antiken Vorbildern orientierte und sich deren architektonischer Stilelemente bediente.[28]

Doch die von Mussolini erbauten Sportstadien zeichneten sich nicht nur durch eine Bezugnahme auf antike Vorbilder aus. Die faschistische Selbstdarstellung zeigte sich zudem durch zahlreiche Dedikationen für Mussolini und seine faschistische Revolution, die teilweise bis heute noch das italienische Stadtbild prägen.[29] Das *Stadio Olimpico*, das Anfang der 1950er Jahre als neues Olympiastadion an Stelle des im Zweiten Weltkrieg völlig zerstörten *Stadio dei Cipressi* neu aufgebaut wurde, ist über einen Rundplatz mit dem *Stadio dei Marmi* verbunden.[30] Der Vorplatz besteht aus einem Mosaik mit Gruß-

[24] Ebd., S. 41.

[25] Ebd., S. 39f.

[26] G. Gori, Model of Masculinity: Mussolini, the „New Italian" of Fascist Era, in: J.A. Mangan (Ed.), Superman Supreme. Fascist Body as Political Icon – Global fascism, London 1999, S. 27–61, hier S. 49.

[27] Painter, Mussolini's Rome (wie Anm. 22) S. 46.

[28] F. Hartmut, Welche Sprache sprechen Steine?, in: Ders. (Hg.), Planen und Bauen in Europa 1930 bis 1945, Hamburg 1985, S. 7–21. Sowie: C. Kühberger, Faschistische Selbstdarstellung. Eine Retortenstadt Mussolinis als Bühne des Faschismus, Berlin 2001.

[29] R.A. Etlin, Modernism in Italian Architecture, 1890–1940, London 1991, S. 20f.

[30] Der Vorplatz ist immer noch zu besichtigen, da nur einige wenige Stellen in den

worten an den Führer der italienischen Faschisten. Parolen wie *Duce a noi* werden ergänzt durch das Zeichen Mussolinis und der faschistischen Bewegung: Ein großes 'M', das auf einem Rutenbündel mit Beil liegt und dessen Abschluss ein Adlerkopf ziert, dominiert neben zahlreicher Abbildung des Wortes *'Duce'* den Hauptplatz.[31] Das Liktorenzeichen war nach dem Ersten Weltkrieg zum Symbol der italienischen Faschisten geworden.[32] Diese Bodenmosaike wurden von Angelo Canevari, Achille Capizzano, Giulio Rosso und Gino Severini, den bedeutendsten Vertretern des *Novecento* gelegt.[33] Bauer rechnet unter anderem deswegen das *Foro Italico* der klassischen Moderne zu, das in „seltener Geschlossenheit" die eigene Formsprache der architektonischen Kultur Italiens der Dreißiger Jahre verdeutliche.[34]

Der Rundplatz trifft ferner auf eine Prachtstraße, an dessen Seite sich Reifblöcke befinden, die die Legionen preisen, die Äthiopien überfallen haben. Dass ein Äthiopier 1960 den Marathonlauf gewann, wurde in rückblickenden Darstellungen von den Olympiachronisten oft als schicksalhafte Komponente benannt.[35] Abebe Bikila brach am 10. September 1960 in dieser Disziplin den Weltrekord und wurde als erster Afrikaner Olympiagewinner. Der Kanzler des IOC, Otto Mayer, formulierte in einem Schriftwechsel mit dem Präsidenten

---

sechziger Jahren im Zuge der Olympia Vorbereitungen entfernt wurden. Auch noch heute lösen diese eine Debatte aus. Beispielsweise 2001, als die Stadtverwaltung die Relikte restaurieren ließ: Neue Züricher Zeitung, Die surrealen Kulissen der Ewigen Stadt. Roms Umgang mit der lange Zeit wenig geliebten Architektur des Razionalismo, 5.11.2001. Oder als 2008 mit der Neuwahl des Bürgermeisters und ehemaligen MSI-Mitglied Giovanni Alemanno, der nun der Partei *Popolo della Libertà* angehört, wieder eine Debatte entfacht wurde: Frankfurter Rundschau, Plattmacher, 3.5.2008, S. 33.

[31] Auch der Begriff Faschismus ist abgeleitet von dem lateinischen Namen des Rutenbündels fasces. Vgl. F. Schotthöfer, Il Fascio. Sinn und Wirklichkeit des italienischen Faschismus, Frankfurt am Main 1924, S. 64.

[32] Mussolini wollte mit dem Rutenbündel an den Ruhm und Glanz des römischen Weltreichs anknüpfen und nutzte die drei Symboldeutungen des Rutenbündels – Zentralgewalt, Volksherrschaft und Zusammenhalt – für die faschistische Bewegung. E. Gentile, The italian road to totalitarianism, London 2004, S. 24.

[33] Painter, Mussolini's Rome (wie Anm. 22) S. 42.

[34] Bauer, Rom (wie Anm. 18) S. 252.

[35] K. Ulrich, Olympische Spiele, Berlin 1978, S. 138. Sowie: Deutsche Olympia Gesellschaft, 100 Jahre Olympische Spiele der Neuzeit, S. 79.

der Olympischen Bewegung Avery Brundage, dass es seine Idee gewesen sei, den Lauf nicht im Olympiastadion im *Foro Italico* beginnen und enden zu lassen, sondern am Kolosseum im Zentrum der Stadt. Doch er begründete diese Entscheidung nicht mit den sich auf dem Grund der Prachtstraße befindenden faschistischen Mosaiken, sondern betonte, dass das Kolosseum mit seinem antiken Ursprung viel besser in das Konzept der Ewigen Stadt passe als das *Foro Italico.*[36] Hätte dieser Ortswechsel nicht stattgefunden, wäre der Äthiopier über das Mosaik eingelaufen, das den Idealen der faschistischen Bewegung huldigte: „Giuro di eseguire senza discutere gli ordini del Duce e di servire con tutte le mie forze e se è necessario con mio sangue la causa della rivoluzione fascista."[37]

Die Straße läuft zudem auf einen 18 m hohen Obelisken zu, der als Dedikation die vertikale Inschrift MUSSOLINI DUX trägt und im Gegensatz zu dem Obelisken am Rande des *Circus Maximus*, der als Raubgut aus dem Äthiopienfeldzug 1937 nach Italien gebracht wurde,[38] in den dreißiger Jahren im Auftrag Mussolinis aus Carrara-Marmor neu erbaut worden ist.[39] Costantino Costantini entwarf diesen Obelisken für den *Duce*, der als *il Monolito* bekannt wurde.[40]

Während die Intention des Baus und seine Wirkung im Faschismus von der historischen und kunstwissenschaftlichen Forschung sehr gut dokumentiert ist, ist die Verwendung des Sportkomplexes und seine Bedeutung für die junge Republik bisher noch nie Thema wissenschaftlicher Arbeiten gewesen.[41] Doch gerade die Bedeutungs-

[36] Otto Mayer and Avery Brundage, 19.3.1957, IOC Historical Archives, Avery Brundage Correspondence 1957–1959, CIO PT BRUND CORR.

[37] Zitiert in: L'Unità, Il Foro Italico ancora deturpato dall'apologia del Duce, 14.5.1959, S. 4. [Übersetzung der Autorin: Ich schwöre, die Befehle des Duce ohne zu diskutieren auszuführen und mit meiner ganzen Kraft und falls nötig auch mit meinem Blut der Sache der faschistischen Revolution zu dienen.]

[38] 2004 erreichte Äthiopien nach mehr als 60 Jahren, die seit 1947 versprochene Rückgabe: Süddeutsche Zeitung, Der Obelisk von Axum. Ein besonders langes Stück Geschichte, 21.11.2004.

[39] P. Gayer, Rom, Norderstedt 2000, S. 51.

[40] Painter, Mussolini's Rome (wie Anm. 22) S. 41.

[41] Hier sind vor allem die Arbeiten von Painter, Mussolini's Rome (wie Anm. 22), Schieder, Rom (wie Anm. 21), sowie die 2009 erschienene Studie von Bauer, Rom (wie Anm. 18), zu nennen, die die Architektur als wichtigen Bestandteil

verschiebung des *Foro Italico* kann für eine Beschreibung der nationalen Identität äußerst fruchtbar gemacht werden und zeigt gleichzeitig die differente Lesart des Symbols 'Architektur' in unterschiedlichen Zeiten und Kontexten. Denn auch für die Olympischen Spiele 1960 wurde die Architektur zu einem wichtigen Element im Konzept der Austragung. So verwies der Bürgermeister Roms, Salvatore Rebecchini, in seinem den Bewerbungsunterlagen 1955 vorangestellten Brief auf die Einmaligkeit der Anlagen, die es erst ermöglichen würden, die Athleten der Welt im Geist der Olympischen Ideale zu empfangen.[42] Das Konzept der Ewigen Stadt und die bereits mit Deutung aufgeladene Architektur wurden konstitutiv für das Selbstbild und für die Repräsentation der nationalen Identität bei den Olympischen Spielen 1960. Um die Darstellbarkeit und Deutungsmuster dieses Selbstverständnisses wurde jedoch im Vorfeld stark gefochten.[43] Denn die faschistischen Inschriften führten im Zuge der Vorbereitungen zu den Olympischen Spielen zu parlamentarischen Konflikten: Die Debatte über die Selbstrepräsentation berührte zum einen Grundkomponenten der italienischen Verfassung sowie zum anderen die Geschichtsdeutung der jungen Republik. Doch nicht nur im Parlament, sondern auch in den Massenmedien wurde über die faschistischen Relikte diskutiert und ihre Bedeutung für die junge Republik ausgehandelt.

3. Die Diskussionen über die Inschriften des *Foro Italico* fanden auf verschiedenen politischen Ebenen wie auch im Mediendiskurs seit Anfang des Jahres 1959 statt. Nach Ablehnung des Tagesordnungs-

---

innerhalb der faschistischen Bewegung begreifen und ihre Repräsentationswirkung betonen.

[42] Salvatore Rebecchini an den Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees, 04.02.1955, IOC Historical Archives, VIL-1960-CAND, SD 6: Rome correspondence 1949-1955.

[43] Eine klare konzeptionelle sowie architektonische Abgrenzung zu den Bewerbungen aus der faschistischen Zeit, wie es *München 1972* in Bezug auf *Berlin 1936* vollzogen hat, ist hier nicht angestrebt worden. Vgl. E.M. Modrey, Architecture as a mode of self-representation at the Olympic Games in Rome (1960) and Munich (1972), European Review of History/Revue européenne d'histoire 15 (2008) S. 691-706.

punktes am 19. Februar 1959 im Stadtparlament Roms[44] wurde im Oktober desselben Jahres bis zum Sommer 1960 über die Entfernung der Inschriften in der *Camera dei Deputati* debattiert.[45] Beide politischen Debatten folgten den gleichen Argumentationsweisen, die sich auch in den unterschiedlichen italienischen Medien begleitend wiederfinden lassen. In den politischen Diskussionen standen im Parlament zum einen die Kommunisten und Sozialisten den Christdemokraten gegenüber. Zum anderen zeigte sich aber auch während der Diskussionen der Einfluss der verschiedenen innerparteilichen *correnti* der christdemokratischen Partei. Es können auf den verschiedenen Seiten drei Argumente herausgefiltert werden, die eng mit einander verwoben sind. Innenpolitische Argumente wurden durch außenpolitische Bedenken ergänzt, die wiederum mit einer geschichtspolitischen Debatte in Zusammenhang standen.

a) Schwächen der Demokratie: die innenpolitischen Argumente
Das Hauptargument der politischen Linken gründete sich auf der Frage, ob eine demokratische Republik die faschistischen Inschriften aus ihrer Grundverfassung heraus zulassen dürfe. Die Diskussion in der Kammer zeigt auf, wie versucht wurde, den Begriff der Demokratie und die Beschaffenheit einer demokratischen Republik auszuloten. Es dominierte hierbei eine innenpolitische Argumentationsweise, die das Grundverständnis der Demokratie anzweifelte und die Aufgaben und Funktionen jener Staatsform reflektierte. So mahnte die sozialistische Partei an, die Inschriften würden in einem Italien, das vom Grundgesetz als republikanisch und demokratisch definiert sei, einen wahren Skandal darstellen. Die Aufgabe des demokratischen Parlamentes sei es nun, jene Anzeichen des Undemokratischen wachsam zu verfolgen und dagegen vorzugehen.[46] Auch die Stimmen der italienischen Presse schlossen sich dieser Argumentationsweise mit der Begründung an, dass die Republik in dem faschistischen Bau nicht erkennbar sei und jene somit den Symbolen des Faschismus

[44] Verbale del 19 febbraio 1959, Archivio Storico Capitolino, Consiglio Comunale, Vol. 289, anno 1959.
[45] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, ACS.
[46] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10613.

unterläge.[47] Diese Deutung wurde auch schon im Parlament von dem Sozialisten Oreste Lizzardi formuliert. Dieser wendete zuspitzend ein, dass es sehr bedenklich sei, wenn der Präsident dieser 'fehlenden Republik' die Olympischen Spiele in dem faschistischen Bau eröffne.[48]

In der Argumentation der Opposition sowie in den medialen Deutungen zeigte sich der spezifische Umgang Italiens nach 1945 mit seiner Regierungsform. Denn im Gegensatz zu den meisten Demokratien herrschte in der italienischen Republik eine ausgesprochene Unzufriedenheit mit den staatlichen und insbesondere mit den politischen Institutionen vor. Zudem war Italien nach 1945 gekennzeichnet durch das fehlende Vertrauen in die Funktionsfähigkeit der italienischen Demokratie.[49] Stefan Köppl stellt in seinem Buch über das politische System Italiens fest, dass die demokratische Staatsform, anders als in anderen europäischen Ländern, kein Identifikationspunkt der Nation darstellte, und dies, obwohl die Italiener die Regierungsform 1946 per Volksabstimmung selbst gewählt hatten.[50] Der Begriff *partitocrazia* (Parteienherrschaft) wird daher in der politikwissenschaftlichen Forschung in bewusster Entgegenstellung zu dem italienischen Begriff *democrazia* gebraucht.[51] Denn die DC nahm seit 1948 eine Hegemonialstellung in der italienischen Parteienlandschaft ein, was die Vorstellung einer 'blockierten Demokratie' förderte. Auch in den Debatten des Parlaments kam jene 'blockierte Demokratie' immer wieder zur Sprache und wurde vor allem im Diskussionsprozess selbst deutlich. So wurden die einzelnen Beschlussvorlagen zur Beseitigung der Inschriften immer wieder vertagt oder abgelehnt, worauf jedoch innerhalb von wenigen Monaten ein neuer Antrag, meist von Seiten der Opposition, bis zum Sommer 1960 eingereicht wurde.[52]

---

[47] Il Messaggero, Si auspica che per le olimpiadi si sopprimano le scritte del regime, 20.2.1959, S. 4.

[48] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10615. Diese Deutung wurde auch schon im Stadtparlament von Cattanti formuliert: Verbale del 19 febbraio 1959, Archivio Storico Capitolino, Consiglio Comunale, Vol. 289, anno 1959.

[49] J. Petersen, Wandlungen des italienischen Nationalbewusstseins nach 1945, QFIAB 71 (1991) S. 703–748, hier S. 725.

[50] S. Köppl, Das politische System Italiens (wie Anm. 5), S. 34.

[51] Ebd., S. 48.

[52] So deutet es auch der Corriere della Sera, Incidenti al Foro italico per la can-

Zudem wurde des Öfteren auf die politische Situation und seit Frühjahr 1960 auf die Öffnung nach rechts durch Fernando Tambroni angespielt. Somit öffnete sich die Debatte über das *Foro Italico* zu einem Diskurs über die Parteien- und Regierungskrise im Allgemeinen. Hierbei kamen insbesondere die Deutungskämpfe der innerparteilichen *correnti* zur Sprache und die politische Situation wurde der christdemokratischen Parteienkrise zugeschrieben. So lastete „Il Messaggero" der Koalition Tambronis zwischen Christdemokraten und Neofaschisten die sich äußernde Unbeweglichkeit der Regierung an, da der MSI und der rechtsstehende Parteienflügel der DC stets gegen eine Beseitigung der Inschriften gestimmt habe.[53] „L'Unità" ging sogar noch einen Schritt weiter und formulierte ironisch, dass die administrative Unbeweglichkeit in dieser Angelegenheit nur entstanden sei, da die Christdemokraten dem MSI „keinen Kummer" bereiten wollten.[54] Doch jene Regierungskonstellation entspreche genauso wenig den demokratischen Vorstellungen der Republik wie das *Foro Italico*.[55]

Die innerparteilichen *correnti* versuchten durch die Debatten über den Sportkomplex ideologische Deutungskämpfe auszufechten und somit spitzte sich durch den konflikthaften Austragungsort der Olympischen Spiele der Immobilismus und folglich die Regierungskrise weiter zu. So wurde auch im Parlament darüber diskutiert, dass eine Bewegungslosigkeit der Regierung in dieser Sache nur mit Blick auf die Koalition zu verstehen sei.[56] Die Inschriften scheinen nicht nur Auslöser, sondern auch Argument für die innenpolitische Lage gewesen zu sein, die zum einen die schwache Stellung der Regierungskoalition, zum anderen die sich daraus ergebende Stellung der Demokratie anprangerte.

---

cellazione delle scritte, 11.8.1960, S. 1, und L'Unità, Lettere e proteste per le scritte fasciste, 17.5.1959, S. 7.

[53] Il Messaggero, Si auspica (wie Anm. 47) S. 4.

[54] L'Unità, Intollerabile sopruso dell'avv. Ciocetti per evitare il voto sulle scritte fasciste, 20.2.1959, S. 4.

[55] Ebd.

[56] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10612.

b) Das Fremdbild: außenpolitische Bedenken der demokratischen Republik

Die Parlamentsdebatte drehte sich jedoch nicht nur um die Auslotung des Demokratieverständnisses, sie griff auch weiter und rückte hierbei außenpolitische Bedenken in den Mittelpunkt. Die zentrale Frage lautete: Kann ein demokratischer Staat Gäste aus der ganzen Welt an einem Ort empfangen, der den Werten und Ideen einer Demokratie widerspricht? Zu der Debatte um das Selbstbild des demokratischen Staates trat nun eine Diskussion um das daraus resultierende Fremdbild anderer Nationen hinzu. In diesem Zusammenhang wurde vor allem vom linken Flügel der DC stets angeführt, dass die Olympiabesucher eine falsche Vorstellung vom Demokratieverständnis der italienischen Republik bekommen könnten. Folglich zielte das Argument, das vor allem im Laufe der Diskussionen ab Oktober 1959 immer wieder angeführt wurde, hier nicht mehr auf eine Funktionalisierung des Demokratieverständnisses, sondern vielmehr nur auf eine Fehldeutung der nationalen Selbstrepräsentation. So folgerte der Sozialist Oreste Lizzardi, dass man sich nicht um das eigene Volk Gedanken machen müsse, sondern allein um die außenpolitischen Konsequenzen und das Ansehen Italiens in der Welt: *Questo falso evidente non inganna certo gli italiani; ma i migliaia di stranieri che visitano il Foro e il Masso di sportivi che certamente lo affolleranno per le prossimi olimpiadi* (...).[57]

Dieses außenpolitische Argument wehrten jedoch die Vertreter der DC bereits im Stadtparlament ab, indem sie versuchten, den speziellen Fall des Olympiatourismus mit den allgemeinen Bedingungen der Rombesucher in Verbindung zu bringen. So zitierte die „Los Angeles Times" die Entscheidung der Regierung, dass *thousands of foreign tourists see the inscriptions every year without objecting.*[58] Doch vor allem der linke Flügel der DC und die Sozialisten formulierten unentwegt in der *Camera dei Deputati* die auswärtigen Bedenken. Die Re-

[57] Ebd., hier S. 10612f. [Übersetzung der Autorin: Diese Verfälschung kann ganz offensichtlich nicht die Italiener täuschen; aber die Tausenden von Fremden, die das Foro Italico sehen und die Masse an Sportlern, die dies gewiss bei der nächsten Olympiade begreifen (...).]

[58] Los Angeles Times, Italians expect Fuss from the russ, 28.10.1959, S. CI. Sowie: L'Unità, L'onorevole Tupini protettore delle scritte fasciste, 14.5.1959, S. 4.

aktion der Touristen sei nicht durch Desinteresse gekennzeichnet, so Lizzardi, sondern: *Gli stranieri? Leggono, contano e fanno matte risate.* (...) *E vi confesso che, come italiano, non piace neppure a me che gli stranieri ridano di noi.*[59]

Das *Foro Italico*, das im Diskussionsprozess zuvor als Ausdruck der eigenen parlamentarischen Situation gedeutet wurde, entwickelte sich durch die Fremddeutung der Touristen zum Brennpunkt bei der Repräsentation der nationalen italienischen Identität. Lizzardi versuchte, die Diskrepanz im Deutungsprozess des *Foro Italico* aufzuzeigen. Das ehemalige Symbol der faschistischen Stärke wurde, folgt man der Argumentationskette, in der Nachkriegszeit zum Zeichen für die Lächerlichkeit der Republik. Die hier formulierten Bedenken hinsichtlich der Olympiaarchitektur deuteten die Inschriften als Gefahr für die außenpolitische Stellung Italiens innerhalb des internationalen Systems. Die Olympiatouristen wurden stellvertretend für die einzelnen Staaten gesetzt, die den Respekt vor der italienischen Republik verlieren würden. So vertrat auch der Senator der christdemokratischen Partei und ehemalige Widerstandskämpfer der *Resistenza* Raffaele Cadorna Jr. die Meinung, dass die politische Seriosität Italiens nur durch eine Entfernung der Mussolini verherrlichenden Inschriften gewahrt bleiben könne. Und auch der ehemalige Partisane und Ministerpräsident Ferruccio Parri bemängelte die erschütternde Gleichgültigkeit der Regierung gegenüber der außenpolitischen Bedeutung des Mosaiks.[60]

Doch diesen Stellungnahmen der ehemaligen Angehörigen der *Resistenza* schloss sich eine geschichtspolitische Deutung an, die gleichzeitig auf die Auswirkung für das Demokratieverständnis Bezug nahm und somit alle drei Argumentationspunkte zusammenführte. Die internationale Ordnung könnte durch die Beibehaltung der Inschriften, so Parri, die Gründung der Republik als einen vorübergehenden 'Unfall' und das italienische Regierungssystem als eine Fortführung des faschistischen Regimes fehldeuten. Dies würde gleichzeitig den an-

[59] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10613. [Übersetzung der Autorin: Die Fremden? Sie lesen, zählen und lachen. (...) Und ich muss Ihnen gestehen, dass es nicht einmal mir als Italiener gefällt, wenn Fremde über uns lachen.]

[60] Ebd.

deren Nationen den Mangel der Demokratie im italienischen Staat vor Augen führen.[61] Dieser Deutung schlossen sich auch der Sozialdemokrat Luigi Preti und der Republikaner Macrelli an. So formuliert Macrelli: *Gli stranieri debbono rendersi conto, infatti, che l'Italia ha inteso e intende cancellare ogni senso di un così triste passato.*[62]

Die Mediendebatte spaltete sich bei diesem Punkt interessanterweise in zwei Lager. Während „L'Unità" klar die außenpolitischen Bedenken teilte, schloss sich „Il Messaggero" eher den Deutungen des rechten Flügels der Parteien an. Dies verwundert, da die römische Tageszeitung vor allem unter dem Chefredakteur Alessandro Perrone im politischen Fahrwasser des *Partito Socialista Italiano* (PSI) schwamm. Insbesondere Vertreter des PSI vertraten im Parlament die gänzliche Elimination des Mosaiks. Das Blatt argumentierte bereits 1959, dass die Schriften zu lächerlich seien, um sie zu entfernen. Die Geste der Entfernung sei daher überflüssig und ohne Bedeutung.[63] Auch der Staatssekretär für *Turismo e Spettacolo*, Domenico Magrì, vertrat diesen Standpunkt der Regierung in der *Camera dei Deputati*. Er bezweifelte, dass jemand das Mosaik als Aufrechterhaltung eines politischen Interesses wahrnehmen würde und unterstrich, dass ein Volk mit solch einer alten Kultur wie Italien keinen Anlass habe, einen Teil der Geschichte zu eliminieren. Diese Aussage scheint symptomatisch. Denn neben Parri, Cadora und Magrì knüpfte auch der mediale Akteur die außenpolitischen Bedenken und die Diskussionen um den eigenen Demokratiebegriff an eine Deutungsdebatte um die eigene Geschichte. Somit fand ein weiterer Punkt der Argumentationskette auf einer geschichtspolitischen Ebene statt.

c) Nationale Geschichte als konstitutives Moment bei der Konstruktion des Selbstbildes

Vor allem die kommunistische Partei formulierte bei den Diskussionen in der *Camera dei Deputati*, dass durch das Beibehalten der Inschriften der Eindruck entstehen könnte, dass die Italiener nicht in

[61] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10614.

[62] Ebd. [Übersetzung der Autorin: Den Fremden muss verdeutlicht werden, dass Italien jedes Gefühl einer so traurigen Vergangenheit eliminiert.]

[63] Il Messaggero, Si auspica (wie Anm. 47) S. 4.

der Lage gewesen seien, sich vom Faschismus komplett zu lösen. Dieser Sichtweise schloss sich auch der Christdemokrat Mario Comandini an, der zudem unterstrich, dass in *troppe parti del mondo*[64] angenommen werde, die Italiener hätten sich nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch die Hilfe der Alliierten vom Faschismus befreit. In diesem Zusammenhang rückte Comandini die Rolle der *Resistenza* in den Mittelpunkt. Er folgerte weiter: *Ma noi – noi resistenti – per noi e soprattutto per quelli che per la liberazione sono sacrificati abbiamo il diritto che gli atleti delle settanta nazioni vedano segnati nel marmo anche i sacrifici, gli eroici sacrifici che ha compiuto il popolo italiano per la liberazione dalla servitù del ventennio.*[65]

Man solle die Schriften belassen, um die Opfertaten derjenigen zu zeigen, die das Volk vom Faschismus befreit hätten und gleichzeitig Inschriften hinzufügen, um den vorhandenen Dedikationen einen propädeutischen Sinn zu geben. Nur so ließe sich die Moral Italiens retten, so der christdemokratische Politiker.

Von einem ähnlich gelagerten Vorschlag berichtete bereits im Mai 1959 die Zeitung „L'Unità". Sie zitierte den Vizesekretär der Liberalen, Aldo Bozzi, der Inschriften hinzufügen wollte, die an den beschwerlichen Weg erinnern sollten, der gemacht worden sei, um eine demokratische Regierung zu stabilisieren.[66] Diesen Vorschlag kommentierte jedoch die kommunistische Zeitung 1960 erneut mit dem Verweis, man dürfe nicht den Eindruck erwecken, dass eine Kontinuität zwischen dem faschistischen und dem demokratischen Italien bestehe.[67] Eine Inschrift sei bereits im Nachkriegsitalien hinzugefügt worden: Das Datum, an dem der Faschismus gestürzt worden war. „L'Unità" spottete: *Per colmo d'ironia ne è stata aggiunta una che*

---

[64] [Übersetzung der Autorin: vielen Teilen der Welt.]

[65] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10617. [Übersetzung der Autorin: Aber wir, wir Widerstandskämpfer der Resistenza, haben das Recht, dass die Athleten der siebzig Nationen durch die Schriften sehen, was wir und vor allem diejenigen, die sich für die Befreiung eingesetzt haben, für Opfer – heldenhafte Opfertaten erbracht haben, um sich von der Sklaverei und dem Faschismus zu befreien.]

[66] L'Unità, L'onorevole Tupini protettore delle scritte fasciste, 14.5.1959, S. 4.

[67] L'Unità, Un obelisco da scapellare, 2.8.1960, S. 2.

ricorda la caduta del fascismo, come se il 25 aprile appartenesse al ciclo delle date di mussoliniana osservanza.[68]

Im Stadtparlament und in der *Camera dei Deputati* führten jedoch Vertreter der Christdemokratischen Partei immer wieder das Argument an, dass die faschistische Geschichte nun einmal Teil der Geschichte Italiens sei und sich nicht einfach eliminieren lasse. So formulierte Magrì, dass es eindeutig sei, dass dieser Teil der Geschichte nicht als positiv angesehen werden könne: *Quel passato è già nella storia e noi siamo convinti, che il giudizio della storia su di esso non sia e non possa essere positivo, soprattutto perché quello fu un periodo nel quale a un popolo grande e civile come il nostro fu negata quella libertà che è condizione inderogabile per il rispetto della dignità umana.*[69]

Auch „Il Messaggero" vertrat explizit diese Position und erklärte, dass es keinen Sinn machen würde, die Inschriften zu zerstören, nur weil sie im Kontrast zur demokratischen Regierung stünden. Die Zeitung ordnete den Sachverhalt in einen breiteren Kontext ein und führte an, dass auch Vittorio Emanuele das Zeichen der Päpste nicht nach der Machtübernahme habe zerstören lassen oder in Rot-China die Erinnerungen an die kaiserliche Dynastie nicht zerstört würden. Die Geschichte wird als eine fortlaufende Ereigniskette beschrieben, die sichtbare Zeichen hinterlasse.[70]

Hier konstruierte sich augenscheinlich das Selbstbild der italienischen Republik aus der Deutung der Geschichte. Auch der Historiker Reinhart Koselleck hat formuliert, dass die Konstruktion von Selbstbildern erst in den Diskursen um die Vergangenheit ermöglicht

---

[68] L'Unità, Il Foro Italico nacque dalla follia marmorea fascista, 4.8.1960, S. 3. [Übersetzung der Autorin: Aus Ironie wurde eine weitere Schrift hinzugefügt, die an den Sturz des Faschismus erinnert, als wenn der 25. April zu den Daten Mussolinis gehören würde.]

[69] Camera dei Deputati, Atti Parlamentari, III Legislatura, Discussioni, Seduta del 6 ottobre 1959, ACS, S. 10612–10641, hier S. 10616. [Übersetzung der Autorin: Diese Vergangenheit, unabhängig vom Vorhandensein oder nicht Vorhandensein der Schriften, ist bereits in die Geschichte eingegangen und es ist uns eindeutig klar, dass sie nicht als positiv angesehen wird, besonders weil diese Zeit einem großen und zivilen Volk die Freiheit verweigert hat und das ist eine unumgängliche Bedingung zur Achtung der Menschenwürde.]

[70] Il Messaggero, Scritte proibite al Foro Italico, 10.8.1960, S. 2.

werde und so die Gegenwart erst mit einer Vorstellung von Zukunft versehen werden kann.[71] Im Mediendiskurs sowie in der Parlamentsdebatte wurden verschiedene Wege im Umgang mit der Geschichte diskutiert. Es wurden von den Akteuren jedoch unterschiedliche Zäsuren innerhalb der nationalen Erzählung gesetzt und verschiedene Ausschnitte der italienischen Geschichte als repräsentativ für die nationale Identität gesehen. Eine Interpretation bestand darin, die faschistischen Daten zu eliminieren und sie durch andere nationale Daten, wie die des *Risorgimento* oder der römischen Antike, zu ersetzen. Dadurch wollte man eine positiv gewendete Darstellung der Geschichte präsentieren und die negative nationale faschistische Erfahrung ausblenden. Zum anderen wurde eine Zäsur in Bezug auf die zwanzig Jahre Faschismus gesetzt.[72] Durch die Unbeweglichkeit in der hoch brisanten Angelegenheit scheint es, als ob die Verbrechen des Faschismus und die Tragweite der Lobeshymnen auf dem Boden des *Foro Italico* sowie die damit im Zusammenhang stehenden Empfindlichkeiten der Olympiabesucher aus anderen Ländern ausgeblendet wurden. Auf diesen Tatbestand wies auch ein Artikel der „L'Unità" hin, der auf den Äthiopienkrieg zu sprechen kam. Die Zeitung bebilderte den Artikel im Sommer 1960 mit einer Inschrift und setzte darunter die Frage: *E se gli atleti africani ci aggiungessero sopra qualcosa che esprimesse il loro pensiero sul fascismo e colonialismo, che cosa direbbe il ministro?*[73]

Dies deckt sich mit dem Befund der historischen Forschung, dass bis weit in die 1990er Jahre hinein zentrale Momente des Faschismus – wie der italienische Krieg an der Seite der deutschen Wehrmacht oder auch der eigene kolonialistische Expansionismus, vor allem in Äthiopien – im öffentlichen Gedächtnis nicht thematisiert und vielmehr durch die Widerstandsbewegung der *Resistenza* überlagert wurden.[74]

---

[71] R. Koselleck, Vergangene Zukunft, Frankfurt am Main 1977, S. 349–375.

[72] L'Unità, Lo scandalo delle scritte fasciste, 2.8.1960, S. 1.

[73] L'Unità, Il governo cede alle pressioni fasciste e sospende la cancellazione delle scritte, 11.8.1960, S. 2. [Übersetzung der Autorin: Und was würde der Minister sagen, wenn die afrikanischen Athleten ihre Ansichten über den Faschismus und Kolonialismus hinzuschreiben würden?]

[74] T. Großbölting, Le memorie della Repubblica. Geschichtspolitik in Italien

d) Das Selbstbild trifft das Fremdbild: die internationale Mediendebatte

In diesem Zusammenhang ist die internationale Mediendebatte interessant. Denn vor allem die amerikanischen Zeitungen kritisierten nicht nur die Existenz der faschistischen Schriften, sondern stellten die Thematik in einen breiteren Kontext. Die „Los Angeles Times" berichtete bereits 1959 über den Obelisken und das Mosaik unter der Schlagzeile *Fuss from the Russ*. Der Autor mahnte an, dass die Kommunisten und Sowjets Unruhe stifteten und es doch selbstverständlich sei, dass Mussolinis Name eingeschrieben sei, immerhin habe er das *Foro* gebaut.[75] Auch die „New York Times" schloss sich dieser Deutung an und vermutete, dass die Kommunisten Italiens *Cheerleader for the Soviets* seien.[76] Die amerikanischen Journalisten übertrugen die Debatte folglich in einen internationalen Zusammenhang und degradierten das Vorgehen der italienischen Kommunisten als typisches Beispiel für sowjetisches Verhalten. Kritisiert wurde nicht, dass die italienische Regierung die Symbole nicht entfernt habe, sondern dass die Kommunisten diese entfernt haben wollten.[77]

Die deutschen Blätter hingegen gingen, wenn überhaupt, nur am Rande auf die Debatte ein. Während die „Zeit" und der „Stern"[78] die Thematik gar nicht aufgriffen, widmete der „Spiegel" den Ereignissen im Parlament um das *Foro Italico* zwar keinen eigenen Artikel, verwies jedoch in seiner Olympiaberichterstattung auf die Existenz des Mosaiks. Doch statt die Debatte einzuordnen, bediente sich das damalige deutsche Leitmedium einem ironischen Ton: *Die Sohlen der Olympiabesucher werden über ein Pflaster trappeln, das hundertfach in Mosaik die Inschrift Duce a noi wiederholt. Indes dürften*

---

nach dem Zweiten Weltkrieg, in: B. Stollberg-Rilinger (Hg.), Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Frankfurt am Main-New York 2005, S. 329–353.

[75] Los Angeles Times, Italians expected Fuss from the russ, 28.10.1959.

[76] New York Times, Italy is enjoying an Olympic Calm, 16.8.1960.

[77] New York Times, Mussolini Pillar Stirs Roman Ire, 21.2.1959.

[78] Der Stern druckte jedoch eine Fotografie des Mosaiks mit dem Kommentar: „Das Alte: 264mal steht ‚Duce' am Olympiastadion". Daneben publizierte das Magazin eine Fotografie des neuen Sportpalasts mit der Bildunterschrift: „Das Neue: kühne Architektur des neuen Sportpalast". Stern, 16.7.1960, in: Presseausschnittssammlung, Carl und Liselott Diem-Archiv.

ihre Blicke davon ab- und zu den Marmor-Nackedeis des vorgelagerten kleineren Stadions hingezogen werden.[79]

Doch auch die Deutung der Debatte als Symbol der Krisenhaftigkeit der Republik hielt Einzug in die Berichterstattung der internationalen Medien. Die „Times" erweiterte die von den amerikanischen Journalisten dominierte Deutung und führte die Debatte um das *Foro Italico* auf eine innen- sowie außenpolitische Situation zurück. So erwähnte die englische Tageszeitung in einem Bericht eher en passant die Querelen im Parlament, die auf die Zerrissenheit der Regierung zurückzuführen seien. Die Inschriften jedoch ließe die Regierung nun mit Blick auf die außenpolitische Wirkung entfernen, und dies sei mehr ein Kompromiss als eine Lösung.[80] Vor allem die innere Unbeweglichkeit der Regierung wurde von der „New York Times" im August 1960 damit begründet, dass die Regierung *neo-Fascist support* benötigte. Doch die neue Staatsmacht unter Premier Fanfani, die ein Ende neofaschistischer Unterstützung bedeute, werde nun Schritte zur Beseitigung einleiten und die Krise sei damit gebannt, so die amerikanische Tageszeitung.[81]

4. Doch entgegen dieser Prognose der „New York Times" entspannte sich die Debatte im Sommer 1960 nicht. Sie spitzte sich vielmehr nach der Auflösung der Regierungskoalition Tambronis mit den Neofaschisten und der Neuwahl Fanfanis erneut zu. Denn nachdem Premier Fanfani am 26. Juli 1960 sein Kabinett bekannt gegeben hatte, wurde die Frage nach der Entfernung der Schriften erneut gestellt. Durch diesen Personalwechsel rechneten die Linken mit neuen Handlungen von Seiten der Regierung.[82]

Fanfani ließ einige Schriften entfernen, bevor die Olympischen Spiele am 25. August 1960 eröffnet wurden. Die neue Formel lautete nun: Die Schriften mit „historischem Inhalt" sollten erhalten bleiben, während die Schriften mit eindeutigem ideologischen Inhalt beseitigt

---

[79] Der Spiegel, Ein Maghrebiner in Rom. Olympische Marginalien von Gregor von Rezzori, 24.8.1960, S. 40f., hier S. 41.
[80] The Times, Rome awaits the Olympic Flame, 20.8.1960, S. 7.
[81] New York Times, Fascist Symbols go for Rome Olympics, 9.8.1960.
[82] L'Unità, Lo scandalo (wie Anm. 72) S. 1.

werden sollten.[83] Während die meisten italienischen Zeitungen den Regierungswechsel im Zusammenhang mit dem Mosaik nicht erwähnten, verband die kommunistische Zeitung „L'Unità" die politischen Ereignisse mit denen am *Foro Italico*. Die faschistische Regierung Tambronis sei von der *collera popolare*[84] gestürzt worden. Nun baue sich endlich eine demokratische Regierung auf, die die richtigen Entscheidungen zu treffen wüsste.[85]

Nach Diskussionen mit dem CONI (*Comitato Olimpico Nazionale Italiano*) und dem Staatssekretär für *Turismo e Spettacolo*, Alberto Folchi, wurde Fanfani das letzte Wort überlassen. In der Nacht vom 8. auf den 9. August 1960 begannen dann die Arbeiten am *Foro Italico*.[86] Die immer noch prekäre Lage der Regierung zeigt sich jedoch in der Wahl des Zeitpunktes für die Entfernung eines Teils der Inschriften. Die Arbeiten begannen im Schutze der Dunkelheit. Denn Protesten sollte kein Raum gegeben werden. Ihnen begegnete man zudem durch eine Verstärkung der Polizeikräfte.

Dennoch kam es zu zahlreichen Protestveranstaltungen, die sogar in einem Handgemenge endeten. Der „Corriere della Sera" berichtete am 9. August 1960 von 150 Personen, die sich zur Demonstration gegen 21 Uhr am *Foro Italico* versammelt hatten.[87] Einige Anhänger des MSI, die während dieser Protestaktion festgenommen wurden, versuchten die zu eliminierenden faschistischen Texte durch ein handgeschriebenes Schild zu ersetzen.[88] Einige reagierten auf die Entfernung der Schriften mit faschistischen Beschmierungen der Tiberbänke, die Mussolini priesen. Auch Flugblätter wurden zur Demonstration genutzt mit der Aufschrift: *Fanfani passa, il Foro Mussolini rimane*.[89] Dieser Ausspruch spielte augenscheinlich auf die Instabili-

[83] Il Messaggero, E proseguita ieri la cancellazione delle scritte fasciste al Foro Italico, 10.8.1960, S. 4.

[84] [Übersetzung der Autorin: Zorn des Volkes.]

[85] L'Unità, Un obelisco (wie Anm. 67) S. 1f.

[86] L'Unità, Prosegue la cancellazione delle scritte fasciste per rendere il Foro presentabile ad atleti e turisti, 10.8.1960, S. 1.

[87] Corriere della Sera, Incidenti al Foro Italico (wie Anm. 52) S. 1.

[88] Il Messaggero, Denunciati gli organizzatori della protesta al Foro Italico, 12.8.1960, S. 5. Il Messaggero, Manifestazione di protesta al Foro Italico inscenata da un gruppo di giovani missini, 11.8.1960, S. 4.

[89] [Übersetzung der Autorin: Fanfani zieht vorbei, das *Foro Mussolini* bleibt.]

tät der Regierung und die sich seit Jahren hinziehende Regierungskrise an.[90] Die Regierungsparteien wurden über den Kontrast zur Architektur als austauschbar und schnelllebig konnotiert. Zudem verwies die Beibehaltung des ehemaligen Namens des Sportkomplexes auf den faschistischen Ursprung und ignorierte die Umbenennung des Sportkomplexes in der demokratischen Republik. Auch andere Flugblätter der Neofaschisten repräsentierten eine geschichtliche Deutung und eine Verharmlosung der faschistischen Zeit. So zitierte „L'Unità" ein in der Nähe des EUR gefundenes Flugblatt, das sich offenbar auf den „*Colosseo quadrato*" des EUR bezog: *Dato che avete tolto le scritte al Foro Italico – è scritto sui fogli – fate saltare anche questo palazzo che fu fatto da un uomo con lo scopo di immortalare il popolo italiano.*[91]

Vor allem die Medien griffen die bereits während der Parlamentsdebatte 1959 aufgekommene Diskussion um die Verfassung der Demokratie auf. Statt jedoch die Inschriften und die sich daraus ergebenden Proteste als Brennglas für die Regierungskrise zu sehen, deutete die Zeitung die Unruhen gegen die neofaschistische Zusammenkunft als Zeichen für ein neu entfachtes demokratisches Bewusstsein. Am 10. August verkündete „Il Messaggero", dass die jüngsten Ereignisse zeigten, dass das demokratische Bewusstsein in Italien mehr denn je wachsam sei, um sich gegen jede ungewollte Form von Totalität zu verteidigen. Daher, so die überraschende Schlussfolgerung, sei es unnötig, die Schriften zu entfernen. „Il Messaggero" fragte jedoch auch provokativ: *La democrazia ha forse paura di poche smorte parole o vuol dimostrare agli stranieri di aver perduto memoria del fascismo, solo perché un velo di cemento copre quella tragica retorica?*[92]

---

[90] Corriere della Sera, Incidenti al Foro Italico (wie Anm. 52) S. 1.

[91] L'Unità, Ridicola pagliacciata fascista inscenata ieri al Foro Italico, 11.8.1960, S. 4. [Übersetzung der Autorin: Da ihr schon die Schriften im *Foro Italico* entfernt, entfernt auch dieses Gebäude, welches von einem Mann geschaffen wurde, dessen Ziel es war, das italienische Volk unvergesslich zu machen.]

[92] Il Messaggero, Scritte proibite al Foro Italico, 10.8.1960, S. 1f. [Übersetzung der Autorin: Hat die Demokratie vielleicht Angst vor diesen verblassten Wörtern oder will sie den Ausländern zeigen, dass sie die Erinnerung an den Faschismus verloren hat, indem sie die Schriften mit ein bisschen Zement abdeckt?]

Wieder wurde das Bild der Demokratie gezeichnet, die sich gegen die Kräfte von rechts und links bewähren müsse.

Die Kräfte von Rechts äußerten ihren Protest gegen die Entfernung auch im Parlament. Mitte August erfolgten bereits drei Eingaben an die Kammer und den Senat.[93] Doch nicht nur die neofaschistische Partei protestierte gegen die Entfernung, auch aus den Reihen der Liberalen kamen Anfragen, die Arbeiten zu stoppen. Der liberale Abgeordnete Odo Spadazzi merkte an, dass sich die Elimination auf die junge italienische Demokratie auswirken könne.[94] Die außenpolitische Begründung zur Entfernung der Schriften wurde durch das Heraufbeschwören einer innenpolitischen Gefahr kontrastiert. Während die Schriften vorher als Ausdruck undemokratischer Gesinnung gewertet wurden, deutete man deren Entfernung als Zeichen der Schwäche der Demokratie, die nicht fähig sei, sich ihrer Vergangenheit zu stellen.

Am 11. August 1960 wurden die Arbeiten am *Foro Italico* bis zu einer definitiven Entscheidung des Ministerpräsidenten eingestellt. „L'Unità" titelte: *Il coraggio antifascista del governo si è spento all'improvviso.*[95] Es begannen erneut Gespräche zwischen Alberto Folchi, der den Abbruch veranlasst hatte und Giulio Onesti, dem Präsidenten des CONI, der sich ebenfalls für eine Entfernung der Schriften aussprach.[96] Die italienischen Zeitungen diskutierten in diesen Tagen, wie viele Schriften von der Streichung betroffen sein und ob man es bei zwei Schriften belassen würde. Massiv äußerte sich „L'Unità", die der Regierung vorwarf, sich auf einen demütigenden Kompromiss *con i relitti del regime mussoliniano* einzulassen.[97] Es blieb schließlich bei der Entfernung von nur zwei Schriften. Die Begründung hierfür war, dass der Rest der Schriften zu einer abgeschlossenen Geschichte gehöre.[98]

---

[93] Corriere della Sera, Incidenti al Foro Italico (wie Anm. 52) S. 1.

[94] Corriere della Sera, Ci sarebbe una cassetta d'oro sotto il monolito del Foro Italico, 13.8.1960, S. 9.

[95] L'Unità, Il governo cede alle pressioni fasciste e sospende la cancellazione delle scritte, 11.8.1960, S. 2. [Übersetzung der Autorin: Der antifaschistische Mut verlässt plötzlich die Regierung.]

[96] L'Unità, Cominciata al Foro Italico la ripulitura, 9.8.1960, S. 1.

[97] [Übersetzung der Autorin: mit den Relikten aus der Regierung Mussolinis.]

[98] L'Unità, Imbarazzato silenzio di Folchi sulle scritte fasciste del foro, 12.8.1960, S. 2.

5. Der Architekturprofessor Giorgio Muratore von der römischen Universität *Sapienza* formulierte 2001 ironisch mit Blick auf den Obelisken auf dem *Foro Italico*, man solle jenem doch einfach eine Kapuze überstülpen, um die faschistischen Relikte vor den Augen der Öffentlichkeit zu verstecken.[99] In Rom streitet man noch immer darüber, wie mit den Bauten der 1930er Jahre auf dem *Foro Italico* umzugehen sei. Muratore ist der Meinung, dass das *Foro Italico* zum *UNESCO-Weltkulturerbe* ernannt werden müsse, um eine Renovierung und den Schutz des *Foro* zu sichern.[100] Aber es gibt auch andere Stimmen, die eine klare Beseitigung des faschistischen Erbes fordern. Solche Diskussionen, die auch heute noch nicht zu einem Abschluss gekommen sind, begannen vor allem mit Blick auf die Austragung der Olympischen Spiele 1960. Hier wurde sowohl im Parlament als auch in den Medien über den Umgang mit den Relikten aus der Zeit des Faschismus debattiert und gleichzeitig über die eigene Situation der jungen Republik vierzehn Jahre nach ihrer Gründung nachgedacht. Durch die Reflektion darüber, welches Bild man in der Welt verbreiten wolle, war man gezwungen, die eigene Identität auf den Begriff zu bringen. Die Architektur fungierte hier als Symbol für die Zerrissenheit der italienischen Regierung, aber auch als Auslöser für einen geschichtspolitischen Deutungskampf. Es stellte sich eine Argumentationskette heraus, die vordergründig drei Punkte eng miteinander verwob: Ein Diskurs über das demokratische Bewusstsein wurde erstens unter außen- als auch zweitens unter innenpolitischen Gesichtspunkten geführt, der zudem drittens die nationale Erzählung der italienischen Geschichte berührte. In den Forschungen zur Regierungskrise von 1960 werden meist nur die innenpolitischen Probleme als wesentlich genannt und mit dem Zustand der Christdemokratischen Partei verknüpft.[101] Die Diskussionen um das *Foro Italico* zeigen eine noch komplexere Situation und eröffnen somit einen neuen Blick auf die Regierungskrise am Ende der 1950er Jahre.

---

[99] Neue Züricher Zeitung, Die surrealen Kulissen der Ewigen Stadt. Roms Umgang mit der lange Zeit wenig geliebten Architektur des Razionalismo, 5.11.2001.

[100] NIKE-Bulletin, Zur Bedeutung von Sportstadien als Kult- und Kulturstätte, 3/2008, S. 5.

[101] A. Giovagnoli, Il partito italiano (wie Anm. 6).

RIASSUNTO

Il Foro Italico è uno dei massimi esempi dell'architettura fascista. Suggestioni provenienti dall'antichità, nonché molte dediche a Mussolini e al movimento fascista caratterizzano il complesso sportivo fino ad oggi. Mentre negli ultimi anni la ricerca storica ha studiato in misura crescente il linguaggio simbolico fascista, è stato finora trascurato lo spostamento semantico avvenuto dopo il ventennio. Sembra invece molto importante che durante le Olimpiadi del 1960 il Foro fosse uno dei luoghi principali delle gare e che costituisse nel contesto della crisi di governo, acuitasi verso la fine degli anni Cinquanta, un tema importante nei dibattiti parlamentari. Il presente contributo esamina queste nuove connotazioni ed evidenzia il ruolo che quei residui fascisti svolgevano nella giovane Repubblica. Costruita come simbolo della forza fascista, l'architettura funse dopo il 1945 da una parte come punto focale per le lacerazioni parlamentari, dall'altra parte causò la lotta per il dominio interpretativo all'interno della politica della storia. Si sostengono qui le tesi che i dibattiti sulla rappresentanza durante le Olimpiadi mettevano sul banco di prova la propria autoimmagine, e che risultava sempre più chiara la crisi della politica interna.

MISZELLE

RIFLESSIONI SUL SECONDO VOLUME DEI DIPLOMI DI FEDERICO II*

di

KRISTJAN TOOMASPOEG

Il progetto scientifico ed editoriale portato avanti dalla *Bayerische Akademie der Wissenschaften* e dai Monumenta Germaniae Historica che prevede la pubblicazione completa degli atti emessi dalla cancelleria di Federico II re ed imperatore è arrivato alla sua seconda raccolta, edita da Walter Koch con la collaborazione di Klaus Höflinger, Joachim Spiegel e Christian Friedl. Questo volume, dedicato dai suoi autori agli storici Paul Zinsmaier e Hans Martin Schaller, contiene ben 256 documenti (nn. 171–426) relativi ad un arco di tempo piuttosto ampio che va dal 26 settembre 1212 sino al 29 dicembre 1217. Risulta difficile scrivere una presentazione di quest'opera di più di 790 pagine nel quadro di una semplice recensione, mi sono quindi permesso di fornire alcune riflessioni più ampie al suo riguardo.

Sarebbe inutile precisare che questo volume non può essere distaccato dal suo contesto editoriale e deve essere quindi percepito insieme con il primo, già pubblicato, e i successivi, ancora in preparazione. Per lo più, a differenza del volume precedente, il secondo non è da considerarsi una parte autonoma dell'edizione ma formerà un insieme con il terzo, che conterrà gli atti emessi dal gennaio 1218 sino all'agosto 1220: entrambi documentano il lungo soggiorno di Federico II al di là delle Alpi.

---

* Die Urkunden Friedrichs des II. Teil 2: 1212–1217, bearb. von Walter Koch, unter Mitwirkung von Klaus Höflinger, Joachim Spiegel und Christian Friedl, Monumenta Germaniae Historica. Diplomata Regum et Imperatorum Germaniae 14,2, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, XII, 791 pp., ISBN 978-3-7752-2002-6, € 120.

Di conseguenza alcune informazioni utili, come un'introduzione sulla storia della cancelleria federiciana, saranno disponibili solo nel terzo volume. Il secondo possiede comunque i propri indici di nomi (pp. 501–599) e di argomenti (pp. 561–723), un elenco della bibliografia utilizzata (pp. 725–780) e le tavole di concordanze degli atti editi con le pubblicazioni e i regesti anteriori (pp. 781–791). Come è noto la parte scientifica dell'impresa editoriale si svolge a Monaco, presso un'apposita Commissione per la pubblicazione degli atti di Federico II, mentre il lavoro editoriale vero e proprio è condotto nel quadro della serie Diplomata degli MGH. I criteri di edizione e di presentazione dei documenti sono quindi quelli degli MGH, con un'attenzione particolare al percorso archivistico e storiografico di singoli atti: per ciascuno si indicano le dimensioni dell'originale (quando è conservato), la collocazione archivistica (compresa quella storica) dell'originale o delle sue copie, le precedenti pubblicazioni e i regesti dell'atto e gli studi storico-diplomatici esistenti. Dopo di che si procede a una descrizione fisica e a un commento diplomatico e storico del documento.

Uno dei compiti più difficili degli editori è stato il rintracciare le fonti archivistiche dei diplomi, non sempre indicate con precisione dalle pubblicazioni anteriori che talvolta si basavano solo sulle copie secondarie. Prendiamo l'esempio della notissima conferma dei privilegi dei cittadini di Cambrai (n. 241, 1214 VII 19): nella presente edizione si utilizza per la prima volta l'originale del documento (conservato a Lille), mentre quelle precedenti si servivano di una copia del XIII secolo e di un'altra del XV secolo. Allo stesso modo la conferma dei privilegi di San Salvatore de Lingua Phari di Messina (n. 352, 1216 III) non era mai stata pubblicata sulla base del suo originale, rintracciato adesso nell'Archivio Ducal de Medinaceli, e il privilegio del 2 aprile 1215 a favore della Chiesa di Palermo (n. 289), benché disponibile in originale, era stato nel passato pubblicato con molti errori.

I documenti del volume si possono distinguere secondo lo stato di conservazione dei loro originali. Il primo gruppo, il più diffuso, è quello degli atti con un originale ancora esistente. Questo però può essere deteriorato cosicché si deve comunque fare ricorso alle copie e alle edizioni precedenti: così il privilegio al duca Enrico di Bassa Lorena (n. 244, 1214 IX 2). Altri documenti sono conservati solo in forma di copie e, talvolta, non sappiamo neanche dove si trovasse l'originale (così nel caso del n. 277, 1215 I 13, sulla concessione di un palazzo nella città di Torino). In altri casi, infine, gli atti sono scomparsi relativamente di recente, come quelli del Grande Archivio partenopeo distrutti nel 1943.

Anche le copie possiedono un valore diverso, dai transunti del XIII sino ai semplici appunti del XIX secolo, e, in questo ambito, gli autori del volume

hanno operato una selezione rintracciando, anche grazie a molte collaborazioni esterne, delle copie sinora sconosciute o poco utilizzate come ad esempio quelle di alcuni privilegi a favore dell'Ordine Teutonico, oggi conservati nell'archivio del monastero di Plock in Polonia dove sono arrivati dall'archivio di anteguerra di Königsberg in Prussia orientale (i nn. 240, 320, 391, 403, 416). Così, per dare un esempio, quando Eduard Winkelmann pubblicò il privilegio che concedette ai Teutonici la casa di Margaritus a Brindisi (n. 391, 1216 XII), egli si basò sul lascito del Huilliard-Bréholles, quindi su una copia del XIX secolo, mentre a Plock ne troviamo una realizzata nel Quattrocento. Alcuni documenti sono noti solo grazie alle loro pubblicazioni: così quel privilegio a favore del Santo Sepolcro nella città di Droyssig (n. 287, 1215 III 16), edito da Gotthilf Fridemann Loeber sulla base di un „diploma, quod tenet indulgentissimus dominus parens", o quell'altro a favore dei premostratensi di San Quirico presso Antrodoco (n. 407, 1217 IV), conosciuto grazie ad una pubblicazione del 1727. Molto spesso si tratta di rintracciare il testo dei documenti, passo per passo, basandosi su tutti gli elementi disponibili (ovvero l'originale, le diverse categorie di copie e le pubblicazioni), cosicché si assiste ad un notevole lavoro di ricostruzione (cf. ad esempio il testo del documento n. 320, 1215 VII, p. 300) con la distinzione di elementi dubbi o di diverse origini.

Una questione molto delicata è quella dell'autenticità degli atti emessi a nome di Federico II: su questo punto non avremmo mai una certezza completa e gli editori hanno mantenuto una posizione prudente, ma non eccessivamente, nell'autentificare i documenti. Gli atti possono essere autentici, falsificati o „dubbi" e i curatori del volume hanno scelto di pubblicare anche le due ultime categorie, con dovute indicazioni, ma mantenendo questi documenti nella numerazione generale. Questo procedimento si avvera utile soprattutto perché molti falsi sono stati calcati sull'esempio dei documenti originali: così quello a beneficio della Chiesa di Bari (n. 182, 1212 XII) che riprende un privilegio autentico di stessa data (n. 181). In molti casi la ragione della falsificazione è quella di aggiungere ai privilegi esistenti altri diritti (cf. i nn. 231–233) e sono rari gli esempi di falsi „completi" (cf. n. 308, 1215 VI 20, a favore del monastero di Weingarten). Il contenuto degli atti è decisamente vario, seguendo la molteplicità dei compiti della cancelleria, ma i meglio conservati sono sicuramente i privilegi a favore delle istituzioni ecclesiastiche del mondo germanico, emessi spesso in relazione agli spostamenti del re: così la conferma di alcuni possedimenti del monastero benedettino di Engelberg in Svizzera (n. 185, 1213 I 2) o i numerosi privilegi a beneficio di quello cistercense di Salem in Germania meridionale (i nn. 199, 200, 201, 210, 235, 236, 374, 375, 400, 401).

Questi atti, ben conservati negli archivi monastici o capitolari, rappresentano la maggior parte di tutti quelli contenuti nel volume ma se ne possono distinguere anche alcune altre tipologie. Si prendino solo alcuni esempi fra i tanti. Uno dei temi abbastanza ricorrenti è il ringraziare i funzionari della corte, che hanno „fedelmente" accompagnato Federico II in Germania, con dei redditi o possedimenti nel Mezzogiorno: ad esempio i nn. 178 e 179 con la concessione dei canonicati rispettivamente a Troina e alla Cappella Palatina di Palermo o i privilegi a favore dell'arcivescovo Berardo di Palermo (così i nn. 294–295, 1215 IV 23). Altri argomenti ben visibili sono le concessioni o conferme dei diritti a favore delle città dell'Italia settentrionale, a cominciare con la conferma dei privilegi ai cittadini di Cremona (n. 188, 1213 II 15), e la politica di favore al riguardo delle istituzioni ecclesiastiche francesi, manifestata da una serie di atti emessi alla fine del novembre 1214, quando il re si trovò a Basilea (nn. 251, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 264).

Gli anni 1212–1217 erano molto importanti nella vita politica di Federico II e il volume ci trasmette una serie di documenti sulle sue attività diplomatiche, a cominciare dalla dichiarazione del patto di alleanza con Filippo Augusto di Francia (n. 177, 1212 XI 19) e dalla cosiddetta Bolla d'Oro di Eger con il quale promise fedeltà a Innocenzo III e alla Chiesa (n. 204, 1213 VII 12 e le ripetizioni seguenti, nn. 205 e 206). Proprio in quegli anni si creò anche l'alleanza tra Federico e i Teutonici di Ermanno di Salza e furono emessi i primi privilegi concessi dal re di propria volontà a favore dell'Ordine Teutonico, uno dei temi più ricorrenti tra la documentazione del volume (i nn. 212, 217, 230, 238, 240, 246, 278, 320, 337, 343, 344, 378, 380, 381, 390, 391, 392, 403, 415, 416). Abbiamo anche alcune notizie sui procedimenti amministrativi quotidiani: così quel documento riguardante la Cappella Palatina (n. 312, 1215 VII), uno dei pochi mandati conservati dell'epoca. Le caratteristiche diplomatiche degli atti verranno esaminate nel loro insieme nell'introduzione del prossimo terzo volume, vorrei però sottolineare solo l'attenzione posta alla mescolanza degli elementi tedeschi e siciliani, visibile ad esempio in un privilegio a favore della casa teutonica di Brindisi (n. 390, 1216 XII).

L'impresa editoriale che ha prodotto questo volume è di indubbia importanza e utilità. Per i medievisti una pubblicazione completa degli atti di Federico II permetterà di aggirare le odierne difficoltà allorché siamo costretti a „navigare" tra i Regesta Imperii, le pubblicazioni di contenuto universale di Jean Louis Alphonse Huillard-Bréholles[1] ed Eduard Winkelmann[2] e le nu-

[1] J.L.A. Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici secundi, Paris 1859–1861.

[2] Acta imperii inedita saeculi XIII et XIV. Urkunden und Briefe zur Geschichte des

merosissime raccolte diplomatiche locali. Il volume del quale stiamo parlando è redatto con una cura davvero ammirevole se si pensa al numero ristretto dei collaboratori al progetto. Avere a disposizione più fondi e più personale permetterebbe senza dubbio di accelerare i ritmi della pubblicazione ed evitare delle imprecisioni che talvolta si inseriscono nell'apparato tecnico del volume, soprattutto quando si tratta di identificare delle località o persone. Una pubblicazione di tale portata non è oggettivamente possibile senza disporre di una rete organizzata di collaboratori e corrispondenti garanti di una maggiore precisione: approfondendo l'esame di singoli documenti si riscontrano degli errori, certo non gravissimi. Così San Leonardo di Siponto, in Puglia, non era un monastero ma una canonica ed era stato concesso ai Teutonici nel 1260 e non nel 1261 (p. 441). Comunque sia sarebbe davvero ingiusto fare leva su queste piccole sviste nel giudicare tale enorme ed utile impresa editoriale.

ZUSAMMENFASSUNG

Besprechung der Publikation: Die Urkunden Friedrichs des II. Teil 2: 1212–1217, bearb. von Walter Koch, unter Mitwirkung von Klaus Höflinger, Joachim Spiegel und Christian Friedl, Monumenta Germaniae Historica. Diplomata Regum et Imperatorum Germaniae 14,2, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, XII, 791 pp., ISBN 978-3-7752-2002-6, € 120.

Kaiserreichs und des Königreichs Sizilien, a cura di E. Winkelmann, Innsbruck 1880 (ristampa Aalen 1964).

MISZELLE

RÖMISCHE PILGERZEICHEN UND DAS KAPITEL VON ST. PETER IM VATIKAN

Eine übersehene Urkunde Gregors IX.

von

JOCHEN JOHRENDT

Seit den anregenden Untersuchungen von Karl Köster[1] hat die Forschung den Pilgerzeichen immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt: Nicht nur Aussehen und Funktion dieser materiellen Überreste der mittelalterlichen Pil-

[1] Er gilt in der deutschen Forschung zu Recht als Pionier der Pilgerzeichenforschung. Eine Auswahl seiner Beiträge bis 1984 findet sich zusammengetragen von E. Chorherr in dem schönen Katalog L. Kriss-Rettenbeck/G. Möhler (Hg.), Wallfahrt kennt keine Grenzen. Themen zu einer Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums und des Adalbert Stifter Vereins, München-Zürich 1984, S. 556f.; eine Bibliographie bis 1975 bei L.v. Freyberg, Bibliographie der Veröffentlichungen von Kurt Köster, in: G. Pelug/B. Eckert/H. Freisenhahn (Hg.), Bibliothek – Buch – Geschichte. Kurt Köster zum 65. Geburtstag, Frankfurt a.M. 1977, S. 583–596. Zu der von Köster angelegten Pilgerzeichenkartei, die heute im Germanischen Nationalmuseum verwahrt wird und die Eintragungen zu über 6500 Pilgerzeichen und anderen Devotionalien enthält vgl. J. Poettgen, Europäische Pilgerzeichenforschung. Die Zentrale Pilgerzeichenkartei (PZK) Kurt Kösters († 1986) in Nürnberg und der Forschungsstand nach 1986, in: Jahrbuch für Glockenkunde 7/8 (1995/96) S. 195–206. Einen aktuellen Forschungsbericht zu den Pilgerzeichen bietet A. Haasis-Berner, Pilgerzeichenforschung. Forschungsstand und Perspektiven, in: H. Kühne/W. Radtke/G. Strohmaier-Wiederanders (Hg.), Spätmittelalterliche Wallfahrt im mitteldeutschen Raum, Beiträge einer interdisziplinären Arbeitstagung, Eisleben 7.–8. Juni 2002, Berlin 2002, S. 63–85; vgl. jetzt auch dessen Dissertation, ders., Pilgerzeichen des Hochmittelalters, Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 94, Würzburg 2003.

gerfahrten wurden analysiert, sondern auch ihre Verwendung während und nach der Wallfahrt, etwa in spätmittelalterlichen Stundenbüchern, in die sie eingenäht oder eingemalt wurden.[2] Die Pilger begehrten die Zeichen nicht nur als Devotionalie, die sie an ihre Wallfahrt erinnerte und mit der sie ihr Pilgern sichtbar machen konnten.[3] Sie galten wohl auch häufig als Sekundärreliquie. Die ersten Belege dafür, dass Pilger ihre Pilgerzeichen mit der Reliquie ihres Wallfahrtszieles in Berührung brachten, stammen aus dem 12. Jahrhundert.[4] Ihr reliquiarer Charakter erklärt auch, wieso sie über Eingangstüren und Betten angebracht oder Toten mit ins Grab gelegt wurden.[5] Sie waren hingegen

---

[2] Vgl. dazu bereits K. Köster, Gemalte Kollektionen von Pilgerzeichen und religiösen Medaillen in flämischen Gebet- und Stundenbüchern des 15. und frühen 16. Jahrhundert, Neue Funde in Handschriften der Genter Brügge-Schule, in: F. Vanwijngaarden u.a. (Hg.), Liber amicorum Herman Liebaers, Brüssel 1984, S. 485–535; ferner I.v. Bredow-Klaus, Die Verbreitung des Tunica-Christi-Pilgerzeichens in Flämischen Stundenbüchern des Spätmittelalters, in: B. Schneider (Hg.), Wallfahrt und Kommunikation. Kommunikation über Wallfahrt, Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte 109, Mainz 2004, S. 197–227, dort auch Abbildungen. Das spätmittelalterliche römische Pilgerzeichen – die Veronika – findet sich beispielsweise zweimal unter den 28 aufgenähten Devotionalien eines folium in der Handschrift Berliner Kupferstichkabinett, Ms. 78 B 14, fol. 19r, Abbildung bei v. Bredow-Klaus, Verbreitung, S. 226. Vgl. zu diesem Phänomen jüngst auch deren Dissertation dies., Heilsrahmen. Spirituelle Wallfahrt und Augentrug in der flämischen Buchmalerei des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, München [2]2008, mit einem Katalog der gemalten Pilgerzeichenkollektionen und zahlreichen Abbildungen auf S. 301–478.

[3] L. Schmugge, Kollektive und individuelle Motivstruktur im mittelalterlichen Pilgerwesen, in: G. Jaritz/A. Müller (Hg.), Migration in der Feudalgesellschaft, Frankfurt a.M. 1988, Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 8, S. 263–289, hier S. 278; K. Köster, Pilgerzeichen-Studien. Neue Beiträge zur Kenntnis eines mittelalterlichen Massenartikels und seiner Überlieferungsformen, in: Bibliotheca docet. Festschrift für Carl Wehmer, Amsterdam 1963, S. 77–100, hier S. 87.

[4] So v. Bredow-Klaus, Verbreitung (wie Anm. 2) S. 205. Zum Reliquiencharakter der Pilgerzeichen vgl. K. Köster, Pilgerzeichen und Pilgermuscheln von mittelalterlichen Santiagostraßen. Saint-Léonard, Rocamadour, Saint-Gilles, Santiago de Compostela. Schleswiger Funde und Gesamtüberlieferung, Ausgrabungen in Schleswig: Berichte und Studien 2, Neumünster 1983, S. 19.

[5] Zur vielfältigen Verwendung der Pilgerzeichen nach dem Abschluss der Wallfahrt vgl. Haasis-Berner, Pilgerzeichenforschung (wie Anm. 1) S. 69f.; sowie A. Scherer, Mehr als nur Andenken. Spätmittelalterliche Pilgerzeichen und ihre private Verwendung, in: U. Grossmann (Hg.), Spiegel der Seligkeit. Pri-

kein akzeptierter Beleg für den Abschluss einer Bußwallfahrt. Hierfür waren schriftliche Zeugnisse des Wallfahrtsortes notwendig.[6] Das bekannteste Pilgerzeichen ist sicherlich die Jakobsmuschel, die mit der Wallfahrt nach Santiago de Compostela verbunden war. Doch auch andere Pilgerziele hatten ihre eigenen Zeichen, welche die Pilger erwerben konnten.[7]

Auch ihre wirtschaftliche Bedeutung für die herstellende und vertreibende Institution wurde erkannt.[8] Die mittelalterliche Wallfahrt war spätes-

---

vates Bild und Frömmigkeit im Spätmittelalter, Nürnberg 2000, S. 131–136. Zu Pilgerzeichen als Grabbeigaben vgl. Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 32–43.

[6] Vgl. beispielhaft bereits K. Köster, Gottsbüren, das „hessische Wilsnack". Geschichte und Kultgeschichte einer mittelalterlichen Heiligblut-Wallfahrt im Spiegel ihrer Pilgerzeichen, in: E. Kaufmann (Hg.), Festgabe für Paul Kirn zum 70. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, Berlin 1961, S. 198–222, hier S. 217.

[7] Eine systematische, ikonographisch ausgerichtete Auswertung der Pilgerzeichen steht noch aus, so Haasis-Berner, Pilgerzeichenforschung (wie Anm. 1) S. 71. Unklar ist, ob die Pilger diese Pilgerzeichen tatsächlich erst am Ziel ihrer Wallfahrt erwerben konnten, denn ihnen wird auch die Funktion zugeschrieben, die Pilger für andere als Pilger zu kennzeichnen, die unter besonderem Schutz standen. Sollten die Pilger das Pilgerzeichen erst am Ziel erwerben können, so könnten sie sich bis dorthin nicht als Pilger ausweisen. Zum Ort des Erwerbs von Pilgerzeichen vgl. Köster, Pilgerzeichen-Studien (wie Anm. 3) S. 80; C. Hofmann-Rendtel, Pilgerzeichen und Sozialprestige, Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1993, S. 214–224, hier S. 217, unterscheidet: „Während die frommen Pilger das Zeichen grundsätzlich erst am Ziel ihrer Reise erwarben, um es dann quasi als „Stellvertreter-Reliquie" heimzutragen und sich seiner bei Krankheit und Not in allerlei abergläubischen und volksmedizinischen Praktiken zu bedienen, trugen es die Berufswallfahrer und vagierenden Bettlerpilger vor allem zu ihrer öffentlichen Legitimierung." Mit der rechtlichen Stellung der Pilger beschäftigt sich bereits explizit der 14. Kanon des ersten Laterankonzils, vgl. c. 14 Lateranum I, ed. Conciliorum oecumenicorum decreta, curantibus J. Alberigo et alteris consulante H. Jedin, Bologna [3]1973, S. 193 Z. 3–6; aufgenommen in Decr. Grat. C. 24 q. 3 c. 23, ed. Corpus Iuris Canonici, ed. A. Friedberg, 2 Bde., Leipzig 1879–1881 (Ndr. Graz 1959), Bd. 1 Sp. 997; allgemein vgl. L. Schmugge, Die Anfänge des organisierten Pilgerverkehrs im Mittelalter, QFIAB 64 (1984) S. 1–83, hier S. 4f., 9 u. 14; H. Gilles, Lex peregrinorum, in: Le pèlerinage, Cahiers de Fanjeaux 15, Toulouse 1980, S. 161–189, hier S. 171–185; D.J. Birch, Pilgrimage to Rome in the Middle Ages. Continuity and Change, Woodbridge 1998, S. 18.

[8] K. Köster, Mittelalterliche Pilgerzeichen, in: Kriss-Rettenbeck/Möhler, Wallfahrt (wie Anm. 1) S. 203–223, hier S. 206, der von einer „beträchtlichen Einnahmequelle" für einen ganzen Gewerbezweig spricht.

tens seit dem 13. Jahrhundert ein Massenphänomen und daher sind auch die Pilgerzeichen seit dieser Zeit ein Massenprodukt.[9] Ihre Menge erklärt die wirtschaftliche Bedeutung. Pilgerzeichen wurden in der Regel aus einer Blei-Zinn-Legierung hergestellt. Seltener waren Ausführungen in Silber oder gar Gold.[10] Sie wurden mit Hilfe der Ösen, die an den Ecken angebracht waren, an der Kleidung des Pilgers befestigt. Sie zeigen die am Wallfahrtsort verehrte Reliquie oder – wie im Falle der Jakobsmuschel – ein besonders mit dem Wallfahrtsort verbundenes Symbol.[11] Das Recht der Herstellung hatten in aller

[9] Pilgerzeichen lassen sich verstärkt ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nachweisen, vgl. Köster, Pilgerzeichen (wie Anm. 4) S. 17; ders., Mittelalterliche Pilgerzeichen (wie Anm. 8) S. 204; lediglich in Santiago de Compostela scheinen Pilgerzeichen bereits seit dem frühen 11. Jahrhundert existiert zu haben, vgl. die tabellarische Übersicht bei Haasis-Berner, Pilgerzeichenforschung (wie Anm. 1) S. 78f.; ders., Archäologische Funde von mittelalterlichen Pilgerzeichen und Wallfahrtsandenken in Westfalen, Westfalen 78 (2000) S. 345–363, hier S. 345, geht bei der Entstehung der Pilgerzeichen vom Zeitraum des Übergangs vom 11. zum 12. Jahrhundert aus. Die Pilgerzeichen des 12. Jahrhunderts sind jedoch noch keine Massenprodukte, ebd. S. 346; ähnlich ders., Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 23–25 mit einer Zusammenstellung der Erstbelege für die einzelnen Wallfahrtsorte. Zu ihrem Charakter als Massenartikel des 13. Jahrhunderts vgl. auch O. Lustenberger, Bild und Abbild. Einsiedler Pilgerabzeichen, Einsiedler (Gnaden)-Kapellen, Einsiedler Gnadenbilder. Ein Forschungsbericht, Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zeit 111 (2000) S. 257–295, hier S. 263f.; sowie Haasis-Berner, Pilgerzeichenforschung (wie Anm. 1) S. 71f.

[10] Zu Material und Herstellungsweise vgl. Köster, Pilgerzeichen (wie Anm. 9) S. 18; Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 44–47; ders., Pilgerzeichen zwischen Main und Alpen, in: D. Doležal/H. Kühne (Hg.), Wallfahrten in der europäischen Kultur. Pilgrimage in European Culture. Tagungsband Příbram, 26.–29. Mai 2004, Europäische Wallfahrtsstudien 1, Frankfurt a. M. usw. 2006, S. 237–252, hier S. 237. Die Relationen zwischen den bleiernen und silbernen Pilgerzeichen lassen sind an einem Regensburger Beispiel aus dem Jahre 1520 ablesen, nach v. Bredow-Klaus, Verbreitung (wie Anm. 2) S. 210f., sollen in diesem Jahr 109 198 bleierne und 9763 silberne Pilgerzechen verkauft worden sein.

[11] So in Trier etwa den heiligen Rock, vgl. dazu v. Bredow-Klaus, Verbreitung (wie Anm. 2); allg. Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 10) S. 237. Eine Übersicht über die Pilgerzeichen aus der Diözese Trier und ihre Verbreitung bieten jetzt H. Kühne/J. Poettgen, Mittelalterliche Pilgerzeichen aus der Diözese Trier: Kurzkatalog und Befunde, in: Th. Frank/M. Matheus/S. Reichert (Hg.), Wege zum Heil. Pilger und Heilige Orte an Mosel und Rhein (Geschichtliche Landeskunde 67), Stuttgart 2009, S. 135–180, mit einem Katalog der dortigen Pilgerzeichen ebd. S. 149–178.

Regel geistliche Institutionen inne, die andere mit der konkreten Herstellung beauftragen konnten, jedoch zäh an ihrem Monopol festhielten.[12] Um welche Dimensionen es bei der Produktion dieses Massenartikels gehen konnte, offenbart das viel zitierte Beispiel aus Einsiedeln. Dort seien innerhalb von drei Wochen zu den Feierlichkeiten der Engelweihe im Jahre 1466 mehr als 130.000 Pilgerzeichen verkauft worden.[13]

Trotz dieser Massen und der angesprochenen Bedeutungsvielfalt ist der Schwund der Überlieferung dieser Realien erstaunlich. Von den Pilgerzeichen aus Einsiedeln sind beispielsweise lediglich 39 Stücke im Original erhalten.[14] Das mit Abstand am häufigsten überlieferte Pilgerzeichen ist die Jakobsmuschel,[15] wenn auch hier der Schwund enorm ist. Dasselbe gilt für die römischen Pilgerzeichen in ihren unterschiedlichen Formen. Das älteste bekannte Pilgerzeichen ähnelt entfernt den päpstlichen Bleibullen seit der Zeit Paschalis' II. (1099–1118), da es als Bleiabzeichen – wenn auch in rechteckiger Form und nicht rund – wie die Bullen die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus im Brustbild darstellten, durch ein Kreuz von einander getrennt.[16]

---

[12] Die Herstellung der Pilgerzeichen erfolgte in der Regel vor Ort, vgl. Köster, Pilgerzeichen (wie Anm. 4) S. 17.

[13] Lustenberger, Bild (wie Anm. 9) S. 264 mit Anm. 22; ebenfalls häufig zitiert wird der bereits erwähnte Verkauf von Pilgerzeichen in Regenburg im Jahre 1520. Es sollen 120 000 Pilgerzeichen verkauft worden sein, vgl. v. Bredow-Klaus, Verbreitung (wie Anm. 2) S. 204 u. 210f. Eine Zusammenstellung ähnlicher Massenverkäufe findet sich bei Haasis-Berner, Pilgerzeichenforschung (wie Anm. 1) S. 66f.

[14] Vgl. Lustenberger, Bild (wie Anm. 9) S. 264–266, mit einem Katalog der überlieferten Einsiedler Pilgerzeichen.

[15] Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 10) S. 247, mit einer tabellarischen Zusammenstellung der Überlieferung für den süddeutschen Raum, sowie ders., Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 28f.; zu den Fundorten der römischen Pilgerzeichen vgl. A. Rodolfo, „Signa super vestes", in: M. D'Onofrio (Hg.), Romei e Giubilei. Il pellegrinaggio medievale a San Pietro (350–1350), Milano 1999, S. 151–156, hier S. 152f., mit den Abbildungen der Pilgerzeichen auf S. 338–347.

[16] Köster, Mittelalterliche Pilgerzeichen (wie Anm. 8) S. 210, sprach 1984 von etwa zwölf unterschiedlichen Formen. Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 138–147, nennt für das Hochmittelalter sieben unterschiedliche Varianten des Pilgerzeichens mit der Abbildung der beiden Apostelfürsten. Die unterschiedlichen Formen der römischen Pilgerzeichen lassen sich jetzt im einzelnen bequem dem schönen Katalog Romei e Giubilei (wie Anm. 15) S. 338–347, entnehmen. Zunächst waren auf den rechteckigen Pilgerzeichen im Brustbild die Apostelfürsten abgebildet, die von der Inschrift *Signa Apostolorum Petri et Pauli* umgeben waren. Von diesem Typus sind in Europa fast 30 Stück erhalten,

In Rom lagen Herstellung und Verkauf der Pilgerzeichen, auf denen die Apostelfürsten Petrus und Paulus dargestellt waren,[17] bis zu Innozenz III. in der Hand der Kurie. Dies geht aus einer Urkunde Innozenz' III. vom 18. Januar 1199 hervor.[18] In dieser überträgt er das Herstellungs- und Vertriebsrecht an das Kapitel von St. Peter im Vatikan, das seit den Tagen Leos IV. in besonderer Weise mit den Pilgern verbunden war. Dieser Papst hatte dem Basilikalkloster S. Martino – das wohl Ende des 11. Jahrhunderts zusammen mit den anderen Basilikalklöstern im Kapitel von St. Peter aufgehen sollte[19] – die Scholen übertragen, die das Recht ausübten, die Pilger zu begraben.[20] Doch das Recht blieb

---

vgl. Haasis-Berner, Funde, S. 351 mit Anm. 33. Die späteren Formen rücken das Schweißtuch der Veronika in den Vordergrund. Zur Entwicklung der seit Paschalis II. bis heute kanonischen Gestaltung des Apostelstempels der päpstlichen Bleibullen vgl. I. Herklotz, Bildpropaganda und monumentale Selbstdarstellung des Papsttums, in: E.-D. Hehl/I. H. Ringel/H. Seibert (Hg.), Das Papsttum in der Welt des 12. Jahrhunderts, Mittelalter-Forschungen 6, Stuttgart 2002, S. 273–291.

[17] Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 138–151, unterscheidet für das Hochmittelalter fünf verschiedene römische Pilgerzeichen, unter denen die Pilgerzeichen mit den Apostelfürsten offenbar mit Abstand die weiteste Verbreitung fanden. Haasis-Berner bietet jedoch lediglich einen Katalog und keine genauere zeitliche Einordnung, so dass nicht klar ist, ob die anderen Pilgerzeichen tatsächlich auch im 13. Jahrhundert vertrieben wurden. Das Schweißtuch der Veronika, das er als gesondertes Zeichen aufnahm, wurde sicherlich ebenso über das Kapitel von St. Peter vertrieben.

[18] Potthast 939; Edition: Die Register Innocenz' III., 1. Pontifikatsjahr, 1198/99, ed. O. Hageneder/A. Haidacher, Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom. Abt. 2, Quellen, 1. Reihe, 1, Graz usw. 1964, Brief I/534 S. 772 f., hier S. 773 Z. 5–10: *tam reditum ... predecessores nostri et nos ipsi percipere consuevimus, quam auctoritatem fundendi ea vel quibus volueritis fusoribus concedendi.* Zur Übertragung durch Innozenz III. vgl. auch The Gesta Innocentii III. Text, introduction and commentary by D. Gress-Wright, Diss. masch., Ann Arbor 1981, S. 343 f., sowie dazu Rodolfo, Signa (wie Anm. 15) S. 154; Haasis-Berner, Pilgerzeichen (wie Anm. 1) S. 138.

[19] Vgl. zur vermeintlichen Gründung des Peterskapitels in der Mitte des 11. Jahrhunderts jetzt J. Johrendt, Die Anfänge des Kapitels von St. Peter im Vatikan? Zu den Urkunden Leos IX. für die Basilikalklöster der Peterskirche (1053), DA 65 (2009) S. 83–110.

[20] Zur Regelung unter Leo IV. vgl. K. Herbers, Leo IV. und das Papsttum in der Mitte des 9. Jahrhunderts, Päpste und Papsttum 27, Stuttgart 1996, S. 255–258; allg. auch Th. Szabó, Veränderung des Reisens – Wandel der Welt: ein Prozeß wechselseitiger Beziehungen, in: Reisen und Wallfahrten im hohen Mittelalter, Schriften zur Staufischen Geschichte und Kunst 18, Göppingen 1999, S. 38–65,

dem Peterskapitel offenbar in seiner Substanz erhalten, obwohl weitere päpstliche Bestätigungsurkunden ausblieben und einzelne Parochien in Rom eine Aufhebung dieses Rechtes für sich erwirken konnten.[21] 1224, 1235 und 1244 bestätigten die Senatoren dem Kapitel von St. Peter die Rechtsvertretung der Pilger und das Begräbnisrecht.[22]

In den Rahmen dieser Zuständigkeit des Kapitels von St. Peter für die Pilger ist auch die Übertragung des Herstellungs- und Vertriebsrechtes für die Pilgerzeichen einzuordnen. Die Kompetenzen wurden gebündelt – sicherlich nicht zum finanziellen Nachteil des Peterskapitels.[23] Denn die nach Rom pilgernden Scharen dürften durch den Erwerb der Pilgerzeichen eine erhebliche Summe in die Kassen des Peterskapitels gespült haben.[24] Auch dies könnte

---

hier S. 54. Birch, Pilgrimage (wie Anm. 7) S. 144f.; Schmugge, Anfänge (wie Anm. 7) S. 7; irreführend und zum Teil falsch die Ausführungen bei L. Carlen, Wallfahrt und Recht im Abendland, Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat 23, Freiburg i. Ü. 1987, S. 144–146.

[21] Alexander III. hatte dem Laterankapitel den Besitz von Pilgern zugestanden, die ohne Testament und Erben in einer der Parochien von S. Giovanni in Laterano starben, It. Pont. 1 S. 29 Nr. 25, vgl. P. Kehr, Römische Analekten, QFIAB 14 (1911) S. 1–37, hier S. 6. Zu den Parochialgrenzen in Rom vgl. S. Passigli, Geografia parrochiale e circoscrizioni territoriali nei secoli XII-XIV: istituzioni e realtà quotidiana, in: E. Hubert (Hg.), Rome aux XIII^{e} et XIV^{e} siècles, Cinq études, Collection de l'Ecole Française de Rome 170, Rome 1993, S. 43–86; zu den Parochien, die dem Laterankapitel unterstanden S. 56f.

[22] Codice diplomatico del Senato Romano I, ed. F. Bartoloni, FSI 87, Roma 1948, S. 111–115 Nr. 72, S. 143–145 Nr. 86 u. S. 177–180 Nr. 108. Die Rechtsvertretung der Pilger durch das Peterskapitel legte der Senator Angelo Malabranca am 15. September 1235 in einer Urkunde für die Peterskanoniker wie folgt fest: *cum omnes peregrini et Romipete sint spiritaliter de foro beatissimi Petri, censemus et statuimus, ut omnes sint de foro vestro ... et si quis contra aliquem peregrinorum et Romipetarum expediri voluerit, experiatur humiliter coram vobis et per vos obtineat sue iustitie complementum*, ebd. S. 143–145 Nr. 86, hier S. 145 Z. 13–18. Vgl. dazu Carlen, Wallfahrt (wie Anm. 20) S. 139.

[23] Vgl. Schmugge, Anfänge (wie Anm. 7) S. 63f. Zu den Pilgerzeichen Roms vgl. Rodolfo, Signa (wie Anm. 15) mit Abbildungen auf S. 338–347.

[24] Weder die genaue Zahl der Pilger noch die Höhe der Einnahmen aus dem Verkauf der Pilgerzeichen ist für das 13. Jahrhundert genau zu fassen. Zu den Rompilgern vgl. neben allgemeinen Darstellungen Birch, Pilgrimage (wie Anm. 7); B. Schimmelpfennig, Romreisen im Mittelalter, in: Reisen und Wallfahrten (wie Anm. 20) S. 128–145; sowie allgemein den Katalog Romei e Giubilei (wie Anm. 15). Speziell zu den englischen Pilgern vgl. R. A. Aronstam, Penitential Pilgrimages to Rome in the Early Middle Ages, AHP 13 (1975) S. 65–83, hier S. 69f.; Birch, Pilgrimage, S. 40f. Das Einschreiten der *magistri edificiorum* in

Innozenz III., der vor seiner Erhebung auf die Kathedra Petri selbst Kanoniker an St. Peter war, bei der Übertragung der Rechte an das Peterskapitel bedacht haben.

Das Kapitel war um den Erhalt dieses Rechtes bemüht und ließ es sich am 27. Januar 1222 von Honorius III. bestätigen, dem Nachfolger Innozenz' III.[25] Die Bestätigungsurkunde wurde zudem in die päpstlichen Register eingetragen.[26] Damit enden nach dem bisherigen Forschungsstand die Bemühungen des Peterskapitels um eine päpstliche Bestätigung seiner exklusiven Rechte. Das Kapitel scheint sich nach 1222 nur noch an die Senatoren von Rom gewandt zu haben, um sich das Herstellungs- und Vertriebsrecht für die

---

den Jahren 1233 und 1279 gegen wild aufgestellte Buden auf den Hauptzugangsstraßen zu St. Peter verdeutlicht, dass man in der *urbs* im 13. Jahrhundert mit großen Pilgerströmen zu St. Peter zu rechnen hatte, vgl. dazu jüngst I. Baumgärtner, Kommunale Bauplanung in Rom. Urkunden, Inschriften und Statuten vom 12. bis 14. Jahrhundert, in: M. Stolleis/R. Wolff (Hg.), La bellezza della città. Stadtrecht und Stadtgestaltung im Italien des Mittelalters und der Renaissance, Reihe der Villa Vigoni 16, Tübingen 2004, S. 269–301, hier S. 289–291, mit Bezug auf L. Schiaparelli, Alcuni documenti di magistri aedificiorum urbis (secoli XIII e XIV), ASRSP 25 (1902) S. 5–60, hier S. 26f. Nr. 1, vom 29. Oktober 1233 und ebd., S. 33–35 Nr. 5, vom 7. Juni 1279. Auch in Rom ist bis zum Ende des 13. Jahrhunderts eine gesteigerte Ablasspolitik zu beobachten, mit deren Hilfe das Wallfahrtsziel Rom attraktiver gestaltet werden sollte, zur allgemeinen Entwicklung vgl. Schmugge, Anfänge (wie Anm. 7) S. 70; sowie ders., Motivstrukturen (wie Anm. 3) S. 271f.; zur Entwicklung der Ablässe an St. Peter im Vatikan bis zum Heiligen Jahr von 1300 nach wie vor grundlegend die beiden Studien von M. Maccarrone, Il Pellegrinaggio a San Pietro e il Giubileo del 1300, Rivista di Storia della Chiesa in Italia 34 (1980) S. 363–429; Wiederabdr. in: P. Zerbi/R. Volpini/A. Galuzzi (Hg.), Romana Ecclesia Cathedra Petri, 2 Bde., Italia Sacra 47 u. 48, Roma 1991, Bd. 1 S. 207–286; und ders., L'indulgenza del Giubileo del 1300 e la basilica di S. Pietro, in: N. M. Romanici (Hg.), Roma anno 1300. Atti della IV settimana di studi di storia dell'arte medievale dell'Università di Roma „La Sapienza" (19–24 maggio 1980), Roma 1983, S. 731–752; Wiederabdr. in: Romana Ecclesia, Bd. 2 S. 1157–1206.

[25] Potthast 6776, Edition: Collectio bullarum sacrosanctae basilicae Vaticanae, studio Philippi Dionysii, Antonii Martinetti et Caietani Cennii expensis Hannibalis S. Clementis card. et Horatii principis Suriani Albanorum, 3 Bde., Romae 1747–1752, hier Bd. 1 S. 107f. (aus dem Original); Honorii III Romani pontificis opera omnia, ed. C. A. Horoy, Bibliotheca patristica medii aevi, 5 Bde., Paris 1879–1882, hier Bd. 4 Sp. 79–81 Nr. 99 (aus der Collectio bullarum). Zum Gesamtkomplex vgl. auch Schmugge, Anfänge (wie Anm. 7) S. 64f., ohne die Kenntnis der Urkunde Gregors IX.

[26] Reg. Vat. 11b fol. 195v–196r ep. 217.

Pilgerzeichen zu sichern. Entsprechende Urkunden sind aus den Jahren 1224, 1235 und 1244 überliefert.[27] Danach sind auch von Seiten des Senats keine Bestätigungsurkunden erhalten.

Bisher unbekannt blieb jedoch eine am 5. Mai 1228 von Gregor IX. in Rieti ausgestellte Urkunde, welche die Urkunden Innozenz' III., die wiederum in die Urkunde Honorius' III. inseriert worden war, fast wörtlich wiederholt. Die Urkunde Gregors IX. wurde nicht in die päpstlichen Register eingetragen und blieb der Forschung bis heute verborgen. Sie ist zwar in dem 1599 durch den bedeutenden Archivar des Peterskapitels, Giacomo Grimaldi (um 1568 – 7. Januar 1623), angelegten Inventar der Urkunden des Peterskapitels verzeichnet,[28] doch dieses ist durch kein Register erschlossen.[29] Auch in die dreibändige Collectio bullarum von 1747/1752 wurde die Urkunde nicht aufgenommen.[30] Die nur noch unter UV-Licht zu lesende Urkunde befindet sich noch heute im Archiv des Peterskapitels.[31]

Inhaltlich bietet sie gegenüber den Urkunden Innozenz' III. und Honorius' III. nichts Neues, abgesehen von der Tatsache ihrer Ausstellung. Aufmerksamkeit erregt jedoch, dass die Urkunden Innozenz' III. und Honorius' III. in die päpstlichen Register eingetragen wurden, die Urkunde Gregors IX. hingegen nicht. Aussagekräftig ist daher nicht nur das Faktum der Überlieferung, sondern ebenso die Form. Dabei gilt es auch, die drei Senatsurkunden im Auge zu behalten. Die Eintragung in die Register erhöhte die Rechtssicherheit für den Empfänger. Kam diesem die ausgestellte Urkunde abhanden – sei es durch Archivverlust oder anderweitig – so konnte er durch die Eintragung in die päpstlichen Register jederzeit belegen, dass er im Besitz der urkundlich bestätigten Rechte war. Im 13. Jahrhundert dürfte circa ein Fünf-

---

[27] Am 12. März 1224 bestätigte der Senator Annibaldo den Kanonikern dieses Recht, vgl. Codice diplomatico, ed. Bartoloni (wie Anm. 22), Bd. 1 S. 111–115 Nr. 72, hier S. 113; 1235 der Senator Angelo Malabranca, ebd., S. 143–145 Nr. 86; und 1244 die Senatoren Annibaldo und Napoleone, ebd., S. 177–180 Nr. 108.

[28] BAV, Sala cons. ms. 401: Index omnium scripturarum Archivij sacrosanctae Basilicae principis Apostolorum, iussu capituli procurante admodum illustrissimo et reverendissimo Silvio Antoniano canonico et bibliothecario confectus atque conscriptus, anno domini MDXCVIIIJ, fol. 20v; zu Grimaldi vgl. R. Niggl, Giacomo Grimaldi (1568–1623), München 1971, S. 6–18, dort auch eine Zusammenstellung der von ihm verfassten Schriften.

[29] Zu den Urkunden des Peterskapitels zwischen 1198 und 1304 vgl. demnächst J. Johrendt, Urkundenregesten zum Kapitel von St. Peter im Vatikan (1198–1304), Studi e testi (im Druck).

[30] Collectio bullarum (wie Anm. 25).

[31] Unter der Signatur BAV, Archivio del Capitolo di S. Pietro, caps. 2 fasc. 255 Nr. 6.

tel der ausgestellten Papsturkunden auch in die Register eingetragen worden sein.[32] Das größte Interesse an der Registrierung der Urkunden hatten in der Regel nicht die Päpste – außer bei wichtigen politischen oder kirchenpolitischen Stücken – sondern vermutlich die Empfänger selbst, die sich durch die Eintragung absichern wollten.[33]

Auf die Urkunden für das Kapitel von St. Peter angewandt, bedeutet dies, dass die Kanoniker (und eventuell auch der Papst) in den Jahren 1199 und 1222 ein Interesse an der Eintragung in die Register hatten, 1228 hingegen nicht (mehr). Wie ist dies zu erklären? Die Eintragung unter Innozenz III. erklärt sich dadurch, dass den Kanonikern hier das zuvor von der Kurie ausgeübte Herstellungs- und Vertriebsrecht für die Pilgerzeichen zum ersten Mal verliehen wurde. Eine möglichst stichhaltige Absicherung dieses Rechtes musste zu diesem Zeitpunkt im Interesse der Kanoniker liegen: Es handelte sich noch nicht um ein seit Jahren durch die Peterskanoniker ausgeübtes Recht. Womöglich galt es auch, Begehrlichkeiten anderer Kanonikerkapitel in Rom abzuwehren, die sicherlich ebenso gerne in den Genuss des lukrativen Privilegs gekommen wären. Diese Absicherungsabsicht scheint noch 1222 ausschlaggebend dafür gewesen zu sein, dass sich die Kanoniker von Honorius III. das Recht bestätigen ließen. Parallel dazu banden die Kanoniker von St. Peter auch die römische Kommune in die Absicherung ihrer Rechte ein, indem sie sich 1224, 1235 und 1244 das von den Päpsten verliehene und bestätigte Recht nun auch von den Senatoren bestätigen ließen. Zwischen den beiden ersten Senatsurkunden wandten sie sich nochmals an die Päpste, wie das bisher unbekannte Stück deutlich macht. Die Urkunde Gregors IX. belegt, dass sich die Kanoniker keineswegs von der einen Autorität ab- und der anderen zu-

[32] Zur Anzahl der eingetragenen Stücke vgl. O. Hageneder, Probleme des päpstlichen Kirchenregiments im hohen Mittelalter (Ex certa scientia, non obstante, Registerführung), in: Lectiones eruditorum extraneorum in Facultate philosophica Universitatis Carolinae Pragensis factae 4, Praha 1995, S. 49–77, hier S. 53; ders., Die Register Innozenz' III., in: Th. Frenz (Hg.), Papst Innozenz III. Weichensteller der Geschichte Europas, Stuttgart 2000, S. 91–101, hier S. 92f. Die Lückenhaftigkeit der Register vor dem Ende des 14. Jahrhunderts führte auch zu einer mangelnden Kontrollmöglichkeit der Päpste bei Anfragen von Petenten, vgl. dazu O. Hageneder, Die Rechtskraft spätmittelalterlicher Papst- und Herrscherurkunden „ex certa scientia", „non obstantibus" und „propter importunitatem petentium", in: P. Herde/H. Jakobs (Hg.), Die Papsturkunde und das europäische Urkundenwesen, Studien zu ihrer formalen und rechtlichen Kohärenz vom 11. bis 15. Jahrhundert, Beihefte zum AfD 7, Köln-Weimar-Wien 1999, S. 401–429.

[33] Vgl. dazu Hageneder, Probleme (wie Anm. 32) S. 53f. u. 76f.; ders., Register (wie Anm. 32) S. 92 u. 95–98.

wandten, sondern sich um die Unterstützung beider bemühten. Man fuhr gleichsam zweigleisig. Ohne den Überlieferungsbefund überstrapazieren zu wollen, macht der ausgebliebene Registereintrag im Fall der Urkunde Gregors IX. jedoch deutlich, dass die Absicherung durch die Päpste 1228 offenbar als „abgeschlossen" gewertet werden kann. Die Eintragung in die Register war nicht mehr nötig, da das Herstellungs- und Vertriebsrecht für die Pilgerzeichen zu diesem Zeitpunkt aus Sicht der Kurie offenbar eindeutig zu den Kompetenzen des Peterskapitels gehörte.[34] Zwischen Peterskapitel und Kurie galt die Übertragung als geklärt und abgesichert. Die Überlieferungsform des letzten der drei päpstlichen Urkunden weist klar in diese Richtung.

Anders verhielt es sich offenbar mit der Akzeptanz und Absicherung der Monopolstellung des Peterskapitels durch die Stadt Rom. Die Bedeutung des Herstellungs- und Vertriebsrechtes wird nicht zuletzt durch die Höhe der Strafzahlung bei einer Missachtung dieses Rechts deutlich, da die Senatoren hierfür ein Bußgeld von 20 Pfund Gold festsetzten, wovon die eine Hälfte an das Kapitel, die andere an die Stadtkasse zur Erhaltung der Mauer abzuführen war. Das war eine ungewöhnlich hohe Strafsumme.[35] Die Edition der Senatsurkunden durch Bartoloni bricht leider im Jahre 1262 ab, so dass eine systematische Erfassung der anschließenden Zeit nicht möglich ist. Doch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts suchen die Kanoniker von St. Peter ausweislich der Stücke aus ihrem eigenen Archiv um keine weitere Bestätigung nach. Die Erklärung dafür dürfte ähnlich sein wie bei den Papsturkunden: Das Monopol des Peterskapitels für Herstellung und Vertrieb der Pilgerzeichen war nun – phasenverschoben zur Kurie – auch von der Stadt anerkannt und bedurfte offenbar keiner weiteren Bestätigung.

[34] Die Höhe von Taxen für die Eintragung in die Register dürften im Falle des Peterskapitels – sicherlich mit S. Giovanni in Laterano das reichste Kapitel in Rom – keine Rolle für die Entscheidung der Kanoniker gespielt haben, die Urkunde nicht in die päpstlichen Register eintragen zu lassen.

[35] Der normale Betrag für Strafzahlungen in den Senatsurkunden des 13. Jahrhunderts bis 1262 war 4 Pfund Gold, vgl., abgesehen von den drei genannten Urkunden für das Kapitel von St. Peter im Vatikan: Codice Diplomatico, ed. Bartoloni (wie Anm. 22) Nr. 55 S. 91: 4 Pfund Gold (6. Oktober 1201); Nr. 58 S. 105: 4 Pfund Gold (27. April 1212); Nr. 73 S. 118: 4 Pfund Gold (23. Juni 1227); Nr. 74 S. 120: 20 Pfund (Provesinen); Nr. 76 S. 125: ein halbes Pfund Gold (29. Oktober 1233); Nr. 86 S. 145: 1 Pfund Gold (15. September 1235); Nr. 94 S. 156: ein halbes Pfund Gold (1238); und Nr. 129 S. 207: 50 Pfund Provesinen (8. Juli 1255). Nicht vergleichbar mit diesen Strafzahlungen, die Fälle in der Stadt Rom regelten, sind die Verträge der Kommune Rom mit anderen Städten oder der Kurie. Hier waren Strafzahlungen in der Höhe von 50 bis 100 Pfund Gold vorgesehen: Nr. 75 S. 123: 100 Pfund Gold (20. Juli 1233); Nr. 81 S. 134: 100 Pfund Gold (12. April 1235); und Nr. 83 S. 137: 50 Pfund Gold (16. Mai 1235).

Die wiederentdeckte Urkunde Gregors IX. für das Kapitel von St. Peter ist in die Bemühungen des Kapitels um die Wahrung der Herstellungs- und Vertriebsrechte für die römischen Pilgerzeichen einzureihen. Sie ist jedoch nicht nur ein Beleg für das faktische Bemühen der Kanoniker, sondern zugleich aufgrund ihrer Überlieferungsform – ohne den zuvor üblichen Eintrag in die päpstlichen Register – ein Indikator für die Akzeptanz dieser Rechte von Seiten der Kurie. Die Überlieferung allein beim Empfänger und die Tatsache, dass sie in keiner Edition der Kapitelbestände auftaucht, erklärt zugleich, wieso sie der bisherigen Forschung unbekannt blieb.

ANHANG

Littera cum serico Gregors IX. **Rieti, 5. Mai 1228**

Papst Gregor IX. bestätigt gemäß den Bestimmungen Papst Innozenz' III. den Kanonikern von St. Peter das alleinige Recht, Pilgerzeichen mit den Köpfen der Apostelfürsten herzustellen und zu vertreiben.

Orig.: ACSP caps. 2 fasc. 255 Nr. 6. – Kop.: –. – Drucke: –. – Reg.: Grimaldi, Index, fol. 20v. – Lit.: –.

Erhaltungszustand: Die Littera cum serico ist großteils nur noch unter UV-Licht zu lesen. Der Text ist zumal in der linken Hälfte des Privilegs sehr stark verblasst und abgerieben, die ursprünglich vermutlich vorhandene Blindliniierung ist nicht mehr zu erkennen. – Abmessungen: Höhe 278–285 mm, Breite 325–330 mm, mit einer aufgeklappten Plika in Höhe von 20 mm. – Besiegelung: Die beiden Einschnitte im Pergament zur Befestigung des Siegels sind noch gut zu erkennen. Von Schnur und Bleibulle fehlt jede Spur. – Graphische Gestaltung: Der Papstname ist in Majuskel hervorgehoben. In der ersten Zeile werden immer wieder einzelne Schäfte bis auf Höhe der Majuskel elongiert. Einzelne Anfangsbuchstaben sind deutlich hervorgehoben. – Plikavermerke: Links auf der Plika: *J J *. *Der Vermerk diente offenbar einer archivinternen Ordnung der Papsturkunden des Peterskapitels.*

Die Vorurkunde ist klar das Privileg Innozenz' III. vom 18. Januar 1199 (Potthast 939; Edition: Inn. III. Reg. (wie Anm. 18) I/534 S. 772f.), das wiederum in die Bestätigungsurkunde Honorius' III. vom 27. Januar 1222 (Potthast 6776; Edition bei: Collectio bullarum (wie Anm. 25) Bd. 1 S. 107f. aus dem Original; sowie Honorii III opera omnia, ed. Horoy (wie Anm. 25) Bd. 4 Sp. 79–81 Nr. 99 aus der Collectio bullarum) inseriert wurde. Da Honorius III. in der Urkunde Gregors IX. nicht erwähnt wird, scheint die Urkunde direkt nach Potthast 939 angefertig worden zu sein, ohne die Vorlage von Potthast 6776. Die

Urkunde Gregors IX. ist die letzte erhaltene Papsturkunde des 13. Jahrhunderts, in der sich die Peterskanoniker das Herstellungs- und Vertriebsrecht für die Pilgerzeichen bestätigen lassen. Die Entsprechungen mit Potthast 939 sind durch petit-Druck gekennzeichnet, Bibelzitate kursiviert. Da die Littera großteils nur noch unter UV-Licht und teilweise nicht mehr zu lesen ist, wurden die Ergänzungen auf der Grundlage von Inn. III. Reg. I/534 vorgenommen.

| Gregorius episcopus servus servorum dei dilectis filiis archipresbytero et canonicis Basilice principis apostolorum salutem et apostolicam benedictionem. | Derivata in nos ab apostolorum principe per ipsius merita potestatis ecclesiastice plenitudo et apostolatus successio, non ratione carnis per hominem legitime procurata[1] sed per Deum ipsius gratia canonice facta, inter ceteras sollicitudines cordis nostri et occupationes, quibus assidue[2] premimur, utpote quibus sollicitudo universarum ecclesiarum incumbit, ad honorandam eiusdem principis apostolorum basilicam specialiter nos inducunt, ut cum propheta psallamus *domine dilexi decorem domus tue et locum tabernaculi*[3] *glorie tue* (Ps. 25, 8). Sane, cum Dominus noster in beato Petro, cui nos licet immeritos constituit successores, in spiritualibus pretulerit universis et ecclesiam in temporalibus etiam dilatarit, conveniens esse dinoscitur, ut eidem beato Petro in vobis, immo Christo in eo, qui nobis exhibuit universa, etsi modicum tamen aliquid tribuere studeamus, [affectum nostrum] in effectum humiliter producentes. Dignum est etenim, ut, quia variis pressi negociis – dum circa lapsum religionis nobis propositum in melius reformandum intendimus, dum iusticie consulimus oppressorum, dum singulorum consultationibus respondemus, dum ad reformandam inter discordantes pacis concordiam et pro diversis ecclesiarum et provinciarum necessitatibus legatos a latere nostro dirigimus, dum de terre orientalis subventione pensamus – principis apostolorum basilicam dignis obsequiis frequentare non possumus, aliquibus munusculis honoremus; nichil in hoc apostolorum principi largientes de proprio, sed de suo potius rependentes. Verum, cum decor ecclesiarum et earum thesaurus presertim pendat ex personis, que ipsis deserviunt et Domini laudes horis [intonant] constitutis, psallentes ei tam ore quam [corde, vos,] qui ad honorem apostolorum principis in eiusdem ecclesia Domino iugiter deservitis, invocantes nomen ipsius [et laudes voce] consona modulantes [eius, immo] Petrum beatum[4] in vobis, [tenui] devotionis munusculo[5] decrevimus honorare; sperantes quod, qui minuta vidue [pauperis] acceptavit,

---

[1] procreata *Reg. I/534.*
[2] cotidie *Reg. I/534.*
[3] t(abitationis) *bzw.* habitationis *Reg. I/534.*
[4] beatum Petrum *Reg. I/534.*
[5] nostre munusculo *Reg. I/534.*

nostre quoque humilitatis acceptabit affectum: non quid, sed ex quo potius tribuamus, attendens. Eapropter, dilecti in Domino filii, tam [redditum,] quem de signis plumbeis sive [stagneis] apostolorum Petri et Pauli imaginem preferentibus, quibus eorum limina visitantes in argumentum proprie devotionis [et testi]monium itineris consummati se ipsos [insigniunt,] predecessores [nostri et nos ipsi] percipere consuevimus, quam auctoritatem fundendi ea vel quibus volueritis fusoribus [concedendi, qui] vobis [tantum] de ipsis respondeant, ad exemplum [domini] Innocentii pape predecessoris nostri, vobis et per vos canonice vestre presentium auctoritate concedimus et confirmamus et presentis scripti patrocinio communimus. Ad hec sub pena excommunicationis districtius inhibemus, ne quis ea preter assensum et concessionem vestram aliquatenus formare presumat. Decernimus ergo ut nulli omnino hominum liceat hanc paginam [nostre] concessionis et confirmationis et inhibitionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit indign[ationem omnipotentis Dei ac beatorum] Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum. Datum Reate III Nonas Maii. Pontificatus nostri anno secundo.

RIASSUNTO

Almeno dal XIII secolo il pellegrinaggio era diventato un fenomeno di massa. Anche i simboli dei pellegrini si consideravano da allora una merce fabbricata su vasta scala che assumevano pertanto una grande importanza economica per i loro produttori. La produzione e la distribuzione di quelli romani, che riportavano le immagini dei principi degli apostoli spettavano al capitolo di S. Pietro a partire da Innocenzo III. Il diploma di Gregorio IX, qui pubblicato per la prima volta, era finora sconosciuto. Esso attesta gli sforzi intrapresi dal capitolo per assicurarsi il privilegio, importante probabilmente pure dal punto di vista economico, anche oltre il diploma rilasciato da Onorio III nel 1222, che si riteneva fosse l'ultima conferma papale di quel diritto.

MISZELLE

NEUE FORSCHUNGEN ZU ANGELO COLOCCI*

von

URSULA JAITNER-HAHNER

Im Jahr 2008 erschienen kurz hintereinander die beiden Bände, die dem Werk eines der bedeutendsten Kurialen der Hochrenaissance, Angelo Colocci (*Jesi 1474 – † 1549 Rom), gewidmet sind, und zwar seinen vielseitigen philologischen Interessen und Aktivitäten im Rahmen seiner umfangreichen Bibliothek, einer der bedeutendsten Privatbibliotheken der Renaissance. Mit den vorliegenden Ausgaben entsprechen die Autoren mit einer Fülle neuer Forschungsergebnisse in großem Umfang der Forderung nach einer intensiveren Beschäftigung mit Coloccis bisher nur teilweise untersuchten Studieninteressen, einem Anliegen, das vor vierzig Jahren Samy Lattès und Vittorio Fanelli auf dem bedeutenden *Convegno di studi su Angelo Colocci* nachdrücklich geäußert haben.

In dem Band „Angelo Colocci e gli studi romanzi" liegt das Augenmerk auf Coloccis Beschäftigung mit Autoren und Werken außerhalb der klassisch lateinischen Literatur, d.h. mit den „volgari neolatini" (S. IX), denen Coloccis linguistisches und literarisches Interesse gleichermaßen gilt, wobei er sich neben den italienischen Volgare-Autoren auch mit der provenzalischen und spanisch(bzw. galizisch)-portugiesischen Literatur befasst hat. Demgemäß stellen die Aufsätze dieses Bandes, den die Herausgeber als „non una semplice raccolta di saggi o di atti di convegno, bensì un libro vero e proprio ... disponendosi lungo le linee di un disegno razionale complessivo" (S. IX-X) cha-

* Corrado Bologna/Marco Bernardi (a cura di), Angelo Colocci e gli studi romanzi, Studi e testi / Biblioteca Apostolica Vaticana 449, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2008, XVIII, 544 S., Abb., ISBN 978-88-210-0842-9, € 70; Marco Bernardi, Lo Zibaldone Colocciano Vat. Lat. 4831. Edizione e commenti, Studi e testi / Biblioteca Apostolica Vaticana 454, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2008, 512 S., Abb., ISBN 978-88-210-0848-1, € 60.

rakterisieren, einen wertvollen Beitrag zur Romanistik im vollen Sinn dar, indem sie die weit gespannten romanistischen Interessen eines Renaissancehumanisten widerspiegeln und damit das Fach auch in rezeptionsgeschichtlicher Hinsicht bereichern.

Aus dem aus vier Beiträgen bestehenden ersten Hauptteil (S. 1–106), der sich als „studio ... ‚macroscopico', della biblioteca di Colocci quale luogo fisico ... di conservazione, elaborazione e circolazione di conoscenza" versteht (S. X), sei herausgegriffen der umfangreiche Forschungsbericht von Marco Bernardi, Per la ricostruzione della biblioteca colocciana: lo stato dei lavori (S. 21–83); er liefert einen detaillierten Überblick über die bisher identifizierten Handschriften und Drucke aus Coloccis Besitz, wobei der Autor die Vorstudien anderer Colocci-Forscher würdigt (S. 22–24). Eine Nebenrolle spielt Colocci in dem Beitrag von Massimo Danzi, La parte ispano-portoghese della biblioteca del Bembo (con una „postilla" colocciana) (S. 85–106), der bisher kaum bekannte Interessen des großen Kardinals behandelt. – Die 13 Artikel des zweiten Hauptteils, von denen hier nur wenige vorgestellt werden können (S. 123–447, einige spanisch und portugiesisch), sind verschiedenen Interessensschwerpunkten Coloccis gewidmet, zunächst den italienischen Volgare-Dichtern, dann den provenzalischen und spanisch-portugiesischen. Der erste Beitrag von Marco Bernardi, Intorno allo zibaldone colocciano Vat. Lat. 4831 (S. 123–167), stellt eine Kurzfassung des Themas dar, das der Autor kurz danach in seiner Edition ausführlich behandelt, und besticht durch seine klare und präzise Darstellung auch komplizierter Zusammenhänge. Demselben Codex ist der Artikel von Nadia Cannata, Il primo trattato cinquecentesco di storia poetica e linguistica: Le *Annotationi sul vulgare ydioma* di Angelo Colocci (Ms Vat. Lat. 4831), gewidmet; die Autorin weist überzeugend Coloccis „mancanza di una qualche impostazione storiografica" bei der Behandlung der italienischen Volgare-Dichter des 13.–15. Jahrhunderts nach. Der Arbeitsmethode Coloccis bei seinem Umgang mit den Volgare-Dichtern gilt der Aufsatz von Carmen F. Blanco Valdés und Ana M^{a}. Domínguez Ferro, Il codice *Vat. Lat.* 4823: Il laboratorio colocciano (S. 199–209). Die nachfolgenden Beiträge behandeln mit philologischer Akribie weitere wichtige Codices aus der Bibliothek Coloccis, darunter bedeutende Canzonieri, die der Humanist ausgiebig benutzt und kommentiert hat (Fabrizio Costantini, Il *Libro Reale*, Colocci e il Canzoniere Laurenziano, S. 267–306). Dem so genannten Canzoniere Portoghese gilt der Artikel von Giuseppe Tavani, Le postille di collazione nel canzoniere portoghese della Vaticana *(Vat. Lat. 4803)* (S. 307–314). Inhaltsreich auch der Beitrag von Esther Corral Díaz, Las notas coloccianas en el Cancionero profano de Alfonso X (S. 387–404); die Autorin wertet Coloccis Interesse für die spanisch-portugiesische Literatur als Zeichen der kul-

turellen Aufgeschlossenheit der Humanisten an der Kurie (S. 404). – Die vier Aufsätze des dritten Teils (La poesia, i poeti, S. 449–513) widmen sich der Stellung Coloccis innerhalb der Kultur seiner Zeit und seinem Verhältnis zu einigen ihrer herausragenden Vertreter; ferner der Dichtung – lateinisch wie Volgare – an der Schwelle zum 16. Jahrhundert. Coloccis Rolle im Zusammenhang mit der *Questione della lingua* behandelt Carlo Pulsoni in seinem Beitrag Il *De vulgari eloquentia* tra Colocci e Bembo (S. 449–471); er weist nach, dass Colocci im zweiten Dezennium des 16. Jh. mit Dantes *De vulgari eloquentia* bekannt geworden ist, etwa gleichzeitig mit Bembo. Antonio Rossi, Il Serafino di Angelo Colocci (S. 473–486), präsentiert Colocci als Herausgeber des Seraphinus Asculanus im Jahr 1503. Carlo Vece schildert in seinem Beitrag Sannazaro e Colocci (S. 487–495) Coloccis Bekanntschaft mit Vertretern neapolitanischer Gelehrtenkreise. Den Abschluss bildet der Beitrag von Ulrich Schlegelmilch, *Carmina de ruinis*: Pomponio Leto, Angelo Colocci e la poesia antiquaria di Roma tra '400 e '500, in dem der Autor die antiquarischen Interessen Coloccis und seiner Zeitgenossen im Zusammenhang mit der damals aktuellen „Ruinendichtung" behandelt.

Den Beiträgen geht eine Bibliografia colocciana essenziale voraus (S. XII-XVIII), mit zahlreichen Titeln zur provenzalischen und spanisch-portugiesischen Dichtung. Der Band wird beschlossen von einem Indice dei nomi (S. 515–538) und einem Indice dei manoscritti e degli stampati antichi (S. 539–544). Abbildungen aus *Cinquecentine* (S. 120–121) und Handschriften (S. 165–167, 263–266, 293, 353–361, 426–429) erleichtern das Verständnis der z. T. sehr diffizilen Darbietung philologischer Zusammenhänge.

Eine biographische Einzelheit sei hier berichtigt: Eine der von Colocci benutzten Quellen hat Bernardi als die *Succinta historia interpretum et glossatorum iuris* des renommierten Juristen Giovan Battista Caccialupi (1420 ca. – 1496) identifiziert (S. 85) und hält eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen Colocci und dieser Persönlichkeit für möglich (S. 89). Dabei folgt Bernardi einer in der älteren Literatur wiederholt zu findende Angabe, Coloccis früh verstorbene Frau Girolama sei die Schwester des bekannten Kurialen Niccolò Bufalini aus Città di Castello, dessen Tochter Maria mit Caccialupis Sohn Antonio verheiratet war (s. z. B. Vittorio Fanelli, Un umanista umbro: Angelo Tifernate, in: Vittorio Fanelli, Ricerche su Angelo Colocci e sulla Roma cinquecentesca [Studi e testi 283], Città del Vaticano 1979, S. 135–143). Dies ist jedoch auszuschließen, da Girolama nicht zu den Bufalini aus Città di Castello gehört, sondern zu der römischen Patrizierfamilie Del Bufalo; die beiden Familiennamen werden in den Quellen öfters verwechselt.

Die kurz danach erschienene umfangreiche Ausgabe Lo Zibaldone Colocciano Vat. Lat. 4831. Edizione e commento von Marco Bernardi stellt in jeder Hinsicht ein philologisches und editorisches Meisterwerk dar, das trotz der teilweise spröden Thematik durch seine klar strukturierte, detailgenaue und von jedem rhetorischem Ballast freie Darstellung nicht nur auf dem Gebiet der Kodikologie, Philologie und Literaturgeschichte, sondern auch allgemein für die Kulturgeschichte der Renaissance von großem Interesse ist. Nach Bernardi, der den bekannten Codex Vat. Lat. 4831 als erster vollständig ediert, liegt „l'interesse di questo zibaldone ... nella sua natura composita e varia, e quindi nella ricchezza di spunti di studi e ricerca di fonti che offre" (S. 9). Von seiner Gesamtedition verspricht der Herausgeber sich weitere Erhellung von bereits bekannten Aspekten der Handschrift (z.B. die Hypothese, dass die Redaktion der fünf Teile des Codex weder gleichzeitig noch einheitlich erfolgt sei; vgl. S. 32) sowie neue Impulse für die Erforschung der von Colocci behandelten Autoren sowie seiner Bibliothek (S. 10).

Der eigentlichen Textedition geht eine sehr ausführliche Introduzione in vier Teilen voraus (S. 11–136). In Teil I, Il dato materiale (S. 11–45), beschreibt und analysiert Bernardi die äußere Gestalt der fünf Faszikel, die Wasserzeichen und die verschiedenen Hände des Codex, wobei er „una stretta coincidenza tra unità codicologica e di contenuto" feststellt. – Teil II, Testo e contenuti (S. 45–110), beeindruckt durch die minutiöse Genauigkeit, mit der Bernardi nahezu jedes Textelement analysiert und zuzuordnen sucht; unerschöpflich scheint seine Kenntnis der gesamten Volgare-Literatur bis zur Renaissance und deren Überlieferung in Handschriften und Drucken. Diese sehr detaillierte Analyse des Inhalts ergänzt Bernardi im Editionsteil noch durch zahlreiche Anmerkungen. – In Teil III, Datazione (S. 110–124), nimmt der Herausgeber mit aller Vorsicht eine zeitliche Zuordnung der einzelnen Teile vor. – In Teil IV, Criteri di edizione (S. 124–136), begründet er seine „edizione quasi diplomatica ..., rigorosamente conservativa" damit, dass es sich bei dem edierten Text um ein Arbeitsexemplar handele, „composto per lo più da appunti estemporanei, abbozzi e fugaci annotazioni" (S. 124); seine Textedition spiegelt also formal die Arbeitsweise und Arbeitsschritte Coloccis wider.

Im Folgenden einige bemerkenswerte, in Teil II der Introduzione vorgetragene Ergebnisse: In der Ekloge des 1. Faszikels erkennt Bernardi allegorische Anspielungen an die verdorbenen Sitten am Papsthof (S. 52–53; vgl. Ausgabe S. 163–170). Dem 2. Faszikel misst er besonderen rezeptionsgeschichtlichen Wert zu, da er Coloccis Anmerkungen zu dem mittelalterlichen Traktat *De amore* des Andrea Cappellano (wohl in Volgare-Version) enthalte und somit einen (einmaligen) Beleg für die Bekanntschaft mit Cappellano in der Renaissance darstelle. Der 3. Faszikel (S. 64–77) besteht aus einem von Colocci

einem Kopisten in Auftrag gegebenen alphabetischen Incipitarium von 661 poetischen Texten in Volgare, von denen 200 Antonio Tebaldeo aus Ferrara (1463–1537) zuzuordnen sind; nach Bernardi handelt es sich möglicherweise um Vorstudien zu einer von Colocci geplanten postumen Tebaldeo-Edition. Im 4. Faszikel schließlich („Biografie e facezie di poeti", S. 77–108) folgt Bernardi dem Colocci-Forscher Vittorio Fanelli, der diesen Teil als „raccolta di schede per la biografia dei poeti" definierte, und analysiert im Einzelnen das der Auswahl und Anordnung der Incipits zugrunde liegende Programm Coloccis, wobei er diesem nur vage Kenntnisse der Troubadour-Dichter bescheinigt und für die wichtigsten biographischen Angaben Petrarca als Quelle nachweist. Zusammenfassend charakterisiert er diesen Teil als Entwurf einer „galleria letteraria di ritratti faceti in volgare" (S. 101). Die im 5. Faszikel enthaltenen Schede e appunti vari (S. 108–110) behandelt Bernardi nur kurz.

Die Textedition des Vat. Lat. 4831 (S. 147–384), der eine ausführliche Bibliografia colocciana essenziale vorausgeht (S. 137–144), ist optisch gut und graphisch ansprechend gegliedert. Die Anmerkungen enthalten eine Fülle von historischen und literarischen Detailinformationen. Dem Text folgt eine Reihe von minutiös erarbeiteten Tabellen mit Belegen für einzelne, in der Introduzione diskutierte Aspekte (S. 397–437). Es folgen sieben Appendici (S. 441–466), davon Nr. I-IV mit Briefen an Colocci; danach 15 Abbildungen aus Vat. Lat. 4831 (S. 469–487), die Coloccis Arbeitsweise veranschaulichen. Die Indici (S. 489–509) betreffen Namen (S. 491–506) sowie Handschriften und alte Drucke (S. 507–509).

RIASSUNTO

Nel 2008 sono stati pubblicati due volumi dedicati agli scritti di uno dei più importanti curiali del Rinascimento, Angelo Colocci (* 1474 Jesi – † 1549 Roma); in particolare essi analizzano i suoi variegati interessi e attività filologici seguiti nel contesto della sua vasta biblioteca, una delle più notevoli in mano privata nell'epoca umanista. Le presenti pubblicazioni offrono molti nuovi risultati di ricerca e rispondono così alla richiesta di occuparsi in modo più approfondito degli interessi di studi coltivati da Colocci, finora esaminati solo in parte.

MISZELLE

APPUNTI BIOGRAFICI SU HELENE WIERUSZOWSKI

di

FRANCESCA LUZZATI LAGANÀ

L'étude a été pour moi le souverain remède
contre les dégoûts de la vie
Montesquieu

Sulle tracce dell'ultima fatica di Helene Wieruszowski sta per uscire presso l'Istituto Storico Italiano per il Medioevo di Roma l'*ars dictandi* di Mino da Colle di Valdelsa contenuta nel manoscritto NA 385 della Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze. Per l'occasione si intende riproporre la figura di questa significativa studiosa, della quale non si è affievolito il ricordo, mantenuto vivo dalle sue opere, lette proficuamente e citate, nonostante il trascorrere degli anni. A dire il vero, sono accessibili al giorno d'oggi autorevoli contributi storiografici in merito alla vicenda umana di Helene Wieruszowski,[1]

[1] Cf. E.J. Polak, Helene Wieruszowski, American Historical Association. Newsletter 20 (1982), p. 15 (d'ora innanzi Polak, AHA) e, da ultimo A Medievalist's Odyssey, Helene Wieruszowski, scholar, E.J. Polak (a cura di), Uomini e dottrine 41, Roma 2004 (d'ora innanzi Polak), ed in particolare l'importante – e più completo rispetto al presente – saggio di C. Epstein, Woman, Refugee, Historian: The Life and Career of Helene Wieruszowski, ibid., pp. 1–9 (d'ora innanzi Epstein). Quest'Autrice dedica un rapido scorcio, circa una decina di righe, al periodo prestatunitense della Wieruszowski, allorchè, divenuta bersaglio di persecuzioni razziali, ella *moved to southern Europe where she did archival research in Barcelona, Madrid, and Florence between 1934 and 1940* (p. 4). Interessanti rilievi, mediati da dichiarazioni autobiografiche, sono in F. Bruni, Boncompagno da Signa, Guido delle Colonne, Jean de Meung: metamorfosi dei classici nel Duecento, Medioevo romanzo 12 (1987), pp. 103–128 e in: Retorica e poetica tra i secoli XII e XIV. Atti del secondo Convegno Internazi-

e, inoltre, informazioni divulgate, quelle, ad esempio, che la accomunano ad altri emigrati dalla Germania hitleriana.[2] Il mio apporto non vuol essere che una notazione su quanto ho avuto il privilegio di conoscere – attraverso conversazioni – dal rimpianto Prof. Reinhard Elze e, soprattutto, dal Dr. Helmut Goetz, presso l'Istituto Storico Germanico di Roma, allorchè mi fu concesso l'onore di prendere contatto con il lascito Wieruszowski.[3] Attraverso ricordi di antichi amici – corroborati dall'utilizzo di dati, quando fossero disponibili – mi sono limitata ad una circoscritta ricostruzione della personalità della studiosa, in alcuni momenti della sua vita. Emerge dalle testimonianze che ho raccolto un rapporto intenso con l'Italia, una 'dimensione italiana' si direbbe, che fu al centro delle sue ricerche sin dal periodo spagnolo (vedi più avanti). Cominciò allora ad occuparsi dell'*ars dictandi*, un fenomeno letterario di cui si è giunti a riconoscere pienamente l'importanza *as a source of information about thirteenth century Italian culture*, come a ragione rammenta James J. Murphy.[4] L'interesse maturato in questo campo attraversò poi tutti i lavori di

onale di studi dell'Associaz. per il Medioevo e l'Umanesimo latini (AMUL) in onore e memoria di E. Franceschini, Trento e Rovereto, 3–5 ottobre 1985, a cura di C. Leonardi/E. Menestò, Regione dell'Umbria, Perugia-Firenze 1988, pp. 79–108, da ultimo in Idem, Testi e chierici del medioevo, Collana di Saggistica 50, Genova 1991, pp. 43–70 (da cui qui si cita): pp. 63 sg. Per quanto attiene a determinate notizie, l'Autore si giova anche di una comunicazione del Prof. Adriano Soldini, già direttore della Biblioteca Cantonale di Lugano.

[2] Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, II, München u.a., 1982. Da tener presente per una documentata biografia S. Hebler, Helene Wieruszowski (1893–1978), online: http://www.uni-bonn.de/Frauengeschichte/ausstell/bios/bio040.htm, d'ora in avanti Hebler. E' attualmente in corso di stampa un contributo di T. Daniels per il manuale Historikerinnen. Ein biobibliographisches Handbuch für den deutschen Sprachraum, che uscirà presso l'Università di Bochum. Ringrazio l'Autore per avermi fatto conoscere il suo lavoro ancora manoscritto, qui citato in seguito come Daniels.

[3] Con riferimento a tale lascito vorrei ricordare che la studiosa in un primo tempo, il 7 novembre 1971, nello stilare le sue ultime volontà, lo aveva affidato al nipote Herbert Orton, Ratcliffe College, Leicester, salvo l'obbligo di destinare alla Biblioteca Cantonale di Lugano quanto a lui non interessasse. In un secondo tempo, il 21 ottobre 1976, aveva introdotto la modifica che fosse Helmut Goetz a sostituire il nipote non in buona salute. Della notizia del testamento sono debitrice a T. Daniels. Il testo autografo in italiano mi è stato reso accessibile da Thomas Becker, Archivleiter dell'Archivio dell'Università di Bonn, che sentitamente ringrazio: tale documento, nelle due lingue, italiana e tedesca, si trova tra la „Personalakte" di Helene Wieruszowski.

[4] J.J. Murphy, Helene Wieruszowski's Contributions to the study of the ars dictaminis, in Polak (vedi nota 1) pp. 11–16, ivi p. 14.

Helene Wieruszowski, al punto che Ronald G. Witt ha rintracciato nell'artigrafia un filone da cui, in certo modo, si diramarono le rimanenti sue ricerche.[5] Ed al punto forse – oseremmo aggiungere – che non a caso ella si sentì a suo agio, al rientro dagli Stati Uniti, in un *buen retiro* come la Svizzera italiana – dove morì il 9 novembre 1978 –[6] e predilesse i lunghi soggiorni romani, quando le furono possibili.

La studiosa proveniva da una eminente famiglia di origine ebraica. Entrambi i genitori, Alfred, e la madre Jenny Landsberg, si erano convertiti dall'ebraismo alla fede protestante: una via, quella del battesimo – osserva Sebastian Hebler – che rappresentava „il biglietto di entrata nella cultura europea",[7] secondo un'icastica espressione di Heinrich Heine.

In effetti il padre, che era giurista ed ebbe l'insegnamento nella *Handelshochschule* di Köln, divenne nel 1925 *Senatspräsident am Oberlandesgericht*, ed anche ottenne di essere riconosciuto, tra 1920 e 1933, *Honorarprofessor* dell'Università di Colonia. La moglie annoverava, tra i suoi ascendenti, Ludwig Bamberger, che fu pubblicista e politico al tempo di Otto von Bismarck.[8]

Helene dunque, nata il 13 dicembre 1893 in Elberfeld (oggi Wuppertal-Elberfeld, Nordrhein-Westfalen), fu battezzata ed allevata nella confessione protestante. In realtà, i genitori trasmisero, credo, una sorta di duplice iden-

---

[5] R.G. Witt, *Commentary* , in Polak (vedi nota 1) pp. 25–29: 26 („...Wieruszowski's concern with *dictatores* such as Boncompagno, Guido Faba, and Mino da Colle seems to me to be continuous with her approach to medieval history from near the beginning of her scholarly career"). Il valore pionieristico degli studi artigrafici della studiosa biografata si rileva dalla seguente notazione di Polak, AHA (vedi nota 1): „Her studies on the *ars dictaminis* ... leave all students (including the undersigned) of this little-explored branch of rhetoric in great debt".

[6] Nota Polak (vedi nota 1) p. V, che ricorreva, a quella data, il quarantesimo anniversario della 'Notte dei Cristalli'. La Biblioteca Cantonale di Lugano ha effettivamente beneficiato del lascito della biblioteca privata di Helene Wieruszowski, come si prese cura di informarmi il Dr. Goetz. Cf. ancora le note 3 e 13.

[7] Hebler (vedi nota 2) p. 1.

[8] Dal Dr. Goetz, cui debbo i sui esposti dati relativi alla famiglia, ho anche appreso che Alfred era nato a Görlitz il 6. XII. 1857. Egli morì in ospedale a Berlino nel 1944 o nel 1945, stando a una notizia tuttavia da verificare, riferita alla figlia Helene dal personale medico. La data del 1945 è accolta nel Biobibliographisches Handbuch (vedi nota 2). Helene ebbe due sorelle, di cui una, nubile come lei, fu organista a Basilea; l'altra, sempre secondo quanto ho appreso dal Dr. Goetz, di nome Ruth, sposata Pincus, si trasferì a Gerusalemme.

tità alla figlia, come in qualche modo si intuisce da un'affermazione autobiografica: *From Jewish parents I was baptized and brought up in the protestant religion.*[9]

Che tali iniziative non fossero valse ad integrare la famiglia nella società dell'epoca divenne per Helene, nel prosieguo dei tempi, un'indubbia, quanto dolorosa, presa di coscienza, allorchè, con la motivazione della „razza", fu giocoforza per lei assoggettarsi all'esclusione. Un 'insulto' che finì, un po' alla volta, per renderle aliena la madrepatria, per demolire tenaci idealizzazioni, per scavare nel suo animo – temprato dalle peripezie, ma anche da delusioni esistenziali ed accademiche – un'*indignatio* rimasta insuperata.

Nel dopoguerra ricevette, su un piano di risarcimento, una pensione erogatale dallo stato tedesco in quanto vittima del nazismo;[10] su un piano morale si sa che non cadde nel dimenticatoio il cinquantenario del suo dottorato, conseguito *magna cum laude* nel 1918 a Bonn, sotto la guida di Wilhelm Levison:[11] infatti nel 1968 dalla Facoltà di Lettere bonnense le furono inviate a New York le congratulazioni e la promessa del conferimento di un nuovo diploma.[12]

---

[9] Wieruszowski, Politics and Culture in Medieval Spain and Italy, Storia e Letteratura. Raccolta di Studi e Testi 121, Roma 1971, p. XI. Osservò Hannah Arendt, citata da Hebler (vedi nota 2) p. 1 che il battesimo non cancellava nella coscienza ebraica e neppure nella percezione sociale il senso delle origini.

[10] Colloquio con Goetz.

[11] I debiti formativi e scientifici verso questo storico sono a più riprese chiariti dalla Wieruszowski nelle sue pubblicazioni. In un discorso per il centenario della nascita del maestro, rievocando i tempi antichi, ella rappresentò emblematicamente la figura di lui in Inghilterra, a Durham, in veste di *doctor honoris causa*, nel chiostro della cattedrale legata alla memoria di Beda, nell'atto di esprimersi con le parole, a Beda attribuite, *semper aut discere aut docere aut scribere dulce habui.* Con Levison la Wieruszowski rimase in contatto epistolare. V. In memoriam Wilhelm Levisohn (1876–1947). Reden und Grussbotschaften bei der Gedenkfeier der Universität zum 100. Geburtstag am 31. Mai 1976 von Th. Schieffer/H. Fuhrmann/P. Baudoin De Gaiffier/H. Wieruszowski, Köln-Bonn 1977, pp. 54 e 53: d'ora in avanti In memoriam. Gli estremi bibliografici della dissertazione di dottorato uscita nel 1922 si trovano nell'appendice di Politics, d'ora in avanti Bibliography, pp. 667–669, ivi p. 667.

[12] Esprimo ancora il mio grazie al Dr. Goetz per avermi detto di una lettera con la data del 18 settembre 1968 da New York, in cui la Wieruszowski lo informava di quanto sopra. Al momento non risultava tuttavia a Goetz se il diploma fosse stato effettivamente inviato. Dal primo lavoro della Wieruszowski, uscito con il titolo Die Zusammensetzung des gallischen und fränkischen Episkopates von der Einführung des Christentums bis zum Vertrag von Verdun, Bonner Jahrbü-

Allorchè decise di rientrare in Europa, sempre come cittadina statunitense, la studiosa evitò deliberatamente la Germania e preferì quale residenza, agli inizi degli anni Settanta,[13] Lugano, come più sopra si è anticipato.

Circa un decennio prima, il 18 maggio 1961, in età dunque relativamente avanzata, in un discorso di commiato dal *Department of History* del *City College* di New York (CCNY), allo scadere di una collaborazione di oltre un decennio,[14] la Wieruszowski dichiarò pubblicamente l'entità del debito 'professionale' verso i genitori: *I owe them simply everything I was able to achieve in the classroom as well as in my research work.*[15] In effetti, nell'esistenza di una studiosa formatasi tra la fine del XIX e l'inizio del XX secolo (a quindici anni, come scrive, abbracciò irrevocabilmente la vocazione di storica[16]) acquista ai nostri occhi una rilevanza precorritrice di tempi recenti o recentissimi, l'impegno assoluto da parte dei genitori di sostenere il fervore intellettuale della figlia evitando di incanalarne le energie verso strade che la società assegnava da sempre alle donne. Si trattò di una forma di coerenza con radicate convinzioni di 'pari opportunità' – se mi è consentito – *ante litteram*, di cui Alfred e Jenny Wieruszowski furono fermi assertori. Basti richiamare in proposito che il *Mädchengymnasium* di Köln, frequentato da Helene tra il 1906 e il 1912 – il primo *Gymnasium* femminile dello Stato prussiano – venne istituito nel 1903 dietro pressione pluriennale di un'associazione cui entrambi i Wieruszowski appartenevano.[17]

---

cher CXXVII (1922) pp. 1–83, furono tratti da Henri Pirenne dati relativi alla continuità del romanesimo nella Chiesa dopo la caduta dell'Impero d'Occidente e, quindi, alla germanizzazione sotto Pipino, a partire dall'Austrasia: H. Pirenne, Maometto e Carlomagno, prefazione di O. Capitani, Bari 2005 (I[a] edizione 1937).

[13] Del trasferimento in Europa (con domicilio in via Cattori, 9a. Lugano. Paradiso) il suo amico Goetz fu messo al corrente con una lettera in data 27 marzo 1971. Nella città svizzera viveva all'epoca una sorella della Wieruszowski: Daniels (vedi nota 2).

[14] Per la precisione, cominciò come assistente nel 1949 ed ottenne l'associazione nel 1957, fino al pensionamento come professore emerito nel 1961: così Epstein, p. 6.

[15] Ho letto il discorso – che d'ora innanzi citerò come Farewell 1961 – presso l'Istituto Storico Germanico di Roma.

[16] *When I was about fifteen years old I made up my mind to devote myself to the study of history*: discorso tenuto nel 1940 a Baltimora nella sede della J. Hopkins University, p. 1, da me letto presso l'Istituto Storico Germanico, d'ora innanzi Hopkins.

[17] Per questa ed altre 'benemerenze' dei genitori della Wieruszowski cf. Hebler (vedi nota 2) pp. 1 sg.

Nel corso degli anni universitari gli studi di Helene Wieruszowski spaziarono dai settori filologico-letterario, filosofico e storico a quello geografico ed economico e furono perseguiti in vari centri – a Friburgo, ad Heidelberg, a Bonn, a Berlino – a contatto di personalità della statura di Heinrich Finke, di Dietrich Schäfer, di Friedrich Meinecke, oltre che di Levison. Formata alla filologia tedesca,[18] la Wieruszowski ebbe forte il senso dell'oggettività storica,[19] ma anche la consapevolezza dei rischi insiti in una metodologia che faceva sua una ricostruzione di tipo tecnicistico e che alcuni, ad esempio Karl Lamprecht, giungevano ad esasperare con l'accoglimento di criteri simili a quelli delle scienze esatte, inquadrando gli eventi secondo rigidi rapporti di causa-effetto.[20] Vero è che ella riconobbe a Levison il merito precipuo di averle „tarpato le ali", così da indurla ad una visione approfondita delle fonti, concentrando, come si compiacque di ripetere, nel solco di Schiller, *im kleinsten Punkte die höchste Kraft.*[21] Ciò non deve tuttavia intendersi nel senso che la giovane restasse appagata dalla perfezione del particolare; anzi, al contrario, il suo pungolo era di andare al di là dei fenomeni, scrupolosamente rilevati, e di intenderne i nessi profondi. Perciò rimase affascinata da Finke, che sapeva ridestare dietro i documenti la „vita"[22] e da Meinecke, che, senza retorica, metteva al centro dell'indagine le *res*, con limitata sensibilità ai fattori economico-sociali, ma con forza di penetrazione nel cogliere la reciproca interazione tra fatti e idee che diede nuova linfa al pensiero storiografico.[23] La Wieruszowski si pose sulla via segnata da questo maestro e da lui, modernista, trasse l'ispirazione per ricerche che sarebbero confluite nel volume „Vom Imperium zum Nationalen Königtum",[24] incentrato sullo sviluppo del pensiero

[18] Schäfer inculcava un vero e proprio culto per i Monumenta. Solo con un senso di venerazione egli consentiva ai giovani di accostarvisi materialmente e di maneggiarne i volumi, *to penetrate into the sanctuary of the texts*: Hopkins (vedi nota 16) pp. 2 sg.

[19] Fu tra gli allievi che non apprezzarono gli sconfinamenti di Schäfer dal Medioevo ai propri tempi: egli infatti *used his seminary on the partition of the Carolingian empire for the announcement of the greater German program. (This was in 1915)* (ibid., p. 4).

[20] Hopkins (vedi nota 16) p. 4.

[21] In memoriam, cit. (vedi nota 11) p. 54.

[22] Hopkins (vedi nota 16) p. 2, dove anche scrive che Finke possedeva *the true constructive imagination*, che uno storico dovrebbe avere.

[23] Hopkins, cit. (vedi nota 16), p. 5. Di Meinecke disse di essere colpita dalla capacità di evidenziare nei fatti *a spiritual unity and cohesion which he found realized in the continuity of ideas in nations and men*, ibid., pp. 4 e s.

[24] Cito le sue stesse parole: *Denn der aristotelische oder averroistische Naturalismus ... der nach einem bekannten Worte Campanellas als der Vater des*

politico da Federico II a Filippo il Bello e dedicato a Meinecke,[25] il cui „Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte" del 1924 le aveva fornito il modello. Nell'intento di reperire le origini *des machiavellistischen ratio status*, le tracce del machiavellismo prima di Machiavelli, la studiosa era mossa da una inclinazione, che le era naturale, a cogliere lo sviluppo delle idee come „riflesso degli ... eventi coevi, in cui si erano generate".[26]

Secondo un *iter* consueto di giovani appassionati della ricerca ma sul piano finanziario non autosufficienti, la Wieruszowski sostenne gli esami per l'insegnamento nelle scuole superiori nel gennaio del 1919 e si impegnò in un *training* preparatorio (*Vorbereitungsdienst*) presso un liceo a Colonia durante un anno, tra la Pasqua del 1919 e la Pasqua del 1920, allorchè le toccò ritirarsi, suo malgrado, in seguito alla morte della madre.[27]

E' evidente che le competenze acquisite le consentivano di aspirare ad una collocazione universitaria, ma il tentativo fu bruciato dai pregiudizi sociali. Nello stesso contesto dell'emigrazione la sua vicenda presenta caratteri di unicità, poichè appartiene tanto alla storia delle discriminazioni di genere quanto a quella delle discriminazioni razziali.[28]

Cooptata nel ruolo di assistente di ricerca alla *Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde* per quattro anni,[29] dal primo gennaio 1921 al 30 agosto 1925,[30] si occupò di argomenti economico-sociali, collaborando all'atlante storico della Renania.[31] Nel 1924, compì un primo viaggio in Italia, terra da lei

---

Machiavellismus anzusprechen ist, war wohl nie viel mehr als eine Geheimlehre, die sich hinter die herrschende thomistisch-theologische Anschauung zu verstecken suchte: H. Wieruszowski, Vom Imperium zum nationalen Königtum. Vergleichende Studien über die publizistischen Kämpfe Kaiser Friedrichs II. und König Philipps des Schönen mit der Kurie, München-Berlin 1933, p. 5 (ma vedi nota seguente).

[25] Il volume fu ristampato nel 1965. V. gli estremi completi in Bibliography (vedi nota 11) p. 667 e cf. oggi le osservazioni di K. Pennington, The Birth of the Modern Nation State in the Work of Helene Wieruszowski in: Polak (vedi nota 1) pp. 17–23.

[26] Hopkins (vedi nota 16) p. 6. Cf. anche il Vorwort al suo libro, uscito nel 1933.

[27] Le subentrò infatti nel prendere su di sè la cura della casa e delle sorelle minori: Hebler (vedi nota 2) p. 2.

[28] Epstein (vedi nota 1) p. 1.

[29] Commenta Hebler (vedi nota 2) p. 2, che questo genere di impegno era conciliabile con le responsabilità domestiche.

[30] Cf. Lebenslauf 1893–1933 presso l'Istituto Storico Germanico di Roma, d'ora innanzi Lebenslauf.

[31] In un *curriculum* in lingua spagnola del 1934 – d'ora in avanti Curriculum –

vagheggiata per tradizione familiare, per l'amore verso gli studi classici, per il fascino „italiano" della poesia di Goethe;[32] qui anche studiò tre mesi alla Biblioteca Vaticana in Roma.[33]

In questo arco di tempo, nel 1923, uscirono su „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" degli indici relativi alla rivista, da lei curati su incarico di Paul Kehr, direttore dell'Istituto Storico Prussiano (1903–1936), riaperto dopo la prima guerra mondiale ed antecedente dell'attuale Germanico.[34] Borsista dal primo settembre del 1925 al trenta marzo del 1926 della *Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft*, prestò poi, tra la primavera del 1926 e l'autunno del 1928, l'insegnamento in una scuola privata, non senza aver tentato di superare gli esami per la docenza all'Università di Colonia.[35] La motivazione ufficiale dell'esito (ai nostri occhi non scontata) fu che la Facoltà riteneva inopportuna *die Habilitation einer zweiten Dame in Geschichte*.[36]

Non essendo in grado di reggersi economicamente senza l'esercizio di una professione, entrò nella carriera di bibliotecaria scientifica all'Università di Bonn nel novembre del 1928, dopo un periodo di volontariato, iniziato a Berlino nel 1926, al servizio della Biblioteca dello Stato; venne quindi comandata dal primo settembre 1929 al primo settembre 1930 per proseguire il libro, più sopra menzionato, „Vom Imperium zum nationalen Königtum";[37] a partire dal primo novembre 1930 passò nell'organico della Biblioteca Universitaria di

---

scrisse di essere allora riuscita a costituire cinque carte sul tema *Das Reichsgut im Rheinland*. Cf. in proposito Reichsbesitz und Reichsrechte im Rheinland (500–1300), Bonner Jahrbücher 131 (1927) pp. 114–135: Bibliography (vedi nota 11) p. 667.

[32] Politics (vedi nota 9) pp. XI sg.

[33] Lebenslauf (vedi nota 11).

[34] Sul lavoro effettuato dalla Wieruszowski, il Dr. Goetz mi disse del rigore di Kehr che non la ritenne all'altezza di sostenere ulteriori incarichi a causa di un ritardo nella consegna degli indici: erano state previste, se ben ricordo la notizia, due settimane, ma il tempo fu superato. Cf. i dati relativi alla pubblicazione degli indici in Bibliography (vedi nota 11) p. 667.

[35] Lebenslauf (vedi nota 30).

[36] Il riferimento è a Ermentruda von Ranke. Ma per i particolari sulla questione vedi Hebler (vedi nota 2) p. 2.

[37] In questa monografia, più volte già citata, in cui si focalizzavano gli esordi della moderna concezione dello Stato, precisiamo che la studiosa si poneva la questione dell'idea da cui mosse Federico II nella sua lotta contro il Papato ed in proposito instaurava un confronto con la linea adottata da Filippo il Bello e dai suoi giuristi.

Bonn. Fu un periodo fertile di ricerche, sviluppate, tra l'altro, nell'ambito della tematica che le era più affine, il pensiero politico di Dante.[38]

Nell'autunno del 1933, in pieno servizio, le pervenne la notifica di licenziamento da parte delle autorità nazionalsocialiste per le sue origini ebraiche.[39]

Prescelse, nel 1934, come rifugio la Spagna; l'attrattiva si radicava per lei nell'orizzonte scientifico. Erano i tempi in cui gli storici ricevevano da Finke, editore degli *Acta Aragonensia*, i primi impulsi ad esplorare in Barcellona i tesori dell'*Archivo de la Corona de Aragón*, dove ella ebbe a lavorare senza soluzione di continuità, da marzo a luglio del 1934.[40] Ed in Barcellona la Wieruszowski ritrovò quel maestro, che l'aveva formata nella paleografia durante gli anni giovanili a Friburgo e che la introdusse nell'ambiente. Sono noti gli esiti dei suoi studi in merito alla politica siciliana di Pietro d'Aragona – divenuto il successore, ella scriveva, *of my old hero Frederic II of Swabia* – ed alla cultura della Catalogna medievale.[41] Dopo due anni, circondata da ammirazione e da stima, ottenne un lettorato ed un seguito di allievi.[42]

La Spagna rappresentò una parentesi nelle vicissitudini che incalzavano. Una volta scoppiata la guerra civile nel luglio 1936,[43] la storica tedesca riparava in Italia, fissandosi a Firenze. Si invaghì allora della Toscana non solo per gli archivi ma per la profusione delle bellezze naturali ed artistiche, ed alla Toscana dedicò un nuovo capitolo di studi, segnalandosi tra gli eruditi grazie alle indagini relative a Dante ed al Duecento[44] ed alla nuova documentazione artigrafica da lei reperita, quella, ad esempio, *of a certain Mino da Colle*.[45]

---

[38] Bibliography (vedi nota 11) p. 667, dove si riscontrano anche le pubblicazioni di questo periodo, a testimonianza dell'operosità della studiosa. Secondo Hannah Arendt, la Wieruszowski nel 1932 avrebbe ripresentata domanda all'Università di Bonn per la docenza ed in questo caso sarebbe stata respinta come ebrea (*die Fakultät keine Juden mehr habilitieren wollte*): Hebler (vedi nota 2) p. 3; e cf. Epstein (vedi nota 1) p. 3.

[39] Hopkins (vedi nota 16) p. 6; Curriculum (vedi nota 31) p. 3.

[40] Curriculum (vedi nota 31) p. 2.

[41] Hopkins (vedi nota 16) p. 7; Bibliography (vedi nota 11) pp. 667 sg.

[42] Hopkins (vedi nota 16) p. 9.

[43] A dire il vero, la Wieruszowski coltivava in un primo tempo la speranza di tornare agli archivi spagnoli ed anche di recuperare la sua biblioteca *which afterwards was burned in the streets of Barcelona*: Hopkins (vedi nota 16) p. 9. Così anche dal colloquio con Goetz.

[44] Vedi per la bibliografia dantesca da lei elaborata ed uscita nel 1938 Bibliography (vedi nota 11) p. 667. Nel 1932 la Wieruszowski aveva dato alla luce il primo articolo su Dante, per cui vedi nota 71.

[45] Hopkins (vedi nota 16) p. 10.

A parte le linee generali, non sono acclarati con precisione i suoi movimenti dopo il luglio 1936. Sicuramente ritornò in Germania, dal momento che in una conferenza ebbe a scrivere in forma interrogativa (retorica) *When did I first arrive in Barcelona ... when did I move to Madrid*[46], *back to Barcelona, return to Germany, travel to and stay in Italy...?*[47]

Si resta delusi se si cerca di andare oltre informazioni di massima sul periodo italiano. A proposito del quale si inserisce comunque la testimonianza del Dr. Goetz in merito ad una collaborazione dell'esule presso l'Istituto Storico Italiano per il Medioevo. Non sono in grado di stabilire in che tempi e in che modi frequentò Roma, dove evidentemente le fu concessa, ma certo non rinnovata, la borsa dal Ministero della Educazione Nazionale. Ella si limita a scrivere di essere vissuta per oltre due anni a Firenze prima di recarsi negli Stati Uniti.[48] Per legge (cf. R.D.L. del 7. 9. 1938, n. 1381 e R.D.L. del 17. 11. 1938, n. 1728) gli ebrei stranieri avrebbero dovuto lasciare l'Italia entro il 12 marzo 1939, ma, di fatto, l'espulsione andò per le lunghe.[49] Ottenne il visto

[46] Di un soggiorno a Madrid la studiosa aveva riferito a Paul Kehr, all'epoca *Geheimrat* in Roma, in una lettera del 2 febbraio 1935, ove lamentava la carenza, in quell'ambiente, della letteratura scientifica tedesca. Ella dichiarava la sua piena appartenenza alla cultura tedesca e nutriva una certa speranza per il futuro. Ecco le sue parole: *Noch nie habe ich so sehr dieses engste Zusammengehörigkeitsgefühl zu meinem Lande empfunden, wie jetzt. Und ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, dass die vielen, die so denken und fühlen wie ich, ein ganz Geringes dazu beitragen werden, Vorurteile und Prinzipien zu mildern und einzuschränken.* Della conoscenza di questa lettera sono grata a Vera von Falkenhausen ed a Gritje Hartmann, ex collaboratrice dell'Istituto Storico Germanico di Roma.

[47] Farewell 1961 (vedi nota 15).

[48] Politics (vedi nota 9) p. XII. Scrive Hebler (vedi nota 2) p. 3, che ottenne un visto per il viaggio *nach jahrelangem Warten.*

[49] R. De Felice, Gli ebrei italiani sotto il fascismo, Torino 1961, pp. 424 sg., 634 e 640 sg.; M. Sarfatti, Gli ebrei nell'Italia fascista. Vicende, identità, persecuzione, Torino 2000, pp. 170 sg.; V. Di Porto, Le leggi della vergogna. Norme contro gli Ebrei in Italia e Germania, Firenze 2000, pp. 161 sg. e 182. Come chiarisce K. Voigt, „i paesi da prendere in considerazione", per gli studiosi emigrati, „... erano soprattutto gli Stati Uniti e l'Inghilterra, che concedevano facilitazioni agli studiosi ... purchè disponessero di un invito da parte di un'università o di un college. Per ottenere il visto americano „off-quota" era però necessario dimostrare di aver già insegnato in precedenza ... Ma non tutti ottennero in tempo utile un invito o poterono dimostrare di aver esperienza d'insegnamento". Tra questi Helene Wieruszowski, che „a causa del blocco dei trasferimenti di valuta non poteva in alcun modo attingere ai suoi averi in Germania" e, ridotta com'era in precarie condizioni, temeva l'espulsione: Il rifugio precario. Gli esuli in Italia dal 1933 al 1945, trad. di L. Melissari, Firenze 1993, p. 436 e cf. 430.

americano e partì dall'Italia, nella primavera del 1940, „con una delle ultime navi".[50]

È carica di *pathos* l'immagine di Helene Wieruszowski – che cortesemente volle rievocare per me Helmut Goetz – nell'atto di imbarcarsi, portando con sè sotto braccio, oltre oceano, quale viatico, un volume della *Propyläen Weltgeschichte* di Walter Goetz.[51]

Era stato Meinecke, allo scoppio della guerra civile spagnola, nel luglio 1936, a sollecitarla, allora invano,[52] a mettersi al sicuro negli Stati Uniti, dove egli si era trasferito in qualità di *doctor honoris causa* all'Università di Harvard. Il periodo di attività statunitense abbraccia circa un trentennio. A Baltimora la Wieruszowski fu docente presso la *Johns Hopkins University-Graduate School*, ma dava anche lezioni di livello inferiore in un *College* cattolico ed in una *Girls' Latin School*. Nel 1944 insegnava Storia a New York ai corsi serali del *Brooklyn College*, per poi divenire nel 1949 *Assistant Professor* al *Department of History* del *City College*.[53] Fu questo l'inizio della carriera accademica, impensabile in Germania, dove pur aveva tentato di rientrare nel dopoguerra.[54] La Wieruszowski è passata alla storia negli Stati Uniti come *the first woman appointed to a full-time professorial line in the Department of History*.[55] Associata nel 1957, andò in pensione nel 1961. Infine, dal 1962, fu alla Facoltà della *New School of Social Research*.[56]

---

[50] Voigt, ibid., p. 436. A proposito dell'interrompersi dell'attività pubblicistica degli esuli in seguito alle leggi razziali, il Voigt ricorda che la Wieruszowski abbandonò lo studio su Mino, da lui erroneamente considerato „uno dei primi commentatori di Dante": p. 434. Cf. inoltre Epstein (vedi nota 1) p. 4: *In 1940, Wieruszowski came to the United States after several years' wait for a visa.*

[51] Si tratta del padre di Helmut Goetz.

[52] La Wieruszowski sperò nell'Italia; non riusciva a credere realmente di dover abbandonare i suoi diletti archivi. Scrive: *I, however, felt that I had not yet exhausted European archives sufficiently*: Hopkins (vedi nota 16) p. 9.

[53] Farewell 1961 (vedi nota 15).

[54] Epstein (vedi nota 1) pp. 4 sg.

[55] Ibid., p. 6. Epstein ridimensiona comunque una tale disposizione favorevole negli Stati Uniti, attribuendola alla condizione di 'rifugiata' della studiosa tedesca (*This level of professional success was only possible for Wieruszowski because of her emigration*). Anche Hebler (vedi nota 2) p. 4.

[56] Così risulta dalle 'notizie sull'autore' premesse al volume The Medieval University. Masters, Students, Learning (Anvil-Series 90), New York, Cincinnati, Toronto, London, Melbourne 1966 (cf. anche più sotto nota 67). Goetz mi ha informata che la Wieruszowski aveva cominciato a soffrire di un male alle gambe dal 1960.

Per il periodo in questione rimando alle testimonianze degli studiosi e dei colleghi e dei numerosi estimatori d'oltre Oceano (ben più adeguate di ciò che io possa fornire), così sotto il profilo della vicenda umana come sotto quello delle *performances* scientifiche, in merito, ad esempio, alla rinnovata metodologia che la Wieruszowski maturò, distanziandosi dalla discussione delle idee[57] e facendosi, nel nuovo clima di studi, più pragmatica e 'contestuale' di quanto fosse in precedenza. Desidero tuttavia ricordare, sulla scorta di Polak,[58] che il ritiro dall'Università non significò in alcun modo il ritiro di Helene dalla scena intellettuale, anzi la sua visibilità sembrò crescere come membro di associazioni di prestigio, tra cui il *Medieval Club of New York* che la ebbe anche come presidente. Soprattutto era riconosciuta un'autorità internazionale in fatto di Medioevo e di Rinascimento.

Da ultimo, in merito agli attuali sviluppi della storiografia tedesca, Michael Matheus ha evidenziato che si desidera una maggior disposizione a studiare „le radici italiane del Rinascimento". Tra i motivi di difficoltà nel settore egli ha fatto presente come siano stati allontanati „importanti esponenti della ricerca tedesca relativa al Rinascimento durante la dittatura nazionalsocialista".[59] Potrebbe richiamarsi, in proposito, il caso di Helene Wieruszowski, di cui qui si tratta, o quello di una personalità d'eccezione, dal genio multiforme, come Paul Oskar Kristeller.[60] Certo, nel gioco delle sorti, fu la cultura italiana a trarne beneficio, allargando i propri orizzonti in seguito all'esportazione oltre Oceano di certi filoni di studio che tipicamente le appartengono: così appunto l'Umanesimo rinascimentale.

Nonostante le peripezie, che la portarono lontano dagli affetti più cari, la Wieruszowski non appare una figura isolata. Le stesse sue opere consentono di individuare una rete di amicizie, che incluse colleghi più giovani.[61]

---

[57] Epstein (vedi nota 1) p. 7.

[58] Polak, AHA (vedi nota 1).

[59] M. Matheus, Stato della ricerca e prospettive della medievistica tedesca: introduzione, in: Stato della ricerca e prospettive della medievistica tedesca, M. Matheus/M. Miglio (a cura di), Roma 2007, pp. 11–22: 17 sg.

[60] La mole del lavoro di Kristeller occupa oggi un volume delle Edizioni di Storia e Letteratura, nel catalogo elaborato da T. Gilbhard, Bibliographia Kristelleriana. A Bibliography of the Publications of Paul Oskar Kristeller 1929–1999, preface by J. Monfasani. Negli Stati Uniti Kristeller sviluppò le sue competenze in ambito italiano, lasciando in eredità ai posteri una traccia di ricerca preziosa e indelebile.

[61] Politics (vedi nota 9) p. XVI.

Ella non trascurava di ringraziare pubblicamente chiunque le fornisse un aiuto, di qualsiasi natura, per le proprie ricerche. Mantenne relazioni vaste, senza trascurare amici e colleghi della madrepatria.[62] Ad esempio, nell'articolo „Roger II of Sicily"[63] del 1963 ringrazia per la collaborazione bibliografica il prof. Walther Holtzmann di Bonn. In Germania era anche tornata, con desiderio come attesta la Arendt,[64] in veste di *Visiting Professor* in Heidelberg nel 1948:[65] si allentò allora, nel vivo delle lezioni e delle conversazioni, la iniziale diffidenza, ma l'esule rimase delusa dagli studenti[66] e non ritrovò la patria.

Tra i nomi dei numerosissimi amici ricordo solo: Theodor Ernst Mommsen, dedicatario di „Roger II", Paul Oskar Kristeller, J. Rubió y Balaguer di Barcellona, Giuseppe De Luca, Stephan Kuttner, Emmy Heller, Hannah Arendt, dedicataria di „The Medieval University" nel 1966[67] ed amica carissima.[68]

Nel fissare la sua dimora a Lugano, la Wieruszowski lasciava per sempre gli Stati Uniti e la *Medieval Academy of America*, che furono, come scrisse da New York nel settembre 1970, *my spiritual home* dopo l'espatrio.[69] Eppure, evidentemente, la sua anima non era del tutto migrata, una parte era rimasta nella Vecchia Europa. Il pensiero non aveva cessato di gravitare sull'Italia, alla cui cultura offrì l'estrema fatica, dedicata a Mino da Colle. Era

---

[62] Il rapporto con la madrepatria restò una ferita aperta. In Farewell 1961 (vedi nota 15) scrisse che il legale di famiglia l'aveva sollecitata da Köln ad inviargli notizie precise delle sue vicende per sporgere un documentato reclamo nei confronti del governo tedesco, ma ella preferì rinunciare: era *unable to get the data together*. Non intendiamo questa espressione nel circoscritto senso letterale ma spieghiamo il rifiuto con il dolore che doveva costarle il rinvangare ricordi. Del resto, Helene non era tipo da sottrarsi a fatiche; anzi dimostrò sempre l'opposto.

[63] Bibliography (vedi nota 11) p. 669.

[64] Hebler (vedi nota 2) p. 4; Epstein (vedi nota 1) p. 4.

[65] Cf. Gespräche mit deutschen Studenten, Wandlung (Heidelberg) 1949, pp. 82–91: Bibliography (vedi nota 11) p. 668.

[66] Epstein (vedi nota 1) p. 5.

[67] Bibliography (vedi nota 11) p. 669, ma cf. anche qui nota 56 La dedica è anche alla memoria di Ludwig Edelstein. Va inoltre segnalato che cinque anni prima la Wieruszowski era stata co-autrice di una ricerca anch'essa confluita in un volume monografico sull'epoca carolingia. Si tratta di S. Easton/H. Wieruszowski, The Era of Charlemagne: Frankish State and Society, Anvil-Series 54, Princeton, N.Y. 1961; Bibliography (vedi nota 11) p. 668.

[68] Rimase affranta dalla morte di lei, „così celebre, così strettamente legata alla mia vita, alla mia persona", come scrisse al Dr. Goetz in una lettera del 26 dicembre 1975 da Lugano.

[69] Politics (vedi nota 9) p. XIII.

come se si chiudesse un cerchio facente capo alla giovinezza per un'intellettuale, che, travolta dall'assurdo delle *res humanae*, si trovò a comporre in sè diverse identità, ma sotto l'unico denominatore della vocazione scientifica, questa sì, soprattutto, vera e sua propria.

Nè è fortuito che, nonostante i problemi di salute, ella studiasse sino all'ultimo. Con particolare affetto rammenta i soggiorni romani presso l'editrice Maddalena De Luca e presso l'Istituto Germanico, prodigo di ogni genere di disponibilità e diretto allora dal prof. Gerd Tellenbach.[70]

Ho già detto che la Wieruszowski fu profondamente attratta dalla *history of ideas*[71] e versata sin dai suoi esordi nel pensiero politico di Dante.[72] Se negli anni fiorentini entrò in sintonia con la dimensione del Comune italiano, ciò avvenne non tanto per l'agevole frequentazione delle fonti ma per un vagheggiamento ed un profondo interesse verso un periodo storico di segno opposto a quello da lei vissuto, avverso alle libertà. Qui ebbe modo di scoprire le *artes dictaminis* composte da maestri di scuola e da notai, ed in particolare da Mino. Questo artigrafo, che le sembrò rivelatore della vita del Comune ed utile *introduction to many of the literary and educational trends of the age of Dante and to Dante himself*,[73] la accompagnò, in qualche modo, per tutto l'arco della sua esistenza.[74] Con l'intento di darne l'edizione aveva scritto importanti e laboriosi saggi che ella considerò preliminari.[75] Tuttavia la scoperta di un'*Ars* nel ms. 5. 5. 22 nella Biblioteca Colombina di Siviglia, con il massiccio apporto di 400 *dictamina*, la indusse a modificare (se una mia ipotesi in merito non è errata) l'intenzione originaria di un'edizione *in toto* delle *Artes* di Mino. A tal punto, dovette ormai prendere corpo il progetto della pubblicazione di regesti per argomenti, confortati da un'antologia di modelli, come mi confermò il prof. Elze: anche questo progetto si arenò per la malferma salute. Ma di ciò ho trattato.[76]

[70] Ibid., p. XVI.

[71] Ibid., p. X.

[72] V. ibid. p. XII per il suo incontro con Erich Auerbach sul finire degli anni Venti e per il suo primo saggio sull'Alighieri, Der Reichsgedanke bei Dante, Deutsches Dante-Jahrbuch 14 (1932) pp. 185–209. V. Bibliography (vedi nota 11) p. 667.

[73] Politics (vedi nota 9) p. XIII.

[74] Vedi l'ultimo suo saggio del 1972, con l'edizione di dieci epistole: Zur Vorgeschichte der Sizilischen Vesper. Ein Nachtrag zu: F. Schneider, Untersuchungen zur italienischen Verfassungsgeschichte. II: Staufisches aus der Formelsammlung des Petrus de Boateriis, QFIAB 18 (1926) pp. 191–273, pubblicato in QFIAB 52 (1972) pp. 797–814 .

[75] Politics (vedi nota 9) p. XIII e cf. Bibliography (vedi nota 11) pp. 668 sg.

[76] F. Luzzati Laganà, Per un'edizione di Mino da Colle: il lascito Wieruszowski, BISI 95 (1989) pp. 247–269.

ZUSAMMENFASSUNG

Ausgangspunkt dieses Helene Wieruszowski gewidmeten Beitrags sind Materialen und Berichte der Professoren R. Elze und H. Goetz. Die wie viele führende Intellektuelle aus Hitler-Deutschland in die USA geflohene Wissenschaftlerin litt unter den Rassengesetzen ebenso wie unter der Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts. Erst in relativ hohem Alter erhielt sie akademische Anerkennungen in den von ihr als *my spiritual home* bezeichneten Vereinigten Staaten. Trotz dieser geistigen Verbundenheit beschloss Wieruszowski nach Abschluss ihrer beruflichen Laufbahn nach Europa zurückzukehren, jedoch ohne sich mit ihrem Vaterland auszusöhnen. Sie lebte in der italienischen Schweiz, hielt sich öfters in Rom auf und setzte ihre intensive wissenschaftliche Tätigkeit fort. Dabei beschäftigte sie sich mit einer Figur, die sie schon in jungen Jahren bearbeitet hatte: dem Meister der *ars dictandi* Mino da Colle di Val d'Elsa, einem Zeitgenossen Dantes. Sie übernahm die Erstellung einer Bestandsaufnahme der Briefe des Toskaners mit der Absicht einer späteren Edition, die jedoch nicht zustande kam. Der auf die europäischen Jahre des Schicksals von Helene Wieruszowski beschränkte Beitrag unterstreicht die Intensität ihrer Beziehung zu Italien, in dem auch viele ihrer Forschungen beheimatet waren. Spezielles Augenmerk liegt auf ihren Untersuchungen zum Phänomen der *ars dictandi*, dieser besonderen Quelle für die Geschichte der italienischen Kultur im Mittelalter, die gewissermassen leitmotivisch die Arbeit der Historikerin durchzieht.

TAGUNGEN DES INSTITUTS

CUM VERBIS UT ITALICI SOLENT SUAVIBUS ATQUE ORNATISSIMIS

Funktionen der Beredsamkeit im kommunalen Italien*

Zahlreiche Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts, die von innen wie außen die italienischen Kommunen beschreiben, dokumentieren eine dort besonders ausgeprägte Wertschätzung der Eloquenz. Innerhalb der Kommunen unterstrichen die Gelehrten in diversen *artes contionandi* oder *artes dictandi* sowie in der Geschichtsschreibung die Bedeutung von Rhetorik im öffentlichen Leben der Stadt, verwiesen regelmäßig auf die vermeintliche Eloquenz der Entscheidungsträger und präsentierten deren idealtypische Reden. Auswärtige Betrachter kommentierten die Redekunst der „Italiener" bestenfalls mit Erstaunen, oft auch mit den traditionellen Vorbehalten gegenüber einer sophistischen Wortklauberei, die seit Platons Gorgias zum Allgemeingut des Diskurses über Nutzen und Gefahr der Rhetorik gehörten.

Die Forschung hat sich der Eloquenz in den Kommunen zwar in den letzten beiden Jahrzehnten vorsichtig zugewandt, doch blieb die tatsächlich umgesetzte Praxis von Rhetorik, ihre performative Anwendung und Sichtbarmachung auffallend unterbelichtet. Deshalb ist letztlich auch noch ungeklärt, welche Rolle eine damals theoretisch formulierte Vorstellung von Eloquenz in der kommunalen Gesellschaft einnahm. An diesem Mangel zeigt sich die dringende Notwendigkeit, einen Schwerpunkt bei der Untersuchung kommunaler Eloquenz auf den performativen Aspekt zu legen, da die Performativität gewissermaßen als Gelenk zwischen dem theoretischen Anspruch, den zeitgenössische Autoren an die Eloquenz stellten, und der Wahrnehmung auf Seiten einer wie auch immer zu definierenden Öffentlichkeit fungierte. Dabei wird in den zeitgenössischen Quellen regelmäßig nicht zwischen Eloquenz und Rhetorik unterschieden.

---

* Giornata di Studi, Deutsches Historisches Institut in Rom, 26. Februar 2009.

Angesichts jüngerer Forschungen zum Einfluss der Eloquenz auf das Selbstverständnis der Aristokratie im antiken Rom lag ein analoger Blick auf die Funktionen der Eloquenz in den Kommunen zwar nahe, stand aber bislang noch völlig aus. Im Rahmen der Tagung wurden daher erstmals öffentliche Rede und briefliche Rhetorik in den Kommunen im komplexen und komparativen Zugriff mit Blick auf mögliche soziale Funktionen untersucht und mit Formen der Eloquenz an der Kurie, am Staufischen Hof und in Byzanz kontrastiert.

1. Sektion: Mündliche Rhetorik in den Kommunen

Im ersten Teil konzentrierten sich vier Beiträger auf jeweils unterschiedliche Aufführungssituationen, in denen die Bedeutung der Rhetorik zum Tragen kam. Als ausgewiesene Spezialisten der Kommunen stellten sie einzelne Kommunikationsanlässe vor, die ganz verschiedene Ausprägungen beziehungsweise Definitionen von Rhetorik und Eloquenz hervorbrachten. Bei aller Differenz zeigten sich dann doch auffallende Parallelen und allgemein teilten die Zeitgenossen die Hochschätzung eloquenter Rede in den Kommunen.

Christoph Dartmann (Münster) eröffnete den Reigen mit einem das gesamte Thema der Tagung souverän einleitenden Beitrag über „Öffentliche Kommunikation in der italienischen Stadtkommune", wobei er besonders auf die Bürgerversammlungen einging. In ihrer auch rhetorischen Inszenierung ging es weniger um demokratische Meinungsfindung und den Austausch von überzeugenden Argumenten als um die öffentliche Inszenierung von Konsens und Approbation einer bereits vorher getroffenen Entscheidung, die deswegen regelmäßig mit der Appellation an bestimmte, von allen geteilte Werte verknüpft worden sein dürfte. Durch diese Demonstration wurde mit dem jeweils aktuellen Beschluß zugleich auch die Kommune als Institution anerkannt und damit die Machtverteilung legitimiert. Aufgabe der Rhetorik war es in diesem Fall auch, über bestehenden Dissens sprachlich versiert hinwegzuhelfen beziehungsweise diesen so weit wie möglich zu überdecken, um so den „Zwang zu freiwilliger Zustimmung" zu verschleiern und eine „Konsensfassade" aufrecht zu erhalten.

Giuliano Milani (Rom) wandte sich in seinem Beitrag über „Il bene pubblico nei discorsi del popolo" einem zentralen Thema der öffentlichen Reden in den Kommunen zu. Zunächst definierte er „bene pubblico" als abstrakte unbegrenzte Güter einer Kommune, um die keine Konkurrenz entstehen kann wie etwa Eintracht und Frieden. Die Quellen für jede Erörterung über „discorsi" gliederte er sodann in didaktische Handbücher, Musterreden und Quellen angewandter Rhetorik, wobei er der Einteilung Enrico Artifonis folgt. Auf

Grundlage dieser klaren einleitenden Definitionen zeigte Milani, wie Argumentationsstrategien und Möglichkeiten des Überzeugens zwischen 1220 und 1250 einen merklichen Wandel durchlebten. Die Argumente im Interesse der kommunalen Regierung folgten dabei den früheren Strategien zur Legitimation kirchlicher Ansprüche. Ausgehend vom *oculus pastoralis* und dann vor allem anhand der Texte des Albertano da Brescia machte Milani anschaulich, wie sich die Entwicklung der Rede in den rhetorischen Werken den politischen Veränderungen immer wieder neu anpasste.

Auf die bis heute in der Forschung unterbewertete Rolle der städtischen Richter (*doctores legum*) im politischen Diskurs des 12. und 13. Jahrhunderts ging Sara Menzinger (Rom) in ihrem Vortrag zu „Parole dei giudici nei comuni di popolo" ein. Dabei führte sie an Beispielen aus Bologna, Perugia und Siena vor, dass sich die Ratsversammlung der Kommunen ab der Mitte des Duecento teils fast zur Hälfte aus Rechtsgelehrten zusammensetzte. Diese hatten jedoch nicht nur rein numerisch einen großen Anteil an der politischen Debatte der Stadt, sondern beeinflussten auch direkt den Ablauf der Urteilsfindung, der sich nun am juristischen Vorbild (*dubium – quaestio – solutio*) orientierte. Gezielt griffen die Kommunen in ihrer politischen Rhetorik auch auf juristische Konzepte zurück, wie etwa den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz unabhängig vom Einkommen, die zwar ursprünglich aus dem römischen Recht kamen, nun aber für die politisch-kommunale Debatte eingesetzt wurden.

„Der performative Charakter brieflicher Kommunikation im kommunalen Italien" trug, wie Christoph Weber (Braunschweig) anhand von zahlreichen Quellenbelegen anschaulich darlegte, zur Konstituierung der Kommune unmittelbar bei. Dabei kam auch der Präsentation (Wechsel zwischen Heimlich- und Öffentlichkeit) und Überbringung von Schreiben eine propagandistische und rechtlich-herrschaftliche Funktion zu. Bis ins Detail war das Prozedere beim Empfang und Verlesen eingehender Briefe in diversen Gremien der Kommune geregelt. Da Herrschaftsträger die Formen der Inszenierung beim Verlesen von Briefen bestimmen, kanalisieren und unter Umständen das Verlesen ganz unterbinden konnten, reflektierte, bestätigte und kontrollierte dieser performative Akt Herrschafts- und Gemeinschaftsverhältnisse. Analog zur Bedeutung des laut verlesenen Wortes belegte Weber die Funktion des Briefsiegels, das unter Umständen durch die Hände einer großen Gruppe von Empfängern wandern und so seine symbolische Wirkung entfalten konnte.

2. Sektion: Schriftliche Rhetorik in den Kommunen

Die zweite kürzere Sektion war dem schriftlichen Aspekt von Rhetorik in Briefwesen und Historiographie gewidmet, auf die der vorangehende Bei-

trag von Christoph Weber bereits hingewiesen hatte. Dabei wurde erneut deutlich, wie wenig man im 12. und 13. Jahrhundert zwischen mündlicher und schriftlicher Rhetorik in der Theorie unterschieden hat. Schriftliche Rhetorik in den Briefen erlaubt wegen der Doppelrolle als geschriebenes und als laut verlesenes Wort heute allerdings den vielleicht direktesten Zugang zur Eloquenz in den Kommunen. In den Beiträgen zeigte sich dann übereinstimmend, in welch hohem Maß man sowohl in theoretischen Schriften über das Briefschreiben als auch in – vermeintlich – authentischen Briefen um die Bedeutung des wohl komponierten Briefes wusste.

Zunächst sprach Enrico Faini (Florenz) über „Lettere politiche nella storiografia comunale". Er verwies auf die rapide Zunahme der Anzahl und Bedeutung von Briefen in der kommunalen Historiographie ab dem Ende des 12. Jahrhunderts. Die jeweils in die historische Narrative inserierten, oft authentischen Briefe belegen ihren Wert als Quelle für die Geschichtsschreiber. Im 13. Jahrhundert nutzten diese die eingefügten Briefe allerdings gleichermaßen sowohl als vornehmlich rhetorische Übungen als auch zur Authentifizierung politischer Ansprüche. So gelingt Faini eine völlige neue Kategorisierung kommunaler Geschichtswerke anhand der Form und Funktion der inserierten Briefe: zum einen nach eher politisch-interpretativen Zwecken wie beispielsweise Codagnello in Piacenza und zum anderen nach rhetorisch-didaktischen Zwecken wie im Falle Boncompagnos da Signa und seinem Werk *De obsidione Ancone*. Die Geschichtsschreibung leistete folglich einen entscheidenden Beitrag zur Verbreitung der *ars dictaminis*, wie nicht nur die große Zahl von rhetorisch geschulten Briefen im Werk des Tolosanus belegt.
Florian Hartmann (Rom) widmete sich den „Funktionen der *ars dictaminis* im kommunalen Italien" und zeigte, dass die *artes dictandi* neben ihrer vordergründigen Aufgabe, das kunstgerechte Verfassen von Briefen zu lehren, regelmäßig auch soziale Deutungsmuster und kommunale Ideologien vermittelten und durch stetige Wiederholung bestätigten. Damit avancieren die *artes dictandi* zu einer vorzüglichen Quelle für soziale Hierarchievorstellungen und ein elitäres Selbstverständnis in den Kommunen. Dort wurde Eloquenz und geschulte Briefrhetorik bewusst als ein Charakteristikum der politischen Oberschicht dargestellt. Die Tatsache, dass die Kenntnis der *ars dictaminis* stereotypisch mit einem hohem Stand verknüpft war und sich nur wenige den kostspieligen Unterricht in derselben leisten konnten, stellten die Autoren der *artes dictandi* diese Kunst ganz gezielt als eine begrenzte Ressource dar, die sie als Voraussetzung zum sozialen Aufstieg bezeichneten und gleichzeitig zur Legitimierung ihrer eigenen Stellung nutzten.

3. Sektion: Rhetorik in außerkommunalen Machtzentren

In der dritten und letzten Sektion wurde erstmalig das Phänomen kommunaler Rhetorik mit dem zeitgleichen Auftreten der Eloquenz in anderen Zentren verglichen. Insbesondere der enge Kontakt zwischen den Kommunen auf der einen und dem Papst oder Kaiser auf der anderen Seite war durch ständig wechselnde Bündnisse ganz besonders intensiv. Beide Seiten erwarteten beim Empfang auswärtiger Gesandter ganz bestimmte sprachliche Formen, die es vorher zu lernen und schließlich performativ umzusetzen galt. Rhetorik am Kaiserhof und Rhetorik in der Kommune sind so als die beiden Seiten einer Medaille zu verstehen und bedürfen daher einer komparativen Betrachtung, die auf diesem Studientag erstmals gewagt wurde.

Knut Görich (München) belegte in seinem Beitrag über das „Sprechen vor dem Kaiser" die Interdependenz zwischen kommunaler und imperialer Rhetorik, indem er sich auf die Reden kommunaler, in diesem Fall konkret Genoveser Gesandter vor Friedrich Barbarossa konzentrierte. An Beispielen aus der Arenga und Narratio der Kaiserurkunden zeichnete Görich anschaulich die performativen und argumentativen Akte nach, die einer Urkundenausstellung vorangingen. Die knappen Arengen verbunden mit Belegen aus den Genoveser Annalen des Caffaro lassen erahnen, inwieweit Gesandte vor dem Kaiser Bitten ihrer Kommune vorbrachten und dabei die richtige Mischung zwischen unterwürfiger Bitte und klarer Forderung, zwischen juristischer Argumentation notfalls gegen den Kaiser auf der einen und unverbrüchlicher Anerkennung des *honor imperii* auf der anderen Seite zu finden hatten. Dabei legte Görich überzeugend dar, dass die kommunale Ausbildung und Übung in der Rhetorik eine Voraussetzung für das erfolgreiche Auftreten Genoveser Gesandter vor Barbarossa war.

Unter der Frage *Rusticano stilo?* analysierte Jochen Johrendt (München/Eichstätt) „Papst und Rhetorik im 11. und 12. Jahrhundert". Zwar fand er unter anderem im Einfluss Montecassiner Rhetorik auf das Reformpapsttum Belege für die Indienstnahme rhetorischer Elemente, doch zeigte er entgegen dieser praktischen Anwendung deutlich, dass die Kurie im 11. Jahrhundert rhetorische Fähigkeiten noch generell negativ bewertete. Im *Liber pontificalis* etwa spielt die Eloquenz der Päpste im 11. und früheren 12. Jahrhundert keine Rolle, ein guter Papst musste beziehungsweise sollte aus innerkurialer Sicht nicht eloquent sein. Ein genereller Wandel im 12. Jahrhundert führte dann allerdings dazu, dass Alexander III. laut *Liber pontificalis* sogar wegen seiner rhetorischen Fähigkeiten zum Papst gewählt worden sei. Als maßgebliche Ursache für diesen Paradigmenwechsel macht Johrendt die

verschiedenen Schismen bis hin zum Innozenzianischen Schisma verantwortlich, die eine katalytische Wirkung auf die Entwicklung päpstlicher Rhetorik ausübten.

Zuletzt stellte Niels Gaul (Budapest) den Vergleich mit der byzantinischen Rhetorik an. In seinem Beitrag „Von Beredsamkeit in Städten zu städtischer Beredsamkeit. Byzanz vor und nach 1204" zeichnete er in einem ersten Schritt die großen strukturellen Unterschiede nach, die zwischen den italienischen Kommunen und den byzantinischen Städten bestanden und die sich auch auf eine völlig andersartige Anwendung von städtischer Rhetorik auswirkten. Dass gleichwohl die Rhetorik eine ähnlich, eventuell gar stärker ausgeprägte Bedeutung in der byzantinischen Kultur hatte, belegen die Beispiele von Reden in den Theatra und insbesondere von stark zeremoniell strukturierter Rhetorik beim Sprechen vor dem Kaiser. Diese Form der Eloquenz dürfte auch maßgeblich für die Wahrnehmung westlich-lateinischer Zeitgenossen gewesen sein, wenn sie die übermäßige Rhetorisierung der Rede bei den Byzantinern kommentierten.

Jean-Claude Maire Vigueur (Rom) schloß die Tagung mit einigen zusammenfassenden Überlegungen. Gewissermaßen aus der Außenperspektive eines Franzosen verwies er einleitend auf die unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen der italienischen und deutschen Tagungsteilnehmer, die sich – durchaus fruchtbringend – in den Beiträgen wiedergefunden haben. Auf der einen Seite stand die der Kellerschen Schule folgende Analyse symbolischer und kommunikativer Formen der Ausübung von Herrschaft, auf der anderen Seite die italienische Schule einer traditionellen „storia politica". Gemeinsam war jedoch allen Beiträgen, dass sie die traditionellen Grenzen der Quellen, die üblicherweise in Handbücher, Traktate, Historiographie, Diplomatik usw. eingeteilt werden, lobenswerter Weise stets überschritten und sich eben nicht nur auf eine Gattung konzentriert haben. Diese große Bandbreite und Vielfalt der herangezogenen Quellen macht allerdings auch deutlich, wie unterschiedlich der Begriff der Eloquenz/Rhetorik – bei gleichzeitig einmütiger Hochschätzung ihrer Bedeutung – im 12. und 13. Jahrhundert definiert wurde. Diese „diversità" schlug sich dann zwangsläufig auch in der Anwendung unterschiedlicher Konzepte von Eloquenz, Rhetorik und politischer Kommunikation nieder. Doch jenseits solcher Binnendifferenzen zeigte sich an vielen Beiträgen, inwieweit jeweils dieselben Schlüsselereignisse – wie die Einführung des Podestariats oder die politischen Brüche um 1250–1270 – neue Bedürfnisse und Innovationen gleich auf mehreren Feldern der Rhetorik geschaffen haben.

Die lebhafte Diskussion, die sich an die einzelnen Sektionen anschloss, zeigt, dass die Tagung vor allem in ihrer multiperspektivischen Ausrichtung

wichtige Ergebnisse und zugleich Anregungen geliefert hat. Mehrfach wurde eine Ausweitung der Fragestellung gefordert. Denn das Thema könnte sowohl um Formen religiöser Eloquenz, etwa aus dem Umfeld der Franziskaner, als auch um eine Rhetorik des Konfliktes beziehungsweise des Dissenses oder in chronologischer Hinsicht bis hin zu rhetorischen Lichtgestalten wie Cola di Rienzo erweitert werden. Eine eintägige Giornata di Studi konnte dafür freilich nur erste Anreize geben.

Die Beiträge der Tagung sollen möglichst zügig publiziert werden.

Julia Becker

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Die Kardinäle des Mittelalters und der frühen Renaissance. Integration, Kommunikation, Habitus

Kardinäle galten als Säulen der Kirche und agierten als die höchsten kirchlichen Würdenträger nach dem Papst. Das Kardinalskollegium – Stätte internationaler Begegnung und kulturellen Austauschs – setzte sich aus Vertretern unterschiedlichster Länder der Christenheit zusammen und war somit Abbild der Kirche in partibus. Trotz dieser eminenten Bedeutung stellte die Kardinalsforschung bislang ein unterrepräsentiertes Forschungsfeld dar. Möglicherweise ist das gerade auf die transnationale Bedeutung des Kardinalats zurückzuführen, denn seine Erforschung ist eine Regionen und Landesgrenzen übergreifende Aufgabe und muss international in den Blick genommen werden.

Diese internationale Betrachtung des Kardinalskollegs setzte sich die Tagung „Die Kardinäle des Mittelalters und der frühen Renaissance. Integration, Kommunikation, Habitus" zum Ziel. Organisiert wurde die Tagung vom Wissenschaftlichen Netzwerk der DFG „Glieder des Papstleibes oder Nachfolger der Apostel? Die Kardinäle des Mittelalters (11. Jahrhundert – ca. 1500)", das im Jahr 2006 von Jürgen Dendorfer (München) und Ralf Lützelschwab (Berlin) ins Leben gerufen wurde. Die Aufgabe der internationalen Forschergruppe bestand darin, die bisherige Forschung zum mittelalterlichen Kardinalat zu bündeln und Leitlinien für die Deutung seiner Geschichte zu erarbeiten: Ende 2009 wird als Arbeitsergebnis das „Handbuch zur Geschichte des Kardinalats im Mittelalter" zur Verfügung stehen. Die Tagung bildete die abschließende Sitzung des Netzwerkes. Dass sie in Rom, dem internationalen Knotenpunkt für Papst- und Kuriengeschichte, durchgeführt wurde, verwundert kaum, kann doch die Gastgeberinstitution, das DHI, auf eine lange Tradition innerhalb der Papstforschung zurückblicken, auf die ihr Direktor Michael Matheus (Rom) in seiner Begrüßung hinwies.

Gliederung und Interessenschwerpunkte der Tagung stellte Jürgen Dendorfer (München) in seiner Einleitung vor. Die Beiträge der ersten Sektion „Integration über personelle Netzwerke" sollten die Rolle der Kardinäle als Mittler zwischen Rom und der Peripherie in den Blick nehmen und damit

die integrative Funktion des Kardinalskollegs für die Kirche in partibus über die Jahrhunderte klären. Die zweite Sektion widmete sich der integrativen Funktion der kardinalizischen Legatentätigkeit und den Veränderungen, die das Legatenwesen für die Organisation der Kurie selbst mit sich brachte. Die dritte und letzte Sektion „Medien der Kommunikation und Habitus" befasste sich mit der „medialen Anwesenheit bei personaler Abwesenheit" der Kardinäle in der Peripherie.

Unter dem Vorsitz von Massimo Miglio (Rom) beschäftigten sich die Vortragenden der ersten mit Fragen nach den verschiedenen kardinalizischen Netzwerken, ihren Auswirkungen auf das Handeln, das Selbstverständnis und die Identität der Kardinäle.

Im ersten Beitrag untersuchte Andreas Fischer (Berlin) anhand von Gesandtschaftsberichten und Kardinalsschreiben die Zugehörigkeit der Kardinäle des 13. Jahrhunderts zu personellen Netzwerken, wobei er den Schwerpunkt auf deren politisches Agieren legte. Weltliche Souveräne versuchten die Kardinäle der eigenen Heimat kurz nach deren Ernennung durch Ämter- und Benefizienvergabe an sich zu binden, um dadurch einen Fürsprecher am Papsthof zu gewinnen; eine Praxis, die eine genaue Beobachtung der Kurie und der Kardinalskreationen durch die Peripherie voraussetzte und anhand von Gesandtschaftsberichten fassbar wird. Die Kardinäle, die sich in verschiedenen Abhängigkeitsverhältnissen befanden, bewegten sich durchaus eigenständig innerhalb dieses Beziehungsgeflechts, legten ein flexibles und individuelles Vorgehen an den Tag und gingen nicht zuletzt eher ihren persönlichen Interessen als den Interessen ihrer „Netzwerkpartner" nach.

Die Kardinalsdynastien des 14. Jahrhunderts und die damit verbundene Herausbildung einer institutionellen Identität betrachtete Etienne Anheim (Paris). Nach dem Umzug der Kurie von Rom nach Avignon gab es hauptsächlich zwei konkurrierende Kardinalsgruppen: die Fraktion der römischen und die der südfranzösischen Kardinäle. Im Laufe des 14. Jahrhunderts baute der südfranzösische Adel seine Stellung im Kardinalskolleg immer weiter aus und bildete schließlich die größte Gruppe unter den Kardinälen. Die Akquise neuer Kardinäle und deren Integration in die kardinalizischen Netzwerke erfolgte über Verwandtschaftsbeziehungen, so dass sich eine regelrechte Kardinalsoligarchie herausbildete. Anheim betonte das Interesse der Kirche an einem derartigen Vorgehen, sorgte das Regieren durch eine konstante Gruppe doch für Kontinuität, was wiederum der Herausbildung eines speziellen Gruppenbewusstseins und einer institutionellen Identität förderlich war.

Andreas Rehberg (Rom) widmete sich speziell den Kardinälen römischer Herkunft, untersuchte das Fortbestehen ihrer Klientelverbindungen zwischen 1277 und 1527 und unterschied grundsätzlich zwischen zwei Gruppen –

den Baronen, die dem römischen Hochadel entstammten und deren Einflussgebiete und Machtzentren auch außerhalb der Stadt lagen und den Vertretern des städtischen Adels, deren Möglichkeiten weitestgehend auf die Stadt Rom beschränkt blieben. Diese beiden Gruppen waren jedoch nicht strikt voneinander getrennt, sondern durch Klientelbindungen verflochten. Die Päpste achteten auf die richtige Balance bei der Berücksichtigung der römischen Adelsfraktionen, an deren Spitze die Colonna und Orsini standen, deren Kardinäle zu wichtigen Fürsprechern der Interessen der Römer innerhalb des Kardinalkollegs wurden. Rehberg machte sechs Punkte fest, die für die Integration in die römischen Kardinalsnetzwerke maßgeblich waren und als Sprungbrett ins Kardinalskolleg dienen konnten: familiäre Verbindungen, Klientelbindungen, Kanonikate an den großen Kirchen Roms, gemeinsame Universitätsstudien und kulturelle Interessen, ein gemeinsamer Einsatz in kurialen Ämtern, und schließlich ähnliche Aufgabenfelder nach der Kardinalskreation.

Die Vielfalt der Verbindungen, in denen sich nicht-römische Kardinäle des 15. Jahrhunderts bewegen konnten, stellte Anna Esposito (Rom) am Beispiel Kardinals Guillaume d'Estouteville vor. Der hochadlige französische Kardinal schuf sich während seiner über vierzigjährigen Zugehörigkeit zum Kardinalskolleg ein umfangreiches Netz an Verbindungen: Er verkehrte in den höchsten römischen Adelskreisen, stand dem französischen König nah und hatte großen Einfluss auf den hohen Klerus, wie auch auf die Päpste seiner Zeit. Zum Abschluss der ersten Tagungssektion kommentierte Concetta Bianca (Florenz) die Vorträge und kontrastierte die auf der Tagung vorgestellten Ergebnisse zum Kardinalat mit den Forschungstenzenden der letzten Jahrzehnte.

Die zweite Sektion verfolgte Fragen nach der Anbindung der Peripherie an Rom durch die Präsenz der Kardinallegaten, den Zuständigkeiten der Legaten und den Rückwirkungen ihrer Legatentätigkeit auf den kurialen Alltag. Claudia Zey (Zürich) betrachtete das Verhältnis zwischen Päpsten und Kardinallegaten im 11. und 12. Jahrhundert. Das Vortragziel bestand darin, ausgehend von der Formel des alter ego eine differenziertere Untersuchung des Autoritätsverhältnisses zwischen Päpsten und Kardinallegaten zu bieten und damit genauer als bisher die Nuancen des Machtgefälles zwischen Papst und Kardinallegat einzufangen. Dieses Gefälle wurde von Zey zusäzlich anhand der den Kardinallegaten gewährten Handlungsvollmachten illustriert, die stark variieren und von einer geringen Eigenmächtigkeit bis zur expliziten Übertragung der plenitudo potestatis reichen konnten. Gleichzeitig forderten die Päpste eine enge und stete Kommunikation mit detaillierten Vorgangsbeschreibungen von ihren Legaten und entschieden mitunter selbst in Rechtsfragen, die die Legation betrafen. Zudem kam es durchaus vor, dass Päpste – zwar nicht extern, aber intern – Kritik an ihren Kardinallegaten äußerten.

Kardinalat und Diplomatie des avignonesischen Papsttums im 14. Jahrhunderts bearbeitete Blake Beattie (Louisville). Das 14. Jahrhundert erforderte durch die politischen Veränderungen der Zeit und durch die Verlagerung der Kurie nach Avignon eine Vielzahl von Legationen. Diese gingen einerseits nach Italien, um dort die eigene kirchliche Machtposition im Kräftefeld der italienischen Mächte trotz Abwesenheit der Kurie zu behaupten, andererseits zur Friedensvermittlung auf die iberische Halbinsel und – nach Ausbruch des 100-jährigen Krieges (1337–1453) – nach England und Frankreich. Für diese Gesandtschaften wurden meist Kardinäle ausgewählt, die im Legationsland ihre ursprüngliche Heimat hatten. Gründe dafür waren ihre bereits bestehenden Netzwerke in diesem Land, auf die sie zur Erfüllung ihres Auftrages zurückgreifen konnten und die sie während ihres Aufenthalts weiter ausbauen konnten.

Der sich verändernden Struktur des päpstlichen Legatenwesens und der päpstlichen Diplomatie im 15. und 16. Jahrhundert wandte sich Marco Pellegrini (Bergamo) zu. Er konstatierte ein allmähliches Schwinden der Kardinalslegationen im Laufe des 15. Jahrhunderts, die durch den Einsatz von apostolischen nuntii abgelöst wurden. Anfang des 16. Jahrhunderts bildete sich die Institution der permanenten päpstlichen Vertretung, der Nuntiaturen, an den Herrscherhöfen Europas heraus – Ergebnis und Indiz einer voranschreitenden Klerikalisierung und Bürokratisierung des kurialen Gesandtschaftswesens. Da die Kardinäle selbst großes Interesse daran hatten, in Rom zu bleiben, wandelte sich das Entsenden von Kardinallegaten in die Reiche nördlich der Alpen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bisweilen zu einer päpstlichen Strafmaßnahme, beziehungsweise wurde bei unliebsamen oder zu mächtigen Kardinälen eingesetzt, um diese vom Papsthof zu entfernen.

Anschließend nahm Birgit Studt (Freiburg) Stellung zu den Beiträgen der zweiten Tagungssektion. Im Vergleich zur bisherigen Forschung, die vor allem die Außenwirkung der Legationen betrachtete, lieferte die Tagung wertvolle Erkenntnisse zur Wirkung der Legatentätigkeit nach Rom – auf die Kurie und auf den Papst –, und zur Bedeutung der Legationen für das soziale Kapital der Kardinäle. Perspektiven für zukünftige Forschungen sah Studt unter anderem in einem Vergleich von weltlicher und geistlicher Diplomatie, aus dem sich möglicherweise weitere Fragen zur Professionalisierung und Institutionalisierung klären ließen.

In der dritten Sektion begegneten weiterführende Fragen zur medialen Präsenz und Repräsentation der Kardinäle. Die Vortragenden untersuchten die kardinalizische Selbstsicht und Selbstdarstellung anhand von pragmatischer Schriftlichkeit, Habitus und Mäzenatentum. Als erster Vortragender der

Sektion referierte Matthias Thumser (Berlin) über die kardinalizische Kommunikation des 13. Jahrhunderts. Er demonstrierte am Beispiel Rainers von Viterbo das eigenmächtige politische Vorgehen eines Kardinals gegen seinen politischen Gegner mit Hilfe des Mediums 'Brief'. Quellengrundlage seiner Forschungen bildeten Briefe aus der Kardinalskanzlei Rainers von Viterbo, die dieser mit Hilfe seines Mitarbeiterstabs als Vikar in Mittelitalien gegen Kaiser Friedrich II. konzipierte und möglicherweise in Form einer „Loseblattsammlung" aufbewahrte. Überliefert sind sie uns nur in spätmittelalterlichen Mischsammlungen. Wegen des diffamierenden und manipulativen Inhalts können sie als Propagandamedium gegen den Kaiser angesehen werden.

Daran anknüpfend sprach Pierre Jugie (Paris) über die Kanzleien der Kardinallegaten des 14. Jahrhunderts, genauer gesagt von 1305 bis 1378. Dabei untersuchte er einerseits die Zusammensetzung und Funktionsweise der Legatenkanzleien, andererseits deren Verbindungen mit anderen Kanzleien. Den Schwerpunkt legte er auf die prosopographische Untersuchung des Kanzleipersonals, das sich aus Kanzler, Notaren/Schreibern, Sekretären und Registratoren zusammensetzte. Als Vorbild für die Kardinalskanzleien diente – jedoch in reduzierter Form – die Papstkanzlei. Das Personal der Legatenkanzleien ist nur schwer greifbar, so sind im genannten Zeitraum lediglich neun Kanzler namentlich bekannt. Bezüglich der Kardinalsnotare wurde deutlich, dass sie vorher oftmals beim Auditor des Kardinals als Notar angestellt waren und aus dieser Stellung heraus zum Kardinalsnotar ernannt wurden.

Über Kardinalssiegel des 13. Jahrhunderts referierte Werner Maleczek (Wien). Er stellte die verschiedenen Variationen der Kardinalssiegel vor und zeigte ihre sich verändernde Darstellung. Zunächst wiesen die Kardinalssiegel noch keine einheitliche Ikonographie auf, sondern schieden sich in die Siegeltypen der Kardinaldiakone, Kardinalpriester und Kardinalbischöfe. Erst ab dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts bildete sich ein einheitlicher Typus des Kardinalssiegels heraus. Dieses besaß eine spitzovale Form und war in mehrere Nischen unterteilt, auf denen in der Regel der Kardinal mit einem Heiligen und wahlweise Jesus am Kreuz oder Maria mit Kind abgebildet waren. Alle Siegeltypen hatten eine Umschrift mit dem Vornamen des Kardinals und der Titelkirche beziehungsweise dem Kardinalbistum. In erster Linie dienten die Siegel als Beglaubigungsmittel, gleichzeitig stellten sie jedoch auch ein Symbol der päpstlichen plenitudo potestatis dar. Durch das Anhängen der Siegel an Legatenurkunden und andere kuriale Urkunden fanden sie eine weite Verbreitung und riefen die Universalität der Kirche mittels ihrer höchsten Vertreter in Erinnerung.

Claudia Märtl (München) untersuchte den kardinalizischen Ornat im 14. und 15. Jahrhundert anhand von schriftlichen und bildlichen Quellen.

Suggerieren spätmittelalterliche Kardinalsdarstellungen, dass Kardinäle meist ganz in Rot – mit rotem Kardinalshut und in rotem Gewand – aufgetreten seien, so widersprechen dem die schriftlichen Quellen. Der rote Hut erscheint in ihnen als zeremonieller, nur bestimmten Gelegenheiten vorbehaltener Gegenstand; außerdem ist er ein fester Bestandteil kardinalizischer Heraldik. Das Kardinalsgewand, die cappa magna, durfte allein von Kardinallegaten während ihrer Legation in der Farbe rot getragen werden, um symbolisch eine größtmögliche Papstähnlichkeit zu erreichen. Nach beendeter Legation musste das Kardinalsgewand wieder andere Farben aufweisen, wobei manche Kardinäle auch Ordenstracht trugen. Erst von Paul II. erhielten sie das Vorrecht, ein rotes Birett im Alltag anzulegen. An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert lässt sich in den Kardinalsbildnissen eine erneute Angleichung an die Silhouette der sich gleichzeitig wandelnden Papstporträts feststellen.

Den letzten Vortrag der Tagung bestritt Pio Pistilli (Rom), der die Rolle der Kardinäle als Kunstpatrone am Beginn des 15. Jahrhunderts untersuchte. Dieser Zeitraum war von einer regen kardinalizischen Kunstpatronage geprägt, die sich sowohl in privaten Aufträgen, insbesondere Grabdenkmälern, als auch in politischen Aufträgen äußerte. Während sich die kardinalizische Kunstförderung vor der endgültigen Rückkehr nach Rom vor allem auf den (südlichen) Kirchenstaat konzentrierte, richtete sich ihre Bautätigkeit im Pontifikat Martins V. auf Rom selbst aus. Eine Entwicklung, die von Pistilli einerseits als Rückeroberung der eigenen Würde verstanden wurde, andererseits als Instrument zur Untermauerung des wiedererlangten geistlichen und weltlichen Machtanspruchs in der Stadt Rom selbst.

Mit der Untersuchung der Trias kardinalizische Netzwerke – Legatentätigkeit – mediale Präsenz der Kardinäle bündelte die Tagung grundlegende Aspekte des Kardinalats über seine ganze mittelalterliche Geschichte hinweg. Alle drei Begriffe erwiesen sich als tragfähige Ausgangspunkte für weitere Studien zum mittelalterlichen Kardinalat. Daneben bleiben noch Forschungsdesiderate, die Ralf Lützelschwab (Berlin) in seiner Schlussbetrachtung hervorhob. Daraus wurde ersichtlich, dass gerade im Spätmittelalter noch sehr viel Arbeit zu erledigen ist: eine Vielzahl kardinalizischer Schriften wartet auf ihre Erschließung; in den Bereichen Sphragistik und Heraldik bleibt viel zu tun; die Frage nach der Bindekraft gemeinsamer höherer Bildung stellt eine lohnenswerte Aufgabe dar, ganz zu schweigen von der Einbindung der Kardinäle in das kuriale Alltagsgeschäft oder einer Untersuchung der kardinalizischen Frömmigkeit.

Jürgen Dendorfer, Miriam Hahn, Ralf Lützelschwab

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Friedensnobelpreis und Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung*

Im Jahr 2008 jährte sich zum 150. Mal der Geburtstag von Ludwig Quidde. Anlässlich dieses Jubiläums richtete das DHI in Rom vom 13.–16. Oktober 2008 eine Tagung aus. Gegenstand der Veranstaltung war zum einen die Würdigung Ludwig Quiddes, der als Leiter des Preußischen Historischen Instituts in Rom von 1890 bis 1892 das Repertorium Germanicum (RG) initiierte, später in der deutschen Friedensbewegung sehr aktiv war und dafür 1927 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Der zweite Abschnitt, zugleich Schwerpunkt der Tagung, war Forschungen auf der Grundlage kurialer Quellen gewidmet, vor allem der im RG verzeichneten Registerserien. Die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung und ihre Erforschung durch andere europäische Nationen waren die Themen der dritten Sektion. Schließlich wurden noch der Aufbau der Datenbank für das RG vorgestellt und die mit der Elektronisierung entstehenden neuen Bearbeitungsmöglichkeiten aufgezeigt.

Nach der Begrüßung durch den Direktor des DHI Michael Matheus stellte Heinz Duchhardt (Mainz) im Abendvortrag die vier deutschen Friedensnobelpreisträger des 20. Jahrhunderts vor, wobei er die Hintergründe der jeweiligen Preisverleihungen und die öffentlichen Reaktionen beleuchtete. Die Staatsmänner Gustav Stresemann und Willy Brand wurden für ihre Entspannungs- und Friedenspolitik nach Westen bzw. Osten ausgezeichnet; die Ehrungen Ludwig Quiddes sowie Carl von Ossietzkys sind hingegen mehr als Symbol zu verstehen. Im ersten Fall sollte neben dem persönlichen Engagement Quiddes auch allgemein die Friedensbewegung der 1920er Jahre gewürdigt werden. Die Ehrung Ossietzkys, der weder aktiver Politiker noch berühmter Friedensaktivist war, ist gänzlich als Fanal zu sehen, um auf das Unrecht des NS-Regimes aufmerksam zu machen.

* Internationale Tagung, 13.–16. Oktober 2008 am Deutschen Historischen Institut in Rom.

Die dem Leben und Werk Ludwig Quiddes gewidmete erste Sektion am 14. Oktober wurde von Heinz Duchhardt geleitet. Karl Holl (Bremen) zeichnete in seinem biographischen Vortrag das „brüchige Leben" des Friedensnobelpreisträgers nach. Bereits in jungen Jahren war Quidde ein erfolgreicher und angesehener Historiker, doch seine Kritik an der preußischen Herrschaft in der Satire „Caligula" bereitete seiner Karriere ein jähes Ende. Er engagierte sich daraufhin stark in der Friedensbewegung, wofür er 1927 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Zugleich wurde er zunächst in der Deutschen Volkspartei, später in der Deutschen Demokratischen Partei politisch aktiv. Aufgrund seiner gemäßigten Positionen geriet er aber immer mehr ins politische Abseits, während in der Deutschen Friedensgesellschaft zunehmende linke, in der DDP rechte Kräfte an Einfluss gewannen. Daneben hatte Quidde mit Eheproblemen und finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nachdem er 1933 in die Schweiz emigriert war, traf ihn 1940, ein Jahr vor seinem Tod, mit der Ausbürgerung ein letzter Schicksalsschlag.

Intensiver mit den Aktivitäten Ludwig Quiddes als Historiker beschäftigte sich Kerstin Rahn (Rom). Trotz überlieferter gegenteiliger Äußerungen von Neidern war Quidde wissenschaftlich durchaus sehr anerkannt. Zu würdigen sind u.a. seine Edition der Reichstagsakten, der von ihm veranlasste Beginn des RG oder die Förderung der Nuntiaturberichte. Außerdem setzte er sich für den methodischen Fortschritt seines Faches sowie die Entwicklung der Kultur- und Sozialgeschichte ein, wozu er besonders mit der Herausgabe der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" einen Beitrag leistete. Doch ungeachtet seines anfänglich großen Erfolgs und der Einbindung in zahlreiche historische Netzwerke galt und gilt er oft als Außenseiter der Zunft.

Gegenstand der umfangreichen zweiten Sektion war die Erforschung kurialer Quellen mit deutscher und allgemeiner europäischer Relevanz. Brigide Schwarz (Berlin) bot in ihrem Beitrag einen Überblick über die deutschsprachige Forschung zur römischen Kurie. Sie betonte, dass viele Werke aus der Frühzeit der Kurienforschung bis heute nicht an Bedeutung verloren hätten. Allerdings ist auch eine kritische Auseinandersetzung mit vielen älteren Studien mit ihren zeitbedingten Werturteilen angebracht. Sozialgeschichtliche Forschungen seit den 1970er Jahren beschreiten neue Wege. Daneben haben Werke zu Papsturkunden und Pönitentiarie sowie Studien unter kommunikationsgeschichtlichen Aspekten die Forschung in letzter Zeit vorangebracht. Als Desiderate identifizierte Schwarz insbesondere Untersuchungen zu den kurialen Gerichten sowie der Kurienuniversität.

Christiane Schuchard (Berlin) untersuchte anhand des RG Annatenzahlungen aus dem deutschen Reich an die römische Kurie in der Zeit von 1431 bis 1471. Das RG gibt dabei Aufschluss über Höhe sowie Art und Weise

der Zahlungen, über die Art der Pfründen und die zahlenden Personen. Die Summe der Zahlungen, die direkt bei der Kurie eingingen, war ungefähr dreimal so hoch wie die an päpstliche Kollektoren. Die höchsten Beträge an Annaten erhielt die Kurie aus den Diözesen Utrecht, Lüttich und Konstanz; besonders häufige und hohe Direktzahlungen kamen aus den rheinischen Kirchenprovinzen. Der Vortrag demonstrierte also, dass sich das RG nicht nur für personengeschichtliche Untersuchungen nutzen lässt.

Die Sitzung am Nachmittag stand unter der Leitung von Stefan Weinfurter (Heidelberg). Thomas Bardelle (Stade) sprach über das RG als Quelle für die christlich-jüdischen Kontakte und Konflikte. In den meisten Fällen waren es Christen, doch manchmal auch Juden, die sich mit einer Bittschrift an die Kurie wandten, wobei diverse Angelegenheiten wie Mord, Wucher, Falschmünzerei oder Zwangstaufe thematisiert wurden. Anhand der Suppliken lässt sich die Haltung des Papsttums zu den strittigen Themen Zinsnahme und Zwangstaufen untersuchen. Das Beispiel eines bei einem Priester wohnhaften Juden macht zudem deutlich, dass Christen und Juden nicht so strikt voneinander getrennt lebten, wie die geltenden Normen es vermuten lassen.

Die im Repertorium Poenitentiarie Germanicum (RPG) erfasste Registerüberlieferung der Pönitentiarie bildete die Grundlage der Untersuchungen Ludwig Schmugges (Rom), der Forschungsergebnisse zu Eheprozessen präsentierte. Für den Zeitraum von 1455 bis 1500 sind über 6000 Ehedispense aus dem Reich in den römischen Registern, vor allem in denen der Pönitentiarie, überliefert, wobei weniger als fünf Prozent aller vor Offizialaten verhandelten Eheangelegenheiten in Rom weitergeführt wurden. Aus der großen Anzahl an Eheprozessen im Reich wird deutlich, dass das Kirchenrecht in der Bevölkerung bekannt war. Allerdings bestand eine erhebliche Diskrepanz zwischen Norm und Realität. Als oftmals einzige Quelle über Eheprozesse und zudem als Egodokumenten mit oft ausführlichen Angaben von und über Petenten kommt den Ehedispensen ein hoher Stellenwert zu.

Gritje Hartmann (Rom) erläuterte, welche neuen Erkenntnisse sich mithilfe des RG über Pilgerreisen ins Heilige Land gewinnen lassen. Da für einen Aufenthalt in muslimisch beherrschten Gebieten eine päpstliche Lizenz nötig war, sind über Jerusalempilger besonders viele Einträge in den Supplikenregistern vorhanden. So können Pilger identifiziert werden, die aus anderen Quellen bisher nicht bekannt waren, sowie zusätzliche Informationen zu Reiseablauf, Namen oder Ordenszugehörigkeit von Pilgern gewonnen werden. Außerdem ermöglicht die Fülle des Materials auch statistische Auswertungen.

Adalbert Roth (Rom) eröffnete mit seinem Beitrag den Blick auf die europäische Musikgeschichte der frühen Neuzeit. Seit dem Ausgang des Mit-

telalters fand die franko-flämische Vokalpolyphonie weite Verbreitung. Die Musiker stammten zum überwiegenden Teil aus Flandern und Nordfrankreich, waren aber an zahlreichen europäischen Fürstenhöfen und auch an der Kurie tätig. Die Kirche spielte bei der Entwicklung der Musik eine tragende Rolle, da ihre Protagonisten vorwiegend an Stifts- und Kathedralschulen ausgebildet wurden, oft dem geistlichen Stand angehörten und ihren Lebensunterhalt mit Kirchenpfründen bestritten. Anhand der kurialen Register lassen sich Musiker identifizieren sowie ihre Karrieren und Netzwerke nachzeichnen. Die Herkunft der Musiker kann zudem neue Aufschlüsse über musikalische Zentren in Europa geben.

Die Sitzung am Vormittag des 15. Oktober leitete Claudia Märtl (München). Jörg Voigt (Jena) beschäftigte sich mit dem Beginenwesen im Reich und setzte sich mit der Forschungsansicht auseinander, wonach diese anerkannte religiöse Lebensform im 14. Jahrhundert zu einer häretischen Bewegung von Frauen niederen sozialen Ranges herabgesunken und mit den Verfolgungen der 1360er Jahre ganz untergegangen sei. Ausgangspunkt dafür sind die Konstitutionen des Konzils von Vienne 1317, die das Beginenwesen verboten. Doch im Schriftverkehr zwischen Kurie und deutschen Bischöfen aus den 1320er Jahren wurde der Begriff „beguina" nicht negativ verwendet, sondern das Leben der Beginen im Gegenteil oft sogar als vorbildlich hervorgehoben. Desgleichen lassen sich im Reich keine Beginenverfolgungen nachweisen. Auch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam es nur zu sehr wenigen Prozessen gegen die religiösen Frauen, was angesichts der zahlreichen päpstlichen Privilegien für die Inquisitoren überrascht.

Michael Matheus (Rom) zeigte auf, wie sich mithilfe vatikanischer Quellen neue Erkenntnisse über die Universitätsgeschichte gewinnen lassen. Bereits Pläne für Universitätsgründungen im Reich fanden Niederschlag in der kurialen Überlieferung, da für jede Gründung ein päpstliches Privileg eingeholt werden musste. Ebenso war ohne päpstliche Verfügungen die Finanzierung der Universitäten undenkbar. Und nicht nur die Dozenten, sondern auch viele Studenten, unter denen der Anteil an Klerikern sehr hoch war, profitierten von kirchlichen Pfründen. Vor allem aus den Supplikenregistern ergeben sich – neben Daten zum Pfründenbesitz – wertvolle Informationen über akademische Karrieren und u.a. auch über die Präsenz deutscher Studenten in Rom. Matheus formulierte die These, dass die kirchliche Finanzierung zu den inhaltlichen sowie strukturellen Unterschieden der deutschen Universitäten im Vergleich zu vorwiegend von weltlicher Seite finanzierten italienischen Universitäten beitrug.

Der Bedeutung des RG für die Ordensforschung ging Andreas Rehberg (Rom) in seinem Vortrag nach. Obwohl für die Ordensgeschichte zahlreiche

weitere Quellen existieren, geben die kurialen Register doch zu diversen Themen neue Aufschlüsse. Hilfreich können sie beispielsweise für die Erforschung der Ordensreform und Observanzbewegung, der Hospitäler, monastischer Karrieren sowie von Orts- und Ordenswechseln und des damit verbundenen Kulturtransfers sein. Studien zur monastischen Mobilität lassen bereits jetzt das herkömmliche Urteil zur *stabilitas loci* fragwürdig erscheinen. Gleichzeitig wies Rehberg jedoch auch auf die Grenzen der Aussagekraft des RG hin. So ist die Überlieferungsdichte nicht proportional zur Ordensgröße (die Bettelorden etwa sind unterrepräsentiert), und ebenso wenig sind alle Regionen gleichmäßig vertreten.

Matthias Klipsch (Marburg) befasste sich mit der spätmittelalterlichen Fastenpraxis. Zum einen wurde Fasten als Buße angeordnet. Eine zweite Quellengruppe stellen Dispense zur Lösung von nicht einzuhaltenden Fastengelübden dar, welche die Bittsteller in Notlagen oder aus Frömmigkeit abgelegt hatten. Daneben baten Mönche und Nonnen um Fastenerlass, insbesondere adlige Mitglieder des Benediktiner- oder Zisterzienserordens. Am häufigsten finden sich jedoch die sog. „Butterbriefe", mit denen einzelnen Personen, aber auch ganzen Gemeinden, Städten oder Klöstern zumeist im nordalpinen Raum das Recht eingeräumt wurde, während der Fastenzeit Laktizinien verzehren zu dürfen. Damit gewährt das RG auch interessante Einblicke in das spätmittelalterliche Alltagsleben.

Arnold Esch (Rom) verdeutlichte mit seinem Beitrag zum frühen Buchdruck in Italien die Relevanz des RG auch für Themen von internationaler Tragweite. Da die ersten Buchdrucker in Italien wie in ganz Europa Deutsche waren, finden sich im RG wertvolle Hinweise über sie. Die meisten von ihnen waren Kleriker, die ihr finanzielles Auskommen nicht nur durch die Druckerei, sondern vor allem über kirchliche Pfründen sicherten. Daran, dass die Drucker oft selbstbewusst um hochdotierte Pfründen supplizierten und ihnen Vorzugsbehandlungen wie Gratisexpeditionen zuteil wurden, lassen sich das hohe Ansehen und die kuriale Nähe der ersten Drucker erkennen. Man kann auch nachweisen, dass einige Personen das Druckerhandwerk sogar erst in Rom erlernten.

Die Leitung der Nachmittagssitzung übernahm Bernd Kappelhoff (Hannover). Die Bedeutung der kurialen Registerüberlieferung für die Erforschung des Niederklerus im Reich zeigte Enno Bünz (Leipzig) auf. Bei thüringischen Suppliken betrifft die Hälfte aller RG-Einträge den Niederklerus; für das übrige Reich ist von ähnlichen Proportionen auszugehen. Die meisten Bittschriften berühren Pfründenangelegenheiten und stellen somit eine wichtige sozialgeschichtliche Quelle dar. Der verbreitete Vorwurf, dass viele Ausländer mit deutschen Pfründen ausgestattet worden seien, gehörte zu den

deutschen Gravamina gegen die Kurie, kann aber durch das RG bereits widerlegt werden. Darüber hinaus liefert es durch die Angabe von Patrozinien und Inkorporationen von Pfarreien Informationen über die herrschenden Rechtsverhältnisse. Hinweise auf Stiftungen, beispielsweise von Nebenaltären, sowie die Ablasssuppliken sind aufschlussreich für die Frömmigkeitsgeschichte.

Henrike Bolte (Berlin) behandelte das Thema der Bischofsbesetzungen in Livland. Der Deutsche Orden beanspruchte die Vorherrschaft in den drei livländischen Bistümern Dorpat, Ösel und Kurland; doch Domkapitel, Ritterschaften und der Rigaer Erzbischof stemmten sich dagegen. Da das Wahlrecht der Domkapitel quasi außer Kraft gesetzt war, die Bischöfe vielmehr durch päpstliche Provisionen bestimmt wurden, sind die livländischen Bistumsbesetzungen in der kurialen Überlieferung gut dokumentiert. Beide Parteien bemühten sich an der Kurie, ihnen nahestehende Kandidaten durchzusetzen. Der Deutsche Orden war aber wegen seiner ständigen Interessensvertretung in Rom durch einen Generalprokurator und den Kardinalprotektor gegenüber den Domkapiteln im Vorteil. Nach 1500 gelang es den Domkapiteln und deren Unterstützern allerdings zunehmend, die Dominanz des Ordens einzuschränken.

Martin Bertram (Rom) lenkte die Aufmerksamkeit auf die Überlieferung der Rota, des römischen Obergerichts. Er hob dabei insbesondere hervor, wie sich die Rota-Akten und das RG gegenseitig ergänzen. Da es nicht nur bei den Quellen *in partibus*, sondern auch den Manualien der Rota hohe Überlieferungsverluste gibt, ist es bei Untersuchungen zu diesem Gerichtshof sehr wichtig, auch die im RG erfassten Kanzleiregister als subsidiäre Quelle heranzuziehen. Andererseits finden sich in den Rota-Akten Hinweise auf Deutsche, die im RG nicht verzeichnet sind. Die Auditoren sowie deren Notare waren nicht geographisch spezialisiert und behandelten Angelegenheiten aus allen Nationen.

Andreas Meyer (Marburg) stellte die päpstlichen Kanzleiregeln vor. Diese wurden von Zeitgenossen oft kritisiert, doch zeigt die weite Verbreitung, dass sie auch für nützlich erachtet wurden. Zunächst handelte es sich um interne Richtlinien, die den Geschäftsgang der Kanzlei regelten und die päpstliche Verfügungsgewalt u. a. in Bezug auf Reservationen und Prärogativen interpretierten. Da die Regeln wichtige Informationen für alle Petenten enthielten, setzte das Pisaner Konzil ihre Veröffentlichung durch. Nach dem Konstanzer Konzil fand erneut ein Funktionswandel statt. Da sich aufgrund der Reformen die Zahl der durch päpstliche Anwartschaften zu erlangenden Pfründen reduzierte, verloren die Regeln für Nicht-Kuriale an Nützlichkeit und entwickelten sich wieder zu innerkurialen Richtlinien.

Die dritte Tagungssektion war der kurialen Überlieferung in europäischer Perspektive gewidmet. Der erste Sitzungspräsident am 16. Oktober war Ludwig Schmugge (Rom). Patrick Zutshi (Cambridge) bot einen Abriss über die Erschließung der kurialen Register für Großbritannien. Bereits 1872, also noch vor der offiziellen Öffnung der Vatikanischen Archive, wurde mit der Erschließung der britischen und irischen Belange in den päpstlichen Briefregistern begonnen. Diese wurden seit 1894 im „Calendar of Entries in the Papal Registers" in bisher 21 Bänden publiziert. Weitere noch laufende Projekte sind die Verzeichnung schottischer und walisischer Betreffe u.a. in den Supplikenregistern der Pönitentiarie. Anders als beim RG erfolgt die Edition der Einträge in englischen Regesten; ihre Erstellung wurde zudem nie einem nationalen Forschungsinstitut übertragen.

Andreas Sohn (Paris) präsentierte die französische Kurienforschung. Wie die Briten so erhielten auch einige Franzosen schon vor der allgemeinen Öffnung Zugang zu den Vatikanischen Archiven. 1875 wurde als eines der ältesten römischen Forschungsinstitute die École Française de Rome gegründet. Zu ihren Publikationen gehörten beispielsweise die Editionen der päpstlichen *litterae* des 13. Jahrhunderts und des 14. Jahrhunderts (mit Lücken bis 1378), die nun auch verstärkt in digitalisierter Form vertrieben werden sollen. Die kuriale Registerüberlieferung für das 15. Jahrhundert ist dagegen bislang nur wenig bearbeitet worden, doch mittlerweile wurde ein neues großes Forschungsprojekt, ein Verzeichnis aller französischen Kathedralangehörigen („Fasti ecclesiae gallicanae"), begonnen.

Kirsi Salonen (Rom/Tampere) wandte sich der Erforschung der Kurie durch die skandinavischen Länder zu. Wegen hoher Überlieferungsverluste und aufgrund der Tatsache, dass die Schrifttradition in Skandinavien ohnehin erst spät einsetzte, existieren für den Norden Europas kaum lokale mittelalterliche Quellen. Die kurialen Quellen stellen deshalb eine wichtige Quelle für die Erforschung der skandinavischen Geschichte dar. Ihre Erschließung auf der Basis von Nationalprojekten der einzelnen skandinavischen Länder begann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ist inzwischen nahezu abgeschlossen. Wichtige Forschungsarbeiten wurden bisher zu den päpstlichen Nuntiaturen, der Pönitentiarie, der Rota sowie den skandinavisch-kurialen Beziehungen im Allgemeinen geleistet.

Paolo Ostinelli (Zürich) stellte dar, welche Aufschlüsse die vatikanischen Quellen über die zentralen Alpenregionen geben. Wie für Skandinavien, so sind auch für die abgelegenen Alpengebiete die kurialen Register oft die einzige Überlieferung. Sie bieten unter anderem sozialgeschichtlich wichtige Erkenntnisse über Pfründen- und Eheangelegenheiten. Da in den bergigen Regionen nur geringe Mobilität herrschte, existieren besonders viele Dispense

zur Heirat trotz zu naher Verwandtschaft. Es zeigt sich außerdem, dass für den erfolgreichen Pfründerhalt und -besitz nicht nur Beziehungen an der Kurie, sondern auch die Kenntnis der lokalen Begebenheiten erforderlich war.

Hélène Millet (Paris) leitete die Sitzung am Nachmittag. Marek Kowalski (Krakau) befasste sich mit der Erschließung der kurialen Überlieferung durch Polen. Die polnischen Recherchen in den Vatikanischen Archiven begannen sofort nach deren Öffnung 1885 und standen unter der Leitung der Krakauer Akademie der Wissenschaften und Künste. Eine erste Publikation erfolgte jedoch erst 1913. Während der Zwischenkriegszeit war die Registererschließung wegen finanzieller Schwierigkeiten der Akademie stark eingeschränkt, zu Zeiten des Kalten Krieges wurde sie gänzlich eingestellt. Nach 1977 wurde die Editionstätigkeit wieder verstärkt. Inzwischen ist der Großteil der polnischen Belange erschlossen, doch mangels einer einheitlichen Publikationsmethode erfordern viele Quellen eine Neuausgabe.

Jan Hrdina trug den Beitrag der erkrankten Zdeňka Hledíková (Prag) über die tschechische Kurienforschung vor. Das Böhmen betreffende Quellenmaterial wurde seit Beginn des 20. Jahrhunderts in einer einzigen Editionsreihe, den „Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia", herausgegeben. Die Forschungsmeinung wurde zunächst stark von der antikirchlichen Stimmung dieser Zeit beeinflusst. Man suchte im päpstlichen Zentralismus die Ursache für den Hussitismus und machte das Papsttum für die Missstände in Böhmen verantwortlich. Mittlerweile zeichnen Historiker jedoch ein differenzierteres Bild und das Vorurteil des zu großen Fremdeinflusses wurde durch den Nachweis entkräftet, dass nur ein Bruchteil der ausgestellten Expektanzen tatsächlich zum Pfründbesitz führte.

Jadranka Neralic (Rom) wandte sich Kroatien zu. Wie andere Länder, so verfolgt auch Kroatien eigene Nationalprojekte zur mittelalterlichen Geschichte, nämlich den „Codex diplomaticus Regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae" und speziell für die kurialen Quellen die „Monumenta Croatica Vaticana". Die vatikanischen Quellen erhellen den ungarischen und venezianischen Einfluss auf das heutige Kroatien und lokale Konflikte. Beispielhaft dafür ist die Stadt Zadar, die erst zum kroatisch-ungarischen Reich gehörte, 1409 jedoch an Venedig verkauft wurde. Die kurialen Register geben u. a. Auskunft über die Bedeutung der Stadt als Zentrum für Pilger, die sich auf dem Weg ins Heilige Land befanden. Daneben lassen sich mithilfe des Registermaterials Klerikerkarrieren nachzeichnen.

Das Projekt der Digitalisierung des RG stellte Jörg Hörnschemeyer (Rom) vor. Bislang sind alle neun RG-Textbände in der Datenbank erfasst, daneben bereits fast alle Namens- und Ortsindices. Da das Datenmaterial in semistrukturierter Form vorliegt, also aus einem Daten- und einem narrativen

Teil besteht, wurde für die Speicherung der Daten das langzeitstabile XML-Datenformat gewählt, das problemlos in andere Formate übertragen werden kann. Um eine große Nutzerfreundlichkeit zu gewährleisten, wurden von vornherein Historiker in die Planung mit einbezogen. Dem Nutzer bieten sich bei der Datenrecherche verschiedene Optionen: Neben einer einfachen Volltextsuche sind z. B. Trunkierungen oder Ähnlichkeitssuchen möglich, die das Problem der unterschiedlichen orthographischen Schreibweisen, insbesondere bei Personen- und Ortsnamen, überwinden helfen können. Insgesamt wird die Datenbank die Nutzung des RG erheblich erleichtern und auch ganz neue Fragestellungen an das Material erlauben.

Den einzelnen Beiträgen folgten oft lebhafte Diskussionen. Etliche Referenten hoben hervor, dass sowohl das RG als auch das RPG von der Forschung bisher noch zu wenig genutzt worden seien, obgleich beide zu diversen Themen neue Erkenntnisse liefern können. Ein Anliegen sollte daher sein, weiter auf die Editionsreihen aufmerksam zu machen und auch schon Studenten zur Nutzung der Registerserien zu bewegen. Gleichzeitig wurden jedoch auch Schwierigkeiten bei der Arbeit mit dem RG und die Grenzen seiner Aussagekraft aufgezeigt; sofern vorhanden sollten andere Quellen zur Ergänzung herangezogen werden. Viele Teilnehmer betonten zudem, dass ein internationales Projekt zur Kurienforschung wünschenswert sei. Matheus plädierte dafür, das 500jährige Reformations-Jubiläum 2017 als Anlass dazu zu nehmen.

Friederike Stöhr

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Welt des Geistes, Welt der Politik. Interdependenzen, Schnittpunkte und Vermittler zwischen Gelehrtenrepublik und Staatenwelt in der Frühen Neuzeit*

Auf dem von Sven Externbrink in Kooperation mit dem DHI Paris und der Universität Roma III organisierten Studientag wurden anhand von sieben Fallstudien Erscheinungsformen der Verflechtung zwischen Gelehrsamkeit und „Wissenschaft" und der „Politik" untersucht.

Der Konzeption der Tagung zugrunde lag die Beobachtung, so Sven Externbrink (Rom) in seiner Einführung, dass zwei „Fundamentalprozesse" der europäischen Geschichte etwa zur selben Zeit im selben Raum – Italien – einsetzten, und zwar der frühneuzeitliche Staatsbildungsprozess und die Formierung eines europäischen Staatensystems einerseits, und die humanistische Bewegung andererseits. Der Humanismus habe als Katalysator für den Aufbruch Europas in eine „Neue Zeit" gewirkt, theoretisch und praktisch verschiedene mittelalterliche Traditionen mit der Wiederentdeckung der Antike zu einem neuen Weltbild verschmolzen.

Beide Prozesse waren von Beginn an eng miteinander verflochten. Der frühneuzeitliche „Staat" benötigte nicht nur humanistisch gebildete Juristen oder gelehrte Räte, die die Verschriftlichung und Verrechtlichung von Herrschaft vorantrieben, sondern bediente sich auch wesentlicher Inhalte des Renaissance-Humanismus, mit deren Hilfe er neue Formen der Repräsentation und Selbstdarstellung schuf. Dieser Bedarf entsprach dem letztlich praxisorientierten Ideal der humanistischen Bildungsbewegung. Mit ihren historischen Studien lieferten die Humanisten den aufstrebenden Herrschaften Gründungsmythen und Vorbilder, die es zu übertreffen galt. Eine neue säkulare Politik fand Verwendung für eine antikisch erneuerte Rhetorik, Humanisten schrieben und hielten „Reden" im Dienste des „Staates".

Die erste Sektion „Schnittpunkte" eröffnete Francesco Senatore (Neapel) mit einem Einblick in das Laboratorium der Renaissance und damit in die

---

* DHI Rom 14. Mai 2009, Studientag in Kooperation mit dem DHI Paris und der Università Roma III.

Anfänge der einleitend skizzierten Prozesse. Am Beispiel der Kanzleien der Könige von Neapel in der Mitte des 15. Jahrhunderts konnte er zeigen, wie traditionelle Herrschaftsauffassungen und Mentalitäten und die politische Rhetorik des Humanismus zu einer neuen Form der politischen Sprache verschmolzen.

Im zweiten Vortrag der Sektion zeigte Jörg Ulbert (Lorient), wie Ludwigs XIV. „Superminister" Jean-Baptiste Colbert besonders in den 1660er Jahren systematisch auf Angehörige der Gelehrtenrepublik nicht nur in Frankreich (prominentester Nichtfranzose auf der Gehaltsliste Colberts war zweifellos Hermann Conring) zur Verherrlichung des Sonnenkönigs zurückgriff. Bei der Auswahl der Empfänger von Pensionen ließ er sich anfangs vom Lyriker und Akademiemitglied Jean Chapelain, später vor allem von seinen Bibliothekaren, Pierre de Carcavy und Étienne Baluze, beraten. Ulbert illustrierte sowohl die Kosten dieses Systems als auch den Wandel in der Wahl der Propagandamittel während Colberts Amtszeit. Mit dem Beginn des Holländischen Krieges wurden die Zahlungen an ausländische Autoren, mit dem Tode Colberts wurden die Zahlungen auch an französische Gelehrte eingestellt.

Die Sektion „Instrumentalisierung" eröffnete der Kunsthistoriker William L. Eisler (Lausanne) mit einem Vortrag über die Bedeutung von Medaillen in Politik und Diplomatie der Frühen Neuzeit. Am Beispiel der Republik Genf am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts zeigte er, wie sich aus der Ikonographie von Medaillen, die vor allem als Geschenk für Diplomaten verwendet wurden, die Außenpolitik der Republik Genf zwischen Spanischem Erbfolgekrieg und Régence in Frankreich rekonstruieren lässt. Verantwortlich für die Genfer Medaillenproduktion war Jean Dassier, der die Medaillenserien mit politischen Symbolen teils aus Privatinitiative, teils auf Veranlassung der Republik schlug. Bei der Auswahl und Gestaltung der Motive konnte Dassier zudem auf seine Kontakte innerhalb der Gelehrtenrepublik und des europäischen Gesandtschaftswesens zurückgreifen.

Der Folgevortrag, ein historisch-musikwissenschaftliches „Duett" von Gesa zur Nieden und Sven Externbrink (Rom), skizzierte in einem weiten Bogen einerseits den Beitrag musiktheoretischer Erörterungen des Humanismus und des frühen 17. Jahrhundert (u.a. am Beispiel von Marin Mersennes „Harmonie universelle" [1636]) zur Entstehung der Oper und spezifischer musikalischer „Nationalstile", andererseits die Instrumentalisierung des Gesamtkunstwerks Oper durch die höfische Gesellschaft. Letzteres wurde am Beispiel der Oper „Armide" von Jean-Batiste Lully und Philippe Quinault, dem Modell der französischen „tragédie en musique" schlechthin, illustriert. Die Aufführung der übersetzten „Armide" in Rom im Jahre 1690, vor dem Hintergrund des Konflikts Frankreichs mit dem Papsttum durch die Vertreter des

Sonnenkönigs an der Kurie scheiterte zweifach: Das Publikum wies sowohl den durch die „Armide" transportierten kulturellen als auch den politischen Machtsanspruch entschieden ab.

Die dritte, den „Vermittlern" gewidmete Sektion leitete Elisabeth Stein (Wuppertal) mit einem Porträt des Historikers Paolo Giovio (1483-1552) ein. Zeitlebens bewegte sich Giovio als Klient der Medici an der Kurie, wo er Zugang auch zu engeren politischen Zirkeln hatte. Sein „Insiderwissen", aber auch umfangreiche Quellenstudien flossen in seine historischen Werke ein, etwa in eine Biographie Leos X., die weniger ein Porträt des Papstes als eine Geschichte der Medici ist, und in die unvollendet gebliebene „Historia suo temporis, 1498-1547". Die Tatsache, dass er in Latein schrieb und seine Darstellung mit Zitaten antiker Autoren überfrachtete, verhinderte eine intensive Rezeption seines Werkes, das durchaus mit den historischen Schriften seiner Zeitgenossen Machiavelli und Guicciardini vergleichbar ist. Entscheidend für den Gang der Geschichte ist für Giovio, wie am Beispiel der Papst-Biographie gezeigt wurde, *Fortuna*, deren Wirken sich am Aufstieg und Fall der Medici illustrieren lässt. In der politischen Krise plädiert Giovio für die Auseinandersetzung mit dem Neuen und gegen ein starres Festhalten an der Tradition. Halt in Zeiten des Wandels jedoch gibt ihm nur das Studium der *lettere*.

Mit Kaspar Schoppe (1576-1649) stellte Klaus Jaitner (München) einen Grenzgänger zwischen Politik und Gelehrsamkeit im konfessionellen Zeitalter vor. Der aus der Oberpfalz stammende, lutherisch getaufte Schoppe konvertierte nach seinem Studium (Jura, später jedoch Hinwendung zur Philologie in Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt) 1598 in Prag zum Katholizismus und trat in kaiserliche Dienste ein. Dies war der Beginn eines unsteten Wanderlebens, das ihn u. a. mehrere Jahre nach Spanien, an den Hof Philipps III., und vor allem nach Italien, nach Mailand, Rom und Padua führte. Schoppe war in einer Grauzone kaiserlicher, spanischer und päpstlicher Diplomatie tätig und entwickelte zugleich eine große Produktivität als Polemiker innerhalb der Gelehrtenrepublik. Dabei deutet sich als einzige Konstante in Schoppes Leben oder als „Lebensmotto" das Prinzip des Bruches und des Streites an. Schon die Konversion ist als Bruch mit dem Vater zu deuten, es folgten scharfe Angriffe gegen jene, die zeitweise ihm als Autoritäten gedient hatten und deren Werken er intensive Studien gewidmet hatte. Um nur ein Beispiel zu nennen: Nachdem er 1609-1611 als Sprachrohr der weltlichen Machtansprüche des Papsttums agiert hatte, plädierte er rund zehn Jahre später für die Rehabilitation Machiavellis und die Trennung von Religion und Politik.

Olaf Asbachs (Hamburg) Vortrag über den „Wandel der Gelehrtenrepublik" leitete zugleich die Schlussdiskussion ein. Er skizzierte in einem großen Überblick die Verwandlung der aus dem Humanismus entstandenen Ge-

lehrtenrepublik zur *République des lettres* der Intellektuellen der Aufklärung. Dieser war zugleich „Konsequenz und einer der Faktoren der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Transformationen" Europas im 18. Jahrhundert. Illustriert wurde dies am Beispiel des Abbé de Saint-Pierre, der einerseits als Kritiker den politischen Wandel in Frankreich (von Ludwig XIV. zur *Régence* Philipps von Orléans) und in Europa (Entwurf einer Friedensordnung für das Staatensystem) begleitete, andererseits auch als Akteur, durch seine Tätigkeit in Pariser Akademien und in politischen und administrativen Kreisen daran teilnahm. Ein bedeutender Aspekt des theoretischen Wandels, für den Saint-Pierre steht, ist der Übergang von der philologischen Kritik zur philosophischen Kritik der Aufklärung. Saint-Pierre bezog in der *Querelle des anciens et des modernes* entschieden Stellung für letztere: „Alter" war ihm kein Beleg für Wahrheit, ebenso garantierte überkommene Autorität keine Wahrheit. Mit seiner Kritik der Rhetorik, einer der Wurzeln der humanistischen Bewegung, löste er sich endgültig von der Gelehrtenrepublik der Renaissance. In der Republik der „Philosophes" zählten von nun an Vernunft und Erfahrung als Königswege der Erkenntnis.

In der Abschlussdiskussion wurden aus den unterschiedlichen Themen des Tages zentrale Aspekte der Beziehung zwischen Gelehrtenrepublik und politischer Welt herausgearbeitet, die in allen Vorträgen in unterschiedlicher Intensität anklangen. Durchgehend, vom Hof der Aragon bis zur „Querelle des anciens et des modernes" zur Zeit Saint-Pierres ist der Gegensatz von Tradition und Innovation bemerkbar, dem sich Gelehrsamkeit wie auch politisches Denken und Handeln zu stellen haben. Humanistische Bewegung und Politik gehen eine geradezu symbiotische Beziehung ein, bedingt dadurch, dass die Humanisten Antworten auf zentrale Fragen der Politik geben konnten: Konzeptionell zur Normen und Verfahren des politischen Handelns (Schoppe, Saint-Pierre), konkret in allen Fragen der Außendarstellung (Oper, Medaillen). Mehrfach wurde in diesem Kontext auf den Stellenwert der Geschichte hingewiesen. Historiker wie Giovio deuten die Gegenwart aus der Erklärung der Krise der unmittelbaren Vergangenheit, Politiker wie Colbert bedienen sich der Historiker und setzen auf das historische Argument zur Propagierung des Ruhmes und der Ansprüche des Monarchen. Entwickelt die Geschichte sich im 17. Jahrhundert zu einer Form der Leitwissenschaft, gefördert und instrumentalisiert durch die zentralen Autoritäten, so verliert sie diesen Rang im 18. Jahrhundert an die Vernunft. Dies zeichnet sich bereits in den Projekten des Abbé de Saint-Pierre ab, der sich methodisch an den Innovationen der philosophischen und wissenschaftlichen Revolutionen des 17. Jahrhunderts orientiert und daraus Lösungsvorschläge zur Bewältigung des sich ankündigenden politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandels entwickelt.

Mit der Aufklärung verändert sich die Beziehung von Intellektualität und Politik: Die Philosophes gehen auf Distanz, emanzipieren sich vom Angewiesensein auf den staatlichen Mäzen. Ihr Wissen wird nicht mehr instrumentalisiert, sondern sie distanzieren sich von staatlichen und kirchlichen Autoritäten und gehen über zur kritischen Prüfung aller Wirkungsbereiche der Politik. Im Gegenzug fordert der Staat von seinen „Beamten" eine immer größere Loyalität und unbedingten Gehorsam. Diese Entwicklung hin zur Betonung des staatlichen Partikularismus bedroht den Kosmopolitismus und den Universalismus, den schon die humanistische Bewegung geprägt hat. Auch diese Konstellation begegnete mehrfach in den Beiträgen des Tages.

Abschließend lässt sich feststellen, dass der für die Tagung gewählte Zugriff, die Thematik an einem breiten Themenspektrum – von den Humanisten am Hofe der Aragon in Neapel bis zu Medaillenkünstlern – sich als ertragreich erwiesen hat. Die Interdependenzen zwischen Gelehrtenrepublik und Politik in der frühen Neuzeit bieten noch Raum für eine intensive und systematische Erforschung.

Sven Externbrink

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Roberto Michels e l'Italia. Aspetti di una identità transnazionale

Robert Michels ist einer der ambivalentesten Soziologen des 20. Jahrhunderts. Das liegt nicht zuletzt an seinen Affinitäten zum italienischen Faschismus, für den der in Italien lebende und lehrende Michels durchaus auch propagandistisch wirksam war. Grund genug für das Deutsche Historische Institut Rom, Michels einen eigenen Studientag zu widmen. Die Veranstaltung war der dritte Teil einer Vortragsserie des DHI zur Rezeption deutscher Soziologen in Italien; die beiden ersten Tagungen behandelten Max Weber und Werner Sombart. Der Studientag zu Michels fand am 22. Juni 2009 in den Räumen der mitveranstaltenden Fondazione Lelio und Lisli Basso in Rom statt. Maßgeblich verantwortlich für die Veranstaltung zeigten sich Patrick Bernhard und Lutz Klinkhammer. Robert Michels' Leben und Werk wurde auf der Konferenz von ausgewiesenen Experten in seiner Eigenschaft als Grenzgänger zwischen Deutschland und Italien, im politischen Wechsel vom Sozialisten zum Befürworter des Faschismus, in der Interdependenz seines privaten Lebens und wissenschaftlichen Werdegangs in den Blick genommen. Letztendlich standen somit alle Vorträge unter der Prämisse, die Frage nach Kontinuität und Wandel sowohl in der privaten als auch in der wissenschaftlichen Biografie Michels' auszuloten.

Nach den einführenden Worten des Direktors des DHI, Michael Matheus, stellte Timm Genett (Berlin) die theoretische Genese des Begriffes der nationalen Identität im Werk Michels' dar. Danach werde die Nation über die soziale Interaktion geschaffen. Die Individuen schlössen einen Vertrag untereinander, womit die Wahl der Nationszugehörigkeit zu einem willentlichen Entschluss werden könne, den jeder selbst treffe. Diese freie Entscheidung verband dann Genett mit dem persönlichen Leben von Michels und dessen späterer Wahl Italiens als neuer Heimat. Dabei falle die Kontinuität auf, mit der Michels für Italien eingetreten sei, so schon für die italienische Bewegung im Trentino vor dem Ersten Weltkrieg. Michels habe jedoch immer um Anerkennung in Italien kämpfen müssen. Seine italienische Wahlidentität habe er stets als in Konkurrenz stehend zu der der einheimischen italienischen Be-

völkerung empfunden. Es falle auf, so Genett, daß Michels keinen Beitrag für politische Regelungsmechanismen in ethnisch gemischten Gebieten wie der Habsburgermonarchie geleistet habe.

„Italiano per elezione o per (s)ventura?", hieß die Leitfrage von Federico Trocini (Trient), der die Entwicklung des Patriotismusbegriffs bei Michels aus der Perspektive der beiden späten Werke „Italien von heute" und „Prolegomena sul patriottismo" von 1930 bzw. 1933 im Vergleich zu Werken der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg erläuterte. Das erste als historisch und das zweite als theoretisch angelegte Werk seien geeignet, die These von der Konstanz bestimmter Argumentationsmuster bei Michels nachzuweisen und letztere mit dessen biographischer Entwicklung zu koppeln. So habe sich Michels schon 1905 mit dem Begriff des Patriotismus, hier verstanden als Kulturpatriotismus, beschäftigt und versucht, diesen mit dem Internationalismus zu verbinden. Dabei habe er festgestellt, dass sich beide nicht grundsätzlich, sondern nur graduell unterschieden und der Patriotismus ein „Surrogat" des Internationalismus sei. Trocini beschrieb anschließend Michels' Interesse und Eintreten für Italien, für die italienischen Minderheiten im Trentino und um Triest sowie seinen langen Kampf um die italienische Staatsbürgerschaft und seine italienische Identität. Michels sei sich lange Zeit hierüber unsicher gewesen. Vor allem der seit 1911 tobende Kolonialkrieg gegen Libyen habe ihn an der Richtigkeit seiner Entscheidung zugunsten der italienischen Staatsbürgerschaft zweifeln lassen. Doch schließlich habe der Erste Weltkrieg mit seinem Aufenthalt in Basel wie eine „Sattelzeit" gewirkt: Für Michels bestand nun die Lösung der europäischen Konflikte in der Durchsetzung des nationalen Prinzips.

Eine systematische Analyse der pro-faschistischen Tätigkeit Michels in Deutschland nahm im Anschluss Wolfgang Schieder (Köln) unter dem Titel „Robert Michels propagandista del fascismo italiano" vor. Schieder verortete Michels dabei in ein faschismusinteressiertes Meinungsklima der Weimarer Republik, das von unterschiedlichen Publizisten geschaffen worden sei. Er unterteilte die publizistische Beschäftigung mit dem Faschismus in Weimar in vier Kategorien: Erstens eine kritische Auseinandersetzung mit dem Faschismus, der aber gleichzeitig unterschätzt worden sei, zweitens den Ansatz zu einer objektiven Beschreibung, die vor allem die bedeutenden unabhängigen Zeitungen versucht hätten. Als eine dritte Gruppe nannte Schieder die vom Faschismus faszinierten Enthusiasten, die jedoch nicht davon überzeugt gewesen seien, dass die neue Staats- und Gesellschaftsordnung auf andere Staaten übertragbar sei. Als vierte Gruppe machte er die Propagandisten aus, die den Faschismus als Modell für Deutschland gesehen und diesen auch propagiert hätten. Schieder stellte fest, dass Michels nur ein Enthusiast gewesen

sei, aber kein Propagandist. Der Referent machte dies an unterschiedlichen Argumenten fest: die späte Berufung Michels auf den Lehrstuhl nach Perugia 1928, die relativ wenigen Audienzen bei Mussolini, die Tatsache, dass er überhaupt der Audienzen bedurfte, um den „Duce" zu sprechen, woraus sich schließen lasse, dass Michels kein Berater desselben gewesen sei. Ebenso seien verschiedene seiner Vorworte, insbesondere 1924 nach der Ermordung des Sozialistenführers Giacomo Matteotti durch Faschisten, relativ kritisch gewesen. Michels sei ein politischer Opportunist gewesen, der – neben dem Lob vor allem für die faschistische Wirtschaftspolitik – von Mussolini als politischem Führer begeistert gewesen sei.

Francesco Tuccari (Turin) beleuchtete ausgehend von der Rezeption des Soziologen nach dem Zweiten Weltkrieg „Michels als Theoretiker des Faschismus und des Mussolinismus". Tuccari betonte, dass Michels als Idealist ein Faschist geworden sei. Dabei habe Michels immer wieder im Rückbezug auf seine frühen Werke und theoretischen Überlegungen gehandelt. Daran anknüpfend stellte Tuccari die These auf, wonach es vor allem zwei große Kontinuitätslinien zum bedeutendsten Werk von Michels, der „Parteiensoziologie" von 1911, gebe. Hier habe Michels die SPD auf oligarchische Strukturen untersucht, wobei er sich an die Theorie der Elitenbildung nach Pareto und Mosca angelehnt habe. Elitenbildung sei demnach einerseits organisationsimmanent, andererseits gebe es bei einfachen Mitgliedern der Partei ein Bedürfnis nach einer Führungspersönlichkeit. Genau dies habe Michels bei der SPD nachgewiesen. Zweitens sei diese undemokratische Struktur von Michels erkannt, aber als „für nicht aussprechbar" gehalten worden. Michels habe sich also schon 1911 ein Weltbild angeeignet, wonach *leadership* notwendig sei. Dies habe er 1927 bei seiner Ablehnung der Demokratie sowie in seiner Kritik an Mehrheitsbeschlüssen und dem Pluralismus angewandt. Hieraus sei von ihm die Theorie der Führerschaft entwickelt worden, der Mussolini dann entsprochen habe. In solchen Systemen würden Wahlen durch die öffentliche Meinung ersetzt, die der Führer als guter Interpret richtig zu deuten wisse. Das vermeintlich authentische Aufeinandertreffen von Volk und Führer habe Michels somit der liberalen Demokratie entgegengesetzt.

Frank R. Pfetsch (Heidelberg) stellte seinen Vortrag unter die Fragestellung, wie sich Leben und Werk bei Michels, einem typischen Intellektuellen seiner Zeit, gegenseitig beeinflusst hätten. Dabei fand vor allem Michels' Renegatentum beim Referenten großes Interesse. Michels' Œuvre liefere noch heute jenseits der Parteiensoziologie interessante Ansatzpunkte. Bemerkenswert sei, dass Michels nicht das politische System untersucht, sondern sich der Partei als politischer Bewegung genähert, zugleich aber innerparteiliche Strömungen nicht erkannt habe. Gerade dieser Blick auf die Partei sei daher

auch aufgrund seines eigenen Scheiterns in der SPD persönlich motiviert gewesen. Pfetsch stellte die Aspekte des Wandels in den Vordergrund der Biographie, wobei er vier Phasen ausmachte: Eine großbürgerliche Kölner Phase, eine radikaldemokratische sozialistische Phase, die Phase der positiven Adaption der Elitentheorie und schließlich die letzte Phase, in der Michels unverhohlen Sympathien für den „Duce" bekundete. Die wissenschaftliche Thematisierung lasse sich ebenfalls in vier Phasen einteilen und korrespondiere mit biographischen Wechseln: Erst habe das radikaldemokratische Grundpostulat bei Michels geherrscht, dann widmete er sich der Organisationssoziologie und der Frage der Oligarchiebildung, dem die Frage nach dem voluntaristisch-individuellen Handeln als Voraussetzung für politischen Fortschritt folgte, wobei der einzelne Führer der Masse gegenübergestellt worden sei. Schließlich konstatierte Pfetsch eine faschistische Phase, in der sich Michels vor allem mit dem Cäsarismus nach der Demokratie auseinandergesetzt habe und somit nach einem Ausgleich zwischen dem Individuum und dem Kollektiv gesucht habe. Michels habe sein Handeln stets als Kontinuität aufgefasst, er sei von Bewegungen fasziniert gewesen, habe sich aber als Individuum in keiner Partei unterordnen können und sei so enttäuscht worden.

Nicola Tranfaglia (Rom) ebnete dann mit seinem Kommentar zu den vorher gehörten Referaten den Weg für die Diskussion. Seiner Meinung nach sei es auch weiterhin schwierig, Michels richtig einzuschätzen. So spräche für seine Zuordnung als Realist dessen Beschäftigung mit der Analyse einer Partei, der SPD, während in seinen persönlichen Entscheidungen vor allem idealistische Züge zu Tage treten würden. Diese idealistischen Züge seien auch in der theoretischen Fundierung des Mussolinismus durch Michels zu erkennen, wobei bemerkenswert sei, dass Michels nicht eine Zeile zum „Partito unico", d.h. der Faschistischen Partei geschrieben habe. Auch weiterhin bliebe die Frage nach Michels' Einstellung zur Demokratie, zur Frage der Nationalität und nach seinem Agieren als Faschist von höchstem Interesse.

In der folgenden Diskussion stellte Schieder fest, dass Michels eine hohe destruktive Intelligenz an den Tag gelegt habe, ohne jedoch die Idee des Führerstaates konsistent entwickelt zu haben. Schieder erklärte dies damit, dass Michels in den zwanziger Jahren in den Theorien der Vorkriegszeit verharrt sei, die die Natur der PNF nicht zu erklären vermochten; Michels musste zwangsläufig an der Oberfläche bleiben. Genett stellte fest, dass darüber hinaus Michels Rousseau erst 1908, also nach seiner persönlichen republikanischen Zeit, in seinen Werken zitiert habe, wobei dies dem Trend der Zeit entsprochen habe. Pfetsch betonte dann die Position von Michels zwischen Rousseau und Empirie und stellte fest, dass Michels die Freiheit als Preis für den Führerstaat verstanden habe. Er sah in Michels einen „Aufklärer", denn

Kritik sei für seinen Ansatz entscheidend gewesen. Tuccari hob hervor, dass Michels erst nach der Begegnung mit Mosca und Pareto Rousseau zitiert habe, womit Michels die Theorie der Führerschaft durch den Verweis auf die *volonté générale* stärker legitimieren wollte. Folglich verortet Tuccari hier den Beginn einer Radikalisierung des theoretischen Gebäudes Michels'. Durch die unterschiedliche politische Gesinnung von Weber und Michels – der eine liberal, der andere radikal sozialistisch – lasse sich dann trotz ähnlicher Sprache die voneinander abweichende politische Entwicklung nach dem Weltkrieg erklären. Tuccari betonte die Ablehnung des Preußentums bei der Wahl Michels zugunsten von Italien und Frankreich. An der Frage Tranfaglias, weshalb Michels so unkritisch gegenüber dem Faschismus gewesen sei, entwickelte sich eine lebhafte Diskussion. Durch die Ablehnung der Demokratie sei Michels das Vergleichsobjekt abhanden gekommen, wie Trocini formulierte. Das sei der Grund für die mangelnde Beschäftigung des Soziologen mit dem Faschismus gewesen. Nach Ansicht von Schieder habe Michels nie eine geeignete Definition von Regierung aufgestellt. Genett betonte Michels' Rolle als Sprecher des faschistischen Regimes im Ausland, wobei Michels sich vor allem von ökonomischen Erfolgen des Faschismus begeistert gezeigt habe. Demokratie und Republikanismus hätten nun für Michels keine Rolle mehr gespielt. Klinkhammer unterstrich, dass es nach Genett der sich bei Michels verändernde theoretische Identitätsbegriff war, der auch den Soziologen selbst verändert habe, wohingegen Tuccari diese Änderung in der Abwendung vom Sozialismus gesehen habe. Pfetsch und Tuccari betonten abschließend Faktoren seiner Herkunft, insbesondere die persönlichen ökonomischen Verhältnisse als einen wichtigen Beweggrund für Michels' Werdegang: er habe sich in Köln gegen Preußen gewandt und sei deswegen erst philo-französisch, dann philo-italienisch geworden. Nur am Rande sei angemerkt, daß die sprachliche Expertise der Referenten eine zweisprachige Debatte auch ohne Rückgriff auf eine Simultanübersetzung oder Englisch als Mittlersprache erlaubt hat.

Patrick Bredebach

TAGUNGEN DES INSTITUTS

„Abgehört" – Intercettazioni. Krieg und Nachkrieg des faschistischen Achsenbündnisses im Lichte neuer Quellen*

Zwischen Oktober 1939 und Juni 1945 wurden in den alliierten Kriegsgefangenenlagern auf dem Londoner Landgut Trent Park sowie in Fort Hunt bei Washington Kriegsgefangene der „Achse" abgehört. Ihre Gespräche wurden auf Wachsschallplatten mitgeschnitten, dann niedergeschrieben und anschließend ausgewertet. Zudem vernahmen die Ermittler ihre Gefangenen, ließen sie Fragebögen ausfüllen und sammelten biographische und psychologische Informationen über sie. Abhörprotokolle in der Stärke von 75.000 Seiten lagern in den National Archives in Kew Gardens und in Washington, DC.

Sönke Neitzel hat mit seiner Edition „Abgehört" auf diese bislang übersehene Quellengattung aufmerksam gemacht, die völlig neue Perspektiven auf die Selbstwahrnehmung deutscher und italienischer Offiziere und Soldaten eröffnet.[1] Das Partnerprojekt „Referenzrahmen des Krieges" der Universität Mainz, des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen und des Deutschen Historischen Instituts in Rom untersucht den Quellenkorpus nun umfassend unter einer transnationalen, das heißt auf deutsche und italienische Soldaten in britischem und amerikanischem Gewahrsam ausgerichteten Fragestellung: Wie haben die Kriegsgefangenen zeitgenössisch Krieg und Politik gedacht? Wie haben sie die Ereignisse gedeutet und wie nahmen sie sich selber wahr? Die Konferenz „Abgehört" gab am 1. und 2. April 2009 Gelegenheit, am DHI Rom die Abhörprotokolle aus deutsch-italienischer Perspektive zu diskutieren und eine Bestandsaufnahme des bis 2011 laufenden Projektes zu machen.

Die zentralen Themen der Tagung bildeten zum einem das Wesen der Abhörprotokolle als Quelle, die Unterschiede zwischen der Wehrmacht und den italienischen Streitkräften und ihrer jeweiligen gegenseitigen Wahrnehmung. Daraus resultierten Fragen nach dem jeweiligen Selbstverständnis bei-

* Internationale Tagung, 1.–2. April 2009 am Deutschen Historischen Institut in Rom.

[1] Sönke Neitzel, Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942–1945, Berlin 2005, 2. Auflage 2006, 3. Auflage 2007.

der Militärapparate während des Zweiten Weltkrieges und ihrer Transformation in der Nachkriegszeit. Ein letztes Themenfeld waren die unterschiedlichen Geheimdienstkulturen der jeweiligen Krieg führenden Parteien.

Christian Gudehus (Essen) stellte das Projekt und seine Methoden vor. Die Gesprächsmitschnitte werden durch sechs Mitarbeiter der historischen, soziologischen und sozialpsychologischen Teilprojekte ausgewertet. Im Zentrum steht dabei die Frage nach dem so genannten Referenzrahmen (Erving Goffman) der gefangenen Soldaten und Offiziere. Dieser besteht aus selbstverständlichen Hintergrundannahmen des Alltags, abstrakteren Hintergrundvorstellungen, sozialisierten Haltungen und Habitusformen sowie der konkreten Situation selbst, in der sich die Kriegsgefangenen befanden. Der Referenzrahmen setzte sich also aus bewussten wie aus unreflektierten, aus subjektiven wie aus sozialisierten Elementen zusammen. Ziel der Auswertung ist, die zeitgenössischen Wahrnehmungen und Deutungen der damaligen Ereignisse durch die abgehörten Akteure zu rekonstruieren, und ihre subjektiven Handlungsoptionen zu verstehen.

Gudehus, wie später alle anderen Projektbeteiligten, wies ausführlich auf die Tücken der Abhörprotokolle hin und verdeutlichte das Potential des Materials und seine Grenzen. Die Kriegsgefangenen wurden meist bereits unmittelbar nach ihrer Gefangennahme und dann über einen längeren Zeitraum hinweg abgehört. Da die Kriegsgefangenen sich in einer Phase des Übergangs befanden und ihre bisherigen Deutungen des Kriegs und des NS-Regimes vielfach überdachten, hatten sie das Bedürfnis, sich ihren Mitgefangenen mitzuteilen. Dafür hatten sie viel Zeit; erstmals seit Jahren konnten sie sich aussprechen, ohne Sanktionen befürchten zu müssen. Gerade der persönliche und subjektive Charakter der Gespräche, die Verunsicherung der Abgehörten und die zeitliche Nähe zu den diskutierten Ereignissen erlauben den Blick auf die zeitgenössischen Deutungsmuster, bevor diese schließlich in der Nachkriegszeit durch eine neue Sinngebung abgelöst wurden. Zwar setzte sich eine negative Sicht auf das NS-Regime schnell durch, und die Verantwortung für die Niederlage wurde der militärischen Inkompetenz Hitlers zugeschoben, doch die Einstellung zur Wehrmacht im Krieg habe sich in der Gefangenschaft nur wenig verändert, wie Sönke Neitzel betonte. Doch wurden auch zahlreiche Gegenbeispiele zu den unter den Kriegsgefangenen dominierenden Narrativen angeführt und sorgten für ein ausgewogenes Bild.

Alles in allem waren die Gefangenen gespalten in der Frage, ob der Krieg für Deutschland schon verloren sei. Keineswegs gaben alle deutschen Kriegsgefangenen den Krieg nach 1943 verloren, und es lassen sich Fälle anführen, in denen sich Offiziere noch aus der Gefangenschaft heraus um eine Beförderung bemühten. Bekennende Nationalsozialisten bildeten eine unter

mehreren Untergruppen unter den Gefangenen. Dort wurde Hitler weiterhin verehrt. Auch unter den italienischen Militärs gab es unterschiedliche Positionen, und trotz des verbreiteten Gefühls, verraten worden zu sein, bewunderten viele das deutsche Offizierskorps. Auch dämpften die Veranstalter zu hohe Erwartungen an das Material. Neue Erkenntnisse über Verbrechen der Wehrmacht oder der italienischen Armee werde es keine geben. Dafür aber bietet es Einblicke, wie die Militärs den Massenmord wahrnahmen und beurteilten.

Das Publikum und manche Kommentatoren übten sich ausgiebig in Quellenkritik, obgleich die meisten Kritikpunkte von den Referenten selbst bereits in den Vorträgen thematisiert worden waren. So blieben die Diskussionen bisweilen redundant. Deutlich wurde zweierlei: Vermutlich wussten die Kriegsgefangenen nicht, dass sie abgehört werden. Darauf deutet zum Beispiel die Tatsache hin, dass sie sich gegenseitig das erzählen, was sie den Verhöroffizieren verschwiegen hatten, und dass sie offen über die eigenen Kriegsverbrechen sprachen. Aber selbst wenn sie geahnt hätten, dass sie abgehört werden, hätten sie nicht den Referenzrahmen verbergen können, innerhalb dessen sich ihr Denken und Handeln bewegte. Weiterhin wurde diskutiert, wie die Alliierten das abgehörte Material filterten, und was Eingang in die Archive fand und was nicht.

Da das Erkenntnisinteresse der Amerikaner und Briten breit gefächert war und sich auf verschiedene Aspekte wie Militärtechnik, Strategie und Taktik, die Mentalitäten und die Lagebeurteilungen des Gegners sowie auf Kriegsverbrechen bezog, ist anzunehmen, dass die Wortprotokolle der abgehörten Gespräche das Spektrum des in der Kriegsgefangenschaft Sagbaren in seiner ganzen Breite abdecken. Felix Römer (Mainz), der in seinem Teilprojekt die Wahrnehmungsmuster der abgehörten deutschen Kriegsgefangenen mit ihrem soziographischen Profil in Verbindung bringt, erläuterte in seinem Vortag ausgiebig die Methoden der US-Army in Fort Hunt. Das Anliegen der Intelligence-Offiziere war es, herauszufinden, welche der Gefangenen Nazis waren. Zu diesem Zweck wurden zu jedem der abgehörten Soldaten Akten mit personenbezogenen Daten angelegt und unter Verwendung soziologischer Methoden Fragebögen ausgewertet. Die Ergebnisse der amerikanischen Ermittler mündeten in zum Teil zweifelhaften Klassifikationen, und die vermuteten Korrelationen zwischen Gesinnung und Alter, Bildung oder Konfession ließ sich nicht verifizieren.

Die Vorträge von Römer und Tobias Seidl (Mainz) zeigten zudem auf, dass das deutsche Offizierskorps in seinen Ansichten wesentlich heterogener war als bislang angenommen. Das Reflexionsniveau der in den Streitkräften des deutschen Kaiserreiches gedienten älteren Offiziere scheint insgesamt höher gewesen zu sein als das der jüngeren Offiziere. Erfahrungsgemeinschaften

wirkten aber weit stärker auf das Handeln und die Wahrnehmungen der Akteure als Generationsgemeinschaften. Weniger das Alter, sondern eben die Erfahrung der Teilnahme oder Nichtteilnahme am Ersten Weltkrieg waren also ein entscheidender Faktor. An diesem Beispiel zeigt sich freilich, dass sich Generation und Erfahrung auch decken können. Die während des Zweiten Weltkrieges wirkungsmächtigste Erfahrungsgemeinschaft bildeten zweifellos die der Soldaten an der Ostfront, denn der Krieg in der Sowjetunion ideologisierte Jung und Alt. Seidl zeigte weiterhin auf, was Niederlagen und die Kriegsgefangenschaft bei den deutschen Militärs bewirkten: Die gut funktionierende Militärmaschinerie der alliierten Demokratien, mit der sie in der Realität des Kriegsgefangenenlagers konfrontiert waren, beeindruckte die deutschen Offiziere. Viele, die das Scheitern der Weimarer Republik noch selbst erlebt hatten, nahmen nun Demokratie erstmals als leistungsfähig wahr. Aber auch die Einschätzung des fernen sowjetischen Kriegsgegners hatte sich durch die sowjetischen Erfolge gewandelt: Die militärische Leistungsfähigkeit der Roten Armee und die Organisation der KPdSU hatte den Deutschen Respekt abgerungen.

Die Frage, wie sich deutsche und italienische Soldaten im Krieg gegenseitig wahrnahmen, wurde von Sebastian Groß (Mainz) und Amedeo Osti Guerrazzi (Rom) diskutiert. Das Panel war besonders reich an Ergebnissen, da deutlich wurde, wie sehr beide Seiten die jeweils andere als Alteritätspartner benötigten. Die Bündnisstruktur des nationalsozialistischen Deutschlands und des faschistischen Italien, und dessen vorzeitiges Ausscheiden aus dem Krieg, ermöglichte es beiden, dem eigenen Tun in Abgrenzung zum jeweiligen Anderen Sinn zu verleihen. Dieser Mechanismus konnte nur zwischen Bündnispartnern wirksam werden, und wurde durch das italienisch-deutsche Beispiel eindrücklich belegt. Italienische Kriegsgefangene zeichneten die Wehrmacht als eine technokratische und grausame Armee, der gegenüber die eigene zivile Menschlichkeit und kulturelle Überlegenheit bewahrt habe. Auf deutscher Seite hingegen konnte man durch die Wahrnehmung der Italiener als Versager und Verräter das eigene Durchhaltevermögen und die deutsche Kampfesstärke überhöhen. Jeweils beide Seiten schließlich fühlten sich von ihrem Bündnispartner verraten. Insgesamt, so führten die beiden Referenten aus, habe die italienische Seite stärker als die deutsche auf das Arsenal nationaler Stereotype aus dem 19. Jahrhundert zurückgegriffen und sich an den im Ersten Weltkrieg gesammelten Erfahrungen orientiert. Deutsche Militärs hingegen begründeten ihr nun negatives Italienbild vor allem mit den direkten Erfahrungen, die sie mit dem Verbündeten gemacht hätten. In der Diskussion wurde dieser Befund allerdings stark hinterfragt.

Es zeigte sich, dass die Kapitulation Italiens 1943 beim deutschen Militär eher eine Affirmation der deutschen Kriegführung bewirkte. Nicht nur das: Die italienische Kapitulation scheint eine win-win Situation für alle Beteiligten gewesen zu sein: Das nationalsozialistische Deutschland pflegte eine neue Dolchstoßlegende vom Verrat durch den Verbündeten; Italiener verbreiteten die Mär von den „Italiani brava gente" und entledigten das Land erfolgreich der Verantwortung für faschistische Verbrechen. Den Alliierten wiederum kam das bewusste Kleinreden des italienischen Kriegsbeitrages und der faschistischen Verbrechen allzu gelegen, da man so Italien als Bündnispartner gegen die Deutschen gewinnen konnte, und zudem die geläuterten Faschisten gegen die italienischen Kommunisten positionieren konnte. So wurde deutlich, dass viele der nach dem Zweiten Weltkrieg wirkungsmächtigen Relativierungsmythen im Kern bereits in den Kriegsgefangenenlagern eingeübt wurden.

Ein letzter Themenstrang der Tagung waren die unterschiedlichen Geheimdienstkulturen der Alliierten und der Achsenmächte, und die damit in Verbindung stehenden Mentalitäten. Kriegsgefangene sind stets redselig, erklärte Sönke Neitzel (Mainz) die Tatsache, dass alle Kriegsparteien das Wissen ihrer Gefangenen abschöpfen konnten. Vor allem in Großbritannien genoss das Feld „Human intelligence" ein hohes Ansehen und galt durchaus als kriegsrelevant. Die durch methodische Offenheit effizient gewonnenen Erkenntnisse über deutsche Taktiken, die Truppenmoral, Luftfahrttechnik, Raketentechnologie und Funkcodes haben den Kriegsverlauf für die Alliierten daher günstig beeinflusst. Anders in Deutschland: Das auf soldatische Primärtugenden ausgerichtete Ethos der Wehrmacht führte zu einer Geringschätzung der eigenen nachrichtendienstlichen Tätigkeiten.

Der Pragmatismus der Alliierten, gepaart mit einem starken Antikommunismus, führte nach dem Krieg auch dazu, dass deutsche SS- und SD-Offiziere vor allem durch die amerikanischen Nachrichtendienste wieder verwendet wurden, wie Kerstin von Lingen (Tübingen) in ihrem Vortrag aufzeigte. Vor allem in Italien, wo die amerikanische Angst vor einer kommunistischen Machtübernahme besonders ausgeprägt war, kamen viele ehemalige Nazis in US-Diensten zum Einsatz. Deutsche SS-Angehörige bekamen für ihre Tätigkeit für die USA Straffreiheit zugesichert und wurden finanziell unterstützt. Die deutschen Agenten wussten den Handel später effektiv für sich zu nutzen: Sie drohten damit, die amerikanischen Dienste mit ihren Kenntnissen über solche Deals zu desavouieren, und konnten gegen sie gerichtete Ermittlungen erfolgreich behindern.

In der Abschlussdiskussion übten einige der Diskutanten nochmals methodische Kritik am Projekt und zeigten sich von der transdisziplinären Aus-

richtung des Projektes wenig überzeugt. Es schien, dass manche sich nicht auf den Anspruch des Projektes einlassen wollten, das nicht die Ereignisgeschichte rekonstruieren, sondern den zeitgenössischen Referenzrahmen der deutschen und der italienischen Kriegsgefangenen beleuchten will. Deshalb stieß die Quellenkritik oftmals ins Leere. Die Darstellung der Wahrnehmung des Holocaust sowie der Kriegsverbrechen durch die Wehrmacht und durch die italienischen Armeen blieb auf der Konferenz leider unterbelichtet. Die Erforschung des Referenzrahmens des Krieges durch alle Projektbeteiligten legt aber interessante Fährten, wie Leistungsträger des nationalsozialistischen Deutschlands und des faschistischen Italien sich zu neuen Eliten transformierten, die schließlich den westlich orientierten parlamentarischen Demokratien dienten. Man darf mit Spannung auf die Nachfolgekonferenz warten.

Alexander Korb (unter Mitarbeit von Leonid Sokolov und Manuel Oppermann)

CIRCOLO MEDIEVISTICO ROMANO 2008

23. Januar: Cecilia Tasca, Gli ebrei nella Sardegna catalano-aragonese, zeichnet die Geschichte der auf die Römerzeit zurückgehenden jüdischen Gemeinden auf Sardinien nach, die unter der Herrschaft der Katalanen und Aragonesen im 14. und 15. Jh. eine neue Blüte erlebten, aber auch Gefahren ausgesetzt waren. Trotz der an sich guten Zusammenarbeit der als Kreditgeber unentbehrlichen Juden mit den christlichen Nachbarn und der Obrigkeit nahm der Anpassungsdruck immer mehr zu, bis es 1492 sogar zu massiven Vertreibungen kam.

11. Februar: Joël Chandelier und Aurélien Robert, Medicina e filosofia medievali: un matrimonio all'italiana, stellen einige Traktate von mittelalterlichen Ärzten – Angelo d'Arezzo, Arnald von Villanova, Massimo di Santa Sofia, Taddeo di Bologna, Antonio da Parma, Gentile da Foligno usw. – vor, die gleichzeitig auch Philosophen waren. Dabei kommen Themen wie die Theorie der *species* und der (ärztliche) Averroismus zur Sprache, bei denen sich auch der utilitaristische Gebrauch der Philosophie seitens der Medizin zeige.

10. März: Florian Hartmann, Origini, caratteristiche e ripercussioni dell'*Adelspapsttum* nel secolo VIII, untersucht Voraussetzungen und Konsequenzen, die mit den Erhebungen einiger aus der stadtrömischen Aristokratie stammenden Päpste seit 752 verbunden waren. Die Päpste nutzten ihren Landbesitz im Umland Roms, um auf dessen Grundlage vermittels neu gegründeter *domuscultae* den Diakonien der römischen Kirche eine alternative Versorgungsquelle zu bieten, nachdem der Import süditalienischen Getreides infolge der Auseinandersetzung mit Kaiser Leon III. ins Stocken geraten war. Die vermehrt auf säkulare Aspekte fokussierte Amtsführung dieser Päpste lässt sich insbesondere an Hadrian I. und seinen kontinuierlichen Konflikten mit Karl dem Großen um Landbesitz und um die Deutung der Pippinschen Schenkung veranschaulichen.

28. April: Ilaria Taddei, Dal segreto alla piazza pubblica. L'elezione della „Signoria" a Firenze (secoli XIV-XV), analysiert die rituell-juridische Sprache in den Wahlrechtsbestimmungen der Stadtrepublik Florenz in der 2. Hälfte des 14. Jh. Alle zwei Monate wurde die sog. *Signoria*, d.h. die acht Prioren und der Gonfaloniere di Giustizia, ausgewechselt. Die Florentiner Oligarchie hatte ein komplexes Wahlsystem mit zahlreichen symbolischen Komponenten (Schaffung von sakralen Bezügen, geheime Wahl, Auslosung von Ämtern, öffentliche feierliche Amtseinführung) entwickelt. Die dauernde Wiederholung des Wahlrituals stärkte die kommunale Erinnerung und stiftete Einheit und Treue zur Florentiner Republik. Die Zugehörigkeit zur *civitas* wurde zudem durch die besondere Verbindung der Stadt zu ihrem Stadtpatron gefestigt, wobei letztlich der politische und der religiöse Körper der Kommune verschmolzen.

21. Mai: Marika Räsänen, La traslazione del corpo di S. Tommaso d'Aquino a Fondi nella metà del Trecento, geht den Hintergründen und Umständen der Überführung des Leichnams des hl. Thomas von Aquin vom Kloster Fossanova nach Fondi nach. Die Überführung der Reliquien wurde von Onorato Caetani, dem Grafen von Fondi, organisiert, der den Leichnam zwei Jahre lang in seinem Kastell in Fondi behielt, bis er ihn wieder nach Fossanova zurückbrachte. Diverse Autoren schildern die Ereignisse aus dem jeweiligen persönlichen Blickwinkel heraus, der unterschiedliche politische und religiöse Interessen erkennen läßt. Damit erlauben diese narrativen Quellen nicht nur Aufschlüsse zum Kult der Reliquien des hl. Thomas, sondern auch zu den gesellschaftlichen Bezügen ihrer Verehrung.

18. Juni: Jakub Kujawiński, Alla ricerca del contesto del volgarizzamento della Historia Normannorum di Amato di Montecassino: il codice Paris, BnF, ms. fr. 688, untersucht eine Pariser Handschrift des 14. Jh. von Übersetzungen ins Französische von fünf historiographischen Werken. Die Sammlung vereint die Normannen-Chronik des Amato (der das Hauptaugenmerk gilt), die *Chronica* des Isidor von Sevilla, die *Historia romana* des Paulus Diaconus, die *Historia Langobardorum* sowie die *Historia Sicula*. Aus dem kodikologischen und ikonographischen Befund ergeben sich eine Datierung der Handschrift in die Mitte des 14. Jh. und ihre Entstehung in Neapel. Für die Übersetzung ist an die Jahre nach 1343 zu denken. Weitere Fragen ergeben sich bezüglich des Auftraggebers sowie der möglichen Vorbilder für die Sammlung. Sichtbar wird damit auch die Arbeitsweise des Übersetzers.

5. Dezember: Maria Alessandra Bilotta, I Libri dei Papi. La Curia, il Laterano e la produzione manoscritta ad uso del Papato nel Medioevo. Preludio ad una monografia, fragt nach der Schreibschule am Lateran zur Zeit, als er offizielle Residenz der Päpste war (9.–13. Jh.), und ihrem Stellenwert in der Buchproduktion in Rom sowie allgemein für die kulturellen Aktivitäten der römischen Kirche. Dafür ist eine Erfassung aller Handschriften dieser Provenienz nötig, die auch den Einflüssen aus dem italienischen und nordalpinen Raum nachspürt. Obwohl die Bestandsaufnahme der Handschriften noch nicht als abgeschlossen gelten kann, wird sie neue Aufschlüsse zum kulturellen Ambiente am Lateran und der Arbeitsweise an der Römischen Kurie ermöglichen. Schon jetzt lasse sich sagen, daß diese Buchproduktion komplexer und lebhafter war, als man bislang dachte.

Andreas Rehberg

ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Übersicht

1. Allgemeines 469
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten 473
3. Historische Hilfswissenschaften 516
4. Rechtsgeschichte 522
5. Mittelalter (chronologisch) 527
6. Frühe Neuzeit (chronologisch) 583
7. 19. Jahrhundert (chronologisch) 602
8. 20. Jahrhundert (chronologisch) 608
9. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien) 633

Abigail Firey (ed.), A New History of Penance, Brill's Companions to the Christian tradition. Vol. 14, Leiden-Boston (Brill) 2008, VIII+463 S., ISBN 978-90-04-12212-3, € 125. – Das anzuzeigende Werk kommt vollmundig daher, es will eine „Neue Geschichte der Buße" sein. Wird es diesem Anspruch gerecht? Finden wir hier eine neue „grand narrative" der Bußgeschichte? 14 Autorinnen und Autoren versuchen in zum Teil sehr speziellen Beiträgen die Geschichte des christlichen Bußwesens neu zu belichten. R. Emmet McLaughlin gibt einleitend einen sehr nützlichen und sorgfältig zusammengestellten Überblick über die nicht selten von konfessioneller Apologetik beherrschte Historiographie zu Beichte und Buße vom späten 15. Jh. bis in unsere Tage (Truth, Tradition and History: The Historiography of High/Late Medieval and Early Modern Penance) und beschließt ihn mit einem Bündel wichtiger Fragestellungen für eine künftige Forschung. Der historiographische Blick wird – nicht ohne Redundanz zum vorgenannten Artikel – von Rob Meens noch stärker auf das Frühmittelalter fokussiert (The Historiography of Early Medieval Penance). Den Verhältnissen in der Spätantike sind die Beiträge von Kevin Uhalde (Juridical Administration in the Church and Pastoral Care in Late Antiquity) und Claudia Rapp (Spiritual Guarantors at Penance, Baptism, and Ordination in the Late Antique East) gewidmet. Sie zeichnen auf der Basis der lateinischen und griechischen Quellen (Briefe,

Predigten, Rechtstexte) die Bußpraxis in West und Ost vom 4. bis zum 6. Jahrhundert und stellen die in der älteren Forschung vertretene Ansicht in Frage (Poschmann, Vogel), nach der Konstantinischen Wende habe in der Christenheit bis zum Moment des Sterbens („deathbed penance") ein „penitential void" existiert. Rapp betont für die griechische Kirche die Nähe der Buße zu Taufe und Ordination sowie die Bedeutung der „vicarious penance". Beflügelt vom „ritual turn" widmet sich Dominique Iogna-Prat, Ordines und Predigten auswertend, dem Ort des Bußgeschehens, der Kirche bzw. dem Kloster als dem Theater der (öffentlichen) Buße (Topographies of Penance in the Latin West – ca. 800–1200). Die Hg. Abigail Firey steuert, ein Wort Alcuins aufnehmend, einen Beitrag zum Phänomen der „littering confession" in der Karolingerzeit bei (Blushing befor the Judge and Physician: Moral Arbitration in the Carolingian Empire), in welchem auch dem Gewissen (*forum internum*) vertiefte Bedeutung beigemessen wird („complex, multivalent, and juridically oriented") und vor allem die Rechtsquellen kompetent herangezogen werden. Karen Wagner, dem „ritual turn" verpflichtet, spürt nach den kulturgeschichtlichen Parallelen zwischen Beichtpraxis und sozialen Praktiken im nichtreligiösen Bereich des hohen Mittelalters (*Cum aliquis venerit ad sacerdotem*: Penitential Experience in the Central Middle Ages) und nimmt dazu die Ordines ins Visier, ohne dass dabei neue Einsichten zu Tage treten. Das Gegenteil trifft auf Joseph Goerings glänzenden Artikel zu (The Scholastic Turn [1100–1500]: Penitential Theology and Law in the Schools). Seine früheren Studien (zuletzt in der History of Medieval Canon Law, 2008) fortführend, skizziert er die Zusammenhänge zwischen Bußwesen und der an den Universitäten gelehrten Theologie und Kanonistik. Ausgehend von Gratian Causa 33 (im Zusammenhang mit *Firmiter credimus* 1215) und den Sentenzen des Petrus Lombardus (IV, 14) kann er zeigen, dass das im 12. Jh. erzielte Einvernehmen der Scholastik in Sachen Busse im Streit der Fakultäten des Spätmittelalters zerbrochen ist. Dieses Argument wird fortgeführt durch Henry Ansgar Kelley (Penitential Theology and Law at the Turn of the Fifteenth Century), der im Detail zwei englische Busstraktate der Chaucer-Zeit, die *Pupilla oculi* John Burgh's sowie William Lyndwood's *Provinciale* untersucht. Er weist auf deren Quellen hin und folgt der einschlägigen Diskussion kenntnisreich von Chaucer bis zum Tridentinum. In einer langen Appendix wird der Inhalt der beiden Bußtraktate Burgh's sowie Lyndwood's eingehend analysiert und kommentiert. Für deren umfassende Kasuistik gibt es zahllose Beispiele in den Supplikenregistern der Pönitentiarie! Dieses Material wird (leider nur marginal am Beispiel von 144 Suppliken aus Norwegen) im Beitrag von Torstein Joergensen (Between the Reality of Life and the Order of Canon Law: The Holy Apostolic Penitentiary and the Supplications from Nor-

way 1448–1531) angesprochen. Die Bedeutung dieses päpstlichen Beicht- und Gnadenamtes für die Geschichte der Buße ist damit noch keinesfalls umrissen. Vier weitere Artikel sind der Buße in der Frühen Neuzeit gewidmet. Ronald K. Rittgers will zeigen, wie Luthers Ansichten zur Beichte Politik und Frömmigkeit der Reformationszeit beeinflusst haben (Embracing the 'True Relic' of Christ: Suffering, Penance, and Private Confession in the Thought of Martin Luther). Wietse de Boer (At Heresy's Door: Borromeo, Penance, and Confessional Boundaries in Early Modern Europe) hebt hervor, dass Borromeos konterreformatorisches Bestreben im Erzbistum Mailand darauf abzielte, die (allwöchentliche) Beichte zu einem „Instrument zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung" zu machen (S. 343) um die religiöse Krise seiner Tage zu überwinden, und zeigt wie sein „Modell" auch in Flandern, Frankreich, Spanien und Österreich mit Erfolg angewandt wurde. Gretchen Starr-LeBeau (Lay Piety and Community Identity in the Early Modern World) weitet den Blick über Europa hinaus und skizziert die Busspraxis in Asien, Amerika und dem reformierten England im 16. Jh. Jodi Bilinkoff (Confessors as Hagiographers in Early Modern Catholic Culture) fasst ein Kapitel ihres 2005 erschienenen Buches (Related Lives: Confessors and Their Female Penitents) zusammen. Fazit: Wenn hier auch noch keine umfassende, abgerundete „Neue" Geschichte des Bußwesens vorliegt, so stellen die klar geschriebenen, durch Quellen dokumentierten Beiträge neben dem von Peter Biller und A. J. Minnis herausgegebenen Band „Handling Sin. Confession in the Middle Ages" (York Studies in Medieval Theology II, York 1998) sowie Martin Ohsts Monographie „Pflichtbeichte. Untersuchungen zum Bußwesen im Hohen und Späten Mittelalter", Tübingen 1995, gewiss wertvolle Bausteine zu einer „New History of Penance" dar. Der sorgfältig redigierte Band wird durch einen ausführlichen Sach- und Personenindex abgerundet. Ludwig Schmugge

Gideon Botsch, „Politische Wissenschaft" im Zweiten Weltkrieg. Die „Deutschen Auslandswissenschaften" im Einsatz 1940 – 1945, mit einem Geleitwort von Peter Steinbach, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2006, 362 S., ISBN 3-506-71358-2, € 49,90. – Die Verbindungen zwischen Politik und Wissenschaft in nationalsozialistischer Zeit sind seit geraumer Zeit Gegenstand eines veritablen Forschungsfeldes, an dem sich verschiedene kulturgeschichtliche Disziplinen beteiligen. Die vorliegende Berliner politikwissenschaftliche Dissertation nimmt allerdings nicht – wie der Untertitel suggeriert – die „Deutschen Auslandswissenschaften" in den Blick. Vielmehr untersucht Gideon Botsch vornehmlich die im Jahre 1940 gegründete und besonders von Franz Alfred Six beeinflusste Auslandswissenschaftliche Fakultät (DAWF) der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität sowie das ihr eng

verbundene Deutsche Auslandswissenschaftliche Institut (DAWI). Was die Vorgängereinrichtungen und die Rolle von Six betrifft, so kann auf Studien von Ernst Haiger und Lutz Hachmeister zurückgegriffen werden. Der Autor untersucht detailliert die Genese beider Institutionen und die daran beteiligten, nicht selten miteinander konkurrierenden Personen. Die DAWF wurde durch die Zusammenlegung von Vorgängereinrichtungen (die Berliner Auslandshochschule, die Hochschule für Politik und das Seminar für orientalische Sprachen) gegen erhebliche Widerstände der Universität zu einer eigenständigen Fakultät. Das zeitlich nicht begrenzte Dekanat sowie die Leitung des weitgehend autonom agierenden DAWI versuchte Six gezielt und unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit, in Lehre und Forschung zu einem als kriegswichtig eingestuften Instrument auszubauen. Die dort betriebene Forschung sollte wichtige Ziele nationalsozialistischer Politik legitimieren und aktiv unterstützen, und dies wurde – wie in der Arbeit detailliert gezeigt wird – vor allem im Rahmen zahlreicher Osteinsätze auch realisiert. Die Studierenden – unter ihnen nicht wenige Ausländer – sollten als zuverlässige Nationalsozialisten im Reich und im Ausland wichtige Aufgaben übernehmen. Unter den an der Fakultät sowie am DAWI weitgehend parallel gegliederten Fächern der Volks- und Landeskunden, die im Sinne einer rassisch geprägten „totalen Volkskunde" betrieben werden sollten, war auch Italien vertreten. Im Studiengang Dolmetscher war Italienisch die beliebteste Sprache (S. 134ff.). Unter den vom DAWI jährlich veranstalteten Vortragsreihen wurde im Jahr 1942 das Thema „Deutschland und Italien" behandelt. Der entsprechende Sammelband („Deutschland, Italien und das neue Europa", 1943) enthält Beiträge von Leo Bruhns, Hans Engel, Karl Brandi, Ernst Wilhelm Eschmann, Friedrich Baethgen, Franco Valsecchi und Albert Prinzing (S. 157, 192). Neben Prinzing wirkten als Italienspezialisten an der DAWF Heinz Noack und Erich Erfurt. Insbesondere der Ordinarius Prinzing, der u. a. seit 1943 als Generalvollbemächtigter für die Deutschen Kulturinstitute in Italien und Anfang 1944 als Gründungsdirektor des Deutschen Instituts in Venedig fungierte, verdiente eine spezielle Untersuchung (vgl. bes. S. 273f.). An dem vom Institut durchgeführten etwa zweiwöchigen Ausländerferienkursen, die sich an Eliten anderer Länder richteten und deren Teilnehmer von den diplomatischen Vertretungen des Deutschen Reiches vorgeschlagen werden sollten, nahm auch eine größere Zahl von Italienern teil (S. 159ff.). Zusammen mit der von Frederik M. Plöger im Jahr 2007 vorgelegten Biographie („Soziologie in totalitären Zeiten") über Ernst Wilhelm Eschmann, einem Mitarbeiter des DAWI und Schützling Sixts, liegen zwei Bausteine aus jüngster Zeit vor, auf der die weitere Erforschung der nationalsozialistischen Auslandswissenschaft aufbauen kann. So erscheint es besonders lohnend, die Tätigkeiten von Mitgliedern und Absolven-

ten von DAWF und DAWI in den einzelnen Ländern im Gesamtkontext nationalsozialistischer Kultur- und Wissenschaftspolitik auszuloten und ferner personelle Kontinuitäten nach 1945 in den Blick zu nehmen.

Michael Matheus

Banche multinazionali e capitale umano. Studi in onore di Peter Hertner, a cura di Marco Doria e Rolf Petri, La società moderna e contemporanea, Milano (Franco Angeli) 2007, 345 pp., € 24. – Alcuni ex-allievi di Hertner all'Istituto Universitario Europeo di Fiesole gli hanno reso un affettuoso omaggio in occasione del suo congedo dall'Università di Halle, offrendo una testimonianza della ricchezza degli approcci di storia economica e sociale che hanno tratto ispirazione dalle sue indagini. Il volume, organizzato in cinque sezioni, si apre con un profilo biografico tracciato dal collega Heinz-Gerhard Haupt che vede nel razionalismo liberale il fondamento dell'approccio di Hertner alla storia economica e dà conto della formazione giovanile. Segue un impegnativo saggio dei due curatori che traccia un profilo delle ricerche di Hertner e propone una chiave di lettura del suo percorso storiografico. Hertner, come noto, è stato un pioniere degli studi sugli investimenti del capitale tedesco in Italia e ha condotto un costante confronto con le tesi di Gerschenkron sul ruolo degli investimenti, privati e statali, nel periodo cruciale dell'industrializzazione italiana tra fine Ottocento e primi del Novecento. Lo sguardo comparativo e il rigore analitico lo hanno qualificato come uno degli studiosi più attrezzati a discutere del ruolo delle banche universali nei paesi *second comers*. Hertner non è mai stato persuaso dalle ipotesi sul „balzo" e sulle discontinuità guidate dallo Stato, per le quali non ritiene ci siano prove empiriche adeguate, mentre insiste sulle strategie di impresa. L'ipotesi di Gerschenkron sul rilievo dei fattori sostitutivi nel decollo dei *second comers* viene nell'insieme confermata dagli studi da lui condotti negli anni Settanta e Ottanta, ma precisata nelle specificità italiane connesse alla nascita di Comit e del Credito italiano, e al ruolo giocato dalla Banca d'Italia nei salvataggi bancari. A Hertner interessano le motivazioni imprenditoriali, più di quelle politiche, non riconoscendo a queste ultime la coerenza di una autentica strategia, pur riservando una grande attenzione al ruolo statale in fasi di crisi. Questo giudizio sul carattere in fondo utilitarista della crescita lo induce a guardare al caso italiano per indagini teoriche sulla strategia delle multinazionali negli investimenti esteri. I due curatori insistono sull'approccio istituzionale all'internazionalizzazione come risposta del loro maestro alle questioni poste da Gerschenkron e vedono in Hertner un anticipatore di studi successivi sull'integrazione dei mercati. La bibliografia degli scritti di Hertner che chiude la prima sezione del volume è un utile strumento per seguire lo sviluppo dell'in-

dagine svolta da Hertner sull'Italia e sulla centralità della Germania e del capitale tedesco nella sua analisi comparativa delle multinazionali. L'eterogeneità inevitabile dei tredici contributi di ricerca presentati nelle successive quattro sezioni renderebbe impropria una sintesi mentre una discussione di ciascuno di essi eccederebbe lo spazio assegnatoci. Antonio Tena Junguito offre un'innovativa analisi della tariffa italiana del 1887, Pinella Di Gregorio delinea la nascita del polo petrolchimico siracusano sulla scia degli aiuti internazionali nel secondo dopoguerra, Barbara Curli traccia una rassegna degli studi sulle origini dell'integrazione monetaria europea, Herbert Reiter accosta le politiche dell'ordine pubblico della Germania ottocentesca a quelle dell'U. E. Agli investimenti esteri sono dedicati i saggi della parte terza e quarta, di F. Chiapparino sul cioccolato, Katia Martinez e Anna M. Aubanell Jubany sui servizi di elettricità in Brasile e l'industria elettrica a Madrid, di Dieter Ziegler sulla banca universale in Europa e di Daniela L. Caglioti sulla famiglia dei Meuricoffre a Napoli, mentre Anna M. Falchero traccia un profilo di storia bancaria regionale umbra per oltre un secolo. Nell'ultima sezione, Fulvio Conti contesta le tesi di Gramsci sulla Massoneria come partito della borghesia economica tra età giolittiana e fascismo, Maria Pia Bigaran tratta di politiche municipali a Trento negli anni Venti, e Blanca Sanchez Alonso chiude con uno splendido saggio comparativo sull'emigrazione europea in America Latina dal 1870 al 1930. Carlo Spagnolo

Bernard Barbiche, Bulla, Legatus, Nuntius. Études de diplomatique et de diplomatie pontificales (XIIIe-XVIIe siècle), Mémoires et documents de l'École des Chartes 85, Paris (École des Chartes) 2007, 575 pp., ISBN 978-2-900791-95-0, € 55. – Al termine della sua carriera di archivista e di docente, dopo aver prestato per quasi tre decenni, dal 1977 al 2004, la sua qualificata opera presso l'École des Chartes di Parigi, il professore Bernard Barbiche ha voluto riunire in un volume una serie di suoi studi apparsi in riviste o miscellanee. Si tratta di venticinque contributi che rappresentano i due ambiti nei quali il professore ha prevalentemente operato nel corso della sua attività scientifica: la diplomatica e la diplomazia, due termini gemelli, derivati in epoche diverse dalla stessa parola greca, *diploma*, indicante in origine un atto ufficiale emanante da un'autorità sovrana, che conferiva un diritto o un privilegio, in relazione con il diplomatico, in quanto messaggero latore di uno scritto ufficiale trasmesso da un sovrano al suo omologo (p. 9). La raccolta è divisa in due parti, rispettivamente dedicate alla cancelleria pontificia nel Medioevo e alla diplomazia pontificia all'epoca moderna. In entrambi i contesti gli studi di sintesi sono frutto del lavoro di ricerca archivistica sfociato nell'edizione di documenti: è sufficiente ricordare per il periodo moderno la

pubblicazione delle carte del nunzio in Francia Innocenzo del Bufalo (1601–1604) e delle lettere di Enrico IV riguardanti i rapporti con la Santa Sede nel periodo moderno, mentre per il Medioevo sono da menzionare i regesti delle lettere di Urbano V (1362–1370) e il catalogo degli atti pontifici originali (1198–1415) conservati presso le *Archives nationales* di Parigi. La prima parte della raccolta riporta cinque saggi relativi alle persone: scrivani della corte pontificia nei secoli XIII e XIV e procuratori dei re di Francia presso i papi residenti ad Avignone analizzati dal punto di vista della prosopografia e della storia sociale. Un secondo gruppo di quattro saggi si riferisce invece agli atti, tra cui spicca un genere particolarmente raro, ovvero le *litterae ante coronationem*, emanate dai papi prima dell'inizio solenne del pontificato. Interessante, a cavallo tra diplomazia, diplomatica e teologia, lo studio delle arenghe delle lettere di legazione, che mostra, tra il XIII e il XVII secolo, le variazioni degli orientamenti teologici, politici e pastorali connesse con le forme di più alto livello della diplomazia pontificia, ma anche la sostanziale continuità legata alla natura del pontificato in quanto tale. La seconda parte della raccolta, più estesa, è composta da un primo gruppo di sette saggi riferiti alla diplomazia pontificia tra la seconda metà del XVI secolo e il XVII. Le trattazioni versano in via generale sull'evoluzione della diplomazia pontificia nel XVII secolo, con speciale riguardo alla situazione francese, e in particolare sulla figura del legato *de latere*, con le sue prerogative, i suoi poteri e i suoi collaboratori. I nove studi della seconda parte si soffermano sui rapporti tra la Santa Sede e la Francia durante il regno di Enrico IV, il momento in cui la Figlia primogenita della Chiesa rientrò da protagonista nel novero delle potenze cattoliche. I contributi mostrano la collaborazione instaurata tra Clemente VIII e il re di Francia per il consolidamento dei rispettivi ambiti: l'appoggio prestato da Enrico IV al papa nella questione di Ferrara e l'intervento del cardinale Alessandro de Medici, il futuro Leone XI, nel ristabilimento della chiesa di Francia al termine delle guerre di religione e il suo fondamentale contributo al trattato di Vervins. I singoli scritti sono riprodotti nella forma originale, con la stessa paginazione, sullo stile delle ristampe anastatiche, mentre una numerazione continua a piede di pagina unifica l'intero volume. La bibliografia del professor Barbiche relativa ai due ambiti di indagine in oggetto è riportata alle pp. 13–16, dove si trovano i riferimenti alle pubblicazioni originali. Conclude il tutto un accurato indice dei nomi. Silvano Giordano

Arnold Esch, Economia, cultura materiale ed arte nella Roma del Rinascimento. Studi sui registri doganali romani 1445–1485, Inedita 36, Roma (Roma nel Rinascimento) 2007, X, 467 pp., ISBN 88-85913-47-4, € 50. – Nonostante che alcuni degli „studi“ assemblati nel volume trattino dello stesso ar-

gomento e portino perfino lo stesso titolo, con il pericolo di qualche eccesso di ripetitività, non si può dire che il lavoro nel suo insieme ne risenta; al contrario: i diversi capitoli, non che sovrapporsi tra loro, si intersecano felicemente a costituire la trama di un discorso omogeneo e compatto. Merito dell'autore che si è fatto attento regista di se stesso. Esch, che è un formidabile erudito, ma anche storico intelligente, riordina l'ingente materiale e segna il percorso della sua trattazione con una serie di formulazioni precise e di altrettanto chiare risposte che offrono al lettore un punto di orientamento anche là dove la massa documentaria minaccia di travolgerlo. Esch è anche saggista conversevole e arguto che, se si trattiene dai paradossi e dalle provocazioni, diciamo alla maniera di R.S. Lopez, non disdegna la battuta, quando essa serve a esprimere più efficacemente un concetto. Così, di fronte a una tabella irta di cifre, che mostra l'impressionante divario tra le importazioni di merci a Roma e le esportazioni – quelle superiori a queste di 40 volte –, rassicura il lettore sorpreso e desideroso di una spiegazione, con un netto e un po' irriverente giudizio: „Roma consuma molto e produce poco (...), o meglio: Roma, oltre al formaggio e alla carne produce lettere papali e rendite ecclesiastiche" (p. 21), cioè partite invisibili che nessuna dogana registrerà. E in un altro luogo, a proposito del problema che ha tormentato molti, – perché mai in certe epoche sono nati tanti e grandi artisti, e pochi in altre; perché nel decennio 1375–1385 ci sono stati solo grandi scultori, e nel decennio 1395–1405 solo grandi pittori –, Esch scioglie il dilemma antropologico con un'inversione della causalità temporale: „sono le committenze del 1410 – dice – che fanno sì che essi – cioè quegli artisti – nascano nel 1380" (p. 296). La committenza, appunto: essa è il nodo problematico del libro, il punto su cui sono fatte convergere le autonome e distinte analisi degli storici dell'economia, dell'arte, della società, per cercare non un denominatore comune tra sviluppi artistici e sviluppi economici, e meno che mai una identità, o una connessione causale, bensì il loro anello di congiunzione, la mediazione che trasforma le potenzialità insite nella ricchezza, di per sé da questo punto di vista inerte, nella fioritura delle grandi opere dell'ingegno artistico. Nel nuovo clima sociale e culturale della Roma del Rinascimento questa mediazione è stata assunta dalla committenza di papi e cardinali, che animati dall'ideologia del mecenatismo si sono sentiti legittimati a spendere in beni di lusso e opere d'arte, a programmare ambiziosi progetti edilizi, per conseguire così prestigio e gloria, valori ormai ritenuti imprescindibili. L'esempio si è poi diffuso in sempre più ampie cerchie della società cittadina. Ma anche senza queste eccezionali iniziative, che certamente hanno cambiato il volto della città, la sola presenza della Curia, che diventò stabile e permanente a partire dal pontificato di Martino V, è di per se stessa un potente fattore di sviluppo economico. La con-

troprova si ha quando Roma rimane temporaneamente „senza Papa", e tutto il movimento commerciale si riduce, secondo i calcoli di Esch, a 2/3 e anche meno del „normale"; e cosa assai significativa le importazioni si abbassano in misura maggiore di quella che era la parte consumata direttamente dalla Curia. Roma, la città soltanto, e senza le importazioni esenti da dogana, che erano poi quelle che riguardavano la Curia, importa da Firenze l'8% dell'intera annuale produzione laniera di quella città. Roma si può definire ora „città portuale" (così come, relativamente a quei tempi, Firenze è stata definita „potenza marittima"), e al mare, che le assicura l'afflusso crescente di materiali da costruzione e di preziosi marmi, è debitrice del suo sviluppo edilizio. Tenendo anche conto delle sue interconnessioni bancarie con Bruges, e dei pagamenti per decime e benefici ecclesiastici che riceve dal nord-Europa, direi che siamo in presenza di una „economia-mondo" *sui generis*, che Esch ha ricostruito in tutti i suoi originali aspetti. Mario Del Treppo

Peter Herde, Diplomatik, Kanonistik, Paläographie. Studien zu den Historischen Grundwissenschaften, Gesammelte Abhandlungen und Aufsätze, Bd. 3, Stuttgart (Hiersemann) 2008, VIII, 628 S., ISBN 978-3-7772-0810-7, € 89. – Dies ist der abschließende Band der zusammenfassenden Neuausgabe von Herdes Aufsätzen aus mehr als vier Jahrzehnten. Zu den vorausgehenden Bänden 1 und 2.1 vgl. QFIAB 83 (2003) S. 481f. und 482f.; Band 2.2 (in dieser Zeitschrift nicht angezeigt) erschien 2005 und enthält hauptsächlich Herdes Einzelbeiträge zu den Päpsten Cölestin V. und Bonifaz VIII. und ihr Umfeld. Mit dem vorliegenden Band erreicht die Ausgabe einen Gesamtumfang von rund 2000 Seiten. Titel und Untertitel bezeichnen den für Herdes Mittelalterforschung typischen Ansatz, aus der Analyse von speziellen diplomatischen oder paläographischen Problemen deren weiter reichende historische Bedeutung zu entfalten, mit anderen Worten, den verachteten „Hilfswissenschaften" die ihnen zukommende Dignität als „historische Grundwissenschaften" zurückzugeben. Herde war einer der ersten deutschen Forscher, der genau dieses Potential auch in der von Stephan Kuttner belebten Kanonistik erkannt und insbesondere für das Verständnis des kurialen Urkundenwesens genutzt hat: hierher gehören die in diesem Band wieder vorgelegten Arbeiten über das Fälschungsdelikt (1965), die Delegationsgerichtsbarkeit (2002), die Justizbriefe (1965/2005), die Traktate des Marinus von Eboli (1962/63), das Formelbuch Gerhards von Parma (1967) und die Registra contradictarum (1979), die durch den weitgespannten Überblick „Diplomatik und Kanonistik: Bilanz und Perspektiven" (2006) abgerundet werden. Sechs weitere Beiträge führen aus der Diplomatik in die Reichsgeschichte des 12. und 13. Jh., zwei weitere aus der Paläographie in die Florentiner Frührenaissance. Insgesamt umfaßt

der Band 15 Beiträge, die im Gegensatz zu den vorausgehenden Bänden aus Kostengründen nicht neu gesetzt werden konnten, sondern photomechanisch reproduziert werden mußten. Die damit ausgeschlossene interne Überarbeitung wird ersetzt durch nachgestellte Addenda und Corrigenda (S. 621–629). Leider fehlt ein Gesamtregister, das aber wenigstens partiell durch die eingeschlossenen Sonderregister zu den beiden Beiträgen über Marinus von Eboli und Gerhard von Parma vertreten wird. Martin Bertram

Wolfgang Schieder, Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland, Göttingen (Wallstein) 2008, 591 pp., ISBN 978-3-8353-0358-4, € 39. – Il volume raccoglie importanti saggi dedicati al fascismo italiano e al nazionalsocialismo tedesco, il cui asse unificante è costituito dall'analisi comparata e dai processi di reciproca interazione tra i due movimenti e tra i due regimi. Si tratta di un ambito storiografico che è stato scarsamente approfondito e che anzi ha incontrato resistenze e veri e propri ostracismi sul piano metodologico e sul terreno politico-ideologico. Nella Germania federale, la categoria del totalitarismo ha per lungo tempo contribuito ad espungere il nazismo dalla storia e dalla società tedesca, proiettandolo nel confronto metastorico con il comunismo sovietico e riducendolo alla figura „demoniaca" di Hitler, ma ha anche marginalizzato il fascismo nella storia d'Europa, disconoscendone il carattere totalitario, relegandolo al mero contesto italiano e oscurandone la dimensione internazionale. Sul versante italiano, si è assistito invece a una prolungata rimozione della influenza devastante del fascismo nell'Europa tra le due guerre, nonché di tutti quegli aspetti che potevano accomunarlo alla Germania nazista, e solo la storiografia più recente ha cominciato a porre queste tematiche al centro dell'attenzione. L'itinerario scientifico di Schieder si inserisce pienamente in quest'ultima stagione di studi. Nei saggi qui raccolti l'A. non solo evidenzia la capacità di misurarsi con la complessità dell'analisi comparata tra fascismo e nazionalsocialismo, ma mette anche in luce il rapporto di filiazione diretta dell'uno dall'altro e l'impossibilità stessa di comprendere il caso tedesco prescindendo da quello italiano. Esistono infatti impressionanti analogie negli obiettivi politici, nei metodi di lotta, nella composizione sociale e nella doppia struttura politica e paramilitare dei due movimenti. Ma l'aspetto più significativo è che il fascismo italiano e la „doppia strategia" messa in atto da Mussolini e simboleggiata dalla „marcia su Roma" costituirono per Hitler un modello essenziale per la conquista del potere e per l'instaurazione della dittatura nazista. Di particolare rilevanza furono in questo ambito l'alleanza con le élites tradizionali e la „normalizzazione" delle correnti movimentiste, nonché la spinta alla costruzione di uno Stato totalitario in cui il Duce e il *Führer* svolgessero un ruolo di mediazione

tra mobilitazione plebiscitaria delle masse e istanze delle diverse componenti della policrazia dominante che sosteneva entrambi i regimi. Ciò non significa che l'A. intenda trascurare le differenze del caso italiano e tedesco, il diverso peso dell'antisemitismo all'interno dei due regimi, l'uso differenziato del terrore, o anche la mancata o la riuscita neutralizzazione politica dei partner dell'alleanza di potere, che in Italia incontrò ostacoli insormontabili per l'esistenza della monarchia e per il configurarsi della Chiesa come uno „Stato nello Stato". Ciò che qui si rileva è l'insostenibilità di una dicotomia tra il carattere totalitario dello Stato nazista e l'asserita natura autoritaria di quello fascista, laddove invece la differenza dovrebbe essere colta non già nella diversa qualità dei due progetti totalitari, bensì nel loro diverso grado di realizzazione (e qui avrebbe giovato un confronto ravvicinato con Emilio Gentile). Da questo stesso punto di vista un altro campo di verifica è costituito dalla politica estera dell'Italia fascista, che, lungi dal prestarsi ad essere deideologizzata, appare indissociabile nella seconda metà degli anni '30 dalla radicalizzazione totalitaria all'interno del paese, in una prospettiva organicamente convergente con la Germania nazista. D'altra parte, se la svolta verso l'antisemitismo di Stato coincise con una fase tarda del regime fascista, ben altrimenti presente era stato in Italia il razzismo rivolto contro i popoli dell'Africa e gli slavi, verso cui si rivolgeva l'imperialismo fascista. Si potrebbe rilevare criticamente la troppo rigida separazione da parte di Schieder tra i due fascismi „classici" e le „dittature tradizionali" instaurate in Romania, Yugoslavia, Ungheria e nella stessa Spagna franchista. In quest'ultimo caso l'influenza del fascismo, almeno sino al 1942, fu ben più invasiva nella politica, nelle istituzioni, nelle simbologie del regime, non meno che sul terreno dell'annientamento degli oppositori. Per converso, assai ricca e stimolante è la linea interpretativa proposta riguardo alla concomitanza in Italia e in Germania di tre crisi strutturali (riferite all'identità nazionale, al mutamento costituzionale e alla trasformazione economica e sociale), che resero particolarmente traumatici tra '800 e '900 i processi di modernizzazione e la transizione verso un sistema democratico e che costituirono un retroterra essenziale per l'ascesa dei movimenti fascisti. A condizione, tuttavia, di prestare in riferimento all'Italia la dovuta attenzione agli elementi di specificità sul piano politico e istituzionale, non meno che su quello economico, sociale e culturale, tutti fattori che renderebbero difficile una trasposizione del modello interpretativo della „via particolare" tedesca elaborato da H.U. Wehler e dagli storici di Bielefeld. Claudio Natoli

Susanne Lepsius/Thomas Wetzstein (Hg.), Als die Welt in die Akten kam. Prozeßschriftgut im europäischen Mittelalter, Rechtsprechung: Materialien und Studien. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Europäi-

sche Rechtsgeschichte 27, Frankfurt M. (Klostermann) 2008, VII, 491 S., ISSN 0931-6183, ISBN 978-3-465-04028-6, € 98. – Thomas Wetzstein, Prozeßschriftgut im Mittelalter – einführende Überlegungen (S. 1–27). – Richard H. Helmholz, *Quoniam contra falsam* (X 2.19.11) and the Court Records of the English Church (S. 31–49). – Marita Blattmann, Beobachtungen zum Schrifteinsatz an einem deutschen Niedergericht um 1400: die Ingelheimer Haderbücher (S. 51–91). – Petra Schulte, Schriftgebrauch im Comasker Zivilprozeß des 13. Jahrhunderts: statutarische Norm und klösterliche Überlieferung (S. 95–138). – Daniel Lord Smail, Apects of Procedural Documentation in Marseille (14th – 15th Centuries) (S. 139–169). – Christina Deutsch, *Acta*, *Registra* und *Manualia consistorii*. Die institutionelle Struktur des Regensburger geistlichen Gerichts und die Ordnung des Prozeßschriftgutes (15.–16. Jh.) (S. 173–195). – Hans-Jörg Gilomen, „*... facto realiter in scriptis*“: Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Verfahren vor der Basler Konzilsrota (S. 197–251). – Thomas Scharff, Erfassen und Erschrecken. Funktionen des Prozeßschriftguts der kirchlichen Inquisition in Italien im 13. und frühen 14. Jahrhundert (S. 255–273). – Julien Théry, Faide nobiliaire et justice inquisitoire de la papauté à Sienne au temps des Neuf: les *recollectiones* d'une enquête de Benoît XII contre l'évêque Donosdeo de'Malavolti (ASV, Collectoriae 61A et 404A) (S. 275–345). – Christine Magin, Schriftlichkeit und Aktenverwaltung am Kammergericht Kaiser Friedrichs III. (S. 349–387). – Susanne Lepsius, Kontrolle von Amtsträgern durch Schrift. Luccheser Notare und Richter im Syndikatsprozeß (S. 389–473). – Jeder Beitrag ist mit instruktiven Abbildungen versehen; S. 475–485: Ausführliche Zusammenfassungen; S. 487f. eine schematische Typologie mittelalterlichen Prozeßschriftguts. Kein Register.

Martin Bertram

Michael Borgolte/Bernd Schneidmüller/Juliane Schiel/Annette Seitz (Hg.), Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft, Europa im Mittelalter, Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 10, Berlin (Akademie) 2008, 560 S. mit 35 SW- u. 15 Farbabb. ISBN 978-3-0500-4373-9, € 69,80. – Das geisteswissenschaftliche Schwerpunktprogramm 1173 der DFG „Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter“ präsentiert mit diesem Band erste Ergebnisse der 2005 aufgenommenen Arbeit. Seine drei Pfeiler sind erstens Transdisziplinarität, das heißt die über Interdisziplinarität hinausreichende Integration von Themen, Methoden und Fragestellungen der beteiligten Fächer, zweitens Transkulturalität, welche die Geschichte Europas als Epoche permanenten kulturellen Austauschs sieht und drittens die Berücksichtigung des Wechselverhältnisses von Integration und Desintegration.

Das europäische Mittelalter – verstanden als „Epoche dreier religiöser Großkulturen, die in sich selbst wiederum weitgehend disparat blieben"(S. 565) – wurde zwecks Lösung seiner komplexen kulturwissenschaftlichen Probleme ins „Labor" versetzt, in dessen „experimentellen Schreibumfeld" „kontroverse Erfahrungen" gewonnen werden konnten (S. 557). Neuartig ist die in diesem Kontext entwickelte Form des „kollaborativen" Schreibens: Forscherinnen und Forschern verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen von über einem Dutzend deutscher Universitäten haben jeweils gemeinsam an einem Artikel geschrieben, ohne dabei die eigene Textverantwortlichkeit aufheben zu wollen. Entstanden ist ein Band, der eine geografische Fläche von Island bis in die Levante zwischen Spätantike und 15. Jh. umfasst. Die Erforschung von Prozessen gemeinsamer Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter geschieht in drei Arbeitsforen: Arbeitsforum A befasst sich mit der Wahrnehmung von Differenz und setzt sich mit kulturellen Integrations- und Desintegrationsphänomenen auseinander, in denen das „Fremde" in Text, Bild und Architektur in das eigene Weltbild einbezogen wurde. So zeigt die Analyse von Architektur und Bilddekor der zum Ausgangspunkt der Balkanmissionierung gewordenen Franziskanerkirche S. Caterina in Galatina im Herzen der griechischsprachigen Region der *Grecia Salentina*, wie fremde Elemente in den Stil- und Formenschatz Apuliens Aufnahme fanden. Arbeitsforum B untersucht den Kontakt und Austausch in einzelnen Kulturbereichen. Arbeitsforum C konzentriert sich in prägnanten und aussagekräftigen Einzelstudien auf Gewaltphänomene als im Kontakt der verschiedenen Kulturen entstandenden und prägenden Muster kultureller Integration und Desintegration. Einführend hebt ein Prolog unter Berufung auf die Regensburger Rede Benedikts XVI. die Aktualität des Themas unter den Stichworten „Gewalt – Religion – Mittelalter" hervor. Im ersten Kapitel wird anschließend die Ebene abstrakter Vorstellungen (Theorien und Normen zur Gewalt) anhand zeitgenössischer Perzeptionen der Plünderung Roms durch die Goten 410 aufgezeigt. Für das Thema Gewalt an einzelnen Personen steht das Schicksal der hl. Radegunde, während die Dänenkriege und die Einigung der englischen Königreiche als Beispiele für den Konnex von Gewalt und Integrations- wie Desintegrationsprozessen auf der Ebene von Gesellschaften dienen. Das Panorama der Gewalt-Phänomene wird durch Gesichtspunkte wie „Gewalt und Geschlecht", „Gewalt und Persönlichkeitsideal" sowie „Gewalthöhepunkte" erweitert. Die Analyse dieser Gewaltakte führt letztlich zu der in der Mediävistik lange nicht gestellten Frage, ob Gewalt als unabdinglich, wenn nicht sogar als notwendig bezeichnet werden kann, um Desintegrations- und Integrationsprozesse als Grundelement menschlicher Geschichte in Bewegung zu setzen? Im Schlusswort denken Bernd Schneidmüller und Annette Seitz über neue

Herausforderungen und Chancen in der Mediävistik nach, um vor dem Hintergrund einer globalisierten kulturgeschichtlichen Debatte „das mittelalterliche Wissen von der Einfügung Europas in das Ensemble dreier Erdteile mit unterschiedlichen Wertekonzepten neu zu studieren" (S. 565). Auch wenn er „offene Flanken" zeigen mag, bietet der vorgelegte Band zweifellos erwähnens- und überlegenswerte Denkanstöße. Kerstin Rahn

Römisches Zentrum und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III., hg. v. Jochen Johrendt/Harald Müller. Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 2, Berlin-New York (Walter de Gruyter) 2008, X, 356 S., ISBN 978-3-11-020223-6, € 58. – Während zur papstgeschichtlichen Wende des 11. Jh. die Literatur insgesamt kaum noch zu überschauen ist, widmet sich dieser auf eine Tagung im Januar 2006 zurückgehende Bd. der bislang stark vernachlässigten Interaktion zwischen dem Papsttum und den Regionen sowie dem kommunikativen Integrationsprozess, in dessen Verlauf römischer Anspruch und regionale Eigenheiten aufeinander trafen. In einer geradezu mustergültigen Einleitung (1–16) benennen die Hg. die Forschungslücken und weisen auf die Notwendigkeit hin, den dialektischen Prozess im Verhältnis von Zentrum und Peripherie aus beiden Perspektiven zu analysieren und zu fragen, inwieweit und warum die in Rom nach 1046 postulierte Autorität in der Peripherie überhaupt Anerkennung finden konnte. In der ersten Sektion werden Instrumentarien der Durchdringung und allgemein die Formen und Mittel des Austausches zwischen Rom und Ortskirchen analysiert, während sich die zweite Sektion eher regionalen Einzelfällen mit ihren jeweils spezifischen Integrationsprozessen widmet. Lotte Kéry, Dekretalenrecht zwischen Zentrale und Peripherie (19–45), untersucht die Wechselwirkungen zwischen römischer Zentrale und peripheren Rechtsschulen, die zur Entwicklung des Dekretalenrechts und letztlich zur tatsächlichen Durchsetzung päpstlichen Rechts in der westlichen Christenheit beigetragen hätten. Thomas Wetzstein, Wie die *urbs* zum *orbis* wurde (47–75), beschreibt die bekanntermaßen gestiegene Mobilität von Menschen und Handschriften nach 1046 und leitet daraus eine „neue Raumwirkung des Papsttums" ab. Claudia Zey, Die Augen des Papstes. Zu Eigenschaften und Vollmachten päpstlicher Legaten (77–108), zeigt, wie die gezielte Auswahl päpstlicher Legaten nach Bildung, Herkunft oder Charakter dazu beigetragen habe, „päpstliche Autorität zu multiplizieren und auch in den entlegenen Regionen der Christenheit zur Geltung zu bringen" (92). Harald Müller, Entscheidung auf Nachfrage (109–131), betont, dass die Nutzung und Selektion päpstlicher delegierter Richter zwar den Klägern *in partibus* überlassen gewesen sei und damit „Bekenntnischarakter"

besessen habe. Gleichzeitig, vom Zentrum her gesehen, hätten die Päpste dieses Instrument aber zur Begründung ihres Jurisdiktionsprimats genutzt und die Hinwendung an ihr Gericht entsprechend bewusst honoriert. Ingo Fleisch, Rom und die Iberische Halbinsel (135–189), beginnt die auf die Peripherie fokussierte zweite Sektion. Er beschäftigt sich in chronologischer Reihung mit den nachweisbaren päpstlichen Legaten auf der Iberischen Halbinsel und macht insbesondere den Kardinaldiakon und späteren Papst Hyazinth/Coelestin III. für die Intensivierung der Beziehungen des Papsttums zur Halbinsel im 12. Jh. verantwortlich. Przemysław Nowak, Die polnische Kirchenprovinz Gnesen und die Kurie im 12. Jahrhundert (191–206), beschreibt die Tätigkeiten päpstlicher Legaten in Polen. Nicolangelo D'Acunto, Chiesa romana e chiese della Lombardia (207–233), betont die vielfältigen, oft heftigen und nicht selten auf „autorità comunali" zurückgehenden, bald zunehmenden, bald abflachenden Widerstände der Mailänder Kirchenprovinz gegen römische Zentralisierungsbemühungen. Jochen Johrendt, Der Sonderfall vor der Haustüre: Kalabrien und das Papsttum (235–258), kann anhand der Quantität von päpstlichen Urkundenausstellungen, Reisen und Legationen, päpstlichen Delegationen und Weihen in Kalabrien eindrucksvoll zeigen, dass Kalabrien – gegen den europäischen Trend – nach dem Pontifikat Calixts II. und verstärkt durch das Schisma von 1130 weder von den Päpsten durchdrungen worden noch selbst auf die römische Zentrale ausgerichtet gewesen sei, sondern sich beide Seiten regelrecht auseinander entwickelt hätten. Rainer Murauer, Geistliche Gerichtsbarkeit und Rezeption des neuen Rechts im Erzbistum Salzburg (259–284), belegt die ungewöhnlich frühe und fortschrittliche Benutzung kanonischen Rechts im Salzburger Erzbistum. Stefan Weiss, Papst und Kanzler. Das Papsttum und der Erzbischof von Köln (285–298), definiert das Verhältnis zwischen Papsttum und Kölner Erzbischöfen, insbesondere seit 1159, als distanziert und erklärt den Befund mit den adligen Wertvorstellungen des deutschen Episkopats, die eine Unterordnung unter den Papst unerträglich gemacht hätten. Rolf Grosse, Frankreichs Kirche und die Kurie (299–321), analysiert anhand von Kardinallegaten und delegierten Richtern das besonders enge Verhältnis der Kurie zu Frankreich und konstatiert, dass die französischen Bischöfe sowohl 1130 als auch 1159 im Schisma auf Seiten des später siegreichen Kandidaten gestanden und insgesamt geholfen hätten, dass das Papsttum zur universalen Macht geworden sei. „Schlussbemerkungen und Perspektiven" formuliert souverän und anregend Klaus Herbers (323–343), der nach angemessener Würdigung der Tagungsergebnisse weitere Studien anmahnt, die eine schärfere Binnendifferenzierung innerhalb der Peripherien sowie eine vom Raum gelöste Definition des Zentrums in Anlehnung etwa an das Diktum *ubi est papa, ibi est Roma* liefern und darüber hinaus Anregun-

gen aus der Transferforschung aufnehmen könnten. Ein Register der Orts- und Personennamen beschließt den Band, der nicht nur durch zum Teil sehr gute Einzelbeiträge, sondern vor allem durch eine kluge Gesamtkonzeption zu überzeugen weiß, die die Komplementarität und das Wechselspiel zwischen Zentrum und Peripherie im Integrationsprozess der lateinischen Kirche bestens veranschaulicht. Florian Hartmann

Raffaele Licinio/Francesco Violante (a cura di), Nascita di un regno. Poteri signorili, istituzioni feudali e struttture sociali nel Mezzogiorno normanno (1130–1194), Atti delle diciassettesime giornate normanno-sveve, Bari, 10–13 ottobre 2006, Centro di studi normanno-svevi, Università degli studi di Bari „Aldo Moro", Atti 17, Bari (Mario Adda) 2008, 440 S., ISBN 9-788880-827740, € 35. – Der hier zu besprechende Tagungsband stellt die inhaltliche Fortsetzung der *Sedicesime Giornate normanno-sveve* dar, die sich mit den „caratteri originari della conquista normanna (1030–1130)" beschäftigt hatten. Diesmal setzte sich das wissenschaftliche Komitee des *Centro di studi normanno-svevi* der Universität Bari das Ziel, die Etablierung des normannischen Königreichs im *Mezzogiorno* zu untersuchen. Die insgesamt 14 Beiträge internationaler Wissenschaftler widmen sich diesem Thema unter politischen, institutionellen und soziokulturellen Aspekten. Einleitend fächert Salvatore Tramontana (S. 15–50) ein weites Panorama an Fragen auf, die mit der Gründung und institutionellen Verfestigung der normannischen Monarchie auf Sizilien verbunden sind und von denen er sich wünscht, dass sie im Zuge dieses Bandes zumindest ansatzweise beantwortet werden. Der Beitrag von Pierre Bauduin (Les modèles anglo-normands en questions, S. 51–97) thematisiert die doppelte normannische Herrschaftsimplementierung in Nord und Süd anhand des anglo-normannischen Modells. Ausgehend von den jüngsten Forschungen stellt Bauduin die wichtigsten Institutionen zur Ausübung der Herrschaft vergleichend gegenüber und fragt dabei nach der Kontinuität bereits vorhandener Strukturen sowie nach der Existenz einer spezifisch normannischen Identität in Italien und England. Der Gesetzgebertätigkeit König Rogers II. widmet sich Salvatore Fodale (Le prime codificazioni, S. 99–114). Dabei greift er die langjährige, von Ménager und Marongiù angeführte Forschungsdebatte auf, ob es eine normannische Kodifizierung vor dem *Liber Augustalis* Friedrichs II. überhaupt gegeben habe. Überzeugend legt Fodale dar, dass auf Basis der handschriftlichen Überlieferung eine legislative Tätigkeit Rogers II. unzweifelhaft bewiesen ist, ob sich diese jedoch auf dem Hoftag von Ariano im Jahre 1140 äußerte, wird eine Hypothese bleiben müssen. Mit Hilfe von onomastischen Studien kann die Sprachwissenschaftlerin Maria Giovanna Arcamone (S. 115–130) zeigen, dass der Einfluß der französischen

Kultur und Sprache den Wortschatz der feudalen Gesellschaft entscheidend geprägt hat, wobei auch fränkisch-germanische Wurzeln nicht von der Hand zu weisen sind. Die Herrschaftselite des sizilischen Königreiches ist Gegenstand der folgenden beiden Beiträge (Errico Cuozzo, Poteri signorili di vertice, S. 131–142; Annkristin Schlichte, Chiesa e feudalesimo, S. 143–176). Während sich Cuozzo auf die Herrschaftsbefugnisse der Grafen des Reiches konzentriert, untersucht Schlichte das Verhältnis des Episkopats zum Herrscher und kann dabei vor allem regional bedingte Unterschiede feststellen. Die Spitzengruppe der Herrschaftsträger verlassen Jean-Marie Martin (Les seigneuries monastiques, S. 177–205) und Vito Loré (Signorie locali e mondo rurale, S. 207–237), die sich der Machtausübung auf lokaler Ebene zuwenden. Vergleichbar mit derjenigen der Reichsabteien scheint die Stellung der wichtigsten süditalienischen Abteien zu sein, die teils mit *villani* ausgestattet wurden und den Herrschern militärische Dienste leisteten, wie Martin eindrucksvoll darlegt. Die Besonderheit der sizilisch-normannischen Grundherrschaft hebt Loré hervor, in der die *villani* von den Herrschen mit ihren Gütern, Familien und Erben an Kirchen, Klöster oder andere Landherren übertragen werden konnten und der Residenzpflicht unterlagen. Vom Leben auf dem Land geht es zum Leben in den städtischen Zentren (Giovanni Cherubini, Centri demici e dinamiche economico-sociali, S. 239–258), wo Cherubini die Bevölkerungsentwicklung, das Verhältnis zwischen Stadt und Umland sowie die Entwicklung und Steuerung der kaufmännischen Aktivitäten in den wichtigsten Handelsstädten untersucht. Die Beziehungen zwischen den normannischen Herrschern und den sizilischen Städten thematisiert hingegen der Beitrag von Giancarlo Andenna (Città e corona, S. 259–294), der in weiten Teilen identisch bereits im Band „Federico II nel Regno di Sicilia. Realtà locali e aspirazioni universali" (hg. von H. Houben und G. Vogeler, Bari 2008) unter dem Titel „Autonomie cittadine del Mezzogiorno" gedruckt ist. Darin distanziert er sich von dem verbreiteten Ansatz, bei dem die norditalienischen mit den süditalienischen Städten verglichen werden und stellt die Alterität der Städte des Mezzogiorno als administratives, politisches und soziales Zentrum in den Mittelpunkt. Insgesamt zielte die normannische Politik – mit einigen Ausnahmen in der Zeit Tankreds von Lecce – darauf ab, die Autonomie der süditalienischen Städte einzuschränken. Der Kommunikation und Repräsentation von Herrschaft am normannischen Königshof ist die letzte Sektion gewidmet (Glauco M. Cantarella, La cultura di Corte, S. 295–330; Fulvio Delle Donne, Liturgie del potere: le testimonianze letterarie, S. 331–366; Pina Belli D'Elia, Liturgie del potere: i segni visivo-oggettuali, S. 367–394). In diesem Kontext ist auf die ebenfalls im Jahr 2008 erschienene Studie von Alexander Franke hinzuweisen, der gezeigt hat, dass Peter von Blois der ei-

gentliche Verfasser des *Liber de regno Sicilie* und damit mit Hugo Falcandus identisch ist (DA 64/1 [2008] S. 1–13). Eine Zusammenfassung von Cosimo Damiano Fonseca (S. 395–413) rundet diesen anregenden Tagungsband ab.

Julia Becker

Knut Görich/Jan Keupp/Theo Broekmann (Hg.), Herrschaftsräume, Herrschaftspraxis und Kommunikation zur Zeit Kaiser Friedrichs II., Münchner Beiträge zur Geschichtswissenschaft 2, München (Herbert Utz) 2008, 414 S., ISBN 978-3-8316-0756-3, € 44. – Die Beschäftigung mit dem staufischen Kaiser Friedrich II. (1194–1250) scheint nie uninteressant zu werden, wie die jüngst erschienene Biographie von Hubert Houben (siehe S. 543 ff.) und die aktuell noch laufenden Habilitationsprojekte von Georg Vogeler (München) und Stefan Burkhardt (Heidelberg) zeigen. Für das Jahr 2010 ist eine grosse Ausstellung über „Die Staufer und Italien. Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa" geplant, die zunächst in Mannheim und anschließend in Süditalien zu sehen sein wird. Zentrales Anliegen des hier zu besprechenden Bandes, in dem die Beiträge einer vom 13.–14. März 2007 an der Universität München abgehaltenen Tagung publiziert werden, war die „Regionalisierung der Perspektive" (S. 12) auf das politische Handeln des Staufers, wie Knut Görich in der Einführung betont (S. 9–18). Die Frage nach den „regional unterschiedlichen, kontextgebundenen Erwartungshaltungen, die an den Herrscher herangetragen wurden und auf die er zu reagieren hatte" (S. 13) sowie die methodische Nähe der Tagung zu einer „Kulturgeschichte des Politischen" (S. 13) sollten dazu beitragen, die langlebigen Mythen, die sich um die Herrschaft und Person Friedrichs II. gebildet haben, neu zu überdenken. Gerade der Mythos der „Modernität" des Staufers hat die Rezeption Friedrichs II. in Deutschland nachhaltig geprägt (Marcus Thomsen, Modernität als Topos – Friedrich II. in der deutschen Historiographie, S. 21–39), während die italienische Geschichtsschreibung den Staufer im Zuge der Nationalstaatsbewegung als den „Vater des ghibellinischen Vaterlandes" feierte (Roberto Delle Donne, Der Vater des ghibellinischen Vaterlands. Friedrich II. in der modernen Geschichtsschreibung und Kultur Italiens, S. 41–60). Dem Bild, das der zeitgenössische englische Historiograph Matthäus Paris von der Herrschaft Friedrichs II. zeichnet, geht Björn Weiler (Stupor Mundi: Matthäus Paris und die zeitgenössische Wahrnehmung Friedrichs II. in England, S. 63–95) nach. Dabei entwirft Matthäus Paris grundsätzlich ein positives Friedrich-Bild, das nicht immer dem seiner Zeitgenossen entsprechen dürfte und sich entsprechend der politischen Umstände wandelte. Die nächsten Beiträge wenden sich von der Konstruktion des Friedrich-Bildes ab und der Inszenierung der herrschaftlichen Repräsentation am kaiserlichen Hof zu. In diesem Rahmen untersuchen

Jan Keupp (S. 97–119) die ritterlich-höfische Kultur und Martina Giese (S. 121–171) die Menagerie Friedrichs II. Dem propagandistischen Charakter von Münzbildern und Fresken gehen die folgenden beiden Beiträge nach. Michael Matzke (S. 173–204) legt materialreich dar, wie die norditalienischen Kommunen Como und Bergamo nach ihrem Wechsel auf die kaiserliche Seite die politische Zugehörigkeit der Stadt demonstrativ durch die Übernahme des kaiserlichen Münzbildes zum Ausdruck brachten. Bei der Interpretation der Wandmalereien der Torre Abbaziale von San Zeno in Verona legt Harald Wolter-von dem Knesebeck (S. 207–227) erstmals ein starkes Gewicht auf die Eigeninteressen des auftraggebenden Abtes, der seine Person und Gastgeberrolle betonen wollte, und relativiert damit den bisherigen Anspruch des Gemäldes als direktes Zeugnis des kaiserlichen Selbstverständnisses. Ebenfalls in den Kontext der Inszenierung von Herrschaft gehört der Beitrag von Gerd Althoff (S. 229–251), der die öffentlich zur Schau gestellte Demut Friedrichs II. anläßlich seiner Auftritte bei der Aachener Krönung 1215 und bei der *elevatio* der Gebeine der heiligen Elisabeth 1236 analysiert, dabei jedoch das Fazit zieht, dass man trotz der öffentlich durchgeführten symbolischen Handlungen wenig über die persönliche Frömmigkeit des Kaisers aussagen kann. Mit unterschiedlichen Formen von Herrschaftspraxis und Kommunikation von Herrschaft befassen sich die restlichen Beiträge. Dabei gehen Theo Broekmann (Unterwerfung unter den Kaiser – Rhetorik und Ritual im Fall von Faenza, S. 253–278), Christoph Dartmann (Zwischen kaiserlicher Legitimation und kommunaler Autokephalie – Beobachtungen zur „Regierung" Friedrichs II. in Reichsitalien, S. 281–303) und Christoph Friedrich Weber (Kommunikation zwischen Friedrich II. und den italienischen Kommunen, S. 305–340) vor allem auf das Verhältnis des Staufers zu den oberitalienischen Kommunen ein. Einen speziellen Aspekt von mündlicher Kommunikation untersucht Georg Vogeler (S. 343–361), der anhand der Nachrichten in den historiographischen Quellen die Wirkung der „Veröffentlichung" von Urkunden Friedrichs II. im *Regnum Siciliae* durch „Zeigen, Vorlesen und Abschreiben" (S. 357) rekonstruiert. Die Beziehungen zwischen dem Kaiser und den Reichsfürsten thematisiert Knut Görich (S. 363–388) am „Prozess" gegen Herzog Friedrich II. von Österreich. Dabei zeigt Görich, dass der Verlauf dieses Konfliktes im wesentlichen von der Norm bestimmt war, die auf die Wahrung des kaiserlichen *honor* abzielte. Beim abschließenden Vergleich der Gesetzgebertätigkeit Friedrichs II. im Königreich Sizilien und nördlich der Alpen stellt Klaus van Eickels (S. 391–405) die These auf, Friedrich habe zur Legitimierung seiner Entscheidungen Expertenkommissionen herangezogen, die den Konsens der Fürsten ersetzten und somit zu einer „neuen Form konsensualer Herrschaft" (S. 403) führten. Die Stärke des vorliegenden Tagungsbandes liegt

ganz klar im methodischen Ansatz, der in den einzelnen Beiträgen meist überzeugend umgesetzt wurde. Am Ende dieser inspirierenden Studie steht zwar kein vollkommen neues Friedrich-Bild, doch macht sie deutlich, wie notwendig konstruktive Kritik am Mythos Friedrichs II. immer noch ist.

Julia Becker

Gundula Grebner/Johannes Fried (Hg.), Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter. Wissenskultur am sizilianischen und kastilischen Hof im 13. Jahrhundert, Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 15, Berlin (Akademie Verlag) 2008, 404 S., ISBN 978-3-05-004082-0, € 69,80. – Im Mittelpunkt des anzuzeigenden Bandes, der die interdisziplinären Beiträge der vom Teilprojekt B2 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel: Der Königshof als Beispiel" im Rahmen des SFB 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel" im Oktober 2001 durchgeführten Tagung zusammenfaßt, steht das für diese Zeit außergewöhnliche Interesse für die Naturwissenschaften am friderizianischen Hof. Nach einem einleitenden Beitrag von Israel Jacob Yuval (S. 13–40), der sich mit der jüdischen Messias-Erwartung für das Jahr 1240 und den christlichen Reaktionen darauf auseinandersetzt, geht es in vier größeren Kapiteln um Interkulturalität und Verwissenschaftlichung am mittelalterlichen Fürstenhof. Das erste Kapitel beschäftigt sich dabei mit dem Verhältnis von Herrschaft und Wissen in der Umgebung Friedrichs II. Ulrich Oevermann (S. 43–98) untersucht mit Hilfe der von ihm entwickelten objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse das von der mediävistischen Forschung häufig traktierte Prooemium der Konstitutionen von Melfi (1231) auf die formale Rationalisierung von Herrschaftslegitimation in Verbindung mit schriftlich kodifizierten Rechtsquellen. Daran anschließend fragen Joachim Poeschke (S. 99–129) anhand der Miniaturen im berühmten Falkenbuch Friedrichs II. (Cod. Pal. lat. 1071) und Folker Reichert (S. 131–143) im Bereich der Geographie nach dem Umgang von Herrschaft und Wissen am kaiserlichen Hof. Im Zentrum des zweiten, mit insgesamt sechs Beiträgen umfangreichsten Kapitels steht der *Moamin*, eine von Theodor von Antiochien 1240/41 am Hof Friedrichs II. aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzte Falkenheilkunde, die insgesamt aus fünf Büchern besteht. Der Transfer der arabischen Vorlage des lateinischen *Moamin* von Tunesien nach Sizilien scheint ein Ergebnis der kulturellen Kontakte zu sein, die Friedrich II. 1240 mit dem Hof in Tunis pflegte, wie Anna Akasoy (S. 147–156) überzeugend nachweisen kann. Über die Existenz eines „Zweiten Falkenbuches" Friedrichs II., eines sogenannten *Liber de avibus et canibus*, streiten sich die folgenden Beiträge. Während Johannes Fried (S. 179–196) seine Existenz durch das Manuskript des Mailänder Kaufmanns Guilielmus Bottatius, der darin Karl I.

von Anjou 1264/65 eine Prachthandschrift eben dieses *Liber de avibus et canibus* zum Kauf angeboten hätte, als erwiesen sieht, bezweifeln dies Martin-Dietrich Gleßgen und Baudouin Van den Abeele (S. 157–178) und vermuten dahinter lediglich eine Kombination von *Moamin* und *De arte venandi cum avibus*. Der Überlieferung und Bearbeitung des *Moamin* sind die folgenden drei Beiträge gewidmet. Während Stefan Georges (S. 197–217) der starken Vervielfältigung und Überarbeitung des *Moamin* im Umfeld Friedrichs II. nachgeht, vergleicht Barbara Krause (S. 219–238) zwei Handschriften aus dem 14. Jh., die auf die heute verlorene altfranzösische Übersetzung des Daniel von Cremona zurückgehen. Daran anschließend bespricht Martina Giese (S. 237–270) detailliert die Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte des Traktats *Practica canum*. Das dritte Kapitel des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit dem astronomischen Handbuch des Michael Scotus, dem *Liber Introductorius*: Silke Ackermann, *Habent sua fata libelli* – Michael Scot and the transmission of knowledge between the courts of Europe, S. 273–284; Gundula Grebner, Der *Liber Nemroth*, die Fragen Friedrichs II. an Michael Scotus und die Redaktionen des *Liber particularis*, S. 285–298; Joseph Ziegler, The Beginning of Medieval Physiognomy: The Case of Michael Scotus, S. 299–319. Im letzten Kapitel stehen die Übersetzungstechniken an den Höfen der iberischen Halbinsel im Zentrum des Interesses. Charles Burnett (S. 323–330) untersucht die Rolle des königlichen Mäzenatentums bei Übersetzungen aus dem Arabischen ins Lateinische. Barbara Schlieben (S. 331–350) analysiert anhand des kastilischen und des lateinischen *Moamin* die Adaption von Wissen auf dem Wege der Übersetzung und die unterschiedlichen Wissenskulturen am friderizianischen und alfonsinischen Hof. Johannes Kabatek (S. 351–366) beschäftigt sich aus sprachgeschichtlicher Perspektive mit den Auswirkungen der Übersetzungstätigkeit am alfonsinischen Hof auf die Ausbildung der kastilischen Sprache. In einem philosophischen Exkurs zeigt abschließend Thomas Ricklin (S. 367–389) auf, wie Johannes von Wales in seinem *Compendiloquium* Aristoteles für die Verhältnisse des 13. Jh. „hoffähig" macht. Der vorliegende Band bietet vor allem durch seinen interdisziplinären Ansatz zahlreiche interessante Einblicke in die Wissenskultur und Verwissenschaftlichung des sizilischen und kastilischen Hofes im 13. Jahrhundert.

Julia Becker

La città e il fiume (secoli XIII-XIX) a cura di Carlo M. Travaglini, Collection de l'École Française de Rome 394, Rome (École Française de Rome) 2008, 382 S. ISBN 978-2-7283-0791-3, € 53. – Im Mittelpunkt des auf den Convegno „La città e il fiume" 2001 an der École Française de Rome zurückgehenden Bandes zu den komplexen Beziehungen zwischen Stadt und Fluss steht

die Bedeutung des Flusses als konstitutivem Faktor für die Stadt – ihrer Anlage, ihrer Entwicklung und ihrer Projektion nach außen: So bestimmten und bestimmen Flüsse das Bild der Stadt beispielsweise in der Ikonographie, in Reiseberichten und in der Literatur. In über zwanzig Beiträgen wird in einem chronologischen Bogen vom 12. bis zum Beginn des 20. Jh. der Fluss als städtisches Wassernutzungssystem („sistema idraulico"), als Element urbaner Organisation und Entwicklung, aber auch als Gefahrenpotential am Beispiel italienischer (v. a. Rom, Bologna, Florenz, Venedig, Mailand, Turin, Verona und Pisa) und anderer europäischer Städte (z. B. London, Paris, Madrid) untersucht. Zahlreiche Autoren beschäftigen sich mit Flüssen als städtischen Standort- und Wirtschaftsfaktoren. Francesca Bocchi (Gestione delle acque e politica delle infrastrutture a Bologna all'inizio del XIII secolo, S. 23–29) und Gloria Papaccio (I mulini del Comune di Firenze: uso e gestione nella città trecentesca, S. 61–79) zeigen, dass sich die Kommunen Bologna und Florenz zu Beginn des 13. Jh. aktiv um den Ausbau der Mühlen und auch der Wasserinfrastruktur zum Nutzen der Stadtentwicklung bemüht haben. Ivana Ait (Il Tevere e le attività produttive a Roma nel basso Medioevo, S. 81–94) betont die zentrale Bedeutung des römischen Tiber für die Entwicklung städtischer Ökonomie: Um ihn konzentrierten sich handgewerbliche und produktive Gewerbe und auch der Mühlen- und Fischereibetrieb florierte. Luca Mocarelli (Il sistema dei navigli milanese nelle sue relazioni con l'economia urbana durante il secolo XVIII, S. 197–208) beschreibt die Investitionen in das regionale Wassersystem zur Verbindung der Stadt Mailand mit Ticino, dem Po und den Seen des präalpinen Raumes zur Förderung von Navigation, Gütertransport und gewerblicher Aktivität. Mit der Funktion des Tiber als Transportweg setzt sich Nicoletta Marconi (I legni e le pietre: gli approdi per i materiali edili tra XVII e XVIII secolo sul Tevere a Roma, S. 181–195) auseinander. In Rom existierte bereits in der Antike ein Fluss-Transport-System auf dem Tiber und seinen Zuflüssen. Im 17. und 18. Jh. verschifften dann unterschiedlich strukturierte Unternehmen beispielsweise Holz, Travertin, Kalk und Pozzolanerde. Die Fabbrica San Pietro beherrschte den Hafen von Traspontina und nutzte ihn exklusiv. Rita D'Errico und Anna L. Palazzo (Il Tevere „navigato" e „navigabile": note sul trasporto fluviale tra Restaurazione e unità d'Italia, S. 265–282) untersuchen den Flusstransport auf dem Tiber von den Jahren der Restauration bis zur Einheit Italiens. Flüsse in der Stadt sind allerdings von jeher auch als Gefahrenquelle eingeschätzt worden, die es zu beobachten und im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zu regulieren galt. Auf der Grundlage von Archivalien der „Ufficiali dei Fiumi di Firenze" gibt Emanuela Ferretti („Imminutus crevit": il problema della regimazione idraulica dai documenti degli Ufficiali dei Fiumi di Firenze (1549–1574) S. 105–128) einen Einblick in die

Organisation öffentlicher Regulierungs-Arbeiten zum Schutz der Stadt vor dem Arno und seinen Zuflüssen auf dem Berg und im Tal Florenz. Denis Bocquet (Storia urbana e storia della decisione: l'arginamento del Tevere a Roma 1870–1880, S. 323–342) skizziert die zwischen 1879 und 1880 geführten öffentlichen Debatten um die „Tiberfrage"- die Eindämmung des Hauptflusses der neuen italienischen Hauptstadt. Riassunti der Beiträge, zahlreiche Abbildungen sowie ein Index machen den Umgang mit dem interessanten Band ausgesprochen komfortabel. Kerstin Rahn

Alberto Viganò (a cura di), Benedetto XI. Papa domenicano (1240–1304), Le frontiere dell'anima 9, Firenze (Nerbini) 2006, 186 S., ISBN 88-88625-43-7, € 14; Marina Benedetti (a cura di), Benedetto XI frate predicatore e papa, Studi di storia del Cristianesimo e delle Chiese cristiane 11, Milano (Biblioteca Francescana) 2007, XI, 276 S., Abb., € 17. – Als der Dominikaner Niccolò di Boccassio im Oktober 1303 zum Papst gewählt wurde, konnte niemand ahnen, wie kurz sein Pontifikat dauern sollte: nach nur rund acht Monaten auf dem päpstlichen Thron starb Benedikt XI. am 7. Juli 1304 in Perugia. Große politische Wirksamkeit war diesem Pontifikat in der Tat nicht beschieden und die Forschung beschäftigte sich denn auch lieber mit den ungleich spektakuläreren Pontifikaten des Vorgängers Bonifaz VIII. und des Nachfolgers Clemens V. Im Zuge der Feiern zum 700. Todestag des Dominikanerpapstes im Jahre 2004 wurde allenthalben versucht, Benedikts Pontifikat, gestützt auf die aktuellste Forschung, angemessen zu würdigen. Vorliegende Sammelbände spiegeln dabei die große Bandbreite der Forschungsansätze und Interpretationen wider. In dem von Alberto Viganò herausgegebenen Band ist zunächst positiv zu vermerken, dass der Hg. selbst für einen einleitenden Beitrag verantwortlich zeichnet, in dem die Grundlinien dominikanischer Spiritualität des 13. und 14. Jh. mit dem Schwerpunkt auf der *Caritas primae Veritatis* und deren Bedeutung für Gebet und Predigt dargestellt werden (Introduzione. Spiritualità domenicana fra XIII e XIV secolo). Die immer wieder zu Recht eingeforderte Kontextualisierung historischer Sachverhalte darf vor dem von Historikern gemeinhin ungeliebten bzw. gefürchteten Gebiet der Spiritualität nicht Halt machen, ist sie es doch, durch die viele Entscheidungen und Entwicklungen in ihrer Tragweite überhaupt erst verständlich werden. Carlo Longo stellt in einem längeren Beitrag die für Biographie und Pontifikat Benedikts XI. maßgeblichen Quellen dar und druckt in einem Anhang Texte aus einer im 14. Jh. aus Gründen pontifikaler *memoria* angelegten Anthologie und den biographischen Abriß Benedikts XI. aus der Feder des Dominikaners Leandro Alberti (1479–1553) ab (Il papa domenicano Benedetto XI (1240–1304). Ein Schwerpunkt der folgenden Bei-

träge liegt auf einigen künstlerischen Zeugnissen, die von der Forschung seit jeher mit Benedikt XI. in Verbindung gebracht worden sind. Neben einem noch heute in der Dominikanerkirche zu Perugia aufbewahrten Kelch (Mirko Santanicchia, Il calice di papa Benedetto XI), sind dies das Grabmal des Papstes ebendort (Francesca Balzelli, Corrado Fratini, Il monumento funebre di papa Benedetto XI nella basilica di San Domenico a Perugia nel contesto della scultura funeraria italiana nella prima metà del XIV secolo) und die Sammlung liturgischer Pontifikalgewänder, deren vermeintliche Herkunft aus Persien und China wohl auch weiterhin umstritten bleiben dürfte (Maria L. Buseghin, I parati di Benedetto XI conservati nella chiesa di San Domenico a Perugia: studi e ricerche). – Inhaltliche Überschneidungen mit dem von Marina Benedetti besorgten Sammelband bleiben nicht aus. Sehr viel profunder und ausführlicher wird dort auf die Biographie des Papstes eingegangen, allerdings fällt der Blick auf die künstlerischen Zeugnisse deutlich oberflächlicher aus. In eigenen Beiträgen wird auf die Karriere des Niccolò di Boccassio vor der Erhebung zum Kardinal (Raffaella Citeroni, La carriera ecclesiastica prima del cardinalato), auf das Verhältnis zu Bonifaz VIII. (Agostino Paravicini Bagliani, Niccolò da Treviso e Bonifacio VIII) und auf seine Zeit als Oberhaupt der Christenheit (Grado G. Merlo, Il papa) eingegangen. Dem Verhältnis des Papstes zu Häretikern und Inquisitoren ist ebenso ein eigener Beitrag gewidmet (Marina Benedetti, Frate Niccolò/Benedetto XI, gli inquisitori, gli eretici) wie der Förderung des Baus der Scrovegni-Kapelle in Padua (Ettore Napione, Donato Gallo, Benedetto XI e la cappella degli Scrovegni). Tatsächlich scheinen zwischen Enrico Scrovegni und dem Papst engere Beziehungen bestanden zu haben als bisher angenommen. Der Hypothese, die Ausmalung der Kapelle durch Giotto verdanke sich einer Anregung Benedikts, eignet vor diesem Hintergrund ein hohes Maß an Wahrscheinlichkeit. Ein bedeutsames Kapitel päpstlicher Ordenspolitik wird im Artikel von Franco A. Dal Pino abgehandelt, der auf die Rolle Benedikts XI. bei der Bestätigung des Servitenordens eingeht und dabei faktengesättigt und schlüssig die Entwicklung von einer zwar spätestens seit 1249 privilegierten, jedoch nicht definitiv anerkannten Gemeinschaft hin zu einem päpstlich approbierten Orden beschreibt (L'approvazione papale definitiva dei Servi di Maria del 1304). Wichtig sind die Überlegungen Paolo Tomeas hinsichtlich der Rolle, die Niccolò da Boccassio bzw. Benedikt XI. in dominikanischer Historiographie und Hagiographie spielte (Niccolò da Treviso-Benedetto XI nella storiografia e nell'agiografia domenicana del XIV e XV secolo). Neben bekannten Quellen wie der auf Bernard Gui zurückgehenden Vita wird hier auch ungedrucktes Quellenmaterial in Gestalt einer auf Remigio dei Girolami zurückgehenden Predigt miteinbezogen. Die Zurückhaltung bzw. Verlegenheit, die innerhalb

des Ordens mit Blick auf eine eventuelle Heiligkeit Benedikts XI. spürbar zutage tritt, wird überzeugend damit erklärt, dass die enge – zu enge – Verbindung des Papstes zu Bonifaz VIII. im Verbund mit den Wechselfällen päpstlicher Kanonisationspolitik des 14. Jh. eine Heiligsprechung erfolgreich verhindert habe. In beiden Sammelbänden tritt das Bemühen um einen sorgsamen Umgang mit der defizitären Quellenüberlieferung zutage, werden Leerstellen innerhalb der Überlieferung als solche anerkannt und nicht durch wildes Spekulieren scheinbar beseitigt. Benedikt XI. erscheint als *homo novus*, dessen Aufstieg innerhalb des Ordens vor allem durch die Pflege eines Beziehungsnetzes möglich wurde, das sich auch in der Folgezeit als ausgesprochen belastbar erweisen sollte. Die bereits von den Zeitgenossen kritisierte Tendenz, den eigenen Orden zu begünstigen und landsmannschaftliche Verbindungen über Gebühr zu pflegen, wird in ihrer Ambivalenz wahrgenommen. Die aragonesischen Gesandten neigten gewiss dazu, in ihren Berichten vieles zu überzeichnen, doch wohnt ihrem bekannten Bonmot *Vix aperit iste papa os suum, nisi ad Praedicatores et ad Lombardos* ein Körnchen Wahrheit inne. Abschließend ist wohl der Aussage eines Giovanni Villani zuzustimmen, der mit Blick auf Benedikt XI. feststellte: *Cominiciò assai buone cose.* Die erhaltenen Register sprechen in dieser Hinsicht eine klare Sprache, zeugen von dem Bemühen, die Christenheit insbesondere mit Blick auf Frankreich und Florenz zu befrieden, verdeutlichen aber auch, dass während eines solch kurzen Pontifikates Dinge – wenn überhaupt – nur angestoßen und praktisch nie zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht werden können. Die Früchte ernten immer andere. Ralf Lützelschwab

Anna Esposito/Andreas Rehberg (a cura di), Gli ordini ospedalieri tra centro e periferia. Giornata di studio, Roma, Istituto Storico Germanico, 16 giugno 2005, Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma 3, Roma (Viella), 332 pp., ISBN 978-88-8334-261-5, € 35. – Le relazioni tra centro e periferia in alcuni importanti campi della vita religiosa e delle istituzioni ecclesiastiche sono state accostate in modo originale in due incontri promossi dall'Istituto Storico Germanico di Roma, uno dedicato alle relazioni tra papato e Chiese locali (Römisches Zentrum und kirchliche Peripherie, hg. von Jochen Johrendt/Harald Müller, Berlin 2008, v. alle pp. 14–16), l'altro – i cui atti costituiscono l'oggetto della presente recensione – volto a indagare la struttura e gli sviluppi istituzionali degli ordini ospedalieri medievali. Come Andreas Rehberg e Anna Esposito sottolineano nella Premessa, furono i comuni interessi per l'ospedale romano di S. Spirito in Saxia e per la congregazione che da esso prende il nome a suggerire l'idea di un incontro di studio. Per meglio interpretare i risultati delle indagini di cui già disponiamo, infatti,

si percepisce sempre più l'urgenza di contestualizzare i dati via via emersi entro un più ampio e articolato contesto istituzionale e interpretativo. Se poi si considera l'assenza di studi volti a indagare la natura e la composizione di questi ordini, diviene ancora più evidente la necessità di considerare entro un quadro unitario le diverse espressioni per poter delineare le linee di tendenza generale. Due sono i nodi problematici la cui soluzione presenta il maggior numero di difficoltà: innanzi tutto la corretta comprensione del termine *ordo*, la cui traduzione (con Ordine, ad es.) nelle diverse lingue moderne risulta in molti casi riduttiva o rischia di essere colta secondo la conoscenza *a posteriori* del fenomeno – un pericolo del quale gli autori dei saggi qui presentati sono ben consapevoli. In secondo luogo la notevole fluidità del fenomeno ospedaliero in età medievale, penetrato da motivi religiosi al punto da trovare espressione solo in rapporto con un ente ecclesiastico. Si comprende così l'attenzione giustamente rivolta nei presenti saggi all'aspetto istituzionale, entro il quale si colloca appunto il problema dei rapporti tra centro e periferia. A questo proposito nella Premessa, oltre al significato di „centro" per un ordine ospedaliero – „la casa madre, cioè quell'istituzione che nella maggior parte dei casi costituiva il nucleo originario dell'ordine (...) e che era sentita come centro spirituale" –, si mettono in luce i „diversi livelli" del termine periferia, a seconda sia della distanza geografica dal centro, sia dei diversi contesti politico-regionali. Esistevano inoltre diverse possibilità di collegamento tra centro e periferia, quali le unioni di preghiera, le aggregazioni confraternali, la gestione del patrimonio, ma, soprattutto, esisteva anche un centro dal quale era assai difficile prescindere: la sede apostolica. Si tratta di motivi attentamente tratteggiati nell'ampia e assai dettagliata rassegna di Andreas Rehberg, che costituisce un punto di riferimento per i diversi temi affrontati nel Convegno e offre un quadro inedito del ricco mondo legato alle realtà „ospedaliere" in senso lato. Il volume è articolato in tre sezioni: nella prima i saggi di Roberto Greci, Giuliana Albini, Marina Gazzini e Kay Peter Jankrift esaminano la realtà degli ordini religioso-militari, in particolare i Giovanniti e l'ordine di S. Lazzaro di Gerusalemme; nella seconda Robert N. Swanson, Andreas Meyer e Raffaella Villamena considerano l'organizzazione della questua e il relativo rilascio di indulgenze messo in atto dagli ordini ospedalieri rispettivamente in Inghilterra, e nell'Italia centrale dalla congregazione di Altopascio e dagli Antoniani che si servivano – come anche altri ordini ospedaleri – dei cosiddetti Cerretani, abitanti di Cerreto in Umbria e dintorni, specializzati nella questua. Nella terza sezione, dedicata all'ordine di S. Spirito, Mario Sensi esamina la sua espansione in Umbria e nelle Marche, Anna Esposito la confraternita veneziana dello Spirito Santo, pure legata all'ospedale romano, François Durand le filiali dell'ordine a Besançon e

Digione e Gisela Drossbach la sua espansione nei territori dell'Impero. Il volume è corredato di utili indici degli ordini e delle congregazioni ricordate, dei nomi e dei luoghi, nonché da un'utile carta geografica che consente di localizzare i centri dei diversi ordini considerati e la loro espansione. Si segnala, infine, che alcuni contributi (Swanson, Meyer e Villamena) offrono l'edizione di documenti dei secc. XIII-XVI. Maria Pia Alberzoni

Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter. Kolloquium Dhaun 2004, Geschichtliche Landeskunde 62, hg. von Sigrid Schmitt und Sabine Klapp, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2008, IX, 261 S., ISBN 978-3-515-08573-1, € 40. – Im Februar 2004 veranstalteten das Historische Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und das Deutsche Historische Institut in Rom gemeinsam eine Tagung, bei der einerseits Projekte historischer Grundlagenforschung – Quellenerschließung und prosopographische Datenbanken – und andererseits Auswertungsbeispiele präsentiert wurden. Anlaß war die Vorbereitung eines Forschungsprojekts auf der Grundlage der von Prof. Francis Rapp (Straßburg) einer Mainzer Arbeitsgruppe zur Verfügung gestellten Datensammlung über den Klerus der Stadt und des Bistums Straßburg (die jedoch leider nicht näher beschrieben wird). – Der Band enthält folgende Beiträge: Peter Rückert, Die Datenbank der „Württembergischen Regesten" und ihre prosopographischen Auswertungsmöglichkeiten (S. 5–15); zu finden im Internet unter der Adresse: http://www.landesarchiv-bw.de/hstas/findbuch/a602. Suse Baeriswyl-Andresen, Das „Repertorium Academicum Germanicum". Überlegungen zu einer modellorientierten Datenbankstruktur und zur Aufbereitung prosopographischer Informationen der graduierten Gelehrten des Spätmittelalters (S. 17–36); die RAG-Datenbank ist erst im Aufbau, aber bereits im Internet für Recherchen zugänglich (www.rag-online.org). Andreas Rehberg, Der deutsche Klerus an der Kurie: Die römischen Quellen (S. 37–65), stellt Repertorium Germanicum, Pönitentiariesupplikenregister und Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Weiheregister (Libri Formatarum), Notariatsprotokolle und Archive von Bruderschaften, Klöstern und Orden vor. Karl Borchardt, Die deutschen Johanniter zwischen Ministerialität und Meliorat, Ritteradel und Patriziat (S. 67–74), skizziert aufgrund eigener prosopographischer Forschungen „die Ablösung einer ministerialisch-melioratischen Führungsschicht nach der Mitte des 14. Jahrhunderts [...] durch eine rein ritteradelige Elite, die sich von den Stadtbürgern [...] bewußt distanzierte" (S. 74). Martina Knichel, Klerus in Koblenz (S. 75–80), verfolgt die Entwicklung der dortigen Stifte St. Kastor und St. Florin von Stadt- zu erzbischöflich trierischen Residenzstiften. Arnd Reitemeier, Pfarrkirchen, ihre Verwaltung und die herrschenden Geschlechter der Stadt im

späten Mittelalter (S. 81–92), verdeutlicht – zum Teil anhand von Weseler Beispielen – die Position des Kirchenmeisters an der Spitze der Kirchenfabrik, d.h. des vor allem durch Stiftungen zusammengekommenen Bauvermögens, und die Kontrolle des Rats über diesen Teil der „Memoria der führenden Familien der Stadt" (S. 89). Robert Gramsch, Städtische Gesellschaft und Kirche im sogenannten „Lüneburger Prälatenkrieg" (1446–62) (S. 93–122), charakterisiert diesen als vorübergehende Störung von „eingespielten Loyalitätsbeziehungen" (S. 121) und einem auf Machterhalt zielenden gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Lüneburger Rat und den Sülzprälaten (den geistlichen Anteilseignern an der Lüneburger Saline). Sabine von Heusinger, Die Handwerksbruderschaften in Straßburg (S. 123–140), behandelt Bruderschaftsordnungen, Prozessionen, Konfliktaustragung und Disziplinierung sowie das Gruppenbewußtsein der Handwerksgesellen; sie bezeichnet jene Bruderschaften als eine gesellschaftliche „Schnittstelle" (S. 140). Andreas Rüther, Predigtstuhl, Zunftstube, Ratsbank: Orte politischer Kommunikation im spätmittelalterlichen Breslau (S. 141–166), gibt einen weitgespannten Überblick über die schlesische Stadt- und Zunftgeschichte (mit „English Summary", S. 164–166). Letha Böhringer demonstriert mit Beispielen aus einer Datenbank auf der Grundlage der Schreinsüberlieferung und anderer Bestände des Historischen Archivs der Stadt Köln „Möglichkeiten und Grenzen der sozialen Einordnung von Kölner Beginen und ihren Familien" (S. 167–188) und stellt fest, daß die „Quellenstruktur [...] zuerst die armen und später die wohlhabenden Beginen" benachteiligt und dadurch „ein allmähliches Absinken der ständischen Qualität" der Beginen suggeriert (S. 185) – ein Pauschalurteil, das sie korrigiert. Rita Voltmer, *„Die fueßs an dem leichnam der christenhait / seind die hantwercks leüt. arbaiter / bauleüt / und das gemayn volck ...".* Die Straßburger ‚Unterschichten' im polit-theologischen System des Johannes Geiler von Kaysersberg (S. 189–232), rekapituliert zunächst Überlieferungs- und Definitionsprobleme und vollzieht dann den „Perspektivenwechsel [...] von einer eher sozialgeschichtlich-prosopographischen Analyse" (S. 190) zu einer Rekonstruktion der Wahrnehmungen, Leitbilder und Reformforderungen des „berühmten Münsterpredigers" (ebd.), aus dessen Werken sie ausgiebig zitiert. Rolf Kießling referiert in seiner „Zusammenfassung der Tagungsergebnisse" (S. 233–241) dankenswerterweise wenigstens kurz auch die vier nicht im Tagungsband abgedruckten Vorträge und gibt Anregungen zu einer engeren Verbindung zwischen den einschlägigen projektbezogenen Datenbanken sowie, auf inhaltlicher Ebene, einer „städtetypologischen" und regionalen Differenzierung der Forschung (S. 241). – Der Band ist mit einem Register ausgestattet (S. 247–261).

Christiane Schuchard

Klerus, Kirche und Frömmigkeit im spätmittelalterlichen Schleswig-Holstein, Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 41, hg. von Enno Bünz und Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt, Neumünster (Wachholtz Verlag) 2006, 359 S., ISSN 0-172-9152, ISBN 3-529-02941-6, € 24. – Schleswig-Holstein ist eines der Gebiete, deren vorreformatorische Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte von der Forschung lange vernachlässigt wurde, was dann sogar zu „abwegigen Schlussfolgerungen" bei der Suche nach den Ursachen der Reformation geführt hat (S. 9). In ihrer Einleitung (S. 7–14) geben die beiden Herausgeber einen knappen Forschungsüberblick und erläutern das Programm der Tagung, die der Arbeitskreis für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins und der Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig im Herbst 2003 veranstalteten und deren Vorträge nun gedruckt vorliegen. – I. Der niedere Klerus als Forschungsaufgabe: Wolfgang Petke, Die Pfarrei. Ein Institut von langer Dauer als Forschungsaufgabe (S. 17–49), und Lars Bisgaard, Niederklerus und Frömmigkeit im spätmittelalterlichen Dänemark (S. 51–63), erstatten Forschungsberichte für Deutschland bzw. Dänemark. – II. Stadt und Kirche: Jürgen Sarnowsky, Stadt und Kirche in den spätmittelalterlichen Städten Holsteins (S. 67–85), betrachtet Hamburg, Lübeck und die kleineren Städte im Überblick, während Christian Radtke, Stadt und Kirche in den spätmittelalterlichen Städten Schleswigs (S. 87–101), Bruderschaften und Reformationsverlauf in Flensburg, Schleswig und Husum behandelt. – III. Sozialgeschichte der Geistlichkeit: Die „Anmerkungen zur Prosopographie des vorreformatorischen Niederklerus in Nordelbien" (S. 105–125) von Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt beruhen auf einer Datensammlung über etwa 8.500 Personen im Zeitraum 1401–1542. Brigide Schwarz, Weltgeistliche zwischen Ortskirche und päpstlicher Kurie. Nordelbiens Anteil am spätmittelalterlichen Pfründenmarkt (S. 127–165), stellt Aussagen zusammen, die die Forschung auf der Grundlage der vatikanischen Registerüberlieferung formuliert hat, und rekonstruiert in einem Anhang die Vita des päpstlichen Kollektors und Lübecker Domherrn Ludolf Robring (S. 151–165). Klaus Krüger, Selbstdarstellung der Kleriker – Selbstverständnis des Klerus. Eine Quellenkritik an Grabdenkmälern anhand nordelbischer Beispiele (S. 167–190), arbeitet „die standestypischen Merkmale" (S. 170) heraus. Am außergewöhnlich gut dokumentierten Beispiel des „Johannes Gadeking († 1521)" schildert Wolfgang Prange die „Lebensverhältnisse eines Lübecker Vikars" (so der Untertitel; S. 191–213). Stefan Petersen, Die Schreibfähigkeit von Geistlichen im spätmittelalterlichen Bistum Ratzeburg (S. 215–237), analysiert 49 Pfründentaxierungsurkunden aus dem Jahre 1319. Enno Bünz, Zwischen Kirchspiel und Domkapitel. Der niedere Klerus im spätmittelalterlichen Dithmarschen (S. 239–271), for-

dert zu systematischer Auswertung der vatikanischen Quellen auf. – IV. Geistliche und Laien zwischen Kirche und Welt: Heinrich Dormeier präsentiert unter dem Titel „Wirtschaftlicher Erfolg, Laienfrömmigkeit und Kunst in Lübeck um 1500" „die Stiftungen des Bankiers und Großkaufmanns Godert Wiggerinck" (S. 275–297) mit Geschäftsverbindungen von Livland bis Flandern und von Skandinavien bis Rom. Günther Bock, Pfarrei und Wirtschaft. Untersuchungen zur materiellen Versorgung von Pfarrstellen im mittelalterlichen Nordelbien (S. 299–343), gibt einen Überblick über das Spektrum der Einkünfte und der unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten. Andreas Röpcke, St. Theobald und die Wallfahrt nach Thann. Norddeutsche Aspekte (S. 345–355), referiert Wundergeschichten der Jahre 1405–1522 aus einem elsässischen *Tomus Miraculorum Sancti Theobaldi*. – Mehrere Beiträge sind bebildert. Alles in allem ein bunter Strauß aktueller Forschungsansätze und -ergebnisse, der selbstverständlich auch über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus neue Impulse geben möchte und kann. Christiane Schuchard

Cecilia Nubola/Andreas Würgler (Hg.), Operare la resistenza. Suppliche, gravamina e rivolte in Europa (secoli XV–XIX). Praktiken des Widerstandes. Suppliken, Gravamina und Revolten in Europa (15.–19. Jahrhundert), Annali dell'Istituto storico italo-germanico in trento/Jahrbuch des italienisch-deutschen Historischen Instituts in Trient, Contributi/Beiträge 18, Berlin-Bologna (il Mulino) 2006, 222 S., ISBN 978-88-15-11624-6, € 18. – Der vorliegende Band ist Bestandteil eines größeren, von den Hg. durchgeführten Forschungsprojektes über „Petizioni, gravamina e suppliche" im Europa der Frühen Neuzeit. Einleitend umreißt Cecilia Nubola das Anliegen dieses Bandes, der den Platz des schriftlichen Protestes in frühneuzeitlichen Konflikten und Revolten zwischen Obrigkeiten und Untertanen gewidmet ist. Widerstand und Revolte wird dabei als eine Form politischer Kommunikation begriffen, und eine der Leitfragen des Bandes ist die nach dem Range von schriftlichen Erklärungen aller Art im Moment der Revolte. Weitere Leitfragen betreffen u.a. die „Verrechtlichung" des Protestes – ein vor allem im Alten Reich zu beobachtendes Phänomen. Die Beiträge gehen diesen Fragen an Beispielen aus ganz Europa nach: Wayne TeBrake untersucht Petitionen aus dem Aufstand der Niederlande von 1566 und der Niederländischen Revolution von 1780, um über sie zu politischen Wandlungsprozessen vorzustoßen. Er kann zeigen, wie im Zuge der durch die Petitionen ausgelösten politischen Konflikte, die diese vorbringenden Akteure im Konflikt aufgerieben werden. In einem etwas unstrukturierten Beitrag beschäftigt sich Angela De Benedictis ausgehend von der „guerra di sale" in Piemont 1681 mit der Repräsentation des Konfliktes in zeitgenössischen Darstellungen historiographischer und

juristischer Provenienz. Eine lesenswerte Einführung in die politische Kultur der frühneuzeitlichen Schweiz bietet Andreas Würgler. Er porträtiert den einen Schweizer „Sonderweg" der Konfliktlösung zwischen Untertanen und Obrigkeiten, der nicht von „Verrechtlichung sozialer Konflikte", sondern von Tradition des „‚Aushandeln' von Kompromissen" oder der Entstehung einer „Kultur der politischen Mediation" (52) geprägt war. Ausgehend von drei Beispielen aus dem 15., 17. und 18. Jh. zeigt er, wie die „gütliche Vermittlung" (72) gegenüber der „militärischen ‚Lösung'" an Bedeutung verliert. Prinzipiell war Wandel durch Protest „systemimmanent" durch Gravamina und anschließender Mediation in Ökonomie, Justiz und Administration möglich, nicht aber systemverändernd in den Bereichen Politik und Verfassung. Mario Caricchio untersucht Petitionen an das Parlament während des englischen Bürgerkrieges und im Übergang zur Cromwell-Ära im Hinblick auf die in ihnen enthaltenen politischen Ideen. David M. Luebkes Beitrag beschäftigt sich mit der Bedeutung von Suppliken im Kontext der Befriedung eines Konfliktes zwischen Obrigkeit und Ständen in Ostfriesland im 18. Jh. Ausgehend von einer Bilanz der Protestforschung plädiert Markus Meumann dafür, schriftlichen und gewalttätigen Protest (oder Interessenbehauptung) nicht als Gegensatz zu begreifen, sondern will „Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge der verschiedenen Medien der Interessenbehauptung" am Beispiel der „Auswirkungen von Krieg und Militärpräsenz" (135) untersuchen. Angesichts der Beobachtung einer undifferenzierten Begriffsverwendung im Hinblick auf Protestbewegungen in nationalen „Meistererzählungen" plädiert er darüber hinaus für die Begriffe „Einspruch" und „Widerstand", um die komplexen Formen der Interessenbehauptung gegen militärische Behauptung zu kennzeichnen. Die beiden letzten Beiträge sind Frankreich gewidmet, das vom 16. Jh. bis zur Revolution immer wieder durch Protestbewegungen erschüttert wurde. Francesco Benigno analysiert Pamphlete der Fronde im Hinblick auf Spuren der Ideen des aristokratischen Widerstandes gegen Richelieu. Er kann am Beispiel der antagonistischen Argumentationen des Schrifttums, das z.B. die alte Verfassung des Königreiches der „monarchia moderna" gegenüberstellt, Anpassung und Radikalisierung des schon im Kampf gegen Richelieus propagierten Gedankenguts nachweisen. Ausgangspunkt der Studie Philippe Grateaus ist die Frage nach Platz der „Doléances" in der bäuerlichen politischen Kultur und Praxis im Ancien Régime. Er zeigt, dass die *Cahiers de doléances* von 1788/89 nicht die Geburt einer neuen politischen Kultur kennzeichnen, sondern ein Beleg für die die Fähigkeit der bäuerlichen Bevölkerung sind, sich einer vergessenen Ausdrucksform zu bedienen, durch diese ihre eigenen Werte und Normen zu transportieren und in die eigenen Strategien der politischen Auseinandersetzung zu integrieren. Die Beiträge zeichnen sich durch die souveräne Verbin-

dung von methodischer Reflexionen und empirischer Forschung aus. Es liegt somit ein informativer Band vor, der nicht nur Ergebnisse eines europäischen Forschungsprojektes präsentiert, sondern zugleich eine ausgezeichnete Einführung in die Mechanismen des politischen Protestes im frühneuzeitlichen Europa ist. Sven Externbrink

Le commerce des captifs. Les intermédiaires dans l'échange et le rachat des prisonniers en Méditérannée, XV^e^-XVIII^e^ siècles. Etudes réunies par Wolfgang Kaiser, Collection de l'École Française de Rome 406, Rome (École Française de Rome) 2008, 406 S., ISBN 978-2-7283-0805-5, € 52. – Der vorliegende Sammelband vereinigt 19 Beiträge, die auf eine Tagung an der École Française in Rom im Jahr 2002 zurückgehen. In der Einleitung plädiert Wolfgang Kaiser dafür, in der Forschung zwischen „Gefangenen" (captifs) und „Sklaven" (esclaves) anhand des Loskaufs zu unterscheiden – wie der bewusst gewählte Titel zeigt (diese Position hatte Kaiser bereits 2004 vertreten, in: La mobilité des personnes en mediterranée de l'antiquité à l'époque moderne, hg. v. Claudia Moatti, Roma 2004, S. 501–528, dort 503). Er argumentiert, dass Gefangenschaft nicht der einzige Weg in die Sklaverei sei, man könne zum Beispiel auch als Sklave geboren werden, sowie, dass Sklaverei nicht die einzige Form von Gefangenschaft sei (vgl. S. 3). Zudem sei diese Unterscheidung gerade in wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive relevant. Nach Kaiser hatte der Sklave einen Marktpreis, der sich nach Kriterien wie Alter, Geschlecht, Gesundheit und Qualifikationen richtete. Der Gefangene habe demgegenüber keinen „Preis" gehabt, sondern einen „Wert", der sich nach Kriterien wie Rang, Herkunft, mobilisierbaren Ressourcen und die Autoritäten seiner Stadt bemaß. Hinter dieser an den Quellen nicht überzeugend nachweisbaren Differenzierung steckt vermutlich die Vorstellung, im Sklaven nur eine „Sache" zu sehen, während man dem Gefangenen einen Personenstatus zubilligt. Interessanterweise folgt im Sammelband nur Michel Fontenay in seinem Beitrag „Esclaves et/ou captifs" (S. 15–24) der einleitenden Argumentation Kaisers, während ansonsten die Begriffe „rachats des captifs" (zum Beispiel im Beitrag von Sadok Boubaker über die Praxis des Gefangenenloskaufs in Tunis im 17. Jh.) und „rachat d'esclaves" (zum Beispiel im Beitrag von Natividad Planas über Akteure und Mechanismen dieses Loskaufs in der Region der Balearen im 17. Jh.) synonym für dieselben Vorgänge verwendet werden. So widerlegen die meisten Beiträge indirekt die Position des Herausgebers, indem sie in den Quellen eine synonyme Verwendung der Begriffe belegen. Der Wert des Sammelbandes liegt insofern mehr in der vergleichenden Perspektive auf die verschiedenen Vermittler in Loskaufverfahren, ob dies nun Einzelne oder Institutionen waren. So zeigt Anne Brogini – allerdings ohne Bezug auf die ela-

borierten Forschungen von Godfrey Wettinger (Slavery in the Islands of Malta and Gozo ca. 1000 – 1812, Malta 2002) –, welch großes Spektrum an spezialisierten Befreiungsvermittlern (Personen aller Nationen, Christen wie Nichtchristen, Bruderschaften und Orden) auf Malta anzutreffen war (S. 47–63). Anhand von konkreten Fallbeispielen veranschaulicht Bernhard Vincent die Loskaufpraxis in Spanien. Dabei hing die Rolle der Vermittler, die nicht unbedingt professionell sein mussten, von ihrem Wissen über Land, Leute, Gebräuche und Loskauftechniken ab (S. 123–134). Der Beitrag von Francisco Andújar Castillo richtet am Beispiel Granadas ein besonderes Augenmerk auf die Rolle der Moriskos als Loskaufvermittler (S. 135–164). Vier Beiträge untersuchen den Loskauf auf der italienischen Halbinsel: Neapel (die beiden Beiträge von Giuliana Boccadamo und Rosita D'Amora), Sizilien (Giuseppe Bonaffini) und Genua (Luca Lo Basso). Dabei kommt vor allem die Tätigkeit von Loskaufbruderschaften (*Santa Casa della Redenzione dei Cattivi* in Neapel, *Pio Monte* in Neapel, die *Arciconfraternita per la Redenzione dei Cattivi* in Palermo und der *Magistrato per il riscatto degli schiavi* in Genua) in den Blick. Der sehr erhellende Beitrag von Luca Lo Basso zeigt, was für eine komplexe Aufgabe es für den *Magistrato per il riscatto* in Genua war, den Loskauf zu koordinieren und zu organisieren, da dieser auf einem Zusammenspiel unterschiedlicher Vermittler (Institutionen wie Personen) basierte (S. 267–282). Marie-Christine Engels behandelt die holländischen Händler in Livorno als Vermittler bei Loskäufen (S. 283–290), Gilian Weiss die französischen Frauen als Vermittlerinnen beim Loskauf ihrer Ehemänner oder Söhne (S. 333–344). Anhand der Beiträge wird insgesamt deutlich, wie vielschichtig (unterschiedliche Vermittler, Netzwerke, Organisationsformen) und ausgefeilt (zum Teil genau festgelegte Verfahrensregeln, diplomatische Kontakte) die Praxis des Loskaufs im Mittelmeerraum war. Vom Hg. werden die wirtschaftlichen Interessen besonders hervorgehoben. Angesichts der Bedeutung des Loskaufs als Beziehungsgeschichte zwischen muslimischer und christlicher Welt wünschte man sich insgesamt eine stärkere Berücksichtigung religiöser Motive und Impulse. Nicole Priesching

Confréries et dévotions dans la catholicité moderne (mi-XV^{e} – début XIX^{e} siècle), études réunies par Bernard Dompnier et Paola Vismara, Collection de l'École Française de Rome 393, Rome (École Française de Rome) 2008, 442 pp., ISBN 978-2-7283-0794-4, € 39. – Esito di un convegno tenutosi all'École Française de Rome, il volume rappresenta un momento significativo per la storiografia confraternale europea, anzitutto per il rilievo dell'incontro, per quanto non del tutto inedito, tra studiosi francesi e italiani. Elemento comune ai saggi è l'attenzione per la vita religiosa delle confraternite, intese

quale campo di osservazione per la storia delle sensibilità religiose e delle devozioni tra '400 e '800. Nonostante la ricchezza delle fonti (Domenico Rocciolo), tale prospettiva è stata sottovalutata fino a poco tempo fa dagli storici, poco propensi a considerare le pratiche cultuali quali oggetti di studio a tutti gli effetti e più interessati alle implicazioni sociali dell'attività dei sodalizi. In tale ottica, una fonte privilegiata per ricercare le direttive fondamentali e la matrice spirituale di tali associazioni è costituita dai libri da esse pubblicati. In Italia, dove dagli anni 1560 tale produzione raggiunse dimensioni notevoli, i testi delle compagnie avevano soprattutto la funzione di render noto lo *status* del sodalizio, definito anzitutto dalle indulgenze di cui era stato dotato (Roberto Rusconi). Anche in area francese i libri, che pure con temi spirituali, mantengono fino all'800 tale funzione (Marie-Hélène Froeschlé-Chopard; Philippe Martin). Il ruolo centrale di queste concessioni di Roma induce ad isolare il valore dei brevi d'indulgenza come fonti per la storia confraternale. Nelle realtà locali, l'ottenimento delle indulgenze è un fondamentale momento di riconoscimento formale per una compagnia, come mostra la quantità di concessioni registrate nelle carte della Segreteria dei brevi (Stefano Simiz; Philippe Desmette); in una prospettiva di storia delle devozioni, tuttavia, questa fonte permette anche di seguire, attraverso il ripetersi delle intitolazioni, l'irraggiarsi di una devozione nel mondo cattolico (Françoise Hernandez). Le confraternite sono in effetti uno dei principali veicoli per la diffusione di una devozione, tanto in senso individuale e a livello locale, per il loro radicamento nel territorio (Mario Tosti), quanto intese quali *network* confraternali, in una prospettiva spaziale più ampia, come dimostra l'atteggiamento degli ordini religiosi, che ad esse costantemente ricorrono per diffondere i propri culti (Gilles Sinicropi). In ragione di tale funzione veicolare, che non deve essere però sopravvalutata (Régis Bertrand), è talvolta possibile ricostruire sulla base delle vicende dell'associazionismo le linee fondamentali della storia di una devozione, evidenziando anche le sue diverse sfumature. Emblematico è il caso di san Giuseppe, che da metà '600 diviene patrono degli agonizzanti, imponendosi tuttavia in alcuni luoghi come protettore delle famiglie e contro i pericoli bellici (Bernard Dompnier). Le confraternite inoltre, anche attraverso i loro culti, costituiscono nella società d'età moderna il punto di coagulazione per i processi identitari di taluni segmenti della società: studenti (Simona Negruzzo), schiavi neri della penisola iberica e del Nuovo Mondo (Bernard Vincent), indigeni del Messico (Pierre Ragon), cattolici del Medio Oriente (Bernard Heyberger). La prospettiva adottata dai saggi è dunque ampia, in senso geografico e cronologico. Interessante pare lo sguardo gettato sul '700, tradizionalmente ritenuto il secolo del declino della sociabilità confraternale. L'associazionismo manifesta invece an-

che in quest'epoca grande vitalità, sul piano cerimoniale, con l'accresciuto impegno nella sacralizzazione processionale degli spazi urbani (Stefania Nanni), ma anche su quello della vita religiosa, con l'assunzione di nuove devozioni e finalità associative (Paola Vismara), così come con la creazione di nuovi sodalizi e la trasformazione di quelli esistenti (Louis Châtellier). Il volume, in conclusione, presenta numerosi spunti per lo studioso della sociabilità laicale così come per il ricercatore interessato alle evoluzioni della religiosità collettiva. La varietà dei nodi problematici affrontati e soprattutto le indicazioni metodologiche fornite, tra le quali si richiama l'invito a tener conto della documentazione romana per una visione complessiva del fenomeno associazionistico, costituiscono un invito ed un punto di partenza per la prosecuzione degli studi in questo campo. Alessandro Serra

Maria Antonietta Visceglia (a cura di), Le radici storiche dell'Europa. L'età moderna, I libri di Viella 66, Roma (Viella) 2007, XXX, 256 S., ISBN 978-88-8334-226-4, € 24. – Der vorliegende Band ging aus einer 2005 abgehaltenen Tagung aus Anlass des anstehenden europäischen Verfassungsvertrags hervor, dessen Umsetzung allerdings an den ablehnenden Referendumsergebnissen in Frankreich und den Niederlanden scheitern sollte. Diesen politischen Ereignissen vorausgegangen war eine europaweite Debatte über die Identität Europas. Die Beiträge in diesem Sammelband stellen einen Versuch dar, diese Frage historisch, von der Frühen Neuzeit als Moment der Entstehung moderner europäischer Staatlichkeit her anzugehen. Wie die Herausgeberin in ihrer Einleitung unterstreicht, soll es nicht um essentialistische Identitätsdiskurse gehen, sondern um fundamentale Strukturen, deren Entstehung in der Frühen Neuzeit angesetzt werden können. Die Beiträge sind drei großen Sphären zugeordnet: der Frage von Institutionen, Recht und Religion im ersten Kapitel, von Raum und Kultur im zweiten und schließlich der Alterität im dritten Kapitel. Sämtliche Beiträge stammen aus der Feder herausragender Experten und zeugen vom Ausbau der Frühneuzeitforschung nach 1945. Damit bildet der Band auch den Stand der Disziplin und die Hinterlassenschaft einer bedeutenden Historikergeneration ab, die hier ihre wichtigsten Forschungsfelder und Themen skizziert. Paolo Prodi umreißt seine zentralen Thesen zum Vertragscharakter politischer Herrschaft als wesentliches europäisches Strukturmerkmal, Wolfgang Reinhard stellt die großen Linien seiner Geschichte des Staates als spezifisch europäische Erfindung heraus. Weniger geläufig sind unter Umständen die Ausführungen des portugiesischen Historikers António Hespanha, der nachweist, wie die Entwicklung typographischer Techniken Form, Darstellung, Verbreitung und zum Teil auch Inhalte des Rechts veränderte. Seine Überlegung, dass die Rechtsentwicklung

nicht nur eine Frage der Ideengeschichte ist, sondern auch in die Sozialgeschichte der Medien einzubetten ist, ist stimulierend und sicherlich noch weiter ausbaufähig. Nicht alle Beiträge sind in diesem Sinne europäisch „offen" für neue Fragestellungen. Dies wird am Beitrag von Heinz Schilling zur Frage von Religion und Konfession sehr deutlich, der seine bekannten Positionen nur unzureichend europäisch vergleichend hinterfragt. Gerade in diesem spezifisch europäischen Bezugsrahmen wäre es doch überaus interessant zu prüfen, wie tragfähig die Idee der Konfessionalisierung zum Beispiel für Frankreich ist. Auch seine Einschätzung (S. 75), dass die spätmittelalterliche spanische Frömmigkeit nicht wie die der zentraleuropäischen Länder von der individuellen Heilssuche geprägt gewesen sei, ist angesichts des gegenwärtigen Forschungsstandes zur spanischen Religionsgeschichte schlicht nicht haltbar. Interessanterweise führt seine Literaturliste denn auch keinen einzigen einschlägigen Titel zu Spanien auf. Im zweiten Teil des Bandes stehen der Markt (Bartolomé Yun Casalilla), das Mittelmeer als Grenz- und Kontaktraum (Daniel Nordmann), die Mobilität von Personen und Ideen (Daniel Roche) und die Technikgeschichte (Pietro Corsi) im Mittelpunkt. Der letzte Teil des Bandes geht auf Fragen der Alterität ein. Edith Saurer gibt einen Überblick zur Frauen- und Geschlechtergeschichte, Adriano Prosperi zeigt überzeugend, wie sich Europa als solches in der Frühen Neuzeit in der Begegnung mit der außereuropäischen Welt erfuhr und definierte. Yossef Kaplans Beitrag zum Schicksal der sephardischen Diaspora weist an vielen Stellen über Europa hinaus, zeigt aber auch, dass das Schicksal der sephardischen Juden eng mit der frühneuzeitlichen Entwicklung von Handel, Geistesleben und Spiritualität verbunden ist. Die Vielfalt der Lebensformen dieser „Minderheit in der Minderheit" lässt nicht auf ein einheitliches Modell reduzieren, vielleicht ebenso wenig wie die Geschichte Europas. Nicole Reinhardt

Joachim Bahlcke (Hg.), Die Oberlausitz im frühneuzeitlichen Mitteleuropa. Beziehungen – Strukturen – Prozesse. Internationale Fachtagung vom 28. August bis 1. September 2002 in Bautzen, Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 30, Leipzig (Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften) 2007, 527 S., Abb., ISBN 978-3-515-08983-8, € 84. – Die Tagung, deren Referate hier publiziert werden, befaßte sich mit besonderen Aspekten der Landesgeschichte in der Zeit von 1526 bis 1635, in der die Lausitzen – ohne eigene Dynastie – zusammen mit den übrigen Ländern der böhmischen Krone unter habsburgischer Herrschaft standen. Es ist die Phase der Ausbreitung der Reformation und zugleich einer Veränderung der Bevölkerungsstruktur, die die konfessionelle Migration mit sich brachte. Das Forschungsinteresse galt dabei, wie der Herausgeber hervorhebt, insbesondere der Erfas-

sung und Charakterisierung des historischen Raumes im Grenzgebiet zu Böhmen, Schlesien, Sachsen und Brandenburg, in dem sich wirtschaftliche wie kulturelle Entwicklungen der weiteren Region auswirkten und überlagerten. Die Beiträge sind nach Sachgebieten geordnet, die unter den Titeln Landesherrschaft, Territorium und Staat, Konfessionalisierung und Migration, Kommunikation und Bildung, und Peripherie und Zentrum stehen. Es liegt auf der Hand, daß archivalische Quellen für die einschlägigen Forschungen in der Region zu suchen sind. Auf der Auswertung von Archivalien römischer Herkunft beruht jedoch der Beitrag von Alexander Koller (Die Sorge um die „vigna inculta et abbandonata". Die römische Kurie und die Lausitzen im 16. und 17. Jahrhundert). Nicht nur aus römischer Sicht, auch aus der Perspektive der an den habsburgischen Höfen in Wien, Prag oder Graz tätigen Nuntien lagen die Markgraftümer am Rande ihrer Interessen, zumal nachdem sich die lutherische Reformation ausgebreitet hatte und die Möglichkeiten eigener Einflußnahme fast ganz geschwunden waren. Als auffällig kann hier vermerkt werden, daß die endgültige Übergabe des Landes an den sächsischen Kurfürsten dem 1635 über die Bedingungen des Prager Friedens berichtenden Nuntius gar keiner Erwähnung wert war. Die Heranziehung der den früheren Nuntien erteilten Instruktionen und von gedruckten und ungedruckten Nuntiaturkorrespondenzen läßt aber auch ein anderes Bild sichtbar werden. Drei Nuntien waren persönlich in der Oberlausitz gewesen. Der erste dieser Besuche war zu kurz, um zu echter Landeskenntnis zu führen; Nuntius Giovanni Delfino aber, der 1577 Kaiser Rudolf II. zur Ständeversammlung nach Bautzen begleitete, versorgte die römische Kurie mit einer anschaulichen, in manchen Details überraschenden Schilderung der politischen und kirchlichen Verhältnisse. Danach stand den mit Reichsangelegenheiten befaßten Gremien in Rom der 1588 entstandene Statusbericht über die deutschen Bistümer zur Verfügung, den der ehemalige Nuntiatursekretär Minuccio Minucci ebenfalls auf der Grundlage eigener Erfahrung verfaßte. Erst 1611 machte dann wieder ein Nuntius die Reise in die Lausitzen. Placido de Marra nahm an der Erbhuldigungsreise des neuen böhmischen Königs Matthias teil und nutzte die Gelegenheit zur Sammlung von Eindrücken und Informationen. Er zeichnet ein für die Zukunft des Katholizismus im Land sehr düsteres Bild. Schließlich spielen in der Spätzeit der habsburgischen Herrschaft auch in der routinemäßigen Nuntiaturkorrespondenz Probleme des Landes eine Rolle: Es geht um Missionierungsversuche und um die Ausstattung des Administrators mit bischöflichen Vollmachten – Pläne, denen keine Ausführung mehr folgte. Der Beitrag wird thematisch sinnvoll ergänzt durch Siegfried Seiferts biographische Skizze über den Bautzener Stiftsdekan Johann Leisentrit (1527–1584), der in Kontakt mit den Nuntiaturen seit 1560 das Amt eines Apostolischen Adminis-

trators ausübte und in dieser Funktion nach dem Übertritt des letzten Meißener Bischofs zur Reformation den Fortbestand einer kirchlichen Verwaltung für die wenigen verbliebenen katholischen Einrichtungen – es waren neben dem Bautzener Domstift noch drei Frauenklöster mit einigen ihrer Patronatspfarreien – sicherte. Seine Tätigkeit leitete über zur Einrichtung der Apostolischen Administratur im Bautzener Kollegiatstift, die in den folgenden Jahrhunderten weiterbestehen sollte. Überzeugend zeigt der Autor, daß Leisentrit sich in der so streiterfüllten Zeit der Konfessionalisierung durch konziliantes Verhalten bewährte. Unter den übrigen Beiträgen sei vor allem auf die übersichtliche Darstellung der ungewöhnlichen, auch Historikern des 19. Jh. schon nicht mehr verständlichen verfassungsrechtlichen Struktur der Oberlausitz hingewiesen und auf die differenzierte, sachliche Erforschung des für die Landesentwicklung bedeutenden Exulantenthemas, das lange Zeit nicht anders als in hagiographischem Stil behandelt wurde.

Rotraud Becker

Giulia Calvi/Riccardo Spinelli (a cura di), Le donne Medici nel sistema europeo delle corti. XVI-XVIII secolo. Atti del convegno internazionale (Firenze-San Domenico di Fiesole, 6–8 ottobre 2005), Firenze (Polistampa) 2008, 2 voll., XXVI, VI, 821 pp., ISBN 978-88-596-0458-7, € 48. – È ormai lontano il tempo in cui la storia delle donne era una storia „a parte“, fatta da silenziose figure di madri, sorelle, figlie che divenivano loquaci solo in presenza di un orecchio particolarmente attento e sensibile. Oggi i profili femminili entrano a pieno titolo nella riconfigurazione del passato, anche quando apparentemente si toccano ambiti dove la presenza maschile è dominante e predominante, prima fra tutte la sfera politica, sia nell'accezione di esercizio del potere sia in quella di ricerca del consenso. In particolare, la riconsiderazione della storia politica avvenuta nel corso degli ultimi vent'anni, con l'accento posto sulle „forme dell'azione politica“ all'interno degli spazi cortigiani, ha reso evidente come sia impossibile prescindere dall'analisi delle biografie delle donne, dei loro comportamenti, delle scelte che fanno o che sono costrette a subire per comprendere l'articolazione del potere politico, il suo dispiegamento e la sua capacità di permeare gli spazi pubblici e privati. Tale consapevolezza costituisce la base dalla quale muovono in generale tutti gli studiosi chiamati a discutere al convegno dedicato alle donne Medici nel sistema europeo delle corti. XVI-XVIII secolo, i cui atti sono contenuti in due poderosi volumi curati da Giulia Calvi e Riccardo Spinelli. I diversi contributi, divisi nelle sezioni tematiche (Il ritorno delle donne nel sistema di corte; Sacralità e religione; Nelle corti italiane ed europee; Stili e spazi di governo; Fra letteratura e storia; Produzione del simbolico e quotidianità a

corte) guardano alla famiglia dei Medici concentrando l'attenzione sia sulle gentildonne del casato, sia su quelle giunte a Firenze da altre corti europee in occasione delle nozze: si mette così in risalto il ruolo delle donne nelle corti di antico regime, non solo come pedine di alleanze politiche cementate dalle unioni matrimoniali, ma anche quali tramiti di cultura, in grado di veicolare gusti e comportamenti da un capo all'altro dell'Europa. Il risultato del lavoro è di grande impatto, tanto per l'arco cronologico preso in considerazione, pari alla durata – secolare – del dominio mediceo in Toscana, quanto per la varietà dei temi affrontati. Prendere in considerazione l'universo cortigiano, infatti, significa misurarsi con un ampio ventaglio di argomenti, da quelli più strettamente legati alla politica quali le trattative matrimoniali e gli accordi familiari, ad altri ugualmente importanti per l'affermazione del casato nei confronti dei pari e dei sudditi (i comportamenti quotidiani, le abitudini cerimoniali, le propensioni religiose, lo stile del culto, il gusto artistico, l'opera di mecenatismo e così via). Particolarmente rilevante appare, tra le altre, la sezione „Fra letteratura e storia", dove si analizzano le „fortune" postume delle donne Medici, le cui vicende storicamente documentate sono spesso divenute aristocratica materia di finzione letteraria, in grado di assicurarne la memoria in maniera forse non storiograficamente convenzionale, ma sicuramente più diretta e coinvolgente: tema, quest'ultimo, che, in linee più generali, merita ulteriori riflessioni, data la particolarità del momento attuale, in cui lo storico è chiamato non solo a ricostruire il passato in maniera scientificamente impeccabile ma anche a misurarsi con le nuove forme di comunicazione, che esigono una materia opulenta e fascinosa. I volumi sono dedicati ad Alessandra Contini Bonacossi, promotrice dei lavori del convegno prematuramente scomparsa: piccolo omaggio a una studiosa che, più di tanti altri, nel corso degli ultimi anni ha contribuito a scrivere e far scrivere delle donne non una „storia a parte" ma una parte rilevante della storia moderna, toscana ed europea. Nicoletta Bazzano

Roberto De Nobili (1577–1656) missionario gesuita poliziano. Atti del convegno, Montepulciano 20 ottobre 2007, hg. v. Matteo Sanfilippo/Carlo Prezzolini, Linguaggi e culture: studi e ricerche 7, Perugia (Guerra) 2009, 175 S., 2 Karten und 13 Abb., ISBN 978-88-557-0178-5, € 12. – Der hier vorzustellende Bd. enthält zehn Beiträge (von acht Autoren) eines Kolloquiums, das einer Schlüsselfigur der christlichen Indienmission zu Beginn des 17. Jh. gewidmet war: Roberto De Nobili. Als Organisatoren des Symposiums von 2007 firmierte die Stadt Montepulciano, die neben Rom als Geburtsort von De Nobili genannt wird, zusammen mit der Diözese Montepulciano-Chiusi-Pienza in Zusammenarbeit mit *Biblioteca* und *Società storica poliziana* und der *Uni-*

versità per Stranieri di Siena. Ziel der Tagung war es, so Carlo Prezzolini, einer der Hg. des Bandes in seiner Einleitung, die Person und das Werk De Nobilis im Kontext der Jesuitenmission und im Lichte des kulturellen Gegensatzes zwischen dem Abendland und Indien einer kritischen Neuinterpretation zu unterziehen (S. 10). Alle zehn Artikel dieses Bd. lassen sich entsprechend einem oder mehreren der drei Leitthemen zuordnen: 1. der Vita Roberto De Nobilis, 2. dem institutionellen Kontext (Missionsstrategien der römischen Kurie und der Gesellschaft Jesu) und 3. dem geographischen und dem kulturellen Kontext (Indien und sein Verhältnis zu Europa). Matteo Sanfilippo gibt einen Abriß der einzelnen Stationen des Lebens Robertos: Noviziat in Neapel, Studium in Rom, Indienreise, Konflikt mit Gonçalo Fernandes, Prozeß, Rehabilitierung durch Gregor XV. Der Aufsatz geht außerdem auf die angewandten Methoden De Nobilis (Studium der lokalen Sprachen, Assimilierung der indischen Riten) unter Bezugnahme auf die einschlägige Literatur (u.a. Mosse, Zupanov) ein. Roberto Danieluk beschreibt die Entwicklung des Jesuitenordens in verschiedenen europäischen Ländern und den zunehmenden Einfluß der römischen Zentrale während des Generalats von Claudio Acquaviva (1581–1615). Paolo Aranha beleuchtet in seinem ersten Artikel die bisher wenig erforschten Jugend- und Studienjahre Robertos und betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Lateinischen und die Lektüre klassischer Autoren (Caesar, Cicero, Horaz, Livius, Plinius d.Ä., Seneca u.a.). Giovanni Pizzorusso behandelt die für die katholische Mission entscheidende Periode der Pontifikate Pauls V. und Gregors XV. (1605–1623) mit ihrer missionarischen Expansion auf andere Kontinente und der Einrichtung der *Propaganda fide*-Kongregation als zentrale Steuerungsbehörde. Antonio Menniti Ippolito schlägt bei seinen allgemeinen historischen Beobachtungen zur Präsenz des Christentums in Indien einen Bogen bis in die moderne Zeit. Duccio Pasqui beleuchtet die komplexen und ungeordneten politischen und religiösen Verhältnisse in Indien zur Zeit Roberto De Nobilis, die sich auf den Kontakt und Dialog zwischen den Kulturen und Konfessionen förderlich ausgewirkt hätten. Giacomo Di Fiore geht in seinem Beitrag zur Missionsmethode Robertos und zum Missionsalltag in Madurai u.a. auf den zentralen Konflikt mit Gonçalo Fernandes ein. Giancarlo Rocca erörtert die Argumentationsweise Robertos, die lokalen Gepflogenheiten von Kleidung und Haartracht im Bereich der Konversion zu berücksichtigen. Matteo Sanfilippo widmet seinen zweiten Beitrag der Debatte um die malabarischen Riten und gibt einen Überblick über das Quellenmaterial, welches das seit zehn Jahren für die Wissenschaft zugängliche Archiv der Glaubenskongregation zu diesem Thema bereithält (vgl. Tabelle S. 131f.). In seiner letzten Stellungnahme warnt Paolo Aranha davor, Roberto De Nobili auf Grund seiner Assimilation an die

indische Lebenswelt unreflektiert in den modernen interreligiösen Diskurs miteinzubeziehen. De Nobili habe immer den christlichen Glauben als einziges Heilskonzept vertreten und sich entsprechend bemüht, die Inder zur Abkehr von ihren Göttern zu bewegen. Insgesamt bieten diese Tagungsakten nützliche Einsichten und Anregungen für eine künftige Beschäftigung mit einer Persönlichkeit, die sich freilich einer schnellen und einfachen Interpretation entzieht und deren wissenschaftliche monographische Erschließung noch aussteht. Der Bd. schließt mit einer Spezialbibliographie und einem Personenregister.

Alexander Koller

Heinz Schilling (Hg.), Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600. Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 70, München (Oldenbourg) 2007, IX, 320 S., ISBN 978-3-486-58150-8, € 49,80. – Es ist hilfreich, moderne Begriffe zur besseren Erfassung historischer Vorgänge heranzuziehen, können dadurch doch bisher unerkannte Zusammenhänge plötzlich erfaßt werden. Heinz Schilling hat vorgeschlagen, die Bezeichnung Fundamentalismus auf die Zeit um 1600 anzuwenden und sie durch den Verweis auf die damaligen christlichen Konfessionen inhaltlich zu präzisieren. Daraus ist eine spannende Debatte geworden, an der sich nicht nur Historiker, sondern auch Philologen oder Kunsthistoriker beteiligten. Schilling meint in seinem Vorwort, es gehe darum, „das Zusammenspiel von Religion und Macht" zu erforschen und „die Rolle der Religion in ihrer frühneuzeitlichen Konkretisierung als Konfession einerseits sowie die frühmoderne Staatenbildung ... andererseits" zu erkennen. 16 Vorträge sind auf dem Kolloqium gehalten worden, zu dem H. Schilling eingeladen hatte. Zunächst werden in drei Referaten „Konfessionsantagonismen in kulturellen Kontexten" behandelt, also in Literatur oder Flugschriften. In vier Beiträgen werden dann „Wechselseitige Feindbilder der Konfessionen" vorgestellt. Alexander Koller behandelt hier die Frage: „War der Papst ein militanter, kriegstreibender katholischer Monarch?". Einzelne Päpste wie Gregor XV. rückten zwar „die Interessen von Religion und Politik ... klar ... ins Zentrum der päpstlichen Politik", aber andere setzten ganz andere Akzente. So lehnte es etwa Paul V. ab, „als Schirmherr oder Geldgeber" für einen Kampf um Jülich-Kleve 1609/10 zur Verfügung zu stehen. Ihm und anderen war das habsburgische Übergewicht in Deutschland und der Druck aus Spanien auf die italienische Halbinsel viel bedrückender als die Diskussion und die Reibereien unter den Konfessionen in Mitteleuropa. Während des 17. Jh. kam es nicht mehr – wie noch im 16. – zum Einsatz von Truppen, die durch päpstliches Geld besoldet worden wären. „Die Anbahnung eines Offensivbündnisses zwischen Frankreich und dem protestantischen Schweden war in Rom bekannt und

wurde stillschweigend geduldet" – wenn das keine Vorordnung der Staatsräson vor dem Schutz der eigenen Kirche bedeutet! „Papsttum und Kurie" scheiden demnach „als Vertreter des militanten, kriegstreibenden Katholizismus im Kampf gegen die protestantische Heterodoxie in Europa – zumindest für die Zeit um 1600 – weitgehend aus", heißt es zusammenfassend. In fünf Beiträgen wird sodann dem „Konfessionsfundamentalismus im Reich" nachgegangen. Winfried Schulze konzentriert sich auf die „Deutung des konfessionellen Konflikts im katholischen Lager". Er stellt fest, dass neben ideologischen Heißspornen auch Realpolitiker vorhanden waren, die in den Ruf nicht einstimmten, dass man mit Häretikern keinen Frieden haben könne. Besonders am Kaiserhof, aber auch in Bayern gab es mäßigende Vorschläge. Den geistlichen Fürsten war sowieso an einer Bewahrung des status quo gelegen. Schulze meint, man komme ohne des Begriff Fundamentalismus aus, ja er treffe „nicht den Kern des Problems". Anton Schindling kann in Straßburg keinen Konfessionsfundamentalismus erkennen, was er auf den starken und nachhaltigen Einfluß des Humanismus zurückführt: „Die geistige Entwicklung ... Straßburgs war ... in keiner Phase von einer Spielart des ‚Konfessionsfundamentalismus' gekennzeichnet." Mit der Kurpfalz beschäftigt sich Eike Wolgast, die auf evangelischer Seite den Gegenpol zu Kursachsen bildete. Er stellt fest, dass das Gewicht der Hofprediger „nicht allzu hoch zu veranschlagen" ist und dass der „Einfluß der politischen Ratgeber ... zumeist eindeutig" überwog. Diese trauten dem Frieden von 1555 nicht und bemühten sich deswegen um eine Zusammenführung antihabsburgischer und antirömischer Stände, wobei sie auch an Mächte außerhalb Deutschlands dachten. Allerdings führte die Annahme der böhmischen Königskrone 1618 durch Friedrich V. von der Pfalz zu einer Katastrophe. Die Pfalz war der einzige Reichsstand, der 1648 „die alte Position nicht wiedergewinnen konnte". In einem letzten Kapitel wird noch in vier Beiträgen „Konfessionsfundamentalismus in West- und Osteuropa" dargestellt. Auch hier gab es „politische und kulturelle Leitbilder und Grenzen der Durchsetzung". Der von Heinz Schilling vorgeschlagene Begriff hat also die Diskussion erheblich befruchtet, aber es ist zugleich auch deutlich geworden, dass moderne Begriffe auf Erscheinungen einer anderen Zeit mit anderen Kommunikationsformen nur begrenzt anwendbar sind. Gerhard Müller

Vincent Viaene (a cura di), The Papacy and the New World Order. Vatican Diplomacy, Catholic Opinion and International Politics at the Time of Leo XIII 1878 – 1903 / La papauté et le nouvel ordre mondial. Diplomatie vaticane, opinion catholique et politique internationale au temps de Léon XIII, Leuven (University Press) 2005, 516 pp., ill., ISBN 90-5867-518-1, € 38. – Il volume curato da Vincent Viaene riesce ad offrire un quadro articolato e pro-

blematico dell'azione dispiegata a livello internazionale dalla Santa Sede durante il cruciale pontificato di Leone XIII. Al momento dell'avvento al soglio pontificio di papa Giocchino Pecci l'attenzione della diplomazia vaticana risultava in effetti ancora assorbita dal trauma della fine del potere temporale. Confrontato con la crescente pressione del Regno d'Italia nei confronti dello Stato della Chiesa e con la presa di Roma del settembre 1870, il suo predecessore Pio IX era riuscito a mobilizzare in maniera senza precedenti l'opinione pubblica cattolica, ma alla fine si era trovato ridotto in una condizione di grave isolamento. Con queste premesse il problema della collocazione internazionale della Santa Sede non poteva che risultare prioritario per Leone XIII. Per la sua soluzione fondamentale si rivelò quella che Jean-Dominique Durand chiama la „grande intuizione" di papa Pecci, e cioè la realizzazione che „la debolezza del Papato e la scomparsa del potere temporale gli offrivano l'inattesa opportunità di non ridursi più allo spazio romano per occuparne risolutamente un altro, quello del mondo, appropriandosi del diritto di intervenire nei campi più vari con l'appoggio delle tecniche mediatiche moderne e prendendo in cura il ministero della pace" (p. 66). Come analizzato da François Jankowiak, complementare a questa intuizione fu l'opera di concreta riorganizzazione della diplomazia vaticana avviata da Leone XIII e dai suoi collaboratori, con il definitivo affiancamento alla Segreteria di Stato e alla Congregazione de Propaganda Fide della Congregazione per gli Affari Ecclesiastici Straordinari, con la creazione di commissioni ad hoc per l'esame di specifiche questioni, con il potenziamento dei nunzi e dei visitatori apostolici, con la moltiplicazione delle missioni extraeuropee, e con lo stesso impulso conferito all'internazionalizzazione della Curia romana. Come evidenziato da Laurent Koelliker, da Luciano Trincia e, pur con notevoli distinguo, da Andrea Ciampani, Leone XIII non rinunciò all'obiettivo di restaurare il potere temporale o perlomeno la sovranità su Roma, che rimane anzi „la chiave per decifrare il significato politico-diplomatico del pontificato" (p. 103). Proprio le non sopite aspirazioni circa la questione romana contribuiscono a spiegare la moderazione o comunque la flessibilità mostrata dalla Santa Sede con le grandi potenze, come anche il passaggio da una „strategia tedesca" diretta ad indebolire la Triplice Alleanza all'avvicinamento alla Francia dopo il 1888 e al tentativo di promuovere una combinazione franco-austriaca negli ultimi anni del pontificato. Al tempo stesso la diplomazia vaticana non si lasciò assorbire da queste manovre, ma proprio con Leone XIII assunse un raggio di azione sempre più ampio, guardando ben oltre i tradizionali confini del mondo cattolico. Al riguardo risultano certo stimolanti i saggi di Katerina Urbach sui tentativi di riconciliazione con l'Inghilterra, di Rita Tolomeo sulla politica russa di papa Pecci, di Gerald Fogarty e John F. Pollard sui

rapporti con gli Stati Uniti, come anche quelli di Claude Proudhomme sullo sviluppo delle missioni extraeuropee e di Hans de Valk sul fallito tentativo di intervenire alla conferenza della pace dell'Aja del 1899. In maniera perlomeno altrettanto rilevante, con Leone XIII la Santa Sede si rivelò capace di andare oltre i confini della diplomazia tradizionale, utilizzando in maniera moderna e anche spregiudicata i nuovi strumenti per la formazione delle masse cattoliche e per la mobilizzazione dell'opinione pubblica internazionale: ad esempio potenziando la stampa cattolica (Vincent Viaene), organizzando congressi cattolici (Emiel Lamberts) e giubilei pontifici (Jean-Marc Ticchi), dando nuove forme all'iconografia devozionale (Annibale Zambarbieri e Jan De Maeyer), intervenendo nella campagna antischiavistica (Gianni La Bella e Philippe Delisle), perfino rendendo più efficiente la raccolta di fondi (Rupert Klieber), e questo, almeno secondo Giovanni Miccoli, nonostante il persistere di tradizionali pregiudizi antisemiti. Secondo l'efficace sintesi esperita da Viaene in apertura del volume, quello di Leone XIII fu dunque un pontificato di transizione, a cavallo tra tradizione e modernità. Anche se l'attivismo diplomatico dispiegato non sempre diede i risultati sperati, complici anche i vincoli posti dalla questione romana, papa Pecci „riuscì a reintegrare la Santa Sede nel Concerto europeo come bastione di ordine, evitando che divenisse uno strumento di immobilità politica o di conservatorismo sociale" (p. 27); ma, soprattutto, sotto la sua guida „l'opinione pubblica cattolica sostituì lo Stato Pontificio come il „corpo" del papa e divenne la nuova base delle sua presenza nella politica e nella società europee" (p. 10).

Francesco Caccamo

Andreas Gottsmann (Hg.), Karl I. (IV.). Der Erste Weltkrieg und das Ende der Donaumonarchie, Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2007, 205 S., ISBN 978-3-7001-3929-4, € 78,80. Der vorliegende, 2007 publizierte Sammelbd. geht aus einer im November 2004 abgehaltenen Tagung hervor. Wie der Hg. Andreas Gottsmann richtig betont, haben zu dem Werk Historiker „aus allen Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie" beigetragen (Einleitung, 9). Ob es sich hierbei auch immer um die „maggiori studiosi" handelt – so in einem Vorwort der fachfremde Direktor des Österreichischen Historischen Institut in Rom Richard Bösel (7) –, mag bezweifelt werden, was aber dem Ertrag dieser Publikation keinen Eintrag tut. Äußerer Anlass für die Tagung und damit für das Buch lieferte die „Seligsprechung Kaiser und König Karls", so Gottsmann (9; vgl. Bösel, Vorwort, 7), in deren Umfeld 2004 unter anderem ein teilweise heftige Kritik evozierendes Werk von Elisabeth Kovács über den Monarchen erschienen ist. Dieses findet

in den vornehmlich auf Deutsch und Italienisch, aber auch auf Englisch verfassten, insgesamt 18 Beiträgen des Bandes (englische Abstracts für viele an der Thematik interessierte Leser wären hilfreich gewesen) aber kaum Erwähnung, dessen Titel ein wenig missverständlich anmutet: Denn anders als er suggeriert, geht es zuweilen primär nicht um den Kaiser, sondern etwa um die Presse auf deutscher und italienischer Seite während der Kriegszeit. Diesbezüglich sind etwa der Beitrag Vito Punzis über Robert Musils 1916/17 publizierte Beiträge in der in Tirol erscheinenden Soldaten-Zeitung (81–86) und jener von Renate Lunzer über die irredentistische Propaganda der Zeitung La Guerra und ihre „ripercussioni" (87–92) zu nennen. Diese inhaltliche Breite macht das Werk aber eher wertvoller, da dadurch der von Gottsmann proklamierte Anspruch, das „politische, gesellschaftliche und kulturelle" Umfeld auszuleuchten, wenigstens partiell eingelöst wird (10). Dabei wird insbesondere die von der Forschung bisher allenfalls beiläufig aufgegriffene Frage des Verhältnisses einzelner Ethnien beziehungsweise Teile derselben zu dem Monarchen thematisiert. Im Hintergrund mancher Beiträge steht eine von Alan Sked vor einiger Zeit prägnant formulierte Schlüsselfrage: „'(...) at what point did the collapse of the Habsburg Empire become inevitable?'" (The Decline and Fall of the Habsburg Empire 1815–1918, Harlow ^{2}2001, S. 3), wobei es im engeren Sinne um die oftmals als eher unglücklich gedeutete Rolle Karls I. geht. Hierbei wird vor allem deutlich, wie schwer eine widerspruchsfreie Beurteilung fällt. So meint Gottsmann sowohl, Karl I. sei „für den nötigen Neuanfang in den letzten beiden Jahren des Weltkrieges wohl nicht der richtige Mann gewesen" (9), als auch, dieser sei an „weltpolitischen Strukturproblemen" gescheitert (10). Auch Helmut Rumpler, der sich Karls „Friedensprojekten und dem deutsch-österreichischen Bündnis" widmet, argumentiert inkonsistent: Zum einen lässt sich laut ihm die „oft gestellte Frage nach den Ursachen und Verantwortlichkeiten für das Scheitern aller Friedensversuche ... nach wie vor nur spekulativ ... beantworten"; doch ist er sich zum anderen sicher, dass Karls „Friedenspolitik" nicht an den „viel berufenen inneren Strukturproblemen" gescheitert sei; „entscheidend" seien „europapolitische Aspekte" gewesen (21), ein angesichts der von ihm zu Recht betonten „Komplexität" der „Ursachen" gewagtes Urteil. In Anbetracht ebendieser Komplexität verwundern nicht teilweise stark divergierende Urteile, von denen zu hoffen steht, dass sie die Forschung vorantreiben werden. So macht sich wiederum Rumpler indirekt die im Juli 1914 angebliche Gewissheit des österreichisch-ungarischen Ministerrates zu Eigen, dass die beiden Reichshälften „im Falle des Sieges ... Teile des Deutschen Reiches" geworden wären (13), während Lothar Höbelt zu dem Schluss kommt, ein „'Siegfriede' hätte ... die Stellung der Monarchie gestärkt, allen Unkenrufen über die Abhängigkeit von

Deutschland zum Trotz" (49). Nicht nur bei diesen beiden Autoren verwundert jedoch, mit welcher Selbstsicherheit und methodischer Naivität zuweilen weit reichende kontrafaktische Urteile gefällt werden. Ungeachtet solcher methodischer Defizite stellt das Werk insgesamt in der Tat einen „Beitrag zur besseren historischen Einordnung" Karls dar (Gottsmann, 7).

Georg Christoph Berger Waldenegg

Andrea Di Michele/Rodolfo Taiani (Hg.), Die Operationszone Alpenvorland im Zweiten Weltkrieg, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 28, Bozen (Athesia) 2009, 320 S., ISBN 978-3-7030-0444-5, € 32. – Am 11. September 1943 schuf Hitler im Norden und Nordosten Italiens zwei „Operationszonen". Die erste, „Adriatisches Küstenland", wurde aus den bis dato italienischen Provinzen Friaul, Görz, Triest, Istrien, Fiume, Quarnero und Laibach gebildet und dem Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Kärnten Friedrich Rainer als „Oberstem Kommissar" unterstellt. Gegenstand des vorliegenden Sammelbandes ist die zweite Operationszone, „Alpenvorland", in der der „Führer" den Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Tirol Franz Hofer als „Obersten Kommissar" einsetzte. Damit begann sich „die Lösung der Südtirolfrage im Sinne der österreichischen Seite abzuzeichnen" (S. 50), wie in dem Buch sachlich zutreffend, wenn auch begrifflich nicht korrekt (die NS-Elite hatte keine „österreichische Seite") nachzulesen ist. Hofer verlegte sein Hauptquartier von Innsbruck nach Bozen und schottete seine „Operationszone" vom Reichsgebiet, insbesondere aber von Mussolinis RSI ab. Er ließ bei Borghetto, Ala und Riva Grenzübergänge zur Italienischen Sozialrepublik errichten und machte Einreisen von seiner Genehmigung abhängig. Daß die „Operationszone Alpenvorland" de facto, wenn auch nicht de jure an das Dritte Reich angeschlossen wurde, kam nicht zuletzt darin zum Ausdruck, daß Hofer sowohl Mussolini als auch dessen Verteidigungsminister Rodolfo Graziani den Besuch seiner Operationszone verweigerte. Dabei war Mussolini sogar so weit gegangen, Hofer ausrichten zu lassen, daß er nur als Gast kommen und sich keinesfalls in politische Angelegenheiten einmischen wolle. Selbst das wurde ihm von Hofer verwehrt. Hofers oberstes Ziel war es, Ruhe und Ordnung zu gewährleisten, daher betrieb er die politische Neugestaltung der drei italienischen Provinzen nicht mit letzter Konsequenz. Die „differenzierte und vielfältige Realität der ‚Operationszone Alpenvorland' im Kontext der deutschen Besatzungspolitik" (S. 7) war Thema einer Tagung, die vom 22. bis 25. März 2006 vom Istituto storico bellunese della Resistenza e dell'età contemporanea, der Fondazione Museo storico del Trentino und dem Südtiroler Landesarchiv veranstaltet wurde. Von diesem Symposion zur „vergleichenden Regionalgeschichte" (S. 11) wurden schließlich 25 Beiträge und ein

Resümee publiziert, die drei großen Komplexen zugeordnet sind. Der erste bezieht sich unter dem Titel „Formen der Okkupation" auf unterschiedliche Ausprägungen der NS-Besatzungsherrschaft in Europa (Gustavo Corni), das Verhältnis der „Operationszone Alpenvorland" zur Republik von Salò (Monica Fioravanzo), die Nationalsozialistische Volkstumspolitik (Michael Wedekind), die Verwaltungs- und Militärstrukturen (Margareth Lun), die deutsche Besatzungswirtschaft im Trentino (Alberto Ianes), die Repressionspolitik im Trentino (Lorenzo Gardumi) und die durch Deutsche und Italiener begangenen Kriegsverbrechen in der Provinz Belluno (Alessandro Sacco). Der zweite Komplex firmiert unter der Überschrift „Kollaboration, Institutionen und Gesellschaft". Nach einer Untersuchung verschiedener Formen der Kollaboration (Marco Cuzzi) wird die Republik von Salò und das Phänomen der Kollaboration in Italien näher beleuchtet (Marco Borghi). Anschließend wird die Problematik der Optanten (Hubert Mock) und die „Zäsur" des 25. Juli 1943 im Trentino, also des Übergangs von Mussolini zu Badoglio (Alessandra Ferretti) behandelt. Es folgen Beiträge über die Polizeiformation *Corpo di Sicurezza Trentino*, die als Hilfsorgan der Wehrmacht fungierte (Lorenzo Baratter) und die Kollaborationsprozesse vor dem Sonderschwurgericht Trient (Mirko Saltori), sowie die Kämpfe des Bischofs von Udine, Monsignore Bortignon, und des Fürstbischofs von Brixen, Johannes Geisler, um die Vorrechte der Kirche (Pierantonio Gios und Josef Gelmi). Bortignon scheute die Konfrontation mit den Deutschen nicht, während sich Geisler wesentlich konzilianter verhielt. Der dritte Komplex befaßt sich mit „Widerstand und Resistenza". Zunächst werden Antifaschismus und Widerstand aus der Perspektive des Historikers thematisiert (Alberto De Bernardi). Dann werden die politischen Stömungen im Trentiner Widerstand (Armando Vadagnini), die politischen Spannungen im Belluneser Widerstand (Ferruccio Vendramini) und die zwei Widerstandsbewegungen in Südtirol (Andrea Di Michele) analysiert. Dann geht es um die Frage, wie sich der Widerstand auf familiärer Ebene ausgeprägt hat (Paola Salomon). Die letzten vier Beiträge befassen sich mit Überlegungen zur deutschen Besetzung Roveretos (Fabrizio Rasera), den Auswirkungen der NS-Herrschaft und des Krieges auf die Kleinstadt Bruneck (Stefan Lechner), das Verhältnis von Alpinismus und Nazismus (Luciana Palla) und die Erinnerung an die Resistenza im Trentino (Elena Tonezzer). Im Resümee des Tagungsbandes kommt Luigi Ganapini zu einem eindeutigen Urteil: „Mit der Bildung der Operationszonen Alpenvorland und Adriatisches Küstenland verlieh das NS-Regime seiner tiefen Verachtung für die Republik von Salò Ausdruck." (S. 301) Warum war Mussolini überhaupt bereit gewesen, nach seiner Befreiung durch deutsche Fallschirmjäger am 12. September 1943 eine republikanisch-faschistische Regierung zu bilden

– von den Operationszonen hat er allerdings erst später erfahren – und das Bündnis mit Hitler fortzusetzen? Monica Fioravanzo führt als einzigen Grund an, daß Mussolini geglaubt habe, der Krieg sei noch nicht verloren. Die im letzten Band der Mussolini-Biographie von Renzo De Felice auf profunder Quellenbasis formulierte These, Mussolini habe mit der Politik bereits abgeschlossen gehabt und sei nur durch massiven Druck Hitlers zur Übernahme der Regierung der RSI zu bewegen gewesen, hält die Autorin allem Anschein nach nicht für überzeugend. Insgesamt präsentiert der Band viele interessante Forschungsergebnisse und Anregungen. Einzelne Beiträge haben freilich noch eher den Charakter von Arbeitsberichten. Positiv hervorzuheben ist schließlich die instruktive Kartenbeilage über die „nationalen Mehrheiten in den Gemeinden der Provinz Bozen" nach der Zählung vom 1. Dezember 1943.

Michael Thöndl

L'Archivio antico del monastero di Santa Grata *in Columnellis*, a cura di Mariarosa Cortesi, Strumenti, Bergamo (Edizioni dell'Ateneo) 2007, XII, 405 pp., ISSN 1826–7408, € 15. – Il volume, patrocinato dall'Ateneo di Scienze, Lettere ed Arti di Bergamo, si propone di ricostruire la ricca documentazione del più antico cenobio della città orobica, al quale in anni recenti sono stati dedicati ben due studi, uno sulla chiesa del monastero e l'altro sul manoscritto contenente la *Vita* figurata di santa Grata. Come Mariarosa Cortesi ricorda nel presentare il volume che qui recensiamo (pp. VII-XII) furono proprio i risultati conseguiti nelle precedenti ricerche a suggerire la necessità di procedere a una ricostruzione globale dell'archivio antico del monastero: un'operazione complessa, se si considerano le alterne e drammatiche vicende che esso attraversò con ben due soppressioni ad opera del governo francese, rispettivamente nel 1798 e nel 1810. Le monache poterono tornare nel cenobio definitivamente nel 1817, ma i danni subiti dall'Archivio dell'ente sono in gran parte insanabili. Ancor oggi la documentazione del monastero – ricostruibile grazie a due inventari settecenteschi – risulta dispersa in diversi Archivi: parte è presso il monastero, poche carte sono conservate nell'Archivio della Curia vescovile (fondo Capitolare) e nella Biblioteca Civica A. Mai di Bergamo, mentre il grosso degli atti si trova in diversi fondi dell'Archivio di Stato di Milano. La prima sezione, dedicata a „La documentazione del monastero di Santa Grata tra dispersioni e ricomposizioni", comprende i contributi di Elisabetta Canobbio (L'antico archivio monastico: l'organizzazione, elementi formali, *munimina*, pp. XV-XXIV) e di Gianmarco Cossandi (Sistemazioni e catalogazioni settecentesche dell'archivio del monastero, pp. XXV-XXXVI), oltre a due assai utili Tabelle: la prima con il confronto tra i titoli riportati nei due inventari settecenteschi, rispettivamente del 1728 e del 1781; la seconda

con la distribuzione cronologia dei 639 documenti reperiti, corredata dalla puntuale indicazione della collocazione archivistica e dal riferimento, laddove possibile, agli inventari settecenteschi (pp. XXXVII-LVII). A tale attenta ricostruzione fa seguito una seconda sezione: „Documenti" (pp. LVI-CI), nella quale Cossandi esamina la documentazione pubblica e semipubblica custodita dal monastero e la Canobbio quella privata. Sulla base di oltre 70 documenti pubblici, originali e copie, databili tra la metà dell'XI sec. e il 1791, conservati nel Fondo di Religione dell'Archivio di Stato di Milano e nell'Archivio del monastero, Cossandi mette in luce come, a partire da un (falso) documento di Leone IX, in realtà costruito nella seconda metà del XII sec. e confermato da Urbano III (1186), il monastero abbia cercato di assicurarsi l'esercizio di importanti diritti sulla *curtis* di Seranica, ma soprattutto di raggiungere l'esenzione vescovile. Così, attraverso la consueta concessione della protezione apostolica e, probabilmente, con l'aiuto di altri falsi, all'inizio del XIII sec. l'obiettivo sembrò raggiunto, salvo poi essere sostanzialmente ridimensionato da Gregorio IX, che nel 1235 confermò nella sostanza le prerogative dell'ordinario sul monastero. La giurisdizione vescovile andò poi rafforzandosi e dal XV sec. mirò anche a un maggior controllo della vita spirituale del monastero, un'opera che il Concilio di Trento perfezionò con l'imposizione della clausura papale. La documentazione privata dei secoli XII-XVI consente di ricostruire l'attività notarile, incentrata sulla produzione di atti relativi al patrimonio e legata ad esigenze amministrative. Soprattutto dal XIV sec. si nota l'intensificarsi della collaborzione con alcune stirpi notarili, fino al conferimento a notai, nel XV sec., di compiti di rappresentanza resi necessari dal progressivo imporsi della clausura. Dalla documentazione privata, perlopiù di carattere patrimoniale, è però possibile ricavare importanti notizie circa la composizione della comunità, i „conversi", i devoti e i sacerdoti ad essa più vicini. Paolo Mazzariol esamina infine il *corpus* cartografico, pure conservato in parte all'Archivio di Stato di Milano e in parte nell'Archivio del monastero: esso consta di 33 unità, fogli singoli o tavole rilegate, e riguarda soprattutto gli edifici e le proprietà immobiliari del cenobio. Da tale *corpus* sono tratte le Tavole alle pp. 354–359. La terza sezione del volume comprende i Regesti (pp. 1–350) dei documenti, tutti redatti con grande cura archivistica e corredati dalla puntuale indicazione delle note dorsali, fondamentali per ricostruire la storia del patrimonio documentario, e da assai utili indicazioni bibliografiche. Il volume è completato dall'Indice (pp. 361–405) dei nomi di persona, dei toponimi e delle istituzioni presenti nella documentazione.

Maria Pia Alberzoni

I manoscritti datati delle province di Frosinone, Rieti e Viterbo, a cura di Lidia Buono, Roberto Casavecchia, Marco Palma, Eugenia Russo, Manoscritti datati d'Italia 17, Firenze (SISMEL, Edizioni del Galluzzo) 2007, 206 S., 69 Taf., 1 CD-Rom, ISBN 978-88-8450-282-7, € 115. – Die seit 1996 neu konzipierte Katalogreihe der datierten Handschriften Italiens deckt mit ihrem 17. Bd. das gesamte nicht-römische Latium ab. Aus acht Bibliotheken und Archiven der Provinzen Frosinone, Rieti und Viterbo – die Provinz Latina hat offensichtlich keine datierten Hs. zu bieten – wurden insgesamt 65 Handschriften ausgewählt. Den Schwerpunkt bildet erwartungsgemäß das Archiv der Abtei Montecassino, das allein 38 Stücke beisteuert. Der Cassineser Bestand ist auch der einzige, der eine größere Zahl von Manuskripten des 11. Jh. enthält, und unterscheidet sich dadurch von den anderen Sammlungen, in denen wie üblich die spätmittelalterlichen Handschriften klar überwiegen. Die vier Herausgeber und achtzehn weiteren Bearbeiter folgen den Auswahlkriterien, die der gesamten Reihe zu Grunde liegen: Berücksichtigt werden nach Möglichkeit homogene Codices, die entweder eine explizite Datierung bis einschließlich 1500 oder einen Hinweis auf Schreiber, Miniaturisten und Provenienz aufweisen; inhaltlich gilt die Einschränkung, dass Texte rein administrativen Charakters ausgeschlossen werden. Die Gestaltung der Katalogisate ist standardisiert: Neben den nötigsten codicologischen Angaben und dem Nachweis der Datierung bzw. der Schreibernotiz bietet der Band zu jedem beschriebenen Manuskript reiche Literaturangaben. Dem eigentlichen Katalog mit seinen 65 *schede* und 9 Notizen zu ausgeschiedenen Zweifelsfällen (S. 103–154) gehen Einführungen in die Geschichte der acht benutzten Bibliotheken voraus. Sie wurden von den verantwortlichen Bibliothekaren oder ausgewiesenen Kennern verfasst, deren Geduld freilich nicht in jedem Fall unerschöpflich gewesen zu sein scheint: Detailliert und weiterführend sind die Beiträge zu Montecassino (Mariano Dell'Omo) und zur Biblioteca Giovardiana in Veroli (Paolo Scaccia Scarafoni); andere hingegen, insbesondere der Beitrag zur Biblioteca Comunale degli Ardenti in Viterbo, informieren zwar über die äußere Bibliotheksgeschichte, aber kaum über den Charakter der Handschriftensammlung. Abgerundet wird das Werk durch Literaturverzeichnis, Indices und ein Corpus von 69 Schwarz-Weiß-Fotos; darin geben die Tafeln 1–45 in chronologischer Folge je eine Seite aus den zwischen 1010 und 1486 exakt datierten Stücken wieder (Ausnahme: der mehrteilige Codex Casinensis 227, Katalog Nr. 15, mit fünf Tafeln), während die Tafeln 46–69 die wegen einer Schreibernotiz aufgenommenen Manuskripte repräsentieren und alfabetisch nach den Namen der Schreiber angeordnet sind. Ein Extra-Lob verdient die beigelegte CD-Rom mit Farbaufnahmen von Zierinitialen und buchgeschichtlich interessanten Einträgen. Für deutsche, näherhin bayerische Leser mag

der Hinweis von Interesse sein, dass sich in der Bibliothek des Klosters Farfa eine Handschrift mit Texten von Johannes von Indersdorf befindet (AF 308, Katalog Nr. 55) und Cod. 19 der Biblioteca Capitolare von Viterbo im Jahr 1442 von einem Mar(tinus?) de Peyreuth geschrieben wurde (Katalog Nr. 56).

Thomas Frank

Gianni Venditti (a cura di), Archivio Della Valle-Del Bufalo. Inventario, Collectanea Archivi Vaticani 65, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2009, CLX, 671 S., 8 Tafeln, ISBN 978-88-85042-57-5, € 40. – Es passiert selten, daß man ein Archivinventar mit so viel Spannung lesen kann, wie es dem Rezensenten mit dem zu besprechenden Buch geschehen ist. Elektrisierend für jeden Freund der römischen Geschichte im Mittelalter und in der Neuzeit wirkt allein schon die Tatsache, daß er noch fast „unbeackertes" Material sichten kann. Einen solchen Fall stellt das Familienarchiv der Della Valle-Del Bufalo dar, das 1947 durch Schenkung in das Vatikanische Archiv gelangte. Die Familien Della Valle und Cancellieri Del Bufalo (seit 1709 uniert) gehörten dem römischen Stadtadel an und konnten auf eine bis in das 13. Jh. zurückreichende Geschichte zurückblicken (wenn man dazu noch fantasiereiche Zuschreibungen hinzunimmt, gelangt man sogar noch darüber hinaus). Die komplexe Familiengeschichte führte dazu, daß sich im Familienarchiv auch viele Quellen zu zahlreichen weiteren angeheirateten Geschlechtern – den Alberini, de'Cavalieri, Cenci, Pontani etc. – finden. Hinfort wird sich für jeden, der sich mit der römischen Oberschicht des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit beschäftigt, ein Blick in die vorzüglich gestalteten Register lohnen (wo man zudem auf den Jesuiten Athanasius Kircher trifft; auch der „Indice tematico" ist voller Überraschungen). Man gewinnt schnell einen Einblick in die wirtschaftlichen Strategien dieser Familien (die auch Tuchhandel und Schafszucht nicht verschmähten; das Rückgrat waren aber die Immobilien in der Stadt und die sog. Casali, d.h. die großen Wirtschaftsgüter in Latium). Der niedere Stadtadel Roms stand zwar im Schatten der großen Baronalgeschlechter (zu denen die Della Valle Klientelbeziehungen unterhielten, deren Belege bis 1636 reichen: s. S. 145f.) und der wohlhabenden Kurialen und Kardinäle (immerhin gelang Andrea della Valle 1517 der Sprung in das Kardinalskolleg). Nichtsdestotrotz bildete diese Schicht einen nicht zu unterschätzenden politischen und kulturellen Nährboden, der auch so faszinierende Gestalten wie den Orientreisenden Pietro Della Valle (1586–1652) hervorbringen konnte. Ansonsten begegnen prominente Ärzte, Bischöfe und Kanoniker der großen römischen Basiliken (auch dies ein Statussymbol!). Die nüchtern lapidaren (mitunter erkennbar die Angaben auf den alten Umschlägen übernehmenden) Regesten lassen immer wieder Schicksale aufschei-

nen, die Lust auf die Lektüre der entsprechenden Quellen machen. Da liest man von einem Kanoniker von St. Peter, der zum Mörder wurde (S. 370), von der Hinrichtung gleich zweier Del Bufalo 1490 in der Engelsburg (S. CIV) und von weiteren Bluttaten. Der vielgereiste Kanoniker und spätere Bischof von Sulmona Bernardo de'Cavalieri († 1532) gelangte 1490 bis nach „Russia al seguito della sorella dell'imperatrice" (S. 80). Das Gros bilden aber Gerichts- und Wirtschaftsakten. Aber auch Schattenseiten werden deutlich: so war noch 1771 der – wie man vermuten darf – erzwungene Klostereintritt gleich zweier Töchter für Stefano del Bufalo eine unumgängliche Folge seiner wirtschaftlichen Schwierigkeiten (S. 124). Bei dieser Material- und Namensfülle ist es verzeihlich, daß sich hin und wieder Verschreibungen eingeschlichen haben. Korrigiert sei nur auf S. 366 das Regest zu busta 83, Nr. 16, wonach Papst Klemens VII. 1521 (richtig: 1523) dem Buchdrucker Marcello Silber (nicht: Gilber) eine Pfründe in der Diözese Konstanz verliehen habe (S. 366, vgl. 373). Als Anhänge sind auch zwei kurze neuzeitliche Familiengeschichten abgedruckt (S. LIX-CL), die allerdings eine ernsthafte Beschäftigung mit den genealogischen Verhältnissen nicht ersetzen können. Sehr hilfreich zur Orientierung sind die Stammtafeln zu den Familien Della Valle und Del Bufalo (S. 529ff.). Der Autor gibt übrigens bereits selbst Kostproben aus dem Reichtum des Archivs mit zwei weiteren Publikationen, auf die nur kursorisch verwiesen sei: mit Pier Paolo Piergentili, Scorribande, Lanzichenecchi e soldati ai tempi del sacco di Roma, Roma 2009 und mit Luca Becchetti, Un Blasonario secentesco della piccola e media aristocrazia romana, Roma 2009.

Andreas Rehberg

I Codici Minucciani dell'Istituto Storico Germanico. Inventario, a cura di Alexander Koller, Pier Paolo Piergentili, Gianni Venditti, Online-Publikationen des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Roma (Deutsches Historisches Institut in Rom) 2009, 311 pp., urn:nbn:de:bvb:12-babs-0000005687, www.dhi-roma.it/codici_minucciani.html. – Talvolta, anche importanti fondi archivistici trovano, dopo diverse peregrinazioni, una sede definitiva pressoché 'naturale'. È il caso dei Codici Minucciani, presentati finalmente in un dettagliato inventario redatto con acribia e competenza da A. Koller, P. P. Piergentili e G. Venditti e fruibile anche online nel sito dell'Istituto Storico Germanico di Roma: sede per così dire 'naturale', come si evince dalla biografia del loro possessore e dalle successive, tormentate vicende che hanno poi portato questo fondo ad arricchire la Biblioteca della prestigiosa istituzione tedesca a Roma. I Codici appartenevano al prelato friulano Minuccio Minucci, e dopo essere stati conservati nel palazzo di famiglia, finirono presso la libreria torinese Clausen, già Loescher, che nel 1892, propose l'ac-

quisto di 52 codici alla direzione degli archivi di stato prussiani. Giudicati di grande interesse sia da Walter Friedensburg, segretario dell'Istituto Storico Prussiano a Roma che dall'allora direttore generale degli archivi prussiani Heinrich von Sybel, grande storico e fondatore della Historische Zeitschrift, il fondo fu acquistato e portato a Roma, dove ritornò solo nel 1953, dopo esser stato trasferito in Germania e in Austria alla fine della seconda guerra mondiale. Ma chi era questo personaggio di cui si comprese subito il peculiare significato proprio per i progetti che l'allora Istituto Storico Prussiano a Roma stava elaborando? Minuccio Minucci era nato a Serravalle (oggi Vittorio Veneto) nel 1551. Dopo gli studi in *utroque* a Padova, accompagnò prima il nunzio Bartolomeo Portia nelle terre del Sacro Romano Impero dilaniate dai conflitti religiosi, per passare poi al servizio del vescovo di Trento Ludovico Mandruzzo. Esperto dei problemi che tormentavano la Germania, fu per i pontefici – da Gregorio XIII a Clemente VIII – un essenziale punto di riferimento in un periodo che vide la politica di Roma orientata alla difficile riconquista delle terre passate all'eresia. Fu infatti, nel 1591, membro della *Congregatio Germanica* e appartenne al partito navarrista che, nella curia, sosteneva il riconoscimento della conversione di Enrico di Navarra. Nominato vescovo di Zara nel 1596 ispirò la sua opera nella diocesi dalmata ai dettami tridentini. Rifiutò per ben due volte la nunziatura di Colonia, ma continuò a svolgere fra il 1603–1604 importanti missioni nei territori bavaresi. Morì a Monaco nel 1604 e fu sepolto nella locale chiesa di San Michele dei Gesuiti, suggellando così un'appartenenza alla terra tedesca non per nascita ma per esperienza e fedeltà. L'inventario dei Codici Minucciani 1–40 apre ampi squarci sia sulla cultura di un alto prelato nel periodo della controriforma e, soprattutto, sulla preparazione e la formazione di un diplomatico pontificio che agì, spesso, *a latere* di altri, ma sempre con competenza ed efficacia. Alla corrispondenza (codici 1–4) si aggiunge e, talvolta, si unisce negli stessi codici, un materiale miscellaneo che comprende memorie diverse, relazioni di ambasciatori, copie di trattati, relazioni su paesi europei ed extraeuropei, istruzioni per nunzi e legati pontifici, epitomi di storie diverse, con prevalenza di scritti che riguardano territori e città della Germania. Ma gli interessi di Minucci non si limitano a considerare e ad approfondire le questioni tedesche, relative soprattutto ai conflitti confessionali e politici fra i diversi principi e città. Con attenzione guarda infatti all'impero ottomano, raccogliendo materiali che informino sulle sue caratteristiche militari e politiche, su episodi e personaggi che hanno segnato le recenti vicende, comprendendo perfettamente la minaccia rappresentata dai Turchi per l'Europa divisa: una preoccupazione, questa, costante nei nunzi pontifici che, dalla fine del Cinquecento alla metà del secolo successivo, si confronteranno con i problemi politici, mi-

litari, confessionali nei territori imperiali. I codici comprendono anche scritti inediti di Minucci: spiccano un *Trattato intorno alla detrazione*, due *Dialoghi sulla prudenza*, (Codici Minucciani 11, fol. 1–65; 440–464v) un *Trattato sopra l'Umiltà*: temi usuali per chi frequentava le corti e cercava di trovare un giusto equilibrio fra la dissimulazione, necessaria al politico, e le virtù dell'uomo di chiesa. Il ricco materiale presentato nell'inventario, nel quale si rivela prezioso anche l'indice cronologico dei testi (pp. 207–257), aspetta solo di essere oggetto di approfondite ricerche per poter osservare la storia europea anche attraverso la vita e l'opera di un personaggio che, *enim Germanus ille non est nativitate, Germanus tamen est animo, amicitia, convictu, praxi, usu rerum*, come già notavano i contemporanei e come avevano compreso illustri storici dell'Ottocento. Irene Fosi

Wilfried Hartmann unter Mitarbeit von Annette Grabowsky (Hg.), Recht und Gericht in Kirche und Welt um 900, Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 69, München (Oldenbourg) 2007, VI, 249 S., ISBN 978-3-486-58147-8, € 49,80. – Unter dem Titel „Schandtaten, von denen man früher noch nichts gehört hat" (S. 1–5) skizziert der Herausgeber einleitend die Leitgedanken einer Tagung, die im April 2005 im Rahmen des Historischen Kollegs in München stattgefunden hatte: diese sollte die rechtsgeschichtlichen Ergebnisse der sog. Vorachsenzeit beleuchten, mit welchen die Umwälzungen des 11. Jh. vorbereitet wurden. Entgegen landläufiger Meinung habe das angeblich dunkle 10. Jh. damals nicht nur Reformen alten Rechts, sondern bewußte Neuerungen hervorgebracht, wie es das aus der Präfatio Reginos von Prüm entnommene Titelzitat andeutet. Die zehn Einzelbeiträge liefern gewissermaßen einen analytischen Unterbau zu der Synthese des Herausgebers von 2008 (vgl. S. 523 f.) Klaus Herbers, Päpstliche Autorität und päpstliche Entscheidungen an der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert (S. 7–30); Roman Deutinger, Der König als Richter (S. 31–48); Klaus Zechiel-Eckes, Quellenkritische Anmerkungen zur ‚Collectio Anselmo dedicata' (S. 49–65); Harald Siems, *In ordine posuimus*: Begrifflichkeit und Rechtsanwendung in Reginos Sendhandbuch (S. 67–90); Karl Ubl, Doppelmoral im karolingischen Kirchenrecht? Ehe und Inzest bei Regino von Prüm (S. 91–124); Ernst-Dieter Hehl, Die Synoden des ostfränkisch-deutschen und des westfränkischen Reichs im 10. Jahrhundert. Karolingische Traditionen und Neuansätze (S. 125–150); Catherine Cubitt, Bishops and Councils in late Saxon England: the intersection of secular and ecclesiastical law (S. 151–167); Sarah Hamilton, The Anglo-Saxon and Frankish Evidence for Rites for the Reconciliation of Excommunicants (S. 169–176); Ludger Körntgen, Bußbuch und Bußpraxis in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts (S. 197–215); Rob Meens, Die Bußbücher und das

Recht im 9. und 10. Jahrhundert (S. 217–233). Das sorgfältige Register der Orte, Personen und Werke ist Annette Grabowsky und Dorothea Kies zu verdanken. Eingehende Einzelbesprechung: Annuarium Historiae Conciliorum 39 (2007). Martin Bertram

Wilfried Hartmann, Kirche und Kirchenrecht um 900. Die Bedeutung der spätkarolingischen Zeit für Tradition und Innovation im kirchlichen Recht, Monumenta Germaniae Historica. Schriften 58, Hannover (Hahn) 2008, XXXVI, 376 S., ISBN 978-3-7752-5758-9, € 45.– Der unübertroffene Kenner der späteren Karolingerzeit macht hier endgültig mit der Behauptung Schluss, dass das ausgehende neunte und zehnte Jahrhundert eine „quellenarme" Zeit gewesen sei. Wilfried Hartmann bereichert die mittelalterliche Wissenschaft in diesem Buch mit einer fast erdrückenden Fülle von Beispielen für eine zum Teil hoch entwickelte Schriftlichkeit (S. 279), zu der wir auch heute noch durch die zahlreich erhaltenen und in diesem Buch gezielt besprochenen Handschriften Zugang haben. Nach einer allgemeinen Einführung behandelt der Autor in fünf Kapiteln die Verbreitung und Nutzung der alten Normen (II), die neuen Normen und ihre Überlieferung (III), neue Inhalte in der kirchlichen Gesetzgebung (IV), die Praxis des kirchlichen Gerichts (V) und Wirkungen in der zweiten Hälfte des 10. und beginnenden 11. Jh. (VI). Die Bewahrung der Tradition in schriftlichen Produkten – von Kanones- und Kapitulariensammlungen (einschliesslich der *Capitula episcoporum*) bis zu Synodalakten und Bußbüchern – und ihre Erweiterung und Erneuerung durch aktuelle Materialien gerade dieser Zeit ermöglichte erst die kulturellen Veränderungen des 11. und damit des 12. Jh. auf karolingischen Grundlagen. Krisen wie die Normannen- und Magyaren-Einfälle, so wird durch Hartmanns Untersuchung klar, wirkten sich in den karolingischen Teilreichen recht unterschiedlich aus, wie die umfangreiche Liste von 471 Handschriften des Anhangs I (Rechtshandschriften aus der Zeit von ca. 850 bis zum Ende des 10. Jh.) beweist, die nach Gebieten und Werken aufgeschlüsselt ist (S. 321–338). Wesentlich ist, dass Hartmann auch ganz besonders den praktischen Gebrauch und die weitere Wirkung dieser Texte – auch die Schriften Hinkmars von Reims, Agobards von Lyon und Hrabanus Maurus sowie die *vita* Ulrichs von Augsburg werden herangezogen – untersucht. Der gegenseitige Einfluss von Praxis auf Texte und umgekehrt wird deutlich einmal in der Überlieferung der Kanones von westfränkischen und ostfränkischen Konzilien und zum anderen in der Abschrift und Neuschaffung kanonistischer Sammlungen. Das beeindruckende Sendhandbuch Reginos von Prüm, entstanden wohl 906 oder etwas später, zeigt dies besonders klar. Dem Vorwort zufolge schrieb der Abt die Sammlung für Diözesanvisitationen des Mainzer Erzbischofs Hatto, also für den „praktischen

Gebrauch des reisenden Bischofs" unter absichtlicher Betonung aktueller synodaler Beschlüsse (S. 151). Die beiden Teile des weit verbreiteten Sendhandbuchs, von denen der erste dem Klerus gewidmet ist, der zweite den Laien, beginnen jeweils mit einem Fragenkatalog, der uns auch heute noch genau zeigt, welche Probleme die Seelsorge damals in erster Linie beschäftigten und wie sie behandelt wurden: Heirat unter Verwandten (Inzest), Verwandtenmord, Ehebruch, das Aussetzen von Kindern oder Mord an einem Kleriker. Überzeugend stellt Hartmann die Entstehung und Form des wandernden Sendgerichts mit seinen Sendzeugen und Eidformeln dar, das zur Zeit Reginos zumindest im Erzbistum Trier seit ca. 880 in Gebrauch war, aber indirekt schon auf ein Kapitular Karls des Großen von 802/803 zurückgeht (S. 247). Aufschlussreich sind auch Hartmanns Argumente zu neuen Themen, die in diesem angeblich dunklen Zeitraum zuerst allgemein diskutiert wurden, wie Anzeichen für die rechtliche Gleichbehandlung der Frau (allerdings nicht bei Regino, der in diesem Punkt dem alten römischen Recht folgt [S. 217]), die Beachtung persönlicher Umstände bei Buße sowie die Entwicklung der Konzepte von Fahrlässigkeit und Intention bei Totschlag (S. 228–235). Neues Recht wurde nicht zuletzt auch durch Fälschungen „unter Vorwand des Sammelns" geschaffen (S. 294). Anhang II: Apokryphe Synodalkanones aus Handschriften des 10. und beginnenden 11. Jh. (S. 339–352) ist daher besonders zu begrüssen. Uta-Renate Blumenthal

Wilfried Hartmann and Kenneth Pennington (Hg.), The History of Medieval Canon Law in the Classical Period, 1140–1234. From Gratian to the Decretals of Pope Gregory IX, Washington D.C. (Catholic University of America Press) 2008, XIII, 442 S., ISBN 978-0-8132-1491-7, US$ 64,95. – Unter dem hochgegriffenen Titel dieses Bandes werden von einer Autorengruppe 12 Einzelkapitel aus der Entwicklung des kanonischen Rechts in der genannten Periode präsentiert: Michael H. Hoeflich and Jasonne M. Grabher, The Establishment of Normative Legal Texts: The Beginnings of the Ius commune (S. 1–21). – Peter Landau, Gratian and the Decretum Gratiani (S. 22–54). – Rudolf Weigand, The Development of the Glossa ordinaria to Gratian's Decretum (S. 55–97). – James A. Brundage, The Teaching and Study of Canon Law in the Law Schools (S. 98–120). – Kenneth Pennington and Wolfgang P. Müller, The Decretists: The Italian School (S. 121–173). – Rudolf Weigand, The Transmontane Decretists (S. 174–210). – Kenneth Pennington, The Decretalists 1190–1234 (S. 211–245). – Charles Duggan, Decretal Collections from Gratian's Decretum to the Compilationes antiquae: The Making oft the New Case Law (S. 246–292). – Kenneth Pennington, Decretal Collections 1190–1234 (S. 293–317). – Anne J. Duggan, Conciliar Law 1123–1215: The

Legislation of the Four Lateran Councils (S. 318–366). – A. García y García, The Fourth Lateran Council and the Canonists (S. 367–378). – Joseph Goering, The Internal Forum and the Literature of Penance (S. 379–428). – Mit dieser Zusammensetzung kann der Band nicht die vollständige und kontinuierliche Geschichte liefern, die der Titel beansprucht, sondern nur Bausteine zu einer solchen. Ausgespart bleiben weite Felder wie etwa die dogmatische und die rechtspraktische Entwicklung. Vielmehr bewegt sich der ganze Band in den Bahnen einer kanonistischen Quellen- und Literaturgeschichte Kuttnerscher Prägung. In diesem Rahmen werden nützliche Überblicke und Fortschreibungen geboten, deren Wert dadurch garantiert ist, daß sie aus der Feder der maßgeblichen Spezialisten fließen und durchweg sachkundige und zuverlässige, wenn auch nicht immer ganz aktuelle Information bieten. Besonders ansprechend sind Landaus breit angelegte Bestandsaufnahme zum Dekret, das Kapitel zur Entwicklung von dessen Glossa Ordinaria, die Weigand erstmals seit Schulte wieder im Zusammenhang darstellt, Anne Duggans Vorstellung der vier Laterankonzilien unter Berücksichtigung der Inhalte und der Rezeption ihrer Gesetzgebung, sowie der gut strukturierte und begrifflich klärende Beitrag von Goering zum *Forum internum*. Ein Handicap hat sich aus der fast zwanzigjährigen Inkubationszeit des Bandes ergeben, der in den frühen 90er Jahren konzipiert worden war. Zwei Mitarbeiter sind schon vor einem Jahrzehnt verstorben (Rudolf Weigand im Juni 1998, Charles Duggan im März 1999); und manche der übrigen haben ihre Beiträge anscheinend ebenfalls schon vor längerer Zeit abgeschlossen. Wenn die Aktualisierung auf den Stand der Veröffentlichungszeit stellenweise aus äußeren Gründen nicht möglich war (z. B. S. 39 Anm. 33: spanische Einwände gegen Winroth seit 1999; S. 206 und 237: Coppens 1999, 2003 und Lefebvre-Teillard seit 2003 über Pariser Dekretisten und Dekretalisten Anfang des 13. Jh.; S. 297: Landau 1991 und Nörr 2003 über die Systematik der Compilatio I – und öfter), dann hätte man den Leser wenigstens über das offenbar unterschiedliche Abschlußjahr der einzelnen Beiträge informieren müssen. Übrigens lautet der in den dürftigen Vorbemerkungen herausgestellte Schlüsselbegriff *utrumque* (nicht *utriusque*) *ius*. Martin Bertram

Goffredus Tranensis, Apparatus Decretalium. Riproduzione digitale del manoscritto Montecassino 266, a cura di Martin Bertram, 2010, mosaico. cirsfid.unibo.it. – Der einflußreiche Glossenapparat Gottfrieds von Trani (1234/43) zu den Dekretalen Gregors IX. (Liber Extra) ist eines der wenigen Kommentarwerke dieser Art, die im 15. und 16. Jh. nicht zum Druck gefunden haben. Da an eine moderne Edition nicht zu denken ist, wird man auch in Zukunft auf die handschriftliche Überlieferung angewiesen bleiben. Die vorlie-

gende Reproduktion soll wenigstens einen Textzeugen als Arbeitsgrundlage allgemein und bequem verfügbar machen. Aus den zehn bisher bekannten Handschriften wurde Montecassino 266 aus vorwiegend praktischen Gründen ausgewählt: ausschlaggebend war die großzügige und unbürokratische Genehmigung des Besitzers; hinzu kommt die sehr gute Lesbarkeit des ungewöhlich präzise und gleichmäßig geschriebenen Texts. Die digitale Wiedergabe besteht aus separaten tif-Abbildungen für jede einzelne der insgesamt 300 Seiten. Die Einleitung umfaßt eine Beschreibung der Handschrift, ein Titelverzeichnis mit Verweisen auf die entsprechenden Seitenzahlen, womit die Orientierung erleichtert wird, sowie Transkriptionen der am inneren Rand angebrachten Korrekturen, die in den Abbildungen nicht immer lesbar sind.

Martin Bertram (Selbstanzeige)

Martin Bertram, Signaturenliste der Handschriften der Dekretalen Gregors IX. (Liber Extra), II. Teil, 2009, www.dhi-roma.it/bertram_extrahss.html. – Hiermit wird das Basisverzeichnis der Signaturen von 675 Vollhandschriften des Liber Extra, das seit 2005 auf der home page des DHI Rom verfügbar ist, wie seinerzeit angekündigt, um die folgenden Teile ergänzt: 35 Teilabschriften und größere Fragmente (5 Blätter und mehr); 18 bemerkenswerte kleinere Fragmente (mit Miniaturen, ungewöhnlichen Glossen oder sonstigen bemerkenswerten Merkmalen); kleinere Fragmente (summarisch); 43 verschollene oder verlorene Handschriften (seit Beginn des 19. Jh.); 48 Fehlidentifizierungen (seit Beginn des 19. Jh.); Sonderformen.

Martin Bertram (Selbstanzeige)

Franz-Josef Arlinghaus/Ingrid Baumgärtner/Vincenzo Colli/Susanne Lepsius/Thomas Wetzstein (Hg.), Praxis der Gerichtsbarkeit in europäischen Städten des Spätmittelalters, Rechtsprechung. Materialien und Studien, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte 23, Frankfurt M. (Klostermann) 2006, VII, 491 S., ISSN 1610-6040, ISBN-10 3-465-04007-4, € 89. – Ingrid Baumgärtner, Gerichtspraxis und Stadtgesellschaft. Zu Zielsetzung und Inhalt (S. 1–18). – Giuliano Milani, Lo sviluppo della giurisdizione nei comuni italiani del secolo XII (S. 21–45). – Thomas Wetzstein, *Tam inter clericos quam laicos*? Die Kompetenz des Konstanzer geistlichen Gerichts im Spiegel der archivalischen Überlieferung (S. 47–81). – Frank Rexroth, Sprechen mit Bürgern, sprechen mit Richtern. Herrschaft, Recht und Kommunikation im spätmittelalterlichen London (S. 83–109). – Sara Menzinger, Forme di organizzazione giudiziaria delle città comunali italiane nei secoli XII e XIII: l'uso dell'arbitrato nei governi consolari e podestarili (S. 113–134). – Massimo Vallerani, Tra astrazione e prassi. Le

forme del processo nelle città dell'Italia settentrionale del secolo XII (S. 135–153). – Franz-Josef Arlinghaus, Genossenschaft, Gericht und Kommunikationsstruktur. Zum Zusammenhang von Vergesellschaftung und Kommunikation vor Gericht (S. 155–186). – Susanne Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices*. Zur Praxis der städtischen Appellationsgerichtsbarkeit im Lucca des 14. Jahrhunderts (S. 189–269). – Vincenzo Colli, *Acta civilia in curia potestatis*: Firenze 1344. Aspetti procedurali nel quadro di giurisdizioni concorrenti (S. 271–303). – Eberhard Isenmann, Gelehrte Juristen und das Prozeßgeschehen in Deutschland im 15. Jahrhundert (S. 305–417). – Gundula Grebner, Der Judeneid vor Gericht in Frankfurt am Main. – Passionsspiel, Gerichtsbücher und Protokoll oder: Lauwendyn, Natan und Zorlin (S. 421–443). – Lea Otis-Cour, Disputes involving women brought before the Parlement of Toulouse in the fifteenth century (S. 445–464). – Neithard Bulst, Richten nach Gnade oder nach Recht. Zum Problem spätmittelalterlicher Rechtsprechung (S. 465–489). – Kein Register. Martin Bertram

Stefan Weinfurter, Das Reich im Mittelalter. Kleine deutsche Geschichte von 500 bis 1500. München (C. H. Beck) 2008, 320 S., 7 Abb., 8 Karten, 8 Stammbäume, ISBN 978-3-406-56900-5, € 16,90. – Überblickswerke zur mittelalterlichen Geschichte sind in den letzten Jahren in großer Zahl erschienen, und jedes von ihnen zeichnet sich durch einen mehr oder weniger klar erkennbaren und überzeugenden Katalog an Leitfragen aus, der zugleich die ebenso anspruchsvolle wie beliebige Selektion der geschilderten Ereignisse, Entwicklungen und Strukturen vorgibt. Stefan Weinfurter nennt das Leitthema seines Buches bereits im Titel: Anhand markanter Wendepunkte und unter Zuhilfenahme struktur-, kultur- und sozialgeschichtlicher Erkenntnisse zeichnet er die Entwicklung jenes politischen Gebildes nach, das die Zeitgenossen als Imperium, heutige Mediävisten als Reich und vereinfachende Darstellungen allzu oft fälschlich als Deutschland bezeichnen. Im Aufbau chronologisch, wird der Erzählstrang immer wieder durch Kapitel kultur- und sozialgeschichtlichen Zuschnittes unterbrochen oder vielmehr argumentativ ergänzt. Im Zentrum steht dabei die Frage nach entscheidenden Ereignissen in der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Reiches, von der Taufe Chlodwigs über den Dynastiewechsel von 751 und die Wahl Rudolfs von Rheinfelden geht es zum Erbreichsplan Heinrichs VI., zur Gesetzgebung Friedrichs II. und den Folgen des Interregnum und schließlich zum vermehrten Aufkommen „Freier Städte", zur Goldenen Bulle, dem Basler Konzil und dem „Ewigen Landfrieden" 1495. Jedes dieser Ereignisse wird vor allem hinsichtlich seiner struktur- und reichsgeschichtlichen Konsequenzen beschrieben. Bei der Beschreibung der markantesten Wendepunkte, die im Einzelnen auch als Stationen auf dem Weg

vom „deutschen Reich" zu einem „Reich der deutschen Fürsten" erscheinen mögen (158), greift Weinfurter häufig aktuelle Konzepte und Forschungsrichtungen auf, die er zu Erläuterung der Reichsstruktur heranzieht. Neben den objektivierten Wendepunkten behandelt Weinfurter immer wieder auch zeitgenössische Erörterungen über das Reich, seine politische Ordnung und seine Bezeichnung. Dadurch verhindert er, dass der Leser mit der Nennung des Reiches bereits einen staatstheoretisch fundierten Reichsbegriff verbindet, wo er den damaligen Vorstellungen noch ebenso fremd war wie die Bezeichnung als deutsch. Manch kulturhistorisch Interessiertem mag die – zwangsläufig rigide – Auswahl der geschilderten Wendepunkte zu sehr auf die klassischen Ereignisse konzentriert sein, die schon die traditionelle deutsche Geschichtswissenschaft mit ihrem Fokus auf rechts- und politikgeschichtliche Fragen in den Mittelpunkt gerückt hat. Doch greift diese Kritik insofern zu kurz, als Weinfurter sich explizit die komplizierte Entwicklung des politischen Gebildes „Reich" zum Thema stellt. Zudem machen die eingestreuten sozial-, struktur- und wirtschaftsgeschichtlichen Kapitel deutlich, wie vielfältig die Einflüsse auf politische Entwicklungen waren und sind. Dass dabei der vergleichende Blick auf die europäischen Nachbarländer insgesamt nur einen sehr geringen Teil ausmacht, mag man bedauern, ist letztlich aber angesichts der Prägnanz, für die dieses Buch ausdrücklich zu loben ist, nur allzu verständlich. Ein umfangreicher Anhang mit Karten, mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Register der Personen und Orte beschließt das Buch, das man zur Einführung in die mittelalterliche Geschichte jedem empfehlen kann.

Florian Hartmann

Duccio Balestracci, Ai confini dell'Europa medievale, Il Medioevo attraverso i documenti, Milano (Bruno Mondadori) 2008, 150 pp., ISBN 9-788861-590939, € 16. – Questo piccolo volumetto fa parte di una collana di strumenti didattici recentemente avviata presso la Bruno Mondadori, sotto la direzione di Gabriella Piccinni, caratterizzati da una comune struttura. In una parte iniziale l'autore ripercorre le vicende storiografiche sull'argomento in analisi; una seconda pone invece al centro dell'analisi le fonti, inquadrate in diversi sottotemi, ciascuno introdotto da alcune pagine dell'autore; infine, un'ultima parte permette all'autore di avanzare con maggior libertà autonome e personali considerazioni sul tema. Secondo tale articolazione sono già usciti, oltre al volume che si presenta qui, „La banca e il credito nel medioevo", di Luciano Palermo, „Fra cristiani e musulmani", di Manuel Vaquero Pineiro e „Le città europee del Medioevo", di Giovanni Cherubini. Temi classici, come si vede, ma affrontati senza rinunciare a un taglio originale, così come avviene con il lavoro di Balestracci intorno a un tema tanto agitato nell'attualità quanto di

difficilissimo contenimento come quello della genesi del concetto di Europa. Un tema che ha goduto di costante attenzione negli ultimi cinquant'anni, dall'avvio di un deciso processo di sempre maggiore unità politica continentale, sebbene con momenti di accelerazione, rallentamento, digressioni condotte da intenti afferenti più alla dimensione economico-finanziaria che a quella socio-istituzionale. I confini dell'analisi di Balestracci non sono quelli geofisici dell'Europa – e anche questi, in ogni caso, non sarebbero così nettamente individuabili – bensì quelli storico-geografici e, dunque, fortemente ideali. Inoltre, non in ogni epoca si è avuta una concezione netta di confine, nemmeno sul piano amministrativo, giuridico e istituzionale: a tale riguardo, assai opportunamente Balestracci rammenta un prezioso libretto ormai abbastanza datato, „Segni sulla terra" di Luciano Lagazzi, studio piuttosto isolato, nella storiografia italiana, sulla determinazione dei confini e sulla percezione dello spazio nell'alto Medioevo. Se oggi, invece, il concetto di confine è almeno nella teoria qualcosa di ben chiaro e definito, quanto meno per quanto concerne i limiti tra Stati eredi di secoli di raffinamento teorico – ma si pensi a come ancora oggi i confini tra proprietà private possano essere oggetto di dispute accesissime pure in un contesto così esattamente normato e definito come quello delle amministrazioni pubbliche occidentali – è evidente che la questione divenga assai più delicata in un'epoca e per un'entità non istituzionale come l'Europa medievale. Fin dalle prime pagine Balestracci avverte che „ci troveremo costantemente fra le mani una materia liquida che sarà difficilissimo disciplinare e che, davvero come acqua, ci sfuggirà irrimediabilmente da tutte le parti" (p. 9). Per questo risulta molto interessante mettersi ai confini dell'oggetto di studio o, meglio ancora, alla ricerca di essi e di ciò che li determinava, dei confini non stabili e incerti, come instabile, mutevole e sempre diverso da ciò che era in precedenza è stato lo stesso concetto di Europa, per definire il quale risulta, appunto, centrale il tema dell'altro da sé; altro a più riprese incarnato dal musulmano, dall'infedele, unico parametro di identità per quei gruppi di potere che guidavano i vecchi territori ereditati da un impero romano e, prima ancora, da una civiltà greca, in cui „Europa" non era termine riferibile a una territorialità nettamente definita; altro che è condizione necessaria nella mentalità stessa che partorisce l'idea di Europa, appunto quella che nasce nell'alveo delle culture antiche mediterranee; altro che esiste anche all'interno della categoria di *Christianitas*, concetto a più riprese impugnato per dare unitarietà al cosiddetto Vecchio Continente. Ma se l'idea di Europa è ben precedente l'esperienza cristiana, appunto nel mito greco, appare chiaro che sia lecito leggere al più, nella fase medievale, un periodo di forte sovrapposizione dei due concetti ma, comunque, non di omonimia. Anche durante il medioevo l'Europa non è „ridotta a uno" dalla Christianitas e

non lo scriviamo solo in relazione a casi estremi e lampanti, come la presenza in amplissimi suoi territori dei musulmani prima e quella dei turchi poi, o a quella di eretici, sabba e altre forme di alterità; e nemmeno, ancora, per la questione del fronte orientale del continente – „La Moscovia e l'est: un rebus irrisolvibile", arriva a titolare Balestracci a p. 110 – ma perché anche all'interno della stessa *res publica christiana* permane necessaria una dialettica, quella papato-imperatore – anch'essa tuttavia concetto da rivedere e puntualizzare oggi, svestito dalle matrici ideologiche del passato, come ad esempio recenti studi di Eckhard Müller-Mertens mostrano – a rendere meno monolitica la simmetria cristianità/Europa. Balestracci fornisce ai suoi lettori, più o meno giovani, più o meno esperti, con il suo stile volutamente spoglio di enfasi ideologica, abbondanza e qualità di temi, nella prima parte, e di documenti, nella seconda, tanto da stimolare numerosi spunti per riflettere sul rapporto con l'Altro – ciò che si trova oltre il confine – con cui appare evidente che l'Europa abbia ancora oggi da fare i conti per pervenire a una più serena relazione con esso e dunque con se stessa, così da poter rendere onore al documento forse più antico offerto da Balestracci che attesta il termine „europeo" accanto all'aggettivo πανεπάρκιον, „colui che è capace di far fronte a ogni difficoltà" (p. 11). Mario Marrocchi

Ernst Schubert, Essen und Trinken im Mittelalter, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2006, 439 S., ISBN 978-3-89678-578-7, € 39,90. – Das posthum erschienene Buch des Göttinger Mediävisten überzeugt mit seinem zentralen Anliegen, eine Geschichte der Ernährung als Zugang zu einer Gesellschaftsgeschichte zu schreiben bzw. die Geschichte der Nahrungsmittel stets im historischen Kontext anzusiedeln. Der Bogen wird gespannt vom „Edelstein" des Salzes über die verschiedenen Sorten von Getreide, Fleisch, Fisch, Obst und Gemüse sowie die daraus gewonnenen Lebensmittel. Wein, Bier und Met werden in ihrer Funktion als Grundnahrungsmittel gewürdigt, Schnaps in seiner Entwicklung vom mittelalterlichen Heilmittel zum Genussmittel in der Frühen Neuzeit beschrieben. Ernst Schubert postuliert eine enge Verquickung zwischen sozialen Ordnungen einerseits und Alltagsbedürfnissen des Essens und Trinkens andererseits. Der Wandel sozialer Ordnungen sei „zu einem wesentlichen Teil unter dem Druck der Alltagsbedürfnisse des Essens und Trinkens erfolgt." (S. 15) Kritisch reflektiert Ernst Schubert, oft gepaart mit persönlichen Konnotationen, gängige mit dem Mittelalter verbundene Vorstellungen, etwa solche von einem Fress- und Saufzeitalter, oder Wertungen, die sich aus einer im 19. Jh. aufblühenden Weinromantik speisen. Zutreffend werden entsprechende Verklärungen als Anachronismen beschrieben, die aber so manches aktuelle Geschehen der Mittelalterfolklore prägen. Einen europä-

ischen Horizont vermittelt das Buch allerdings – anders als der Titel dies suggeriert – allenfalls in einigen wenigen Ansätzen. Explizit will der Autor selbst seine Untersuchung auf die „deutsche Geschichte" begrenzen, weil hier „die wichtigsten allgemeinen Gefährdungen, aber auch Entwicklungsmöglichkeiten der europäischen Ernährung versammelt zu sein" scheinen. (S. 14) So setzt er sich kritisch mit der „deutschen Kulturgeschichtsschreibung" auseinander, spricht von den „deutschen Landen", dem „deutschen Norden" etc. Wichtige Komponenten einer europäisch ausgerichteten Ernährungsgeschichte, die sich aus einem komparatistisch angelegten Vergleich ergäben, tauchen in diesem Buch denn auch nicht auf. So kommt das in Südeuropa und im Mittelmeerraum unverzichtbare Grundnahrungsmittel Olivenöl nicht vor. Das Urteil, die frühneuzeitlichen Oberschichten hätten „den Weg zum fein gedeckten Tisch" eröffnet (S. 247) lässt jene Leistungen einer Oberschicht in den Städten und an den Höfen Italiens außer Betracht, die seit dem 13. Jh. und insbesondere in der Renaissance eine raffinierte Küche kreierten, die in andere Länder Europas ausstrahlte und von nachhaltiger Wirkung war. Von Kochbüchern im deutschsprachigen Raum ist ausführlich die Rede, nicht aber vom ersten gedruckten Kochbuch eines Bartolomeo Platina, das in viele Sprachen übersetzt und zum bewunderten Vorbild wurde. Möglicherweise ist der gewählten räumlichen Konzentration auch das erstaunliche Urteil zu verdanken, im Mittelalter sei keine „Weinkennerschaft" zu konstatieren, wobei allerdings unklar bleibt, was unter Kennerschaft in diesem Zusammenhang verstanden wird. Demgegenüber: „Die Bierkennerschaft war im Mittelalter ausgebildet." (S. 226f.) Bei dem von Schubert gezeichneten Mittelalter handelt es sich um eine „Welt der Armut" mit einer stets „knappen Nahrungsdecke", in welcher der „gemeine Mann" „von der Hand in den Mund" lebte. (S. 27) Zugleich registriert der Autor Fortschritte; mit Blick auf Essen und Trinken sei „das Mittelalter als die fortschrittlichste Zeit der europäischen Geschichte darzustellen." (S. 300) Unklar bleibt, wie derartige Thesen abgesichert und die für solche Beurteilungen notwendigen Proportionen verlässlich ausgelotet werden können. Der größte Teil der berücksichtigten Quellen stammt – schon überlieferungsbedingt – aus städtischem Ambiente. Noch um 1500 aber lebte die große Mehrheit der Bevölkerung in den „deutschen Landen" auf dem Lande. Zudem handelt es sich bei rund 95 Prozent jener Siedlungen, die als städtisch klassifiziert werden, um Kleinstädte von bis zu 2000 Einwohnern. Die meisten von ihnen sind in hohem Maße von landwirtschaftlichen Strukturen geprägt. Wenngleich Marktgeschehen – besonders ausgeprägt im Weinbau – sich auch auf dem Lande auswirkte, so bleibt dennoch grundsätzlich zu fragen, wie das Verhältnis von Selbst- und Marktversorgung wenigstens annäherungsweise quellengestützt beurteilt werden kann. Nur auf einer solchen

Grundlage ließen sich Thesen, wie sie Ernst Schubert formuliert hat, verifizieren. Vor den zwischen 1750 und 1850 einsetzenden tief greifenden Wandlungen dürfte die Bedeutung der Selbstversorgung mit Lebensmitteln für das Überleben vieler Menschen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Deren quantitative und qualitative Erfassung ist freilich kaum möglich, da die von Menschen zur Eigenversorgung produzierten Lebensmittel in den schriftlichen Quellen nicht erscheinen. Diese nicht überlieferten Formen der Nahrungsproduktion erschweren über einige Grundlinien hinaus verlässliche Urteile insbesondere über die wirtschaftliche Situation ländlicher Haushalte. Dass „die mittelalterliche Küche" u.a. „arm an Vitaminen" gewesen sei (S. 12), setzt beispielsweise stillschweigend die Annahme voraus, dass vitaminreiche Produkte aus der Waldwirtschaft und dem Gartenbau keine nennenswerte Rolle spielten. Dies wäre aber erst einmal nachzuweisen. Solche Überlegungen sollten den potentiellen Leser freilich nicht vom Griff zu diesem anregenden Buch abhalten, das zudem ein ausgesprochenes Lesevergnügen bereitet.

Michael Matheus

Daniela Lombardi, Storia del matrimonio dal Medioevo ad oggi, Le vie della civiltà, Bologna (il Mulino) 2008, 288 pp., ISBN 978-88-15-12526-2, € 18,50. – Le profonde modifiche della famiglia europea negli ultimi 40 anni, che hanno visto l'abolizione dell'autorità maritale e della patria potestà, cadere il confine della sessualità legittima limitato unicamente al matrimonio, cessare la distinzione fra figli legittimi e illegittimi con importanti conseguenze ai fini della successione, la diminuzione dei matrimoni e l'aumento delle convivenze, anche omosessuali, un aumento dei divorzi e delle separazioni – ripercussioni, tutte, di importanti modifiche nelle relazioni fra i sessi e le generazioni – hanno portato l'osservatore contemporaneo, inquietato dall'instabilità coniugale, a parlare di crisi del matrimonio e della famiglia, e a „cercare nel passato un'ipotetica famiglia tradizionale stabile e coesa cui tutti sembrano aspirare" (p. 8). Daniela Lombardi, dopo aver contribuito alla ricerca nell'ambito del matrimonio e della famiglia in Italia di Antico Regime con ricerche pionieristiche basate sull'uso di fonti estremamente vivaci (i processi matrimoniali), che documentano il matrimonio nella sua dinamicità, ricostruisce ora con un'agile e puntuale sintesi la storia del matrimonio in Europa dal Medioevo ad oggi. Da essa risulta evidente che quella immagine idealizzata del matrimonio è riscontrabile solo tra gli anni '50–'60 del '900, quando, in un contesto di forte crescita economica e di aumento della speranza di vita, aumentò l'accesso alla nuzialità di tutti i ceti sociali, i tempi di convivenza tra coniugi, genitori e figli, fratelli e sorelle, e sembrò possibile realizzare il sogno romantico del matrimonio d'amore „fondato sull'intimità e

sulla divisione dei ruoli tra i coniugi": mentre la donna era dedita alla cura dei figli e della casa, l'uomo era responsabile del mantenimento della famiglia, grazie a salari più alti. Questo modello nuziale fu presto incrinato, anche grazie ai movimenti degli anni '60 e '70 che attaccarono i principi di gerarchia e autorità all'interno della famiglia. Continuò però a rimanere un modello ideale. Adottando una prospettiva di lungo periodo Lombardi dimostra che la flessibilità ha caratterizzato per secoli la formazione della coppia nell'Europa occidentale, consentendole di adattarsi ai vari mutamenti sociali. Il celibato era molto diffuso sia in epoca medievale che moderna. Fino alla frattura religiosa del XVI secolo la sessualità prematrimoniale era socialmente accettata e costituiva una tappa della formazione del matrimonio, che iniziava con la promessa e terminava con la coabitazione. Separazioni e divorzi sono certo aumentati dagli anni '70 del '900, ma nei secoli precedenti altri fattori di instabilità provocavano la rottura del vincolo coniugale: la mortalità elevata, la mobilità, le separazioni di fatto e giudiziarie. Il matrimonio medievale e moderno era principalmente un'alleanza fra famiglie e costituiva la base del vivere sociale assicurando mediante il controllo della sessualità femminile la legittimità dei figli e la trasmissione del patrimonio. Era gestito da regole dettate da poteri secolari e ecclesiastici, dalla comunità, dalle famiglie e dalla coppia, che si facevano interpreti di interessi spesso in concorrenza fra loro. La Chiesa estese le proprie competenze sul matrimonio nel XII e XIII secolo, con poche regole molto innovative: doveva essere monogamico e indissolubile, ma non richiedeva per la sua validità alcuna forma specifica di celebrazione, bensì il solo consenso dei contraenti: un principio rivoluzionario e potenzialmente destabilizzante, in un'epoca in cui l'istituto era spesso sottoposto al potere feudale o a quello dei padri di famiglia, e in contrasto con le leggi secolari, che sanzionavano con pene diverse, dalla perdita della dote fino al carcere, il matrimonio stipulato senza consenso familiare. Nel XVI secolo gli Stati protestanti con la Riforma (che conferì le competenze del matrimonio alle autorità secolari) e la Chiesa cattolica col concilio di Trento (1563) imposero una cerimonia pubblica e religiosa per la stipulazione del matrimonio e perseguirono la sessualità prematrimoniale e il concubinato, che rimasero comunque in buona parte prassi socialmente accettate, come continuarono ad avere parte importante nella famiglia i figli illegittimi. Il matrimonio civile, con qualche eccezione, fu introdotto a partire dalla Rivoluzione Francese, che diede inizio ad un processo (seppure non lineare) di secolarizzazione dell'istituto anche nei paesi cattolici, trasferendone la giurisdizione dalla Chiesa allo Stato. L'ottica di lunga durata sottolinea la capacità di adattamento della famiglia nel corso dei secoli, permette una nuova interpretazione della presunta crisi del matrimonio e della famiglia, che, riletti alla luce della loro dimensione storica, ci appaiono quanto mai vivaci. Cecilia Cristellon

Aldo A. Settia, „Erme torri". Simboli di potere fra città e campagna, Storia e Storiografia XLV, Cuneo-Vercelli (Società per gli studi storici, archeologici ed artistici della provincia di Cuneo-Società Storica Vercellese) 2007, 187 pp. – Come scrivono Rosaldo Ordano e Rinaldo Comba, presidenti delle due società storiche editrici, il libro – anche una forma di augurio per il settantacinquesimo genetliaco dell'autore – affronta „il tema delle torri e delle caseforti di campagna, delle loro relazioni con l'insediamento umano e con il potere locale, degli scambi di modelli fra città e campagna" (p. 5). Quest'ultimo aspetto pare il più importante da sottolineare e, non a caso, compare fin nel sottotitolo: il rapporto città-campagna emerge con nettezza in questo lavoro di Settia che, nonostante sia in buona misura frutto di riedizione di saggi precedentemente già editi (in alcuni casi anche due volte), risulta essere diverso da una semplice ristampa. Ciò nel proponimento, espresso esplicitamente dall'Autore, „di esaminare la fortuna (o la sfortuna) storiografica delle ipotesi presentate" (p. 8): tra queste, è esattamente la dialettica città-campagna ad assumere un ruolo centrale. Una dialettica rispetto alla quale Settia propose fin dal 1981 un ribaltamento rispetto a certe tradizioni che volevano la torre cittadina figlia del castello rurale e giungevano, anzi, a definire la stessa città come „un agglomerato di castelli", come scrisse Herlihy, citato da Settia a p. 84 (ma ribattezzato „Hirlihy", cfr. ibid. e p. 175; il saggio con cui l'Autore presentava la sua ipotesi è qui riedito alle pp. 83–99). Settia, dopo avere pazientemente indagato le sorti di tante, diversissime tipologie di strutture fortificate negli spazi rurali – il più remoto studio qui riedito (alle pp. 15–35) su case forti, „motte" e „tombe" è del 1980 ma si vedano anche gli altri tra le pp. 37–79 – era infatti giunto già nei maturi anni Settanta ad acquisire una visione molto più precisa e puntuale delle dinamiche di affermazione di varie strutture fortificate del contado. Poco dopo, aveva iniziato ad approfondire il processo di formazione del modello urbano (con un saggio qui riedito alle pp. 101–114) con lo specifico scopo di approfondire le argomentazioni a sostegno della sua tesi e così già fornendo ulteriore materia ad altri storici, tra cui lo stesso Comba, che muovevano in quegli stessi tempi „non infondate obiezioni all'ipotesi dell''esportazione'" (p. 8). Quanto fin qui sommariamente presentato è il contenuto della prima parte del libro, di circa cento pagine, intitolata „Case forti, motte e castelli nell'Italia del nord" e divisa a sua volta in tre parti: la prima, „Tra azienda agricola e fortezza"; la seconda, „Motte e castelli: contributi a un tema europeo"; la terza, intitolata „La torre privata: un modello urbano". Segue una seconda parte, più breve – „Dalla città alla campagna: ritorno sui problemi", per meno di cinquanta pagine – dedicata a questioni relative alle fonti e alle funzioni delle strutture fortificate, tra cui quella mentale di „simboli del potere", che accompagna appunto nel sottotitolo „città

e campagna": un utilizzo simbolico ma anche concreto, seguito con acribia dall'Autore. Solo per portare un esempio puntuale, le meticolose indagini di Settia lo portano a concludere che un fenomeno come quello della costruzione delle „motte" avrebbe conosciuto „uno sviluppo piuttosto scarso" (p. 8) nella penisola italiana, rispetto ad altre regioni europee. La ricchissima varietà di strutture fortificate „minori", tanto nel primo quanto nel secondo ambito, viene seguita da Settia con un ammirevole, raffinato esame delle differenze esistenti all'interno della così ricca terminologia delle fonti relative alle strutture fortificate del contado, in relazione alle città, ai castelli, ai loro signori, alle comunità ivi residenti: a una società tutta bisognosa di strutture che dessero sicurezza, seppure solo in un'illusione [si veda su ciò la segnalazione di un'altra opera di Settia in QFIAB 82 (2002), pp. 800 sg.].

Mario Marrocchi

Susan Wood, The proprietary church in the medieval West, Oxford (Oxford University Press) 2008, XII + 1021 pp., ISBN 978-0-19-955263-4, £ 110 – Il libro si impone fin da un primo sguardo per l'autorevolezza dell'editore che lo presenta, per la rilevanza del tema che intende affrontare e per la mole impressionante di oltre 1000 pagine. Quanti si occupano di storia della Chiesa, della società e delle istituzioni nell'alto medioevo non potranno esimersi dal confronto con quest'opera dalla lunghissima gestazione: l'autrice scrive di essersi dedicata ad essa per più di quarant'anni di lavoro, mentre era Fellow e Tutor al St. Hugh's College di Oxford e, più tardi, vivendo nell'Herefordshire, senza peraltro distinguersi per una presenza costante nel dibattito storiografico. L'argomento, come già scritto, è uno dei più classici della medievistica: fin dal titolo si rifà, infatti, al concetto di *Eigenkirche*, coniato oltre cento anni or sono da Ulrich Stutz per definire una chiesa appartenente a una o a più persone, con l'insieme di terre, di edifici, di rendite dalla varia origine, di dipendenti. Ci sono, insomma, elementi sufficienti per definirlo un *Lebenswerk* anche se lo studio, che merita senz'altro rispetto per la lunga genesi e per alcuni interessanti spunti nell'enorme massa di esempi prodotta, appare viziato da alcuni limiti di impostazione metodologica, tanto sul piano della raccolta dei dati quanto su quello della loro presentazione e interpretazione. Di fronte alla mole del lavoro della Wood si impone una riflessione in merito ai modi di esporre i risultati delle ricerche e a quelli della dialettica scientifica: si può efficacemente raccogliere e presentare una tanto ponderosa congerie di dati? Se ci permettiamo di avanzare tale perplessità è perché nel lavoro si percepisce un limite che non alligna solo in un eccesso di quantità. Lascia già perplessi il tentativo di dominare l'intero „Occidente" – e torneremo oltre su tale determinazione territoriale – tramite una campionatura raccolta da un

singolo ricercatore. Un simile lavoro sarebbe da affrontarsi collettivamente, una volta stabilite omogenee linee di metodo nella scelta delle fonti e dei temi da svolgere. Passare da tanti casi locali a un'interpretazione generale, come fa la Wood, diviene un procedere più empirico che induttivo, un non convincente vaglio del deduttivo procedere di Stutz che, partendo da un modello storico-giuridico, affrontava anche singoli casi locali senza coltivare alcuna pretesa di esaustività. E non funziona, appunto, per il semplice fatto che una sola persona non può proporre un equilibrato campione formato da esempi sparsi per tutto il territorio europeo, continentale, peninsulare e insulare. La Wood lavora necessariamente in modo diseguale e, almeno per i casi a noi meglio noti, con una conoscenza talvolta non accurata delle specificità territoriali. Una striatura del limite di impostazione si percepisce fin dal titolo, sotto due aspetti: il primo, per il fatto che nel termine tedesco *Eigenkirche* vi è infatti il significato di „chiesa propria", prima di quello di „chiesa di proprietà", senza trascurare, è banale dirlo, che la proprietà non è necessariamente privata. Non a caso, il tema dell'articolazione tra privato dominio e mantenimento del patronato è stato affrontato fin dagli anni Settanta, in modo opportunamente circoscritto a casi territorialmente definiti, specie per quelle chiese di ridotte dimensioni sulle quali è particolarmente forte l'attenzione della Wood: basti rileggere qualche riga del Paolo Cammarosano de La famiglia dei Berardenghi, alle pp. 82–83, con rimandi a lavori di Wilhelm Kurze di ambito toscano. Su tali aspetti, la quarta parte del volume è senz'altro la più interessante ed avrebbe avuto miglior esito se presentata autonomamente, approfondendo ciò che accenna in merito allo status delle chiese proprie, le cui contraddizioni giuridiche sarebbero per la Wood insite già in elementi costitutivi del cristianesimo, o circa la condizione delle chiese come proprietà, accostabile a quella delle donne, dei minori e dei servi. Il titolo lascia perplessi anche nella sua seconda parte, quella che dovrebbe definire l'ambito di indagine: l'occidente medievale è uno spazio fortemente idealistico, al quale, però, la Wood non dedica particolare attenzione, sebbene il taglio stesso del volume, che vorrebbe attenersi a contesti territoriali concreti, maggiormente lo pretenderebbe. Infine, se scrivere mille pagine è un'impresa titanica, anche leggerle è un impegno notevole. Una simile mole ci pare suggerisca e quasi imponga un approccio creativo-interattivo, una sorta di navigazione in internet trasferita su carta: ad esempio, cercando di riannodare temi ricorrenti qua e là tramite una propria chiave di lettura, magari legata alle proprie conoscenze dirette; oppure, iniziando dalla quarta parte suddetta. Ma così è l'idea stessa di libro a capitolare e nemmeno i più impietosi critici delle più viete abitudini dell'occidente, medievale e non, potrebbero pensare di rinunciarvi senza perdere uno dei caratteri fondativi del continente europeo, la dialettica che produce la

ricezione di un ragionamento, di una lettura della realtà mossa per deduzione da principi fondamentali. Mario Marrocchi

Hagen Keller/Gerd Althoff, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 3: Die Zeit der späten Karolinger und der Ottonen. Krisen und Konsolidierungen (888–1024), 10. völlig neu bearbeitete Aufl., Stuttgart (Klett-Cotta) 2008, LIV, 475 S., ISBN 978-3-608-60003-2, € 42. – Im Rahmen der Neukonzeption des „Gebhardt" den dritten Band für den gesamten Zeitraum von 888 bis 1024 vorzulegen, der nicht nur die zeitlichen Grenzen der Vorgängerauflage aus der Feder Josef Fleckensteins deutlich überschreitet, sondern überdies neben der traditionellen politischen Erzählung auch neue Fragestellungen und zuvor unbeachtete Sektoren der Geschichte in den Blick nimmt, ist alleine schon eine gewaltige Aufgabe. Wenn diese Epoche zudem in der historischen Forschung in den letzten Jahrzehnten geradezu einer kompletten Umdeutung unterliegt, die ebenfalls in adäquater Form zu behandeln ist, dann kann man den Zwang zur Kürzung ermessen, dem die beiden Autoren ausgesetzt waren. Er hat nicht nur das Erscheinen des Bandes um rund zwei Jahre verzögert, sondern darüber hinaus schmerzliche Lücken hinterlassen, die nicht den Autoren, sondern der Verpflichtung „zur Angleichung an andere Bände des Gesamtwerks" (XIX) anzulasten sind. Gemäß der Ausrichtung des neuen Gebhardt überzeugen die Verf. in der sehr gelungenen Einleitung (S. 18–45) insbesondere in den methodologischen und forschungsgeschichtlichen Passagen. Statt traditioneller Meistererzählungen versprechen sie den Blick auf die Strukturen politischer Herrschaft zu richten, statt charismatischer Könige Formen konsensualer Herrschaft, Verbrüderungen und politische Bündnisse in den Blickpunkt zu rücken. Gleichwohl folgt der Band in chronologischer Gliederung klassischen politischen Zäsuren mit Kapiteln über die Epochen 887–918 (S. 45–115), 919–960 (S. 115–208), 961–983 (S. 208–273) [alles von Keller], 983–1024 (S. 273–348, Althoff) und kann sich insgesamt nicht von einer auf die Königsherrschaft konzentrierten Narrative lösen. Erst im letzten Kapitel, „Lebensordnungen und Lebensformen" (S. 348–436, Keller/Althoff) ist der in der Einleitung postulierte Perspektivenwechsel konsequent umgesetzt. Entsprechend hebt sich dieses, insgesamt gelungenste Kapitel am deutlichsten von früheren Auflagen des Gebhardt ab, widmet sich kontinuierlichen Strukturen und „Spielregeln der Politik", wie sie von den Vf. bereits an anderer Stelle entworfen worden sind, und nimmt etwa Formen der Religiosität, der Historiographie, der Kultur und Wirtschaft sowie Ordnungen der Gesellschaft in den Blick. Demgegenüber geht das streng chronologische Vorgehen in den ersten Kapiteln von einem König zum nächsten bisweilen zu Lasten einer konzisen Darstellung einzelner Themenfelder wie etwa der Un-

garneinfälle, die in diversen Kapiteln von neuem statt in einem Kapitel einheitlich behandelt werden. Bedauerlich, insbesondere aus der Perspektive dieser Zeitschrift, ist die insgesamt dürftige Beachtung Italiens, zumal ein Kapitel über „die Herrschaftsgrundlagen der Ottonen in Italien und die Probleme einer Regierung nördlich und südlich der Alpen" offenbar der redaktionellen Kürzung zum Opfer gefallen ist (S. XIX). Eine klar systematisierende Zusammenfassung, die auch die folgenschwere Forschungsgeschichte zur Ottonenzeit thematisiert, beschließt den Band, der trotz der Einschränkungen dem Ziel der Reihe vollauf gerecht wird. Florian Hartmann

Eduard Hlawitschka, Die Ahnen der hochmittelalterlichen deutschen Könige, Kaiser und ihrer Gemahlinnen. Ein kommentiertes Tafelwerk. Bd. 1: 911–1137, Monumenta Germaniae Historica. Hilfsmittel 25, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2006, 2 Bde., CXI, 61, 709 S., ISBN 3-7752-1132-1, € 80. – Bei den meisten genealogischen Tafelwerken kann der Benutzer nicht ersehen, auf welcher Quellenbasis die Aszendenz- oder Deszendenztafeln beruhen. Deshalb legt Hlawitschka ein kommentiertes Tafelwerk vor, das die entsprechenden Quellen für die angegebenen Filiationen verzeichnet. Es soll das Werk von W. K. Prinz von Isenburg (Görlitz 1932) ersetzen. Dem vorgelegten ersten Bd., der von der Königserhebung Konrads I. bis zum Tode Lothars III. reicht, soll noch ein zweiter folgen, der den Zeitraum bis 1250 umfasst. Weshalb der Vf. Konrad I. als den ersten deutschen König betrachtet, mit dem er seinen Untersuchungszeitraum beginnen lässt (und nicht mit Heinrich I. oder Otto I. oder Heinrich II.), erfährt man allerdings nicht. Der erste Teil enthält 32 Ahnentafeln, das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Register der Orts- und Personennamen. Jede Tafel bietet potentiell Angaben über Vorfahren von fünf Generationen bzw. von insgesamt 63 Personen. Wenn möglich, werden zu jeder Person das Geburts-, Heirats- und Sterbedatum sowie der Bestattungsort vermerkt. Der zweite Teil bietet die Kommentare bzw. die Quellenbasis für die Tafeln. Zu den Hauptquellen für die Darstellung der Verwandtschaftsbeziehungen zählt der Verf. Urkunden, historiographische Quellen sowie Memorialquellen. Einfache „Nachbenennungen", Ableitungen über die „besitzgeschichtliche Methode" oder über Zeugenlisten betrachtet er dagegen nicht als hinreichende Belege für die Feststellung von Filiationen (S. XVIf.). Im Hinblick auf Todesdaten enthalten meist Nekrologien die Nachweise. Im Unterschied zu den Todesdaten sind die Angaben über die Geburtsjahre häufig geschätzt. In den Kommentaren und Tafeln werden Personen zur besseren Orientierung mit Geschlechternamen sowie Herrschaftsbereichen und -sitzen bezeichnet, die oft nicht zeitgenössisch sind. Der unterschiedliche Umfang der Kommentare hängt von der jeweiligen Überlieferungssituation und vom Diskussionsstand

ab. Bei gut dokumentierten Filiationen beschränkt sich der Vf. auf den Nachweis von zwei bis vier Hauptquellen. Die meisten Kommentare sind wegen der Ausführungen über die Forschungsdiskussion jedoch umfangreicher; zudem enthalten sie häufig genealogische Tafeln. Die Kommentare ermöglichen dem Nutzer, die jeweilige Quellenbasis selbst zu beurteilen und sich rasch über den Forschungsstand zu informieren. Mit dem Tafelwerk steht der Forschung ein nutzerfreundliches personengeschichtliches Hilfsmittel zur Verfügung.

Wolfgang Huschner

Lorenzo Valgimogli, Lo „Speculum Gregorii" di Adalberto di Metz, Archivum Gregorianum 8, Firenze (Sismel Ed. del Galluzzo) 2006, 279 pp., ISBN 88-8450-184-9, € 54. – Merito di questo lavoro di Lorenzo Valgimogli è l'aver ricostruito, con grande pazienza, l'intricata questione della paternità dello *Speculum Gregorii* e di aver fornito una prima completa valutazione del metodo di lavoro dell'autore di questa epitome dei *Moralia in Job* di Gregorio Magno. Dell'autore, Adalberto di Metz, si sa infatti pochissimo; di quasi certo vi è solo la sua attività come scholasticus presso l'abbazia di S. Vincenzo di Metz. A lui, probabilmente va riferito un elogiativo epitaffio attribuito a Gerberto. Nella prima parte del suo lavoro (pp. 3–30), il Valgimogli segue la complessa vicenda della fortuna di Adalberto a partire dal Medioevo e fino al XX secolo, spiegando come sia nato lo sdoppiamento del personaggio in due: un Adalberto diacono di Metz attivo nel X secolo e un Adalberto monaco dell'abbazia cluniacense di Spalding, vissuto nel XII, in realtà mai esistito. Nel secondo capitolo (pp. 31–60) l'A. ricostruisce il metodo di lavoro di Adalberto, la cui unica fonte è costituita dall'opera gregoriana, seguita letteralmente ma non pedissequamente. Il Valgimogli nota interessanti analogie con una più o meno coeva epitome dei *Moralia*, attribuita a Giovanni diacono o Giovanni Romano, discepolo di Oddone di Cluny, da Gabriella Braga. A questa insigne studiosa, prematuramente scomparsa, e che aveva seguito il lavoro di tesi di cui il libro che qui si recensisce rappresenta il completamento, l'A. deve molto nella metodologia di ricerca. Seguono poi l'edizione dei due prologhi conservati, che il Valgimogli considera frutto di due diverse versioni d'autore, e dell'epilogo (pp. 61–92), preceduti da un censimento dei manoscritti, in parte nuovamente identificati dall'editore. Seguono l'apparato delle fonti (pp. 93–198) e un preziosissimo incipitario che, in assenza di un'edizione del testo, consente comunque di avere un'idea piuttosto precisa dell'opera (pp. 199–245).

Giulia Barone

I Padri Camaldolesi, Privilegio d'amore. Fonti camaldolesi. Testi normativi, testimonianze documentarie e letterarie, introduzione, traduzione e

note a cura di Cecilia Falchini, Magnagno (Qiqajon; Comunità di Bose) 2007, 380 S., ISBN 978-88-8227-227-2, € 24; I Padri Vallombrosani, Nel solco dell'Evangelo. Fonti vallombrosane. Testi normativi, testimonianze documentarie e letterarie, introduzione, traduzione e note a cura di Cecilia Falchini, Magnagno (Qiqajon; Comunità di Bose) 2008, 361 S., ISBN 978-88-8227-246-3, € 23. – Vallombrosaner und Kamaldulenser gehören zu den in der Reformzeit des 11. Jh. entstandenen Orden, in denen sich eremitische und zönobitische Elemente zu einer neuen, im Westen so bisher noch nicht bekannten klösterlichen Lebensform verbanden. Die Ordensforschung hat beiden Klosterverbänden wegen ihres originellen Zugriffs auf die monastische Lebenswirklichkeit immer wieder die nötige Beachtung geschenkt, im Falle der Kamaldulenser liegt seit kurzem gar eine hervorragende kritische Edition von Regel und Konstitutionen vor (ed. Pierluigi Licciardello, Florenz 2004). Was bisher fehlte, war eine Zusammenstellung aller relevanten Quellen in Übersetzung. Diese Übersetzung liegt nun vor, wobei jeweils ein Band einem der beiden Reformorden gewidmet ist. In beiden Fällen zeichnet Cecilia Falchini, Angehörige der 1965 gegründeten, interkonfessionellen Kommunität von Bose im Piemont für Einleitung, Übersetzung und Kommentierung verantwortlich und verweist damit eindrücklich auf das Selbstverständnis einer Gemeinschaft, deren Ziel es unter anderem ist, das Verständnis und die Verbreitung von Schriften der „Padri occidentali" zu fördern. Man mag den Verzicht auf den gleichzeitigen Abdruck des lateinischen Textes bedauern, angesichts der zumeist doch relativ einfachen Zugänglichkeit der Originaltexte scheint dieser Verzicht jedoch verschmerzbar. Der Aufbau der Bände ist nahezu identisch: auf eine knappe historische Einleitung folgen in einem ersten Teil die „testimonianze letterarie", an die sich in einem zweiten Teil „testi legislativi", in einem dritten Teil „testimonianze documentarie" anschließen. Den Abschluß bilden eine ausführliche Bibliographie und ein Index der biblischen und außerbiblischen Zitate. Im Falle der Kamaldulenser liegen nun nicht nur eine vollständige Übersetzung der einflussreichen Vita des Ordensgründers Romuald aus der Feder des Petrus Damiani (65–157), sondern auch die entsprechenden Passagen zur Frühgeschichte des Ordens aus den Chroniken des Anselm von Havelberg, Brun von Querfurt und Cosmas von Prag vor. Konstitutionen und Regel wurden ebenso übersetzt wie die wichtigsten päpstlichen und kaiserlichen Privilegien. Im Fall der Vallombrosaner stehen die drei maßgeblichen Viten des Ordens(mit)gründers Johannes Gualbertus aus der Feder des Andrea di Strumi, Attone di Pistoia und eines Anonymus zur Verfügung. *Consuetudines*, Beschlüsse der Kapitel und einige päpstliche Bullen geben weiteren Einblick in die schwierige Anfangsphase der Gründung. Die Übersetzung scheint zuverlässig, schwierige bzw. strittige Passagen werden durch Fußnoten als sol-

che gekennzeichnet. Die Kommentierung ist sparsam, liefert jedoch sowohl die für die historische Kontextualisierung der Quellen nötigen Angaben als auch die Verweise auf aktuelle Forschungskontroversen oder noch offene Forschungsfragen. Der Nutzwert dieser Übersetzungsausgaben hätte durch ein Register der Namen, Orte und Sachen noch gesteigert werden können. Gleichwohl wird man in Zukunft – nicht zuletzt mit Blick auf den akademischen Unterricht – dankbar auf diese Übersetzungen zurückgreifen.

Ralf Lützelschwab

Valeria De Fraja, Oltre Cîteaux. Gioacchino da Fiore e l'Ordine florense. Opere di Gioacchino da Fiore. Testi e strumenti 19, Roma (Viella) 2006, 301 pp., ill., ISBN 88-8334-234-9, € 30. – L'interesse per la biografia e gli scritti di Gioacchino da Fiore, che aveva segnato l'opera di Herbert Grundmann, ha recentemente conosciuto una nuova fioritura grazie all'impegno di Kurt-Victor Selge, Alexander Patschovski, Roberto Rusconi, Gian Luca Potestà e dei loro allievi. Tra questi è la De Fraja che, con il presente lavoro, si propone di esaminare il complesso rapporto – ben rappresentato da una delle note *figurae* di Gioacchino raffigurante gli alberi con i rami laterali – tra il tronco, vale a dire l'Ordine cistercense, e l'*ordo* fondato dall'abate calabrese, i Florensi, a loro volta raffigurati come la folta chioma dell'albero. L'autrice propone una fine e accurata analisi di tutti gli elementi utili, sviluppando così la parte forse più problematica della sua tesi di Dottorato, dedicata all'Ordine florense nella prima metà del XIII secolo. Nel I capitolo è affrontato il problema della ricostruzione biografica di Gioacchino in base agli scritti agiografici. L'anonima *Vita beati Ioachimi abbatis* offre un'interpretazione della figura del calabrese in chiave fortemente monastico-ascetica, giacché l'autore si propone di esaltare il rigore del fondatore in un momento in cui i monaci volevano addirittura abbandonare la sede di Fiore e stavano attraversando un periodo segnato da forti contrasti. Assai diverso il contesto entro il quale prese forma la *Virtutum synopsis* composta dall'arcivescovo Luca di Cosenza († 1227), già abate del monastero cistercense della Sambucina, il quale aveva conosciuto Gioacchino a Casamari tra 1182 e 1183. Tale opera è la raccolta del materiale da produrre al processo di canonizzazione, secondo i criteri introdotti in questa materia da Innocenzo III: non era più la sola attività taumaturgica a garantire la santità, ma essa era caso mai la conferma delle virtù dimostrate in vita, da Luca individuate nella fedeltà alla Liturgia e nello studio della Scrittura. Se il processo papale non ebbe mai luogo, Luca promosse un culto locale di Gioacchino, il cui corpo nel 1226 fu traslato dalla grangia di S. Martino di Canale, dove l'abate era morto il 30 marzo 1202, in un'apposita cappella nella nuova chiesa di Fiore. Nei capitoli 2 e 3, a partire dal *Tractatus de vita sancti*

Benedicti e della lettura concordistica in esso elaborata tra la vita di Benedetto e gli sviluppi della storia monastica, è esaminato l'atteggiamento di Gioacchino nei confronti dei Cisterciensi: dapprima l'adesione sincera, fino all'incorporazione all'Ordine del monastero di Corazzo, di cui era abate. Esso nel 1184 fu affiliato a Fossanova grazie ai buoni rapporti allora esistenti tra il calabrese e Goffredo di Auxerre, il potente abate di Hautecombe, l'abbazia madre di Fossanova. Il sorgere di reciproche incomprensioni verso la fine degli anni ottanta del XII secolo costrinse Gioacchino a prendere le distanze da quello che egli aveva considerato l'Ordine riformato per eccellenza e a contrattaccare le pesanti accuse dottrinali a lui rivolte da Goffredo. Assieme ad alcuni discepoli tra i quali Raniero da Ponza, con la fondazione di Fiore tentò una „svolta eremitica" nel monachesimo cistercense, ma ciò fu decisamente ostacolato dal capitolo generale dei monaci bianchi, che nel 1192 richiamò Gioacchino e Raniero perché si presentassero al capitolo stesso, pena l'essere considerati fuggitivi. Si sarebbe così consumato il definitivo allontanamento di Gioacchino dai Cisterciensi, nella terza parte del suo *Tractatus* oramai paragonati a Scolastica, la sorella di Benedetto che non aveva avuto il coraggio di salire il monte, vale a dire di staccarsi dalle preoccupazioni mondane. Per l'abate calabrese si delinea sempre più netta l'inconciliabilità tra vita contemplativa e vita attiva, un motivo sul quale i Cisterciensi si erano mostrati possibilisti; tutto ciò, assommato alle controversie dottrinali con Goffredo di Auxerre, avrebbe convinto Gioacchino a procedere a una riforma radicale. Il capitolo 4 si concentra sui fondamenti esegetici del nuovo monachesimo, che evidenziano la novità teologica del progetto gioachimita, mirante a una comunità cenobitica dai multiformi carismi. Il progressivo sviluppo del pensiero di Gioacchino, sulla scorta del *De vita sancti Benedicti* e del V libro della *Concordia*, consente alla De Fraja di interpretare la tavola XII del *Liber Figurarum*, la *Dispositio novi ordinis*, come la fase più matura della elaborazione del progettato nuovo *ordo* florense: in esso, sull'esempio della Chiesa di Gerusalemme, sarebbero stati presenti i diversi carismi, come testimoniano anche le esigue tracce superstiti delle *institutiones* florensi, ed essi avrebbero convissuto tra loro distinti ma unificati dalla vita comune e dalla Liturgia. I capitoli 5 e 6 sono rispettivamente dedicati al tentativo di attuazione del progetto e al suo fallimento. Tra 1188 e 1189 Gioacchino intraprese l'esperimento eremitico di Fiore per poi tornare, a seguito della definitiva rottura con l'Ordine cistercense, alla vita cenobitica. Egli diede vita anche ad altri monasteri, *domus* e priorati, giacché il progetto del *novus ordo* prevedeva diverse sistemazioni per i vari carismi, ai quali era preposta la conduzione collegiale di tre coabati. L'approvazione delle *institutiones* florensi fu concessa da Celestino III il 25 agosto 1196 e ad essa si aggiunsero altri

documenti di protezione papale, regia ed episcopale, ma la situazione si complicò durante l'abbaziato del successore di Gioacchino, Matteo. Egli, infatti, dovette acconsentire a una riforma del progetto in senso cistercense, un motivo che si documenta nella diversa interpretazione della già ricordata tavola del *Liber Figurarum* con un significativo spostamento lessicale da *prioratum* a *oratorium* per indicare le diverse *mansiones*. Il freno allo sviluppo dell'*ordo* florense come ideato da Gioacchino venne da un grande estimatore e figlio spirituale di Raniero da Ponza, Ugolino d'Ostia-Gregorio IX, colui che come cardinale prima e come il papa poi più incise sugli sviluppi della vita regolare del pieno medioevo, conferendole una salda definizione giuridica. Segue una ricca e assai apprezzabile appendice documentaria suddivisa in 3 sezioni: la prima riporta i testi scritti di Gioacchino relativi alla nuova *religio*, la seconda la documentazione relativa al monastero di Fiore durante il suo abbaziato (ben 35 documenti) e la terza altri 19 documenti dalla sua morte al 1239. Il volume è completato dall'elenco delle fonti e della bibliografia citata e da un indice dei nomi di persona. Maria Pia Alberzoni

Hubert Houben, Kaiser Friedrich II. (1194–1250). Herrscher, Mensch und Mythos, Stuttgart (W. Kohlhammer) 2008, 262 S., ISBN 978-3-17-018683-5, € 16,90. – Über die schillernde Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II. (1194–1250) ist viel geforscht und geschrieben worden. Nach Ernst Kantorowicz, David Abulafia und Wolfgang Stürner widmet sich nun auch der Lecceser Mediävist Hubert Houben der Biographie des letzten großen Staufers. Sein in der Reihe der Urban-Taschenbücher im Kohlhammer Verlag erschienener, sehr gut lesbarer Band nähert sich Friedrich II. aus drei verschiedenen Blickwinkeln, was bereits im Titel deutlich wird. Im ersten Teil des Buches untersucht der Vf. die „politische Geschichte Friedrichs als König von Sizilien und Deutschland sowie als römischer Kaiser und König von Jerusalem" (S. 11). Der „Mensch Friedrich" – soweit man diesen in den meist von Stereotypen und Idealbildern geprägten zeitgenössischen Quellenaussagen fassen kann – steht im Mittelpunkt des zweiten Teiles. Dem Mythos des Staufers, der das neuzeitliche Friedrichbild in Italien und Deutschland erheblich beeinflusst hat und der bis heute nachwirkt, ist der letzte Abschnitt des Buches gewidmet. Im ersten Kapitel zeichnet Houben, der gängigen Forschungsmeinung folgend, die einzelnen Etappen nach, die der sizilische König von der päpstlichen Lehnsvormundschaft über die Annahme der deutschen Königswürde bis hin zur Kaiserkrönung in Rom im Jahre 1220 durchlief. Mit seiner Auffassung von der Universalität der Kaiserherrschaft geriet Friedrich II. schon früh mit dem Papsttum in Konflikt. Diese Auseinandersetzung, die dank der Vermittlung Hermann von Salzas im Frieden von San Germano 1230 zunächst beigelegt

werden konnte, eskalierte nach dem Tod des Hochmeisters jedoch endgültig und gipfelte in der Absetzung des Kaisers auf der Synode von Lyon 1245. Insgesamt zieht der Vf. trotz einiger Teilerfolge eine negative Bilanz von Friedrichs II. Herrschaft, da es ihm angesichts der starken Position der norditalienischen Städte und der intransigenten Haltung des Papsttums nicht gelang, seine universelle Kaiseridee zu verwirklichen (S. 103). Um die individuelle Persönlichkeit des Staufers besser fassen können, versucht Houben im zweiten Teil des Buches die Quellen unter dem Aspekt der Kindheit und Jugend Friedrichs sowie seinem Verhältnis zu Frauen und Kindern „gegen den Strich" (S. 11) zu lesen. Eine emotionale Bindung, wie sie beispielsweise zu den unehelichen Söhnen Enzo und Manfred bestand, kann gegenüber Heinrich (VII.) nicht nachgewiesen werden. Für die Eskalation der politischen Meinungsverschiedenheiten von Vater und Sohn macht Houben vor allem miteinander kollidierende, kulturbedingte Herrschaftsauffassungen verantwortlich. Denn während Heinrichs Handeln ganz auf die Wahrung seines königlichen *honor* ausgerichtet war, bestand Friedrich auf der Wahrung seiner *patria potestas* und forderte unbedingten Gehorsam von seinem Sohn (hierzu hätte der Vf. eigentlich auch die jüngst erschienene Arbeit von Theo Broekmann, „Rigor iustitiae". Herrschaft, Recht und Terror im normannisch-staufischen Süden (1050–1250), Darmstadt 2005, S. 260–368 heranziehen müssen). Entscheidenden Einfluß auf die Persönlichkeit des Staufers übten der Erzbischof Berard von Castagna, der Hochmeister Hermann von Salza und der später gestürzte Kanzler Petrus de Vinea aus, die sich als enge Vertraute über Jahre in der unmittelbaren Umgebung des kaiserlichen Hofes aufhielten und Friedrich bei seinen politischen Entscheidungen berieten. Die „multikulturelle" Herrschaftsrepräsentation am kaiserlichen Hof sowie die naturwissenschaftlichen und theologisch-philosophischen Interessen Friedrichs II. sind sicher nicht unbeteiligt am Mythos, der den „*puer Apuliae*" bis heute umspannt und der im letzten Kapitel näher untersucht wird. Schon das Urteil der Zeitgenossen über den Staufer hätte nicht gegensätzlicher ausfallen können. Während ihn die päpstliche Propaganda – angeführt vom kalabresischen Abt Joachim von Fiore – als Antichrist und Ketzer verschrie, stilisierten ihn seine Anhänger als Messias und Friedenskaiser. Das vom Papsttum geprägte Bild Friedrichs als Tyrann und Kirchenverfolger beherrschte lange Zeit auch die italienische Geschichtsschreibung. Erst im Zuge der Nationalstaatsbewegung des 18. Jh. erfuhr der Staufer eine Neubewertung, da man ihn „als Schöpfer eines modernen, von jeder kirchlichen Bevormundung freien Modellstaates" (S. 208) entdeckte. Vor allem der Blick Houbens auf die lokalen Friedrich-Legenden in Süditalien und die aktuelle Vermarktung seines Mythos' in Apulien erweitern die bisherigen Darstellungen des Staufers um originelle Aspekte. Mehrere Ta-

feln, Karten und Abbildungen veranschaulichen den detaillreichen Band, der den Leser knapp, aber präzise durch den neuesten Forschungsstand zur Geschichte Friedrichs II. führt. Julia Becker

Die Register Innocenz' III. 10. Band, 10. Pontifikatsjahr, 1207/1208. Texte und Indices, bearbeitet von Rainer Murauer und Andrea Sommerlechner gemeinsam mit Othmar Hageneder, Christoph Egger, Reinhard Selinger und Herwig Weigel, Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abteilung: Quellen, 1. Reihe, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2007, LXXXV, 465 S., 4 Abb., ISBN 978-3-7001-3684-2, € 165. – Nachdem die vorausgehenden Bde. dieses „wissenschaftlichen Großunternehmens" (Peter Josef Keßler) in dieser Zeitschrift regelmäßig vorgestellt worden sind (5.–7. Bd.: QFIAB 78, 1998, S. 579–588; 8. Bd.: 82, 2002, S. 821; 9. Bd.: 85, 2005, S. 664f.) brauchen wir die erneut bestätigten Modalitäten der Registerführung sowie die inzwischen vertrauten Grundsätze der Edition und der Präsentation nicht nochmals darzulegen. Stattdessen können wir uns auf einige Besonderheiten des nun vorgelegten 10. Registerjahrgangs beschränken, der im ersten Teil der Hs. ASV, Reg. Vat. 7A überliefert ist. Die Signatur läßt schon erkennen, daß diese Hs. im Gegensatz zu den immer im Umkreis der Kurie verbliebenen Registerbänden nach früher Entfremdung und langen Umwegen erst sehr spät (1885) an seinen natürlichen Ort zurückkehrte und erst dann in die Serie eingefügt wurde, was u. a. zu einem Sonderweg der Editionsgeschichte geführt hat. Anders als die anderen Jahrgänge, die von mindestens zwei, oft mehreren Händen stammen, sind der 9. und der 10. durchgehend von einem einzigen Schreiber geschrieben, der seit Friedrich Kempf (1945) mit der Sigle L bezeichnet wird. Er setzte seine Arbeit sogar noch bis in den 11. Jahrgang hinein fort und fügte bis Br. X 163 auch die rubrizierten Adressen ein. Proben seiner Schreibkunst liefert eine Serie von ausgezeichneten Farbaufnahmen am Ende des Bandes. Hier findet man überzeugende Beispiele für die sog. Neuansätze, mit denen der Schreiber seine Arbeit nach naturgemäßen Unterbrechungen wieder aufnahm. Als *non adetto ai lavori* staunt man bei der Betrachtung der Abbildungen über die Bandbreite der Schriftbilder und könnte sogar ins Grübeln kommen, ob man so unterschiedlich erscheinende Texte wie Br IX 1 (9. Bd., Abb. I), X 1–3 (10. Bd., Abb. I) und X 205 (10. Bd., Abb. III) wirklich einer und derselben Hand zuschreiben sollte, wenn es nicht seit Jahr und Tag von den maßgeblichen Sachkennern versichert würde. Die wiederum auf das sorgfältigste inventarisierten Randzeichen nehmen in diesem Jahrgang deutlich ab und wirken eher noch willkürlicher als früher; u. a. hat man nun vollkommen auf eine Kennzeichnung der 26 Briefe verzichtet, aus denen die Kanonisten 31

Dekretalenkapitel entnommen haben. Mit 217 Briefen liegt der Band noch in dem Umfangsbereich zwischen 200 und 300, der bisher nur vom 1. Jahrgang (576) nach oben und vom 5. (161) nach unten durchbrochen wurde. Der Informationswert der Registertexte erhellt schon daraus, daß, wie immer, nur in wenigen Fällen eine Gegenüberlieferung zur Verfügung steht: die Editoren konnten in den europäischen Archiven 6 ausgefertigte Originale aufspüren, zu denen noch einige Sekundärüberlieferungen in Kopialbüchern, Briefsammlungen usw. kommen; die Varianten werden wie gewohnt jeweils in einem eigenen kritischen Apparat notiert. Mit dem neuen Band erfaßt die Edition nun insgesamt fast 2200 Briefe, das heißt schon deutlich mehr als die Hälfte der insgesamt knapp 4000 registrierten Innozenz-Briefe. Damit ist inzwischen eine Art kritischer Masse erreicht, die es erlaubt, das Forschungsinstrumentarium neu zu justieren, indem man alte Fragen präziser stellen und wenigstens hypothetische Antworten wagen kann. In einer Zeit, in der die elementaren Voraussetzungen seriöser historischer Forschung rapide wegbrechen, ist es ein keineswegs selbstverständlicher Glücksfall, daß die Gründerväter ihr „Großunternehmen" in die Hände einer Gruppe von jüngeren Forschern legen konnten, die es nun mit derselben Kompetenz und demselben Engagement zügig voranbringen. Man kann nur wünschen, daß sie die notwendige Unterstützung finden, die sie brauchen, um dieses Flagschiff der österreichischen Mittelalter-Forschung sicher in seinen Hafen zu bringen. – Ausführlichere Besprechung: ZRG kan. Abt. 95 (2009) S. 642–647. Martin Bertram

Martin Kaufhold, Die Rhythmen politischer Reform im späten Mittelalter. Institutioneller Wandel in Deutschland, England und an der Kurie 1198–1400 im Vergleich, Mittelalter-Forschungen 23, Ostfildern (Thorbecke) 2008, 350 S., 4 Farbabb., ISBN 978-3-7995-4274-6, € 54. – Die Studie zielt auf eine vergleichende Untersuchung der Genese des Kurfürstenkollegiums, des englischen Parlaments sowie des Kardinalskollegiums zwischen 1198 und 1400. Von der Forschung sind bereits detaillierte Bestandsaufnahmen der einzelnen Ereignisse und ihrer Quellengrundlagen erarbeitet worden. Der Autor versucht nun die Phänomene zueinander in Beziehung zu setzen und den Wandel dieser Institutionen in vergleichender Perspektive am Beispiel der großen politischen Krisen dieser Zeit im Reich, in England und an der Kurie zu zeigen. Wie lange dauerte es, bis aus den rivalisierenden Positionen im Konflikt um die Ordnung im Königreich und in der Kirche anerkannte Regeln gemeinsamer Verfassung werden konnten? Als Beispiele für diesen Prozess sieht der Vf. die Durchsetzung des Mehrheitsprinzips bei der deutschen Königswahl, die institutionelle Garantie der Mitwirkung des Parlaments an der politischen Meinungsbildung des englischen Königs und die Konflikte um die Teilhabe der

Kardinäle an der päpstlichen Kirchenleitung. Einen Ausgangspunkt bildet die These, dass es eigene „Rhythmen" des Reformgeschehens in europäischer Dimension gab. Die Untersuchung beginnt mit den Auseinandersetzungen um die Herrschaftsnachfolge im Reich, in England und an der Kurie zwischen 1198 und 1214. Im spätmittelalterlichen Reich und in England ist um 1200 eine Einschränkung des herrscherlichen Aktionshorizontes erkennbar, der Pontifikat Innozenz' III. hingegen zeigt politisch und kirchenpolitisch neue Tendenzen schriftlicher Traditionsbildung. Sichtbarer Ausdruck ist das deutliche Anwachsen der päpstlichen Register in diesen Jahren – ein Hinweis auf die beträchtliche Ausweitung kurialer Kommunikation und einer veränderten Wertschätzung ihrer Inhalte. In allen untersuchten Herrschaftsgebieten kommt es fast zeitgleich zur Formulierung zentraler Reformprogramme (u. a. 1215 Magna Carta; IV. Laterankonzil). Den Schlusspunkt der Studie bildet die Darstellung der Herrschaftskrise um die Wende zum 15. Jh. Die Absetzungsverfahren des englischen Königs Richard II., des römisch-deutschen Königs Wenzel und der Schismapäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. werden von den Gremien betrieben, die im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen – dem englischen Parlament, den deutschen Kurfürsten und den Kardinälen. Die Absetzung Richards II. erfolgt nach dem Vorbild des kanonischen Rechts und der dort überlieferten Absetzung Friedrichs II. und kann als Beispiel für den sich mit Hilfe schriftlicher Traditionsbildung vollziehenden Erfahrungstransfer über Grenzen hinweg dienen. Es ist bemerkenswert, dass die Verfassungskrisen in England und im Reich in diesem Zeitraum zunächst im Abstand von etwa vierzig Jahren auftreten (in England 1215, 1258–65 und 1311, im Reich 1198–1215, 1239/45, 1298, außerdem 1257 und 1314). Die untersuchten englischen und deutschen Entwicklungen zeigen erkennbare Parallelen in der Abfolge der Krisen und auch in der Intensivierung der schriftlichen Traditionsbildung. Lassen sich Übereinstimmungen erkennen, die es erlauben, von historischen „Rhythmen" im späten Mittelalter zu sprechen? Immerhin, so der Autor, bestanden zwischen dem Reich, England und der Kurie in diesen zwei Jahrhunderten vielfältige Bindungen und Beziehungen. Die ausgewählten Problemfelder – deutsche Königswahl und Formierung des Kurfürstenkollegs, die Ausbildung der englischen Regierungsform sowie die speziellen Bedingungen der zentralen Kirchenleitung durch Papst und Kardinäle – wiesen in vielfältiger Hinsicht über die jeweiligen Reiche hinaus. Kerstin Rahn

Benoît Grévin, Rhétorique du pouvoir médiéval: les Lettres de Pierre de la Vigne et la formation du langage politique européen (XIII^{e}-XV^{e} siècle), Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 339, Rome (École Française de Rome) 2008, XII, 1023 S., ISBN 978-2-7283-0808-8, € 123. – Die

großen italienischen Briefsammlungen des 13. Jh. aus kurialem oder imperialem Umfeld haben in den letzten Jahren vermehrt das Interesse der Forschung gefunden, das sich nicht auf die einzelnen Stücke als Ausdruck herrschaftlicher Tätigkeiten beschränkt, sondern immer mehr die Bedeutung rhetorischer Durchdringung und politischer Kommunikation in den Blick nimmt. Als Lichtgestalt rhetorischer Briefkomposition im 13. Jh. gilt ohne Zweifel Petrus de Vinea. Die Komplexität der unter seinem Namen firmierenden Briefsammlung und die große Zahl erhaltener Handschriften haben – trotz intensiver Forschungen – leider bis heute das Erscheinen einer kritischen Edition und in der Folge auch einer angemessenen monographischen Studie verhindert. Die zweite Lücke schließt nun die magistrale Studie Benoît Grévins, die neben Struktur, Entstehung und Funktion der genannten Sammlung auch das soziale Milieu der Notare beleuchtet, Formen politischer Kommunikation, Zirkulation und Verformung der Briefe in den Blick nimmt und in einem letzten großen Kapitel den vielschichtigen Rezeptionsprozess der Briefe Petrus de Vineas bis ins 15. Jh. nachzeichnet. Als Leitfrage firmiert dabei stets „la relation exacte entre la pratique de l'ornementation stylistique et la symbolique du pouvoir qu'elle reflétait" oder „la liaison sans cesse proclamée entre le droit et la rhétorique dans la rédaction des documents" (8). Zunächst widmet sich Grévin der Struktur der Briefsammlung als klassischem Beispiel einer *Summa dictaminis*. Diese *Summe* beinhalteten, anders als die *artes dictaminis*, „généralement des documents qui avaient été réellement rédigés à fin d'expédition publique ou privée" (22). Sie hatten allerdings in ihrer meist vielfältigen und verformenden Überlieferung keinen starren unveränderbaren Charakter und dienten als ästhetisch-stilistische Muster ebenso wie als Beispiele oder Präzedenzfälle administrativer Tätigkeit. Daraus ergibt sich, dass sie in ihrer Struktur und ihrem Aufbau eher einer literarischen Logik folgten als den Notwendigkeiten, die man aus archivalischer Perspektive an die Briefe stellen würde (119). Im zweiten Kapitel analysiert Grévin die Sprache und die Anwendung der Rhetorik und rhetorischer *Colores* bei Petrus de Vinea. Kaum überraschend stellt er hier Einflüsse der „écoles d'*ars dictaminis* développée en France et en Italie" (256) sowie der Kurie fest, deren bewusst gewählte sprachliche „obscurité" nicht nur der „magnification du pouvoir impérial" (258) gedient habe, sondern auch der Identitätsstiftung jener Gruppe von Notaren, die zu dieser Form der Rhetorik befähigt waren. Der letzte Befund leitet zum dritten Kapitel über, in dem Grévin die Sizilianischen Notare als soziale Gruppe in den Blick nimmt: In auffallend hohem Anteil aus Kampanien stammend und sozial meist dem wohlhabenden städtischen Patriziat oder dem Adel angehörend, verbanden die Notare in besonderer Weise ein gemeinsames Studium, ein besonderes Lehrer-Schüler-Verhältnis und vor allem ein identi-

sches Wissen (376), das ihnen gleichermaßen die administrative Karriere ermöglichte. Die „destruction de la chancellerie souabe" und die daraus folgende Dispersion der Notare hat dann schließlich die Verbreitung der Briefe Petrus de Vineas und die Komposition der Briefsammlung, die wohl zwischen 1268 und 1300 an der Kurie ihre endgültige Gestalt angenommen hat, gleichsam als Vademecum der Notare befördert. Die letzten beiden Kapitel widmen sich den politischen und propagandistischen Briefen als Formen politischer Kommunikation. In einem ersten Schritt weist Grévin schon bei den Zeitgenossen und insgesamt im 13. Jh. eine Rezeption nach, die sich nicht nur auf die Inhalte der Briefe, sondern in besonderer Weise auf stilistische Formen bezieht, Genregrenzen, etwa zur Historiographie, überschreitet und insgesamt diese Briefe zum Modell aller großen Kanzleien in Europa werden ließ. Das letzte Kapitel unternimmt den sehr ambitionierten (an dieser Stelle nicht im Einzelnen angemessen zu würdigenden) Versuch, die Rezeption oder „réutilisation" der Briefe bis ins 15. Jh. zu verfolgen, die allein in der klassischen Sammlung in sechs Büchern durch 180 Handschriften überliefert werden. Ihre intensive, wenngleich insgesamt heterogene, auf praktische Anwendung ebenso wie auf theoretische Unterweisung zielende Rezeption weist Grévin methodisch sehr umsichtig in Frankreich („Les Lettres avaient une place fondamentale dans le dispositif culturel des clercs du roi vers 1350", 627), in England, im Reich, in Italien und schließlich „de l'Aragon à la Pologne" (860–868) nach. Auch wegen ihres juristischen Inhalts verschaffte die Kenntnis der Briefe den Notaren Zugang zu den „plus hautes sphères du pouvoir laïc". Auch wenn Grévin immer wieder andeutet, dass weitere Forschungen notwendig seien und von ihm manche Probleme allenfalls sporadisch hätten angestoßen werden können, so präsentiert er insgesamt und im Einzelnen eine Vielzahl bemerkenswerter Ergebnisse. Nicht alle wird man teilen, so mag Grévins scharfe Unterscheidung zwischen rhetorischer Theorie und Praxis, zwischen „l'inseignement et la pratique de la rhétorique" (127f.) etwas überzogen sein, wenn man sich die praktischen Tätigkeiten gerade bedeutender Theoretiker der *ars dictaminis* wie Boncompagno da Signa oder Guido Faba am Beginn des 13. Jh vor Augen führt. Acht Indices (Personen, Orte, Sachen, Begriffe, rhetorische Themen, zitierte Quellen, zitierte Handschriften, zitierte Briefe aus den Sammlungen Petrus de Vineas, Thomas von Capuas, Richards von Profi und des *Liber Augustalis*) beschließen die voluminöse und insgesamt sehr überzeugende Arbeit.

Florian Hartmann

Iacopo da Varazze, Legenda aurea con le miniature del codice Ambrosiano C 240 inf. Testo critico riveduto e commento a cura di Giovanni Paolo Maggioni, traduzione italiana coordinata da Francesco Stella, Edizione na-

zionale dei testi mediolatini 20, Firenze (SISMEL, Edizioni del Galluzzo) 2007, 2 Bde., LXXI, 859; X; 958 S., Abb., ISBN 978-88-8450-245-2, € 380. – Als Giovanni Maggioni 1998 die erste kritische Edition der Legenda aurea (LA) veröffentlichte und damit den fehlerhaften Text von Theodor Graesse von 1856 ersetzte, wurde diese Publikation von der Fachwelt zum Teil enthusiastisch begrüßt. Obwohl Rezensenten mitunter substantielle Kritik an der Textgestalt übten, mussten selbst die schärfsten Kritiker anerkennen, dass mit der Edition von Maggioni die Forschungen zur LA, die in mehr als 1300 Handschriften überliefert ist, zum ersten Mal überhaupt auf eine gesicherte textliche Grundlage gestellt werden konnten. Tatsächlich scheinen sich die Arbeiten über die LA im letzten Jahrzehnt denn auch deutlich vermehrt zu haben. Vom großen Publikumszuspruch zeugt auch die bereits 1999 erschienene 2. Aufl. Das Geschäft des Editors ist ein einsames, doch nicht so einsam, dass Kritik nicht zur Kenntnis genommen und im Idealfall berücksichtigt werden könnte. Dieser Idealfall ist nun eingetreten. Maggioni präsentiert einen korrigierten Text, der zwar nach wie vor das letzte Redaktionsstadium widerspiegelt und auf der Grundlage von fünf Handschriften erstellt wurde, gleichzeitig jedoch einige der kritischen Anmerkungen der Rezensenten aufgreift. Ziel dieser Neuausgabe ist freilich nicht an erster Stelle die Präsentation eines philologisch makellosen Textes, richtet sie sich doch explizit an einen breiteren Leserkreis. Diesem Umstand wird auf unterschiedliche Art und Weise Rechnung getragen. Zunächst ist die Angabe von Varianten im textkritischen Apparat drastisch reduziert worden. Dokumentiert finden sich vor allem diejenigen textlichen Neuerungen, die sich später durchsetzen und so einen Teil der handschriftlichen Überlieferung beeinflussen konnten. Der Verzicht auf den vollständigen kritischen Apparat ist um so leichter zu verschmerzen, als die Editionen von 1998/1999 ja weiterhin leicht zugänglich sind. Von großem Wert sind die Kommentare, die jeder der 178 Legenden beigegeben sind – diese Kommentare finden sich freilich nicht im Anschluß an jede einzelne Legende, sondern machen aneinandergereiht die Hälfte des 2. Bd. aus. Maggioni zeigt sich hier auf der Höhe der von Jacobus de Voragine bei der Abfassung seiner LA vertretenen Konzeption, die nicht auf Originalität, sondern auf das möglichst geschickte, vollständige und widerspruchsfreie Verbinden von bereits vorliegenden Texten abzielte. Freilich machen die einzigartigen Kenntnisse der Hauptvorlage – Jean de Maillys *Adbreviatio in gestis sanctorum* – und der anderen Werke des Jacobus, insbesondere der Predigten *De sanctis*, Maggioni zu einem der besten Kenner des Sachverhalts überhaupt und dürften wohl die Entscheidung darüber, was kommentarwürdig und -bedürftig ist, nicht unerheblich erleichtert haben. Die einzelnen Kommentare gleichen sich in ihrem Aufbau, liefern Informationen zu den Kultdaten und der hagiographischen Tra-

dition, denen sich nach Zeilen gegliederte Bemerkungen zum Legendentext selbst, eine schmale Bibliographie und Ausführungen zur Kultbestätigung und den ikonographischen Attributen anschließen. Die Ausgabe richtet sich dezidiert an einen italienischen Leserkreis, was durch die beigegebene integrale Übersetzung des lateinischen Textes sinnfällig vor Augen geführt wird. Die Übersetzung, für die Francesco Stella als Koordinator einer aus 10 Mitgliedern bestehenden Übersetzergruppe verantwortlich zeichnet, basiert – als erste Übersetzung überhaupt – auf der kritischen Edition Maggionis und bemüht sich um Nähe zum Original. So wird der *stilus simplex* der Vorlage ebenso beibehalten wie dessen häufige und zuweilen unmotivierte Tempuswechsel. Stella bezeichnet das Ergebnis selbst treffend als „una sorta di esotismo sintattico" (XXXI), das für heutige Ohren tatsächlich mitunter fremd klingt, die Diskontinuitäten des Originals jedoch sehr geschickt zur Darstellung bringt. Jeder Legende sind zu Beginn farbig abgedruckte Miniaturen beigegeben, die einer heute in Mailand aufbewahrten, in Bologna in der zweiten Hälfte des 13. Jh. entstandenen Hs. entnommen wurden. Ralf Lützelschwab

Andreas Florentinus. Summa contra hereticos, hg. von Gerhard Rottenwöhrer, Monumenta Germaniae Historica. Quellen zur Geistesgeschichte 23, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2008, XLIV, 153 S., ISBN 978-3-7752-1023-2, € 25. – Erstmalig wird hier die in einer einzigen Handschrift überlieferte *Summa contra hereticos* des Andreas von Florenz ediert. Der Edition der Quelle selbst ist eine ebenso unprätentiöse wie instruktive Einleitung vorangestellt, die den Leser in wohlstrukturierter Kürze (23 Seiten) mit allen notwendigen Informationen versieht, um ihn direkt an den Text heranzuführen. Die Schrift ist ein antikatharischer Traktat, dessen Abfassung nach Rottenwöhrer in die Zeit „zwischen etwa 1270/80 und 1300 als terminus post quem non" (S. XXIX) fällt. Ihr Vf. stellt sich selbst mit dem Namen Andreas und der Herkunftsbezeichnung „Florentinus" vor und gibt an, 14 Jahre lang Häretiker gewesen zu sein; wahrscheinlich war er Albanenser, da er deren Bekenntnis besondere Aufmerksamkeit widmet, hatte das *Consolamentum* empfangen und gehörte der katharischen Ortskirche von Florenz an. Weitere Überlegungen, den Vf. der *Summa contra hereticos* mit anderen Katharern namens Andreas, die in den einschlägigen Quellen genannt werden, zu identifizieren, erweisen sich zwar als nicht unwahrscheinlich, lassen sich aber nicht erhärten. Zeitlich wie inhaltlich reiht sich die *Summa contra hereticos* in die Gruppe anderer kontroverstheologischer Schriften des 13. Jh. ein, zu denen z. B. der *Liber Supra Stella* des Salvo Burci und Monetas von Cremona *Adversus Catharos et Valdenses* gehören. In seinem in 19 Abschnitte unterteilten Traktat beweist Andreas gute Kenntnisse der Exegese und der Theo-

logie seiner Zeit und zeigt sich trotz aller Nähe zu ähnlichen Schriften als selbständiger Denker. Die Edition bemüht sich darum, die Textgestaltung der einzigen die Summa contra hereticos überliefernden Handschrift, die nicht die Urschrift ist, weitgehend zu wahren, scheut aber auch nicht davor zurück, im Interesse einer besseren Lesbarkeit sich an der modernen (deutschen) Interpunktion zu orientieren, fehlende Rubriken zu ergänzen und Abschnitte zu numerieren. Die Transkription wurde sehr sorgfältig erstellt, wie ein stichprobenartiger Vergleich mit dem Manuskript zeigt; die Emendationen offenkundiger Übertragungsfehler des Kopisten sind nachvollziehbar. Vor allem in den Erläuterungen des Sachapparates erweist es sich als glückliche Fügung, dass sich ein Editor dieses Textes angenommen hat, der nicht nur mehr oder minder zufällig auf einen unedierten Text gestoßen ist, sondern den Katharismus gründlich erforscht hat: Neben Zitaten aus der Bibel und Allegaten aus den bekannten Autoritäten wie z. b. der Glossa ordinaria weist er vor allem auch ähnliche Passagen und Argumentationen in zeitgenössischen Traktaten nach, deren Texte nicht elektronisch verarbeitet und damit nur der authentischen Kenntnis des Experten zugänglich sind. Gleiches gilt für die Erläuterungen zu einzelnen Begriffen und Sachverhalten, die den Benutzer verstehen lassen, was überhaupt erst das Auge des Gelehrten als erklärungswürdig erkennt. Ein Verzeichnis der Bibelstellen und ein Wortregister schließen die Edition ab. Wolfram Benziger

Vasileios Syros, Die Rezeption der aristotelischen politischen Philosophie bei Marsilius von Padua. Eine Untersuchung zur ersten Diktion des Defensor pacis, Studies in Medieval and Reformation Traditions 134, Leiden [u.a.] (Brill) 2007 [erschienen 2008], X, 364 S., ISBN 978-90-04-16874-9, € 99. – Mit dieser Monographie, die auf einer von Jürgen Miethke angeregten Dissertation beruht, ist nur drei Jahre nach Bettina Kochs Vergleich mit Thomas Hobbes und Johannes Althusius in diesem internationalen Forschungsfeld wieder eine deutschsprachige Arbeit zu Marsilius von Padua erschienen. Der Vf. verfolgt das ehrgeizige Ziel, „ein vollständiges Bild von Marsilius' Auseinandersetzung mit der aristotelischen politischen Theorie zu vermitteln" (S. 1); ein Vorhaben, das in diesem umfassenden Sinne seit langem ein Desiderat ist. Darüberhinaus soll Marsilius' „Standort in der Geschichte des mittelalterlichen politischen Denkens" (S. 1) verortet und weiter die Verbindung zu den spätmittelalterlichen Aristoteleskommentaren und in dieser Hinsicht auch zur islamischen und jüdischen Philosophie des Mittelalters aufgezeigt werden. Nach einer Darstellung von Marsilius' biographischem Hintergrund analysiert Syros erst die methodologischen Voraussetzungen von dessen politischen Theorie und untersucht dann im umfangreichsten Kapitel deren Prinzipien.

Im ersten Kapitel über den biographischer Hintergrund wird nach einer Skizze von Marsilius' Lebensstationen, die sich etwas einseitig auf die Arbeiten des akademischen Lehrers stützt, eine überzeugende Auswahl von drei ganz unterschiedlichen Personen vorgestellt, die besonderen Einfluß auf Marsilius hatten und auf die der Vf. im Verlauf der Arbeit immer wieder zurückkommen wird: Albertino Mussato, Peter von Abano und Johannes von Jandun. Im zweiten Kapitel arbeitet Syros klar heraus, wie Marsilius die teleologische Ausrichtung der politischen Theorie des Aristoteles verläßt und stattdessen die Konstituierung der politischen Gemeinschaft unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirkursachen untersucht. Der Vf. kann dabei Marsilius' Wende zur Wirkursache als eine Folge der medizinischen Methodendiskussion, die die Suche nach den Wirkursachen bereits seit dem 13. Jh. favorisierte, plausibel machen. Die Untersuchung der Rezeption des Aristoteles durch Marsilius strukturiert Syros anhand einzelner politischer Fragen und Themen nach dem „Modell der konzentrischen Kreise". Danach vergleicht der Vf. zunächst Marsilius' Text vor allem der allein philosophisch argumentierenden und vor allem auf die politische Gemeinschaft gerichteten ersten *dictio* des *Defensor pacis* mit Aristoteles' politiktheoretischen Werken, vor allem der *Politik*. Abweichungen von Aristoteles' Philosophie untersucht er daraufhin, ob sie auf Übersetzungsfehlern der lateinischen Übertragung durch Wilhelm von Moerbeke beruhen oder auf eine „(bewußte) Distortion des Sinnes des aristotelischen Textes" durch Marsilius zurückzuführen sind (S. 7). Eine weiterführende Frage – trotz des zu Recht beklagten Fehlens einer eingehenden Studie zu Moerbekes Übersetzung – hätte sein können, ob Moerbekes Abweichungen von Aristoteles' Aussagen bloße Übersetzungsfehler oder auch Reflex eines zeitspezifischen Politikverständnisses sind, dem sich Moerbeke und vielleicht auch Marsilius selbst nicht entziehen konnten. Der zweite Untersuchungskreis besteht aus dem Vergleich mit den mittelalterlichen Aristoteleskommentaren, die kontrastierend Marsilius' spezifische Aristotelesrezeption erhellen. Den dritten und den vierten Kreis bilden der „Geschichtliche Hintergrund" und „Mögliche Quellen". Der Vf. hat eine überzeugende, auf einer beeindruckenden Kenntnis der umfangreichen Forschungsliteratur beruhende Darstellung verfaßt. Ergebnisse sind die deutlichen Unterschiede zwischen Marsilius einerseits und Aristoteles und dessen mittelalterlichen Kommentatoren andererseits, die in diesem Umfang bisher nicht wahrgenommen worden sind. Dasselbe gilt für die Unterschiede zu den politischen Prinzipien des Johannes von Jandun, den die Kurie irrtümlich für einen Mitautor des *Defensor pacis* hielt. In größeren Maße als bisher kann dagegen der Einfluß von anderen, vor allem mittelalterlichen Autoren konstatiert werden; und Syros hat hier erst einen Anfang gemacht. Nicht ganz überzeugend ist die etwas zu sehr nach realgeschichtlichen Vorbildern su-

chende Aussage, daß eine der grundlegendsten politisches Prinzipien der dezidiert generischen politischen Theorie des Marsilius, wonach jede Art von Regierung bloß Werkzeug des *legislator humanus* sei, „weitgehend als Reflex auf die konstitutionellen Realitäten Paduas verstanden" werden müsse (S. 219). Instruktiv und willkommen sind auch Syros' Hinweise auf bestehende Forschungslücken und seine Anregungen zu weiteren Untersuchungen und Editionen. Der Band schließt mit einem Personen- und Sachregister, jedoch lassen sie bei einigen Stichwörtern die Seitenangaben vermissen, was gerade bei Peter von Abano unglücklich ist. Frank Godthardt

Das Kammerregister Papst Martins IV. (Reg. Vat. 42), hg. und eingeleitet von Gerald Rudolph unter Mitarbeit von Thomas Frenz, Littera Antiqua 14, Città del Vaticano 2007, LXXXI, ISBN 978-88-85054-17-2, € 40. – Im Vergleich zu den endlosen Reihen der Kanzleiregister sind solche aus der päpstlichen Kammer sehr selten: so sind aus dem 13. Jh. neben den knapp 50 Kanzleiregistern nur vier Bände und ein Fragment der Kammer überliefert. Während diese Spezialregister für Urban IV., Clemens IV., Nikolaus IV. und Bonifaz VIII. schon in die von der École Française de Rome besorgte Gesamtedition einbezogen wurden, war der als Reg. Vat. 42 geführte Band Martins IV. bis heute unediert geblieben, eine empfindliche und oft beklagte Lücke, die mit dem vorliegenden Band nun endlich geschlossen wird. Natürlich war die Handschrift keineswegs unbekannt geblieben und auch schon von verschiedenen Seiten benutzt worden (u. a. von Gregorovius, allerdings aus zweiter Hand). Allen voran hat Edith Pasztor mit dem ihr eigenen Gespür für die potentielle Aussagekraft diplomatischer Einzelheiten dem Band grundlegende kodikologische, paläographische und diplomatische Studien gewidmet und auch eindringlich seine inhaltliche Bedeutung hervorgehoben. An diese Vorarbeiten konnte der Hg. anknüpfen (S. XXXIII Anm. 4) und deshalb seine Einleitung knapp halten. Die Hs. umfaßt auf 121 Blättern 612 vollständige Briefe, zu denen 162 Mehrfachexpeditionen an weitere Adressaten (*in eundem modum*) kommen, z. T. mit erheblich modifizierten Texten. In Anlehnung an die für Innozenz III. entwickelten Methodik und Terminologie wird die Hs. als ein zeitgleich geführtes Originalregister aufgefaßt, in das die ausgehenden Briefe im wesentlichen nach ihren Konzepten eingetragen wurden; aber anders als alle überlieferten Kanzleiregister haben wir hier ein Arbeitsexemplar vor uns, das äußerlich einen „eher unordentlichen Eindruck macht" und zahlreiche, übrigens vielfach aufschlußreiche Gebrauchsspuren aufweist (z. B. Vermerk bei Nr. 139, daß ein Kursor diesen Brief von Orvieto an einem Tag in das 70 km entfernte Perugia trug und schon am folgenden Tag die erfolgte Zustellung meldete; Anm. 1 gehört nicht zu diesem Übermittler, sondern zu dem Empfän-

ger!). Rudolph unterscheidet insgesamt 11 verschiedene Schreiber, von denen aber zwei (E und I) die Hauptlast trugen (vgl. die vier guten Abbildungen am Ende des Bandes, die aber leider nichts von Schreiber I zeigen). Damit unterscheidet sich das Kammerregister in bezeichnender Weise von dem offenbar nachträglich von einem einzigen Schreiber als Reinschrift produzierten Kanzleiregister Martins IV. S. XXXIX- XLVI wird die Reihenfolge der Briefe für die vier Pontifikatsjahre erläutert (I: 121, II: 114, III: 196, IV: 180), die wegen der nicht immer am Ausstellungstag erfolgten Expedition nicht streng chronologisch fortschreitet (vgl. die übersichtliche Tabelle bei Pasztor, Onus Apostolicae Sedis, Roma 1999, S. 260–264). S. LXI-LXXIII werden als inhaltliche Schwerpunkte hervorgehoben: Verwaltung des Kirchenstaats, u. a. zahlreiche Ernennungsschreiben für Rektoren im Kirchenstaat (vgl. die Zusammenstellung S. LXXV If.); Reaktion auf Konflikte, vor allem die Sizilische Vesper, Versorgung Roms und der Kurie mit Lebensmitteln, finanzielle Operationen, die über zahlreiche Bankiers-Sozietäten abgewickelt wurden (vgl. die Zusammenstellung S. LXXVII-LXXXI), insbesondere der auf dem 2. Konzil von Lyon (1274) beschlossene Kreuzzugszehnt, der in allen Teilen Europas eingetrieben, aber zweckfremd für die Konflikte in der Romagna und in Sizilien ausgegeben wurde. Der Rez. darf aus seiner Perspektive auf die herausragende Rolle des Kanonisten Guilelmus Duranti hinweisen, an den als Rektor der Romagna und der Massa Trabaria nicht weniger als 50 Briefe gerichtet werden. Die übersichtlich gestaltete Edition folgt der Hs. buchstabengetreu, einschließlich zahlloser Fehler der Abschreiber, die im kritischen Apparat richtiggestellt werden. Personen- und Ortsnamen werden knapp identifiziert, während auf einen weitergehenden Sachkommentar verständlicherweise verzichtet wird, der als ein Faß ohne Boden die Publikation mit Sicherheit noch lange hinausgezögert hätte. Auch die Register beschränken sich auf Personen und Orte. Daneben hätte man gerne noch ein chronologisches Brief- und ein Initienverzeichnis gesehen, die in den französischen Registereditionen üblich und nützlich sind. In der Einleitung (S. XXIX) stellt Rudoph richtig fest, daß, seitdem sich der Pulverdampf der fünfziger Jahre gelegt hat, die Erforschung der Papstregister des 13. Jh. mit Ausnahme der glänzenden Erfolgsgeschichte der Register Innozenz' III. (vgl. oben S. 545 f.) und eben der Beiträge von Edith Pasztor, nicht weiter vorangekommen war. In dieser Lage ist es eine anregende und anspornende Ermutigung, daß nun mit der vorliegenden Edition endlich wieder ein substantieller Fortschritt zu verzeichnen ist. Martin Bertram

Peter Herde (Hg.), Die ältesten Viten Papst Cölestins V. (Peters vom Morrone), Monumenta Germaniae Historica, Scriptores Rerum Germanicarum Nova Series 23, Hannover (Hahn) 2008, IX, 282 S., ISBN 978-3-7752-0223-7,

ISSN 0343-088X, € 38. – Der Band umfaßt die drei frühesten literarischen Zeugnisse über den sog. Engelpapst, aus denen mehr oder weniger direkt und intensiv alle späteren biographischen Darstellungen schöpfen: die sog. Autobiographie, die kurze Erzählung *De continua conversatione eius* und der längere Bericht (*Tractatus*) *de vita et operibus atque obitu ipsius* mit angeschlossener Liste seiner Wunder (die Vita C der Bollandisten). Alle drei Schriften waren seit langem bekannt, vielfach untersucht und benutzt und sämtlich auch schon ediert. Dennoch überrascht die kritische Musterung der verschlungenen und inkonkludenten Forschung (S. 11–48) ständig mit verbesserten Ergebnissen und neuen Einsichten im positiven wie im negativen Sinne: genaue Entstehungsdaten der drei Schriften lassen sich nicht ermitteln, ihre Autoren bestenfalls vermuten. Einfühlsame stilistische Analysen machen das unterschiedliche intellektuelle Niveau und die Intentionen der drei Schriften deutlich. Die sog. Autobiographie, die getreulich die bäuerliche Mentalität der Herkunft des Petrus und die einfältige Frömmigkeit seines langen Eremitendaseins am Morrone spiegelt, wurde vielleicht schon bald nach den letzten erzählten Ereignissen aus der Zeit um 1250, jedenfalls vor 1294 niedergeschrieben, aber trotz anfänglicher Ich-Erzählung sicher nicht von Petrus selber, sondern vielleicht von seinem Mitbruder Francesco d'Atri, der 1294 von Cölestin zum Kardinal erhoben wurde. Als Verfasser von *De continua conversatione* kommt kaum der allzu unbedarfte Bartholomäus von Trasacco in Frage; vielmehr verweist der gehobene Stil mit eingestreuten Klassikerreminiszenzen auf einen gebildeten Autor, vielleicht im Umkreis der Kurie. Für den *Tractatus* (Vita C) kehrt Herde entgegen einem kürzlich von Eugenio Susi vertretenen späteren Ansatz, der aber kritischer Nachprüfung nicht standhält, zu der schon von den Bollandisten angenommenen Datierung kurz vor oder um 1306 zurück. Damit ist nun sicher, daß alle drei Schriften bei der Eröffnung des Kanonisationsverfahrens im Jahre 1306 vorlagen, und Herde macht sehr wahrscheinlich, daß sie aus diesem Anlaß zu der „Trilogie" zusammengefügt wurden, als die sie in den durchweg späteren Handschriften überliefert werden. Die Edition beruht zwar auf denselben drei Handschriften wie schon die bisher maßgebliche von Arsenio Frugoni (1954, 2. Aufl. 1991), die sich aber als textkritisch unbefriedigender Mischtext mit willkürlich ausgewähltem Variantenapparat erwies. Demgegenüber bietet Herde nun nach sorgfältiger philologischer Prüfung ein klares Bild der Abhängigkeitsverhältnisse: dem anzunehmenden Original steht die Hs. ASV, Arm. I-XVIII Nr. 3327 (Sigle V) zweifellos am nächsten, während die beiden erst in den Jahren 1597 und 1600 angefertigten Abschriften, die sich heute in der römischen Alessandrina (A) und in der Brancacciana in Neapel (B) befinden, zwar auf beachtlichen Vorlagen aus cölestinischem Umkreis fußen (A aus Collemaggio, B aus dem rö-

mischen Ordenskonvent S. Eusebio), aber deutliche Überarbeitungsspuren mit dem Ziel stilistischer Glättung aufweisen (vgl. die lange Liste eindeutig sekundärer Varianten S. 50–55). Angesichts dieser erst jetzt geklärten Verhältnisse ist es überzeugend, ja zwingend, wenn die neue Edition grundsätzlich und konsequent der Hs. V als Textbasis folgt. Dabei vermeidet der erfahrene Editor aber jede Mechanik, indem er z. B. sorgfältig relevante und irrelevante orthographische Varianten unterscheidet und eindeutige Versehen und Eigenarten des Schreibers der Hs. in den Variantenapparat verweist. Besonders hervorzuheben ist der reiche Sachapparat, der zu den rund 120 Textseiten fast 500 einzelne Erläuterungen bietet und auf Schritt und Tritt eine über Jahrzehnte gewachsene und vielfach durch persönlichen Augenschein gewonnene Sachkenntnis verrät. Abgerundet durch perfekte Register der Namen und der Wörter liegt das Quellencorpus, das für jede Beschäftigung mit dem faszinierenden Eremitenpapst unverzichtbar ist, nun endlich in ebenso zuverlässiger wie handlicher Gestalt vor. Martin Bertram

Tholomeus von Lucca. Historia ecclesiastica nova nebst Fortsetzungen bis 1329, hg. von Ottavio Clavuot, nach Vorarbeiten von Ludwig Schmugge, Monumenta Germaniae Historica. Scriptores 39, Hannover (Hahn) 2009, LXXVIII, 784 S., ISBN 978-3-7752-5539-4, € 140. – Auch wenn offen bleibt, weshalb Tholomeus während der langen Sedisvakanz von 1314 bis 1316 die Arbeit an seiner Kirchengeschichte zunächst einstellte – die ältesten Textzeugen enden mit dem Jahreswechsel 1294/95 –, bevor er sich an die Beschreibung der Pontifikate Bonifaz' VIII., Benedikts XI. und Clemens' V. machte, die mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls 1316 abgeschlossen war, aber nur in jüngeren, ausschließlich in Italien überlieferten Textzeugen enthalten ist, so gebührt den beiden Herausgebern doch der uneingeschränkte Dank der Mediävisten, liegt doch nun endlich eine moderne Edition dieses seit seinem Erscheinen so wirkmächtigen Textes vor. Im Prolog stellt der mit nicht geringem Selbstbewusstsein ausgestattete Dominikaner aus einer Luccheser Kaufmannsfamilie sein Werk in die Tradition des Eusebius und Hieronymus, indem er es auf die christliche Ära beschränkte, die er als Abfolge von Lebensbeschreibungen bedeutender Männer – Päpste, aber auch Kirchenlehrer und Heilige – darstellt. Von seinem Standpunkt aus legitimiert die Geschichte gewissermaßen die Suprematie der Kirche. Wie wichtig dennoch das Zusammenspiel zwischen kirchlicher und weltlicher Macht war, zeigt sich für Tholomeus vor allem darin, dass die Kirche immer dann aufblühte, wenn starke Herrscher ihre Vormacht respektierten, sie aber in Krise geriet, wenn schwache Herrscher ihrer Schutzpflicht nicht nachkamen. Um dies zu verdeutlichen, setzte Tholomeus jeweils für die Entwicklung der Kirche wichtige Päpste oder

Herrscher bzw. zentrale Ereignisse oder Beschlüsse an den Anfang eines der 24 Bücher, in die sein Werk unterteilt ist. Schon fast wie ein moderner Historiker nennt Tholomeus die historiographischen oder juristischen Autoritäten, auf die er sich in den kompilatorischen Teilen seines Werkes stützt und deren gelegentliche Widersprüchlichkeit er notiert. Er vermerkt auch, wenn er für Geschehnisse nach 1260 Augenzeuge war oder sie vom Hörensagen kannte. Es dürfte kaum Bescheidenheit gewesen sein, dass er seine eigenen Annalen, die er zwischen 1060 und 1303 ausschreibt, als anonyme *Gesta Tuscorum* bezeichnet, denn auch Bernard Guy und Jacobus de Voragine werden als zeitgenössische Quellen nicht offengelegt. Sicher ist, das Tholomeus während seiner vielen Reisen, die ihn nicht nur nach Südwestfrankreich, sondern 1301 auch nach Köln geführt hatten, unermüdlich Geschichtswerke ausschrieb, die wie etwa eine erweiterte Fassung von Isidor von Sevillas Chronicon nicht erhalten geblieben oder wie viele seiner Quellen zur spanischen, deutschen, englischen oder levantinischen Geschichte nicht mehr zu identifizieren sind. Auffällig, aber durchaus vom damaligen Zeitgeist geprägt, der in der Jurisprudenz die Königsdisziplin sah, sind seine 245 sorgfältig ausgewiesenen Allegationen des Kirchenrechts, die ihm zur Erhellung und Begründung historischer Zusammenhänge dienten. Während seine Darstellung der Frühzeit hauptsächlich auf die apostolische Sukzession und die Papstgeschichte beschränkt ist, weitet sich der Blick ab dem 8. Jh. auf Italien und das fränkisch-deutsche Reich, bis seit dem 11. Jh. auch die Entwicklung in England, Spanien und der Levante einbezogen wird. Textgrundlage bis 1294/95 sind fünf der insgesamt 25 Handschriften des 14.–16. Jh. Die Fortsetzungen bis 1329 basieren auf drei Manuskripten, die unterschiedliche Überlieferungsstränge repräsentieren und hier nacheinander zum Abdruck kommen. Das ganze Werk des Dominikaners ist von C. sorgfältig kommentiert und mit je einem Index der Personen, Ortsnamen und Rechtsquellen versehen worden.

Andreas Meyer

Andrea Bartocci, Ereditare in povertà. Le successioni a favore dei Frati Minori e la scienza giuridica nell'età avignonese (1309–1376), Pubblicazioni del Dipartimento di scienze giuridiche. Università degli Studi di Roma La Sapienza 32, Napoli (Jovene) 2009, 515 S., ISBN 88-243-1802-9, €42. – Die Frage, in welcher Weise das Armutsgebot im täglichen Leben realisiert werden soll, hat nicht nur die Mitglieder des Franziskanerordens – der sich wegen der mehr oder weniger strengen Auslegung gespalten hatte –, sondern auch die Päpste, die zur Klärung Kommissionen einsetzten und Konzilien einberiefen, beschäftigt. Das Konzept Bonaventuras in der Auslegung der Armut wurde von Nikolaus III. in der Bulle *Exiit qui seminat* (1279) formalisiert und die

Glossierung untersagt, um jegliche Polemik von vornherein zu unterbinden. Die Diskussion zwischen den beiden gegensätzlichen Gruppen war dadurch jedoch keineswegs beigelegt. Die am Ende des Konzils von Vienne (1312) von Clemens V. erlassene Bulle *Exivi de paradiso* versuchte nicht nur eine Schlichtung zwischen Spiritualen und Konventualen, sondern erklärte die Ordensregel als verpflichtend. Diese Erklärung ist somit ein fundamentales Dokument für das franziskanische Recht, auf dessen Grundlage sich weitere Reformen vollziehen konnten. Der folgende Papst Johannes XXII. sandte den clementinischen Text mit einem Begleitschreiben an die bedeutendsten europäischen Universitäten (bezeugt in vielen Handschriften). Die Clementinen wurden rasch in das Studienprogramm aufgenommen. Der Terminus ante quem für das erste Zeugnis aus Bologna ist das Jahr 1318. Vier Jahre später beendete Giovanni d'Andrea seine Glossierung (Februar 1322). Der Orden rezipierte ebenfalls die päpstlichen Erlässe: in den Konstitutionen von Assisi (1316) wurde festgelegt, dass die beiden Bullen sechsmal im Jahr in den Konventen verlesen werden sollten. Beide Faktoren sind ein Grund für die weite Verbreitung der Texte im Spätmittelalter in Italien, aber auch nördlich der Alpen (Abschriften und Mitschriften von Studenten). Die bedeutendsten Juristen der Epoche setzten sich mit der Ordensregel, den päpstlichen Erlässen und deren Interpretation auseinander. Der zwischen 1354 und 1357 entstandene *Liber Minoricarum Decisionum* von Bartolus de Saxoferrato, der 1472 im Druck erschien, gehört zu einem der am weitesten verbreiteten Texte der mittelalterlichen juristischen Literatur, nicht nur im universitären Bereich zu didaktisch-wissenschaftlichem Gebrauch, sondern im alltäglichen des Ordens und hat so in den juristischen franziskanischen Texten breiten Eingang gefunden. Zahlreiche Gelehrte des Spätmittelalters besaßen eine Abschrift des Traktates; so auch die Bologneser Juristen Giovanni Calderini und Giovanni da Legnano, der selbst eine umfangreiche Kompilation der juristischen Meinungen seiner Kollegen im Spiegel der kanonistischen Lehre des 14. Jh. in der *Lectura super Clementinis* erstellte. Nördlich der Alpen, vor allem in Frankreich, war die Auslegung Bonifazius' von Ammannati, der in Padua und Avignon Zivilrecht gelehrt hatte, weit verbreitet, die der allgemeinen Interpretation des Armutsprinzips entgegengesetzt war; Bonifazius sah in den franziskanischen Kirchen eine Möglichkeit, Vermächtnisse dem Orden zu hinterlassen, juristisch zu rechtfertigen. In der vorliegenden Studie zeigte der Autor nicht nur den Versuch des Heiligen Stuhls zwischen den beiden entgegen gesetzten Ordenszweigen in der Auslegung des Armutsgebotes einen Kompromiss zu schaffen, sondern behandelte auch die Problematik, die Kanonisten und Juristen der Epoche beschäftigte. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen fanden teilweise wiederum in den Ordenskonstitutionen Eingang. Von

außerordentlichem Wert sind die genauen Hinweise auf Quellen und handschriftliche Überlieferungen, wobei auch Textvergleiche herangezogen werden. Die juristischen Texte im Anhang ergänzen die in der Studie ausführlich wiedergegebene Darstellung der von den Juristen und Kanonisten vorgeschlagenen Lösung dieser heiklen Problematik. Auf den detaillierten Index der Quellen und Handschriften sei abschließend hingewiesen, der wertvolle Voraussetzungen für weitere Studien bietet. Christine Maria Grafinger

Barbara Bombi, Il registro di Andrea Sapiti, procuratore alla curia avignonese, Ricerche dell'Istituto storico germanico di Roma 1, Roma (Viella) 2007, 410 S. mit 1 Abb., ISBN 978-88-8334-192-2, € 40. – Die neue Publikationsreihe des römischen Instituts wird mit einem erstrangigen Zeugnis für die Praxis der päpstlichen Kurie im späteren Mittelalter eröffnet: der Materialsammlung des umtriebigen Kurienprokurators Andrea Sapiti, eines Notars aus Florenz. Die beiden Hefte, heute im Fondo Barberini der Vatikanischen Bibliothek, enthalten zum einen brauchbare Dokumente für seine berufliche Tätigkeit (darunter Formulare, ein Verzeichnis der Kardinäle, ein Provinciale, päpstliche Anweisungen von allgemeiner Bedeutung, Aktenstücke mit speziell englischem Bezug, datiert von 1317 bis 1337, abgesehen von Zusätzen späterer Benutzer), zum anderen von ihm eingereichte Suppliken (55 und 85 Nummern). Sapiti war am Beginn des 14. Jh. zur Kurie gestoßen, als sie sich noch in Rom befand, dann zog er in ihrem Gefolge allmählich nach Avignon. Er war anfangs für Florentiner Bankiers, später vornehmlich für die Könige von England und für Prälaten des Königreichs tätig; mehrfach reiste er auch auf die Insel, selbst für längere Aufenthalte; gestorben ist er 1338. Das beschreibt die Vf. in der Einleitung ausgiebig auf der Grundlage reichen Archivmaterials, das sie im Vatikan, in Florenz und in England hat ausfindig machen können: ein Leben voll überraschend vielfältiger Tätigkeit zwischen der Ausführung von Aufträgen anderer und der Verfolgung eigener Interessen, dessen Beschreibung die Funktion der Prokuratoren an der Kurie jener Zeit facettenreich beleuchtet. Noch mehr Gewicht hat die jetzt erstmals veröffentlichte Sammlung, ein überaus seltenes Zeugnis aus diesem Bereich. Umsichtig versteht es die Vf., viele der dort überlieferten Aktenstücke nicht nur durch Hinweise auf andere gedruckte Quellen, sondern auch durch die Verwendung weiteren von ihr – vor allem in England – entdeckten Materials zu illustrieren. Wegen seiner Bedeutung verdient der vorgelegte Text allemal eine genauere Betrachtung. Editorische Tugend verlangt, dass ein Herausgeber möglichst hinter das von ihm betreute Werk zurücktrete. Daher darf man bei einem Text dieser Art mit erläuternden Anmerkungen sparsam sein, mehr als die Identifizierung von Personen und Orten sowie Zitaten ist nicht erforderlich. Das sollte jedoch

gleichmäßig geschehen, also nicht wie auf S. 84 und 86: Dort finden sich die Nachweise für zwei Konstitutionen Bonifaz' VIII., hingegen fehlt ein solcher bei der unmittelbar anschließenden – nicht eben selten anzutreffenden – Bestimmung *et de duabus dietis in concilio generali* (4 Lat c. 37 = X 1,3,28). Gebotener Zurückhaltung bei eigener Zutat muss Verlässlichkeit der Textwiedergabe gegenüberstehen. Leider sind Zweifel angebracht, ob das der Hg. im wünschbaren Maße gelungen ist. So folgen S. 86 Z. 3–4 dicht aufeinander: *et quemlibet eorum* und *et quelibet eorum*, nur die erste Form ist richtig. Ein politisch bedeutsames Stück hält fest, wie Gesandte König Eduards II. 1317 Johannese XXII. wenige Monate nach dessen Thronbesteigung die Entrichtung des rückständigen Zinses für 24 Jahre versprachen (Nr. 1,5). Abgesehen von der Schreibweise *Cromwell* und *Cromella* neben kaum glaublichem *Corniwell* fallen die folgenden grammatischen Verstöße auf: S. 87 Z. 14 *scriptum* statt *scripto*, Z. 14 v. u. *factam* statt *facta*, Z. 6 v. u. *fatemus* (gegenüber richtig *fatemur* vorher und nachher), S. 88 Z. 2 *uterque* statt *utrique*, Z. 5 *recipientis* statt *recipienti*, Z. 14 v. u. *pontifice* statt *pontifici*, Z. 2 v. u. *auditori* statt *auditore*, S. 89 Z. 12 und 18 *rogato* statt *rogatus*, dazu mehrfach *mille* oder *milia* statt *millium*, ferner *si licet* statt *silicet* (S. 88 Z. 17); so darf auch vermutet werden, dass ein sinnloses *confert* für *constat* (oder *constaret*) steht, die inexistente Wortform *decebitur* vielleicht für *videbitur*, *immobiliter* (mit ‹!›) sicherlich für *inviolabiliter*, während die Korrekturen von *sancte Marie in Portu* zu *Porticu*, von *Adureu(si)* zu *Adurensi* nur allzu nahe liegen (S. 88 Z. 19, 17, 15, 6, 5 v. u.). Diese Beispiele müssen hier genügen. Ganz unwahrscheinlich, dass eine solche Häufung von Versehen berufsmäßigen Schreibern des 14. Jh. unterlaufen sein sollte, denn die waren mit Latein besser vertraut als wir Heutigen. Ein weiterer Einwand betrifft die Interpunktion, die stets vom Editor zu verantworten ist, sie soll dem Leser beim rechten Verständnis des Textes helfen. Das gelingt jedoch kaum, wenn sie so uneinheitlich ist wie hier. Angeführt sei nur die ellenlange Vollmacht zur Aufnahme von Darlehen für Zahlungsverpflichtungen gegenüber der päpstlichen Kammer (Nr. 1,4): Dort wird in nicht weniger als 20 Zeilen der Verzicht auf Einreden (*exceptiones*) und sonstige Vergünstigungen für einen Beklagten erklärt (S. 84); unterbliebene Gliederung bei manchen Elementen oder gar sinnwidrige Kommasetzung bei anderen verrät, dass die Hg. mehrere Teile dieser Passage nicht verstanden hat. Verdienstvoll bleibt, dass ein wichtiges Zeugnis nun der Öffentlichkeit zur Verfügung steht, man kann damit arbeiten. Wer an der päpstlichen Kurie des späteren Mittelalters interessiert ist, wird an diesem Buch nicht vorbeigehen können. Zwar lässt die Präsentation des eigentlichen Textes Wünsche offen, doch wird der Erfahrene in der Regel erkennen, was die wiedergegebenen Sätze beinhalten, selbst wenn das eine oder andere Wort nicht exakt getroffen ist. Dieter Girgensohn

William Caferro, John Hawkwood. An English Mercenary in Fourteenth-Century Italy, Baltimore, London (Johns Hopkins Univ. Press) 2006, XV, 459 S., Abb., ISBN 978-0-801-88323-1, $35. – Es verwundert, dass bisher über den zweifellos bekanntesten nicht italienischen Söldnerführer der Renaissance keine neuere Darstellung vorgelegen hat. Das vorliegende Buch füllt daher eine Lücke. Sein Autor William Caferro hat bereits 1998 ein wertvolles Buch über den Krieg im italienischen Trecento publiziert. Analysierte er damals die Rolle des Krieges für strukturelle Aspekte in Wirtschaft und Gesellschaft, möchte er nunmehr auf die Soldaten blicken. Diese sucht er dabei nicht auf ihren massenhaften Lebenswegen auf, sondern betrachtet ihren wohl herausgehobensten Repräsentanten. In einer prächtigen Rüstung vorweg reitend und den Batone als Kommandostab haltend, so wird Hawkwood den meisten vorm geistigen Augen erscheinen, die schon einmal das Fresko von 1436 im Dom von Florenz gesehen haben. Die Berühmtheit Hawkwoods ist das Problem seines Biographen. Denn einen Menschen, über den Leonardo Bruni, Arthur Conan Doyle und andere geschrieben haben, den umgibt zweifellos ein Mythos. Basiert dieser Mythos auf durch Hawkwood gesuchten Nachruhm und beruht mithin auf eigener Inszenierung oder ist vieles dem Engländer erst durch Nachgeborene gegen seinen Willen zugeschrieben worden? Was bedeutet es für sein Bild in der Überlieferung, dass Hawkwood seine Handlungen im Bewusstsein, ein stets beobachteter Mensch zu sein, für seine Beobachter verstärkt und vorgedeutet hat? Caferro möchte darauf in einem kurzen Einstiegskapitel antworten. Dem Problem beikommen möchte er durch „separating fact from fiction". Doch wie sollte es methodisch möglich sein, eine solche Trennung zu bewerkstelligen? Jedenfalls kann es nicht gelingen, den Mythos von der realen Person gleichsam abzuziehen. Leider wird das Problem so eher ausgelagert als zum Angelpunkt der Biographie gemacht. Das kann man bedauern, doch bewundern muss man, was Caferro getan hat, um seine Fakten zu ermitteln. Sein Material resultiert aus einer intensiven Durchsicht der Bestände von rund zwei Dutzend Archiven und Bibliotheken. Die Tiefenerschließung des Stoffes nimmt dabei zu, je näher Caferro der Toskana kommt, wo er die Hauptmasse des Materials gehoben hat. Auf diesem Fundament schildert Caferro den Lebensweg seines Helden von 1323 bis 1394 chronologisch. Gegenüber den Ergebnissen der älteren Literatur ist es besonders bemerkenswert, dass über die voritalienische Karriere erstaunlich viele Informationen beigebracht werden. So erfährt man, dass Hawkwoods Vater und sein älterer Bruder reiche Landbesitzer in Essex waren, die mit den Hochadeligen der Region enge Verbindungen unterhielten. Aus dieser Klientelbeziehung wird plausibel, dass der nachgeborene Sohn in Frankreich kämpfte und bei Crécy und Poitiers dabei gewesen sein könnte. Unter Umständen aufgrund eines

schweren Fehlverhaltens (ein königlicher Gnadenbrief von 1377 legt dies nahe) wählte Hawkwood nach dem Frieden von Brétigny nicht die Rückkehroption, sondern schloss sich einer der sich bildenden freien Söldnerkompanien an. Als Korporal unter dem (auch bei Caferro rätselhaft bleibenden Deutschen) Albert Sterz kam Hawkwood dann auf den italienischen Kriegsschauplatz. 1363 übernahm er die Führung der Weißen Kompanie im Dienst von Pisa. Zwischen 1368 und 1372 war er von den Visconti engagiert und wechselte dann zu Gregor XI. Sein erstes Engagement für Florenz wurde unter Vermittlung von Mailand im Jahre 1377 realisiert. Seitdem kämpfte Hawkwood für Florenz treu und erfolgreich, vor allem in den Auseinandersetzungen mit Mailand von 1390 bis 1392. Optisch an Florenz bis heute fest gebunden, war er nicht exklusiv für die Stadt am Arno tätig. Mehrmals zog er in den 1380er Jahren ins Königreich Neapel und gewann 1387 die Schlacht bei Castagnaro für Padua gegen Verona. Gestützt auf diplomatische Briefwechsel kann Caferro die Karriere von Hawkwood seit seinem Übertritt auf die Apenninhalbinsel in größter Genauigkeit schildern. Er tut dies in aller Ausführlichkeit, was freilich zu einer gewissen Kleinteiligkeit der Darstellung führt. Sie könnte dazu führen, dass diese Seiten mit Freude nachgeschlagen, aber weniger begeistert gelesen werden. Eine nicht ausschließlich chronologische, sondern häufiger strukturelle Anordnung hätte dabei helfen können, Wiederholungen zu vermeiden. Doch hat sich Caferro anders entschieden und das wird natürlich durch die Struktur seiner Hauptquelle durchaus nahegelegt. Von ihr und ihrem gefilterten Bild von Hawkwood ist jeder Biograph abhängig, denn Selbstzeugnisse sind nicht vorhanden. Freilich wird jeder Historiker diese Berichte von Gesandten und Politikern anders zum Leben Hawkwoods in Perspektive setzen. Caferro tut dies zuweilen gekonnt, wenn er etwa plausibel macht, dass sich Hawkwood von seiner englischen Heimat niemals gelöst hat, sondern viele seiner politischen Manöver nur daraus verständlich werden, dass er königlich-englischen Interessen dienen wollte. Vieles ist ähnlich gelungen, manches ist weniger überzeugend, so die Überlegungen zur Ökonomie der Söldnerkompanie, und nur einiges wenige ist versäumt worden. Zu den Versäumnissen wird man rechnen müssen, dass die ritterliche Komponente in Hawkwoods Lebensentwurf nicht gesehen worden ist. Immerhin war er *Sir* John Hawkwood, hatte also wie fast alle Söldnerführer des 14. Jh. den Ritterschlag erhalten. Er selbst legte viel Wert darauf und hätte es wohl auch für wichtig gehalten, dass man ihn als Preußenreisenden zu deuten sucht, denn für einen solchen Kriegszug Hawkwoods gegen die litauischen Heiden auf Seiten des Deutschen Ordens spricht ein heraldisches Dokument, das Caferro unbekannt geblieben ist. Dergleichen lässt sich zugegebenermaßen leicht übersehen. Kaum zu überlesen sind indes die vielen kleinen und schweren

Sachfehler und Verschreibungen (gerade deutschsprachiger Namen), die das Lektorat hätte beheben müssen. Stephan Selzer

Joëlle Rollo-Koster, Raiding Saint Peter. Empty Sees, Violence, and the Initiation of the Great Western Schism, Brill's Series in Church History 32, Leiden/Boston (Brill) 2008, X, 265 S., ISBN 978-90-04-16560-1, $ 129. – Spätestens seit einem bahnbrechenden Aufsatz von Reinhard Elze von 1977 sind die seit dem 4. Jh. – mit unterschiedlicher Intensität – nachweisbaren Plünderungen an Leichnam und Residenzen hoher Geistlicher (Bischöfe, Kardinäle und Päpste) zu einem vielbeachteten Forschungsthema geworden. Die Professorin für mittelalterliche Geschichte an der Universität von Rhode Island Joëlle Rollo-Koster legt nun eine Monographie vor, in die sie auch einige eigene vorausgegangene Publikationen eingearbeitet hat. Von besonderer Bedeutung sind für die Autorin die bereits von Sergio Bertelli erkannten Analogien zu den von den Anthropologen Arnold van Gennep und Victor Turner untersuchten „rites de passage". Das Thema wird in eine breite Erörterung der Wesensmerkmale kirchlichen Besitzes eingebettet, der bekanntlich keinen Erben haben durfte und an die Kirche selbst zurückfallen mußte. Die Verwandten der Würdenträger und selbst die Könige und dann auch die Päpste – letztere kraft des von ihnen beanspruchten *ius spolii* – waren bestrebt, sich die vakanten Güter zu sichern. Aber auch die Laien forderten – so die Autorin – ihren Anteil und plünderten, wann immer möglich, trotz entgegenstehender kirchlicher Verbote. Kapitel I untersucht, was in Zeiten der Sedisvakanz in der westlichen Kirche geschah und wie das sich wandelnde System der Papstwahl und die kirchlichen Zeremonialvorschriften (*ordines*) darauf reagierten. Besondere Bedeutung kommt dabei der Einführung des Konklave im Jahre 1274 zu. Im Kapitel II gibt die Autorin Rechenschaft über ihr anthropologisches Rüstzeug. Die angeführten Etappen des „liminal phenomenon" (u. a. in einem Brief Pier Damians von 1050 und im Bericht des Jakob de Vitry über den alleingelassenen Leichnam des 1216 in Perugia verstorbenen Innozenz III.) sind aber schon weitgehend bekannt. Das Kapitel III vertieft in einer chronologischen Übersicht bereits angeschnittene Sachverhalte wie das *ius spolii*. Originell wirkt, was die Autorin zu möglichen Verbindungen der Plünderungen zum antiken Kriegsrecht, zur bekannten Unterscheidung von Besitz und Eigentum sowie den Analogien zu den Konzepten der *hereditas iacens* und *bona vacancia* im römischen Recht darlegt. Nach der Einführung des Konklave weiteten sich die Attacken der 'Massen' („crowds") – über den Besitz des verstorbenen Papstes hinaus – auch auf die Güter des neuen Papstes und derjenigen Kardinäle aus, die man gerüchterweise als schon gewählt erachtete. Die Autorin sieht in dieser Neuerung den Wunsch der Plünderer „to par-

ticipate in a social process" (S. 113) und verfolgt das Phänomen auch in der avignonesischen Periode des Papsttums (1304–1377). Doch die Ergebnisse sind nicht so eindeutig. Im Kapitel IV steht das umstrittene Konklave vom April 1378 im Mittelpunkt, das das Große Abendländische Schisma (1378–1417) ausgelöst hat. Man kann der Autorin allerdings nur schwer folgen, wenn sie einige damals von den Römern an den Tag gelegten Verhaltensweisen (wie das Zurschaustellen der Waffen, die „cacophony" der Schreie und Musikinstrumente, die Formation von „pseudo-processions" usw.) als Karnevalsriten deutet, die den Druck auf die Kardinäle erhöhen sollten, einen Römer oder wenigstens Italiener zum Papst zu erheben. Geplündert wurden von den Römern nicht nur Güter des verstorbenen Gregor XI., sondern auch die Wohnungen einiger Kardinäle sowie die Konklavezellen. Damit hätten die Römer – gemäß Rollo-Koster – alte Teilhabe-Praktiken reaktiviert. Das Buch kulminiert in der These, daß die Plünderung der Konklavezellen, die sich ab 1378 einbürgerte, „a form of ritualized commemoration of the events surrounding the initiation of the Schism" gewesen sei (S. 240). Diese Sicht überzeugt aber schon aus zwei Gründen nicht: 1) Der Sturm des römischen Volkes auf den Sitz des Konklaves in 1378 war ein außerordentliches Ereignis und Folge einer einmaligen Eskalation verschiedener Faktoren gewesen. Es ist also kein Grund erkennbar, warum die Plünderer der Konklavezellen nach 1378, die nachweisbar aus dem Kreis der „conclavisti" (mehrheitlich Geistliche und Kuriale) kamen, des fatalen Präzedenzfalles von 1378 gedacht haben sollten. 2) Der zweite Grund berührt einen methodischen Mangel des Buches, und zwar, daß die Autorin die Frage ausklammert, wer denn die Plünderer gewesen waren. Rollo-Koster benutzt für die Protagonisten von 1378 (und auch für die der anderen registrierten Vorfälle) die Begriffe „crowd" oder „mob", ohne ihre Komponenten näher vorzustellen. Dabei gibt es genug Indizien, die zeigen, daß die Plünderer durchaus aus der Mittel- bis Oberschicht kamen und mitunter sogar Verbindungen zu den großen Klientelverbänden (ab dem 13. Jh. insbesondere der Colonna und Orsini) besaßen. Der Illusion, mit ihrem Tun wieder alte Wahlrechte geltend machen zu können, war wohl keiner der Plünderer erlegen. Trotz aller Verbote von Päpsten und Konzilien läßt sich das Phänomen in reduzierter Form bis weit in die Neuzeit hinein nachweisen, wurde aber immer mehr von einem relativ kleinen Kreis von Konklavisten und päpstlichen Dienern dominiert. Die durchaus präsente Methodendebatte um Philippe Bucs Buch „The Dangers of Ritual" zeitigt wenig Wirkung: Rollo-Koster ist letztlich selbst der Faszination der Rituale erlegen (zu einer ausführlicheren Besprechung sei auf A. Modigliani/A. Rehberg, „Saccheggi rituali" nell'ambito curiale-romano: una chimera degli antropologi?, RR. Roma nel Rinascimento 2008, S. 25–36 verwiesen). Andreas Rehberg

Robert N. Swanson, Indulgences in Late Medieval England. Passports to Paradise?, Cambridge (Cambridge University Press) 2007, 579 S., 18 Abb., ISBN 978-0-521-88120-3, £60. – Robert N. Swanson, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität von Birmingham, ist ein Kenner des facettenreichen Phänomens des mittelalterlichen Ablaßwesens, zu dem er bereits einen Sammelband herausgegeben hat (Promissory Notes on the Treasury of Merits. Indulgences in Late Medieval Europe, vgl. Besprechung QFIAB 87 [1997]). In seiner Monographie zum Thema rekonstruiert er zunächst mit Akribie die Ausprägung des Ablaß-Gedankens und die sich daran anknüpfende, durchaus uneinheitliche theologische Diskussion. Bekanntlich war es Klemens VI., der 1343 die Doktrin des kirchlichen Gnadenschatzes festschrieb. Ein Gläubiger, der im Moment des Todes von der auf seinen Sünden lastenden *culpa* absolviert wurde, konnte daraus dank eines Ablasses die nach dem Tode fällige *pena* „verrechnen" (*offset*). Den sog. vollständigen Ablaß erteilte nur der Papst, weshalb auch die von ihm gewährten Beichtbriefe mit Absolution *a pena et culpa* so große Nachfrage fanden. Ähnliche geistige Gnaden versprachen ab dem 15. Jh. – mit päpstlicher Billigung – auch die Bruderschaftsbriefe der Bettel- und Hospitalsorden. Die Gewährung der Ablässe oblag vor allem dem Papst, der aber die Autorisation durch Bischöfe nicht in Frage stellte, die auch quantitativ die meisten Ablässe erließen. Anders als gemeinhin angenommen, hielten sich die Päpste fast durchweg an die traditionellen Bedingungen und schoben allzu weitgehenden Forderungen nach überproportionierten Ablässen einen Riegel vor. Erst mit dem Großen Abendländischen Schisma begann der Verfall dieser Selbstbeschränkung und die Höhe der Ablässe nahm inflationär zu. Ablaßfälschungen überboten sich gar. In England kannte man alle Ablaßarten, die auch im Rest der Christenheit im Umlauf waren: vom Kreuzzugs- und Kirchenbauablaß bis hin zu den mit bestimmten Gebeten verknüpften Devotionalablässen. Die Insellage und königliche Reglementierungen erschwerten jedoch die Arbeit der päpstlichen Ablaßkommissare und der Vertreter kontinentaler Klöster und Orden. Swanson spürt der oft ausgefeilten Organisation des Ablaßgeschäfts bis hin zu den Unterpächtern nach. Trotzdem bleibt die Ausbeute für zentrale Fragen – z. B. nach der finanziellen Bedeutung des Ablasses für die ihn vertreibenden Institutionen – oft dürftig. Mehr weiß man über die unabdingbaren Werbeträger, seien es nun die mitunter künstlerisch gestalteten Ablaßbriefe oder sogar die im noch jungen Druckverfahren hergestellten Bruderschaftsbriefe. Allenthalben kam es zu Klagen über skrupellose *questuarii*, wobei redliche Almosensammler oft auch Opfer von negativer Stereotypisierung werden konnten (S. 195). Ausführlich wird die Ablaß-Debatte in England referiert, in der Namen wie der Karmeliter John Baconthorpe, John Wyclif und Thomas Gascoi-

gne nicht fehlen können (S. 278ff.). Ungebrochen war dagegen der Erfolg der Ablässe in breiten Schichten. Das Beispiel der Mutter König Heinrichs VII., Lady Margaret Beaufort, die in ihrem Gebetbuch eine Reihe ablaßverknüpfter Gebete besaß, zeige – so der Autor –, daß man schwer zwischen einer Eliten- und Volksreligion unterscheiden könne (S. 395). Die vielleicht gelegentlich zu exzessiv gewählten modernen Metaphern aus der Handelssprache (indulgence trade/-business/-sales, devotional economy etc.) reflektieren noch die Vorstellung vom Ablaßkrämer (classic indulgence-hawker) des *Pardoner* Chaucers (S. 61). Der Autor hat keine Scheu, von „marketing salvation" (S. 181) und vom „saturierten Markt" bei einem Überangebot von allseits angebotenen Ablässen (S. 390) zu sprechen. Darin spiegele sich letztendlich auch „the ambiguous role of pardons in late medieval England's charitable activity" (S. 402). Dabei waren die Ablaßsammlungen äußerst spekulative Unternehmungen, deren positiver Ausgang keineswegs immer garantiert war, zumal auch das wirtschaftliche Umfeld stimmen mußte (S. 430f.). Obwohl sich der ablaßbedingte Geldabfluß außerhalb des Landes in Grenzen gehalten haben muß (S. 435, 444ff.), diente der Ablaß Heinrich VIII. nach seinem Bruch mit der katholischen Kirche – nicht unähnlich wie bei den Protestanten im Reich – als guter Anlaß zur Polemik gegen Rom. Trotz der Abschaffung des Ablasses 1534 dauerte es noch einige Jahre, bis er aus dem täglichen Leben verschwand, finanzierte man mit ihm doch auch wichtige Gemeindeaufgaben (Hospitäler, Brücken). Auch wenn sich Swanson zurückhält, von der Ablaßpraxis in England, die im Mittelpunkt seiner Arbeit steht, auf kontinentale Ausprägungen zurückzuschließen (S. 26), so ergeben sich doch viele Parallelen. Man kann deshalb dieser quellengesättigten Arbeit, die auch durch klug gewählte Abbildungen besticht, nur wünschen, daß sie bald auch in anderen Ländern – nicht zuletzt mit Blick auf das Lutherjahr 2017 – das wissenschaftliche Interesse am Ablaß beleben und zu vergleichenden Studien führen wird. Andreas Rehberg

Giovanni da Legnano, De Fletu Ecclesie, a cura di Berardo Pio, Legnano (Banca di Legnano) 2006, 307 S. mit zahlr. Abb. und Farbtaf., € 250. – Es scheint, als habe sich die Banca di Legnano dazu entschlossen, das Erbe des berühmten Bologneser Juristen und Politikers Johannes von Legnano (1320–1380) zu pflegen. Mit staunenswerter Kontinuität widmet sich die Bank dem literarischen Nachlass dieses großen Sohnes der kleinen Stadt gleichen Namens. Nach einem reich bebilderten Buch über Leben und Werk dieses Juristen und einer pompös inszenierten Edition seines Sompnium Traktats – die in dieser Zeitschrift von Dieter Girgensohn rezensiert wurde (QFIAB 86 [2006] S. 779) – ist nun Legnanos Rechtsgutachten De fletu ecclesie von Berardo Pio ediert und eingeleitet worden. Die Überlieferungslage dieses Trak-

tats hat die Edition zu keinem leichten Unterfangen gemacht: Legnano hat dessen einzelne Teile über einen längeren Zeitraum hinweg geschrieben, modifiziert und unabhängig voneinander publiziert. Die ursprünglich zum persönlichen Archiv des Kardinals Martin de Zalba (1337–1403) gehörende und mit dessen handschriftlichen Anmerkungen versehene Hs. Vatikan, ASV Arm. 54 vol. 18 fol. 53–96v ist neben der Pariser Hs Paris BNF Lat. 1470 die einzige, die alle Teile des Traktats zwar vollständig, aber ungeordnet, enthält. Die auf der vatikanischen Hs. beruhende Edition von Berardo Pio beginnt mit einem Proömium, das aus drei astrologischen Horoskopen über die Entstehungsgründe des Großen Schismas (1378 – 1417) besteht. Es folgt eine Darstellung der Ereignisse, die aus der Sicht Legnanos zum Schisma geführt haben. An diese Ausführungen schliesst Pio das dreiteilige Rechtsgutachten an, in dem Legnano die Gültigkeit der Wahl von Papst Urban VI. bestätigt. Kurze Auszüge des Werkes sind seit dem späten 17. Jh. an verschiedenen Stellen gedruckt worden. Diese Drucke spielten für die Edition jedoch keine Rolle. Die neue Edition bietet eine gut lesbare Transkription der vatikanischen Hs., die von Pio als Leithandschrift identifiziert wird. Sie wird ergänzt durch zwei Apparate: in dem einen werden die von Legnano verwendeten Autoritäten nachgewiesen, in dem anderen werden alle (!) Lesarten der übrigen Hs. dokumentiert. Für die vorliegende Edition gilt (leider!) auch, was Girgensohn bereits in seiner Rezension des Sompnium bemängelt hat: es „fehlen die üblichen Hilfen für den Benutzer völlig, wie Verzeichnisse der Zitate oder der angeführten Autoren, gar ein Sachregister. Deshalb fällt es schwer, von einer ‚kritischen Ausgabe' zu sprechen". Zudem sind die handschriftlichen Notizen des Kardinals Zalba nicht ediert worden. Der edierte Text wird ergänzt durch eine umfangreiche Einleitung, die über den Autor sowie den politisch-historischen Entstehungs- und Rezeptionszusammenhang des Werkes informiert. Editionstext und Einleitung präsentieren sich dem Leser auf beinahe 300 großformatigen, (zu) großzügig gesetzten, durchgängig von antikisierenden roten Balken gerahmten Seiten. Unterbrochen – nicht ergänzt – wird der Text durch aufwändige Hochglanzreproduktionen, die Legnanos *Commentarium in Clementinas* (Hs. Cagliari Biblioteca Universitaria Ms. 2, fol. 1–156) entnommen sind. Es ist anzunehmen, dass es die farbenprächtige Ausstattung dieser thematisch nicht mit De fletu ecclesie zusammenhängenden kanonistischen Handschrift war (vgl. jetzt deren gründliche Würdigung von A. Bartocci, La copia di dedica ad Urbano VI della *Lectura super Clementinis* di Giovanni da Legnano nelle biblioteche di Benedetto XIII, 1405–1423, in: M. Ascheri, G. Colli, P. Maffei, Manoscritti, editoria e biblioteche dal medioevo all'età contemporanea. Studi offerti a Domenico Maffei per il suo ottantesimo compleanno, Roma 2006, Bd. I, S. 21–45), die die Hg. der Edition bewogen hat, den Einleitungs-

und Editionstext alle acht bis zehn Seiten mit zwei bis vier willkürlich ausgewählten Reproduktionen aus dem Kommentarwerk aufzufüllen. Man hätte den Platz besser genutzt, um beispielsweise ein Faksimile des edierten Textes herzustellen - für dessen wissenschaftliche Auswertung das ungleich nützlicher gewesen wäre. So aber wird das Buch nur unnötig teuer und die Verbreitung in wissenschaftlichen Bibliotheken erschwert. Benjamin Kram

Georg Modestin (Hg.), Quellen zur Geschichte der Waldenser von Straßburg (1400–1401), Monumenta Germaniae Historica. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 22, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, ISBN 3-7752-1022-5, € 38.– Der vorliegende Band ediert alle bekannten Quellen zu dem Prozess, der gegen die Straßburger Waldenser 1400–1401 geführt wurde. Sofern nicht noch weitere Quellen entdeckt werden sollten, darf diese Edition als in jeder Hinsicht erschöpfend gelten. Eine der Edition vorangestellte Einleitung skizziert zunächst die Besonderheiten des Straßburger Waldenserprozesses, beschreibt den kodikologischen Befund, die Rezeption des Prozesses durch die Geschichtswissenschaft ab dem 19. Jh. sowie die Überlieferung des Manuskripts. Ferner wird die Datierung des Prozesses präzisiert und ein Versuch unternommen, den „cursor" von Basel, der den Prozess durch seine Predigten ausgelöst hatte, zu identifizieren. Mit großer Umsicht wurden die 120 Seiten füllenden Quellen zusammengetragen und geordnet, mit gewissenhafter Sorgfalt wurden sie transkribiert und erläutert. Der textkritische Apparat beschreibt minutiös Korrekturen und Überarbeitungen in den Manuskripten. Der Sachapparat verweist auf andere Stücke innerhalb der Edition, die zu den jeweils genannten Personen und Sachverhalten ergänzende Angaben enthalten, erläutert den Wortgebrauch der Quellen und erklärt Begriffe und Anspielungen, die profundes Expertenwissen voraussetzen. Der Anhang enthält insgesamt 66 Biographien von Straßburger Waldenserinnen und Waldensern, die auf der Grundlage vor allem der Informationen erstellt wurden, die sich verstreut innerhalb des edierten Quellenmaterials finden. Ein Namenregister, das Personen und Orte verzeichnet, erleichtert die Arbeit mit dem detailreichen Quellenmaterial. Der vorliegende Band ist in Einheit mit der ebenfalls von G. Modestin verfassten Studie „Ketzer in der Stadt" (vgl. S. 571 f.) zu sehen. Wolfram Benziger

Valerio Cattana, Momenti di storia e spiritualità olivetana (secoli XIV-XX), a cura di Mauro Tagliabue, Italia Benedettina 28, Cesena (Centro storico benedettino italiano) 2007, XXXIII, 480 S., € 75. - Der vorliegende 28. Band der international renommierten Reihe Italia Benedettina umfasst eine Sammlung von Aufsätzen des früheren Abtes des Olivetanerklosters San Be-

nedetto in Seregno, Valerio Cattana, mit deren Herausgabe seine hohen Verdienste für die Erforschung der Geschichte des Mönchtums, vor allem der Olivetaner, gewürdigt werden. Cattana, der seit über einem halben Jahrhundert die Forschung zu monastischen Lebensformen in Italien entscheidend mitgeprägt hat, wird in den Ländern nördlich der Alpen nur begrenzt rezipiert. Aus der Fülle seiner fast 200 Publikationen werden in dieser Aufsatzsammlung 21 der wichtigsten Beiträge erneut veröffentlicht, die ursprünglich zumeist an entlegener Stelle publiziert wurden und nun leicht greifbar sind. Die ganze Spannbreite von Valerio Cattanas Werk, dessen ist sich der Rezensent bewusst, lässt sich hier nicht erschöpfend darstellen, doch soll zumindest der Versuch unternommen werden, sich anhand einer kleinen Auswahl seinen Forschungsschwerpunkten zur Geschichte und Spiritualität der Mönchskongregation von Monte Oliveto anzunähern. Die meisten Studien Cattanas werden durch Texteditionen untermauert. So dokumentieren z. B. zwei Aufsätze, denen mehrere bisher unbekannte Briefe beigefügt sind, die enge personelle Vernetzung und geistliche Nähe zwischen den Olivetanern und den bedeutenden Kardinälen Carlo und Federico Borromeo während des 16. und 17. Jh. Cattana hat zudem mit zahlreichen Editionen, wie z.B. einem Traktat über die Ausbildung von Mönchen, dem Briefwechsel der Äbte von Monte Oliveto und mehreren Predigttexten Einsichten in das monastische Umfeld der Olivetaner in der zweiten Hälfte des 15. Jh. ermöglicht. Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Erforschung der spätmittelalterlichen Bibliotheken einzelner Klöster, wie z. B. des Klosters Baggio (bei Mailand). Zu den umfassendsten Beiträgen des vorliegenden Buches zählt die Studie über Santa Francesca Romana († 1440), deren Beziehungen zu den Olivetanern auf der Grundlage eigener Forschungen sowie einer komprimierten Zusammenschau der einschlägigen, jedoch in der deutschen Forschung kaum bekannten Abhandlungen genauer untersucht werden. Nachdem Francesca bereits über mehrere Jahre unter der spirituellen Leitung der Olivetanergemeinschaft Santa Maria Nova in Rom gestanden hatte, beschloss sie im Jahre 1425, mit mehreren weiteren Frauen eine Oblatengemeinschaft zu bilden, die noch heute im berühmten Tor de' Specchi besteht. Die ergiebigsten Quellen über Francesca und die größtenteils hochstehenden Frauen der Stadt, die *secundum regulam Montis Oliveti* dieser Kongregation angebunden waren, stellen die Dokumente der drei Kanonisationsprozesse dar, die in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Tod Francescas eingeleitet worden sind, jedoch nicht zu ihrer Heiligsprechung führten. Dadurch kann Cattana sowohl der Verehrung Francescas innerhalb der Mönchsgemeinschaft von Monte Oliveto bereits vor ihrer Kanonisation im Jahre 1608 sowie auch dem Kult nachgehen, der nach ihrer Aufnahme in den *cathalogo sanctorum* einsetzte. Abschließend sind zwei Beiträge über neuzeit-

liche Aspekte der Geschichte der Olivetaner zu nennen, worin neben dem Niedergang dieser Klosterkongregation in der zweiten Hälfte des 19. Jh. auch eine erste biographische Skizze zum Olivetaner und späteren Kardinal Placido Maria Schiaffino vorgestellt wird. Auch wenn Valerio Cattana seine Deutungen zuweilen ausdrucksstark untermalt, so bilden diese Aufsatzsammlung und vor allem die nur hier greifbaren Quelleneditionen einen fundierten Ausgangspunkt für zukünftige Studien über die Mönchskongregation von Monte Oliveto.

Jörg Voigt

Georg Modestin, Ketzer in der Stadt. Der Prozess gegen die Straßburger Waldenser von 1400, Studien und Texte. Monumenta Germaniae Historica 41, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, XIX, 169 S., ISBN 3-7752-5701-5, € 25.– Der vorliegende Band enthält die Auswertung zu den von Modestin edierten und ebenfalls hier angezeigten „Quellen zur Geschichte der Waldenser von Straßburg (1400–1401)“ (vgl. oben S. 569). Der Straßburger Prozess ist von besonderem Interesse, weil er in den Kontext des „Verfolgungsjahrzehnts“ am Ende des 14. Jh. einzuordnen und zudem einer der bestdokumentierten Waldenserprozesse ist. Gerade aber die gute Quellenlage lässt einige Besonderheiten erkennen, die eine Verallgemeinerung unangebracht und eine genaue Untersuchung des Einzelfalls erforderlich machen: Der Prozess selbst wurde nicht von einem Gericht unter dem Vorsitz des Bischofs oder eines Inquisitors, sondern vom Großen Rat der Stadt verhandelt (S. 17 ff.). Die Voraussetzung für den Prozess gegen die Straßburger Waldenser war eine Beruhigung des angespannten Verhältnisses zwischen dem Bischof und dem Rat, so dass letzterer nicht mehr fürchten musste, durch einen Prozess gegen eigene Bürger in Nachteil gegenüber dem Bischof zu geraten (S. 14). Auch die harten Verbannungsurteile stehen im Kontext der städtischen Rechtsprechung, die mit der „Schmach und Unehre“, die die Häretiker der Stadt zugefügt hätten, argumentierte: 21 von 27 Verurteilten wurden für immer vertrieben; bei Rückkehr drohte ihnen der Tod auf dem Scheiterhaufen (S. 19 ff./ S. 71). Der grundlegende Gedanke war hierbei die Bestrafung des sozial schädlichen Vergehens der Häresie und die Tilgung der Schuld durch die Entfernung der Ketzer aus der Stadt. Der Vergleich mit den Urteilen des Dominikanerinquisitors Nikolaus Böckeler in der ersten Hälfte der 1390er Jahre hingegen zeigt den Bußcharakter seiner Urteile, die ganz offenkundig vom Glaubensirrtum des einzelnen ausgingen (S. 74–81). Mit der Kompetenzenverschiebung von städtischer und geistlicher Jurisdiktion in Häresiefällen und der Verhängung harter Strafen scheint der Straßburger Prozess von 1400 bereits die Perspektive auf die neuzeitlichen Hexenverfolgungen in Deutschland zu eröffnen. Der Vf. jedoch warnt zu Recht vor der Annahme einer allzu geradlinigen Ent-

wicklung und erkennt eher „mäandrierende Tendenzen“ (S. 27). In vorsichtiger Beschränkung auf den Charakter einer exemplarischen Studie, deren Schwerpunkt auf der quellennahen, detaillierten Schilderung des Prozessverlaufs und der Beschreibung des sozialen und gewerblichen Profils der Straßburger Waldenser liegt, beschränkt sich Modestin im Ausblick auf die Straßburger Verhältnisse und endet mit der Verbrennung Friedrich Reisers 1458, der von einem Inquisitionsgericht verurteilt worden war. Ein Register der Personen- und Ortsnamen schließt diese Studie ab. Mit seiner gewissenhaften Quellenedition und der anschließenden ebenso klugen wie behutsamen Analyse hat Modestin in vorbildlicher Weise einen für das Verständnis spätmittelalterlicher Häretikerverfolgungen wichtigen Prozess der weiteren Forschung erschlossen. Wolfram Benziger

Kathrin Utz Tremp, Von der Häresie zur Hexerei. „Wirkliche“ und imaginäre Sekten im Spätmittelalter, Monumenta Germaniae Historica. Schriften 59, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2008, XXIX, 703 S., Abb., ISBN 978-3-7752-5759-6, € 75. – Die vorliegende Untersuchung will zeigen, „dass die Hexensekte mehr von den häretischen Sekten des Spätmittelalters geerbt hat, als man gemeinhin annimmt, ja, dass es das häretische Erbe ist, das die europäische Hexerei von der außereuropäischen unterscheidet“ (S. 1). Nach eigenem Verständnis schließt sie eine Forschungslücke, die maßgeblich dadurch entstanden ist, dass ein historisches Phänomen, dessen Eigenart nur durch eine epochenübergreifende Untersuchung erschlossen werden kann, durch die Ausbildung historischer Teildisziplinen entlang der traditionell gesetzten Epochengrenze von Mittelalter und früher Neuzeit gewissermaßen in den toten Winkel der Forschung geraten ist. Die Annahme, dass es sich bei der Hexensekte, die das Ziel der Verfolgung vor allem in der frühen Neuzeit war, um eine „imaginäre“ Sekte handelte, geht auf den von H. Grundmann entwickelten Typus des Ketzers (bzw. der Sekte) zurück. Der Vorstellung von einer Hexensekte habe zwar keine Realität entsprochen, die Konstruktion einer bloß vorgestellten Sekte sei jedoch nicht absichtsvoll erfolgt. Vielmehr sei sie dem Umstand geschuldet, dass die Verfolgung sowohl von Hexen als auch von Häretikern gleichermaßen durch Ketzerinquisitoren und innerhalb desselben rechtlichen Rahmens, nämlich des (Ketzer-)Inquisitionsprozesses, erfolgt sei, so dass das Handlungs- und Interpretationsschema, das im Kampf gegen wirkliche Häretiker wie Katharer und Waldenser verwendet wurde, auch die Wahrnehmung bezüglich der Hexen geprägt habe. Das Ergebnis sei die Angleichung der Magie an die Häresie gewesen. Diesem Ansatz entspricht der Aufbau der Untersuchung in zwei Teile: „der erste ist den wichtigsten ‚wirklichen’ Sekten des Spätmittelalters gewidmet, den Katharern und den Waldensern, der zweite

den imaginären Sekten, den Luziferianern, der Sekte vom Freien Geist und der Hexensekte." (S. 2) Da Utz Tremp die Ursprünge der frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen in den häresiegeschichtlichen Zusammenhängen des Spätmittelalters darstellen will, kommt sie nicht umhin, Dinge zu sagen, „die einmal den Häresieforschern und ein anderes Mal den Hexenforschern bekannt vorkommen müssen." (S. 1) Darin ist allerdings keine Schwäche zu erkennen. Zum einen ist es im Sinne einer wissenschaftlichen Beweisführung unvermeidlich, Thesen nicht bloß zu benennen, sondern nachvollziehbar zu begründen. Zum anderen beschränkt sich die Vf. keineswegs darauf, die Ergebnisse anderer Untersuchungen lediglich zu wiederholen, sondern ordnet sie in den Zusammenhang ihrer Fragestellung ein. Selbst in den Passagen, in denen grundlegende Arbeiten ausführlich referiert werden, sind die Ausführungen keineswegs unkritisch, wie Einwendungen im Detail, Gegenargumente im Grundsätzlichen und abweichende Bewertungen größerer Zusammenhänge immer wieder erkennen lassen. Da ferner der Personenkreis derer, die über detaillierte Kenntnisse sowohl in der mittelalterlichen Häresiegeschichte als auch zu den frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen verfügen, begrenzt sein dürfte, wird diese Vorgehensweise für die Mehrzahl der Leser eher instruktiv denn redundant sein. In jedem Fall wird der Leser mit den wesentlichen Quellen und den grundlegenden Arbeiten der Forschung vertraut gemacht. Hilfreich in diesem Sinn sind die zahlreichen Zusammenfassungen innerhalb der Untersuchung, die dem Leser immer wieder die Zusammenhänge vor Augen führen. Dieses didaktische Vorgehen, der leicht lesbare Schreibstil und die Fähigkeit, den Ernst des Gegenstandes mit einer nicht unangenehmen Selbstironie, bisweilen auch mit ungewöhnlichen Einfällen, aufzulockern, machen das vorliegende Buch zu einer umfassenden Darstellung des Themas, auch wenn man im einzelnen zu abweichenden Einschätzungen kommen mag.

Wolfram Benziger

Friederike Neumann, Öffentliche Sünder in der Kirche des späten Mittelalters. Verfahren – Sanktionen – Rituale, Norm und Struktur 28, Köln etc. (Böhlau) 2008, 200 S. ISBN 978-3-412-21706-8, € 32,90. – *Manifesta peccata* waren nach mittelalterlichem Kirchenrecht (X 5.38.1) durch öffentliche Buße zu sühnen. Dazu gehörten sozial relevante Delikte wie Totschlag, Ehebruch oder Wucher. Die vorliegende Arbeit, im Zusammenhang des von Dietmar Willoweit inspirierten DFG-Forschungsschwerpunkts „Die Entstehung des öffentlichen Strafrechts" entstanden, untersucht die öffentlichen Bußrituale an bisher unbeachtet gebliebenem Konstanzer Quellenmaterial, den Konzept- und Kopialbüchern der Jahre 1420 bis ca. 1580, dem Formelbuch Ha 17 sowie der Protokoll-Handschrift 342 aus dem Erzbischöflichen Archiv in Freiburg. Zum

Vergleich dienen die Verhältnisse im Bistum Bamberg, in welchem eine konkurrierende Gerichtsbarkeit zwischen Domdekan und bischöflichem Generalvikar existierte. Die Autorin untersucht die Konstanzer Verhältnisse auf breiter Literaturbasis, knapp und ohne Schnörkel, und fasst ihre Ergebnisse überzeugend zusammen (S. 169–176), leider fehlt dem Buch ein Index. Zuständig für die Bestrafung „öffentlicher Sünder" war der Generalvikar, nicht der Offizial, dem nur bei Eheprozessen Strafzahlungen erlaubt waren (S. 85). Dabei kamen teilweise und in Grenzen (ohne Absolutionsvollmacht) neben dem Generalvikar auch die bischöflichen Pönitentiare zum Zuge. Ferner konnten Sünder bei einigen Kirchen und Klöstern auf der Basis päpstlicher Privilegien rekonziliiert werden (nämlich in Freiburg, Denkendorf, Einsiedeln und Rheinau). Neumann kommt zu dem Ergebnis, dass um 1500 „öffentliche Sünder mit geringerem Aufwand und geringerem Aufsehen legitime Absolution erlangen" konnten als noch Mitte des 15. Jh. (S. 115). Sie zeigt ferner, dass öffentliche Bußrituale als *emenda publica* in der Karwoche durchaus begangen wurden, wie die liturgischen Quellen und die aus den Formelbüchern zu rekonstruierende Einzel-Emenden zeigen. Vor allem die von der theologisch ausgerichteten Bußgeschichtsschreibung vertretene Meinung, seit dem 13. Jh. habe es, von Wallfahrten abgesehen, keine *poenitentia publica solemnis* mehr gegeben, ist zu korrigieren. In der in der Forschung umstrittenen Frage des Verhältnisses kirchlicher Aktivitäten zur weltlichen Gerichtsbarkeit (Konkurrenz oder Ergänzung?) bezieht Neumann klar Position für die Konvergenzthese, was sie am Beispiel der Städte Konstanz, Zürich und Freiburg darstellt (S. 135–148). Ausserdem hat sie überzeugend gezeigt, dass „die rituellen Vollzüge [der öffentlichen Busse] mit der Kombination von Demütigung und grosszügig gewährter Gnade, wie die Liturgie sie entwarf, den Nimbus göttlich eingesetzter Autorität nährte" (S. 128). Angesichts dieser verdienstvollen Arbeit sei dennoch die Frage gestattet, ob es nicht noch weitere Quellen gibt, um den „öffentlichen Sündern" und ihrem Schicksal im Spätmittelalter auf die Spur zu kommen. Die Autorin verweist (S. 126f.) bereits auf die Quellen aus dem Pönitentiarie-Archiv, ohne diese einzubeziehen. So hätte sie etwa feststellen können, dass der auf S. 66 geschilderte Fall der beiden Priestermörder in Rom gelöst wurde. Im RPG V Nr. 1818 steht eine Supplik von Johannes und Cristoforus Hayden, die am 3. Oktober 1470 Paul II. um Absolution gebeten hatten (und nicht den Bischof von Konstanz), wozu sie persönlich nach Rom gereist waren. Ihre Begründung, der die Pönitentiarie auch gefolgt ist, bestand in der Behauptung, ihnen stünde kein *tutus accesus ad ordinarium* offen. Dies war eine rechtlich zulässige Möglichkeit, wie „öffentliche Sünder" ihre Situation in Rom bereinigen konnten (vgl. RPG V [2002], 1812, 1838, 1891 und viele weitere Fälle im Index der Wörter und Sachen unter dem Lemma *acce-*

dere). In dem weiteren Verfahren in Konstanz (REC 13817) geht es nur noch um die *satisfactio* der Erben des getöteten Priesters Conrad, die auch nach einer Absolution durch Rom stets zur Voraussetzung für deren Wirksamkeit gemacht wird. Offenbar hatten Vater und Sohn Hayden diese *satisfactio* noch nicht geleistet, weshalb der Bischof von Konstanz erneut gegen sie vorging, obwohl sie in der Sache selbst bereits durch Rom gültig absolviert waren. Auch die Umwandlung einer *emenda publica* in eine *emenda occulta* bzw. *privata* konnte in Rom erlangt und die öffentliche Buße in *alia pieatis opera* mutiert werden, wenn der Weg zum päpstlichen Stuhl nicht zu aufwendig bzw. kostspielig erschien. Zum Rückgang der öffentlichen Buße mag auch die steigende Zahl von Beichtbriefen *„In forma ›Cupientes‹“* für Pfarrgeistliche beigetragen haben, die den Ansprüchen der Bischöfe, sich die Absolution von reservierten Fällen (die Neumann im Kapitel IV beschreibt) vorzubehalten, entgegenwirkte. *›Cupientes‹* gestattete dem Beichtvater die Absolution in allen Fällen, die nicht dem Apostolischen Stuhl vorbehalten waren, und wurde zumeist für fünf Jahre gewährt (siehe dazu die Indices des RPG). Wenn sich die Autorin wundert, dass „gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch Dekane und Rektoren vermehrt in diesem Tätigkeitsfeld [der öffentlichen Busse bzw. ihrer Vermeidung, LS] zu beobachten sind“ (S. 47), dann liegt der Grund wohl im Erwerb einer *littera confessionalis in forma ›Cupientes‹*. Diese Hinweise sollen indes die Verdienste der vorliegenden sehr gründlichen Arbeit keineswegs schmälern. Ludwig Schmugge

Ludwig Schmugge, Ehen vor Gericht. Paare der Renaissance vor dem Papst, Berlin (Berlin University Press) 2008, ISBN 978-3-940432-23-0, 291 pp., € 44. – Il libro di Ludwig Schmugge, che unisce lo stile narrativo all'analisi di una materia complessa, si basa sulle richieste di dispense matrimoniali della seconda metà del XV secolo, provenienti dal Sacro Romano Impero della Nazione Germanica e rivolte alla Penitenzieria apostolica, l'ufficio romano incaricato, fin dal XIII secolo, dell'assoluzione dalle censure e del rilascio di dispense riservate al papa. Nella prima parte del volume l'autore analizza il meccanismo della supplica e del rilascio della dispensa. L'ufficio della Penitenzieria era diretto da un cardinale – il Penitenziere Maggiore – affiancato da uno o più facenti funzione (*regentes*) – si trattava di vescovi o abati. La supplica veniva rivolta attraverso la mediazione di procuratori, che avevano un permesso papale specifico. Un pellegrinaggio personale a Roma per presentare la supplica avveniva quasi solo, ed eventualmente, negli anni santi. Tutte le suppliche scritte inviate al papa venivano trascritte nei registri della Penitenzieria. La grazia veniva concessa dal Penitenziere Maggiore o dal *regens*, che ne avevano ricevuto facoltà dal papa. Per il periodo 1455–1492 si hanno

114.480 suppliche in totale. Di queste, 42.560 sono relative a casi matrimoniali, 6.387 dei quali provenienti dall'Impero Germanico. La supplica era talora conseguenza di un processo dibattuto davanti al tribunale vescovile competente per il luogo di provenienza del petente, il cui giudice aveva ritenuto necessario il ricorso alla S. Sede, oppure aveva concesso il ricorso stesso alla parte che aveva perso il processo e voleva presentare appello; poteva essere anche la conseguenza di una mancata assoluzione da parte di un confessore consapevole di confrontarsi con un peccato la cui assoluzione spettava unicamente al papa, o, ancora, frutto dell'intervento di un parroco informato dei fatti. La scelta di privilegiare la materia matrimoniale fra le varie presenti nelle suppliche – che ci sono note grazie all'edizione critica delle suppliche rivolte alla Penitenzieria nello stesso periodo, messa a punto nell'ambito di un progetto diretto dallo stesso Schmugge – si rivela particolarmente felice, perché, come appare nella seconda parte del libro, tale materia riguarda l'intero ventaglio sociale della popolazione e la sfera più intima dell'individuo: matrimoni fra persone unite in grado proibito di parentela – che poteva costituirsi anche *ex copula illicita* (cioè ad esempio quando una donna avesse avuto rapporti sessuali con il fratello del marito prima di sposare quest'ultimo); matrimoni forzati; matrimoni stretti (dopo la morte del coniuge) da due persone che avevano avuto una relazione extraconiugale e si erano scambiati promessa nuziale mentre il coniuge era ancora in vita sono alcuni degli impedimenti che avrebbero comportato la nullità del vincolo qualora i contraenti non avessero ottenuto una dispensa – capace di sanare il caso concreto, lasciando invariato il peccato in generale. Nell'ultima parte del libro l'autore presenta la varietà della casistica nuziale affidata agli atti dei processi matrimoniali *in partibus* – matrimoni clandestini, seduzioni dietro promesse di matrimonio, bigamia, separazioni ecc. – riuscendo talora a collegare le suppliche rivolte alla Penitenzieria con i processi matrimoniali celebrati in alcune corti arcivescovili di area tedesca. Costituisce un contributo importante alla ricerca poiché si tratta del primo caso di collegamento fra casi matrimoniali discussi *in partibus* e quelli approdati a Roma e perché si avvale di materiale più ricco e vivace – per quanto prodotto anch'esso di filtri legali – rispetto a quello della Penitenzieria, fortemente codificato. Invita inoltre ad ampliare le indagini ai fondi della Penitenzieria apostolica anche per quei Paesi – e prima di tutti l'Italia – per i quali le ricerche sui processi matrimoniali hanno rivelato una realtà nuziale estremamente eterogenea e una gestione della materia matrimoniale rispettosa delle consuetudini nuziali locali da parte delle autorità ecclesiastiche, disposte peraltro ad accettare senza censura la stipulazione del matrimonio per semplice scambio dei consensi dei contraenti – al di là della presenza del sacerdote – sia che esso fosse scambiato in pubblico, in

privato, o segretamente. Questo permetterebbe di comprendere meglio le ragioni di alcune notevoli divergenze rispetto alla gestione della materia nuziale di area germanica, analizzata in questo libro, dove la Chiesa sembrava decisa a rendere effettive le prescrizioni del Concilio Lateranense del 1215, che imponevano la celebrazione nuziale davanti al parroco, e a censurare dunque i matrimoni contratti senza le formalità prescritte dalla Chiesa.

Cecilia Cristellon

Arnold Esch, Landschaften der Frührenaissance. Auf Ausflug mit Pius II. Mit 25 Abb., München (Beck) 2008, 128 S., ISBN 978-3-406-57038-4, € 14. – Arnold Esch legt in diesem Band zwei Essays zu den Landschaften der Frührenaissance vor. Der „Meister der Miniatur, wie es in der deutschen Geschichtswissenschaft der Gegenwart keinen zweiten gibt" (Michael Borgolte), als „Mittlerfigur zwischen den Welten der Gelehrtheit und der hochschulfernen Öffentlichkeit" für seine „anschaulichen und ungemein geistreichen Veröffentlichungen" gerühmt (Laudatio anlässlich der Verleihung der Lichtenberg-Medaille der Göttinger Akademie 2007) beschäftigt sich in einem Artikel mit der Frage, wie die griechische Inselwelt von Zeitgenossen erlebt, ihre Landschaft und Altertümer wahrgenommen wurden. Zuvor jedoch begleitet der Autor Papst Pius II., bekannt als Enea Silvio Piccolomini (1405 bis 1464), auf dessen italienischen Ausflügen. Pius II. sah sich im Verlauf seines sechsjährigen Pontifikats mit einer Vielzahl komplexer Probleme – Konziliarismus, Frankreich, Schisma, Fürsten – konfrontiert, nutzte aber trotzdem jede Gelegenheit zu Exkursionen. Mehr als die Hälfte seines Pontifikats hat Pius auf Reisen und Aufenthalten außerhalb Roms verbracht. Es verging „eigentlich keine Woche, daß er sich nicht 2 oder 3 Meilen irgendwo nach draußen in einen Wald tragen läßt, und da wird denn auch das Essen hingebracht, und abends kommt er wieder nach Hause." (S. 18). Pius und sein Gefolge nahmen aber nicht nur Natur mit allen Sinnen wahr, der Pontifex erledigte auf Wiesen und an fließendem Wasser die Geschäfte seines Amtes: Die Landschaft füllte sich mit „Beamten und mit Akten: mal unter diesem mal unter jenem Baum [...] wird Segnatura gehalten [...]" (S. 31). Hat Pius' Gefolge diese humanistischen Ideale des einfachen Lebens mit der ausgeprägten Neigung zu spontanen Ausflügen, frischer Luft und frugalen Picnics im Grünen geteilt? Unterhaltend beschreibt Esch ebenso begeisterte wie entsetzte Reaktionen auf die päpstliche Unrast. Eine Belastung für das Umfeld muss auch die Vorliebe des Papstes für unerwartete Besuche gewesen sein: „Er kam überraschend zu Besuch ins Kloster ..., betrat den häßlichsten Raum von allen, wo Pferdeschmiere und tausenderlei Dreckszeug herumstand, und hielt dort mit vier Kardinälen Sitzung", berichten konsternierte Familiaren des Kardinals Gonzaga (S. 63). Un-

ter der unberechenbaren Mobilität des Papstes litten auch Bittsteller: Der lübische Prokurator bemühte sich wochenlang intensiv, vergeblich und fast verzweifelnd um die päpstliche Ausfertigung einer Urkunde. Welche Bedeutung haben nun die häufig mit dem Ziel der Besichtigung antiker Hinterlassenschaft unternommenen Landschaftsausflüge für die päpstliche Selbstdarstellung vor der Nachwelt? Die Beschreibung eines fünftägigen Ausflugs nach Subiaco im September 1461 nimmt immerhin ein Zehntel des sechsten Buches der autobiographisch geprägten *Commentarii* ein: Natur-Schilderungen finden dort Platz zwischen politischen Reflektionen über die Opposition der deutschen Fürsten gegen den Kaiser, den Krieg zwischen Frankreich und England, die Geschichte von Jeanne d'Arc oder die Bedrohung des Papsttums durch die Pragmatische Sanktion. So ist anzunehmen, dass die Ausflüge ein wichtiger Mosaikstein des Bildes waren, das Pius der Nachwelt von sich übermitteln wollte. Als Ersten, der die Herrlichkeit der italienischen Landschaft nicht bloß genossen, sondern mit Begeisterung bis ins Einzelne geschildert habe, lobte der Basler Historiker Johannes Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance in Italien" Enea-Pius und bemerkte, dass wenige andere dem Normalmenschen der Frührenaissance so nahe gekommen seien wie er. Mit Hilfe der *Commentarii*, den Rechnungsbüchern des päpstlichen Haushalts sowie Briefen von Teilnehmern zeigt Esch eindrucksvoll, was bei den Ausflügen, Sommeraufenthalten und Picnics im Grünen von Pius neuartig war und stimmt Burckhardt zu: „Eine anziehende Art, Landschaft mit allen Sinnen in sich aufzunehmen und die antiken Reste darin integriert sein zu lassen. Das ist ein Verlangen, ein Zug, der in dieser Zeit neu, aber nicht einmalig ist [...]" (S. 43).

Kerstin Rahn

Eneas Silvius Piccolomini, Pentalogus, hg. [u. übers.] von Christoph Schingnitz, Monumenta Germaniae historica, Scriptores 10, Staatsschriften des späteren Mittelalters 8, Hannover (Hahn) 2009, XXIX, 344 S., ISBN 978-3-7752-0308-1, € 50. – Im Sommer 1442 kam der italienische Jurist und Humanist Enea Silvio Piccolomini mit einer Gesandtschaft des Basler Konzils in Frankfurt/Main mit dem gerade zum König der Römer gekrönten Habsburger Friedrich III. in Kontakt, kurz darauf (im Dezember) trat er, der zuvor im Dienst des Konzilspapstes Felix' V. gestanden hatte, in die habsburgische Kanzlei ein, wo er noch bis 1455 bleiben sollte: Eine beachtliche praktisch-politische Karriere und eine reiche literarische Produktion bestärkten dann seine europäische Zelebrität. Auf den Beginn seines erfolgreichen Humanistenlebens im habsburgischen Hofdienst, auf Februar/März 1443 datiert Hg. (S. 16–19) den *Pentalogus*, ein Humanistengespräch zwischen zwei bis fünf Personen, dem Herrscher, Piccolomini selbst, und drei Hofleuten, dem Kanzler

Kaspar Schlick sowie Nicodemo della Scala, Bf. von Freising, und Silvester Pflieger, Bf. von Chiemsee (vgl. ihre Einführung S.98–102!). Probleme des herrscherlichen Auftretens und der Rolle eines humanistischen *poeta* am Hofe, die aktuelle Konzilsfrage und das Schisma in der Kirche, Italienpolitik und Reichsreform werden in flüssigem, u. a. an Cicero und Terenz geschultem Humanistenlatein angesprochen und aus der Sicht des Autors wie aus den Blickwinkeln seiner einflussreichen Förderer vor dem Herrscher ausgebreitet. Der Text ist nicht besonders umfangreich. Präzise eingeführt, zuverlässig in einem opulenten Apparat philologisch (durch Bezüge auf antike Zitate und andere Quellen sowie auf Similien in Schriften des Eneas) und historisch (vor allem durch Identifikation von Namen und Ereignissen) kommentiert, beansprucht er gut 130 Seiten. Er ist ein *Mixtum compositum* eines unterhaltsamen Colloquiums, eines Ratgebers bei politischen Entscheidungen, sowie einer normativ-theoretisch gestützten politischen Wegweisung für Herrscher und Hof. Mit guten Gründen ordnet Hg. (mit J. Helmrath und C. Zwierlein) die Schrift in das humanistische *genus deliberativum* ein, die mündliche Hofrede (vgl. auch S. 52): Jede vorgeschlagene Massnahme soll sich als *utile* bewähren. Der Text erlangte keine weite Verbreitung, 2 Hss. sind bekannt (München, Bayer. Staatsbibl., clm 14314 [XV. s. med.], aus der bereits der Erstdruck publiziert wurde: dieser Papiercodex stammt aus St. Emmeram, Regensburg; seine Textversion repräsentiere eine frühe Rezension; während die andere Papierhs. London, British Library, cod. Harley 3303 [XV. s. ex.] „eine überarbeitete spätere Version" enthalte (doch sind es nur winzige Retouchen, keine eigentlich neue Version). Das Londoner Ms. könnte aus dem Nachlass des zuletzt in Utrecht lehrenden Philologen und Büchersammlers Johann Georg Graevius [†1703] stammen (S.32f.), nicht aber kommt es, wie überzeugend ermittelt wird, aus dem Nikolausstift in Kues, hat also mit dem Cusanus, dem Freund und Weggefährten Piccolominis wohl nichts zu tun, so phantasieanregend diese Vorstellung wäre. Man wird jedoch diese schmale Überlieferung kaum mit dem Hinweis auf die Vertraulichkeit der Erörterungen erklären können (so S. 15): die frühneuzeitliche Literatur der *Arcana imperii* ist nicht auflagenschwach! Die vorliegende Edition, aus einer Dissertation unter Anleitung von Claudia Märtl entstanden, ersetzt den bisher einzigen vollständigen Druck, die *Editio princeps* von Hieronymus Pez (1723) und sollte dem *Pentalogus* grössere Aufmerksamkeit sichern. In ihrer Qualität entspricht sie „monumentistischen" Ansprüchen, liefert zudem Register der verschiedenen Quellen sowie von Parallelen aus Eneas Schriften (S. 313–322); dass die Zitate aus Aristoteles aus Mailänder Hss. nachgewiesen werden, die damals wohl auch Enea vorlagen, ist erfreulich, nur hätte Hg. zusätzlich auch die Bekker-Ziffern beigeben sollen. Ein (stark auswählender) Wortindex (S. 323–335) und

ein Namensregister (S. 323–344) sorgen für zusätzliche Erschließung, während auf ein Sachregister verzichtet wurde. Bemerkenswert ist, dass in einer MGH-Edition dem lateinischen Text eine deutsche Übersetzung gegenübergestellt wurde, welche erfolgreich Lesbarkeit mit Textnähe zu verbinden sucht: offenbar wird hier sinnvoll schwindenden Sprachkenntnissen Tribut gezollt; erstaunt liest man jedoch (S. 41), die Zeichensetzung im lateinischen Text versuche, „modernen Lesegewohnheiten gerecht zu werden", sei aber „nicht in jedem Fall mit der Übersetzung in Einklang zu bringen". – Möge der neu erschlossene Text künftig besser als bisher genutzt und fleissiger gelesen werden! Jürgen Miethke

Lina Bolzoni, Poesia e ritratto nel Rinascimento. Testi a cura di Federica Pich, Collezione storica, Roma-Bari (Laterza) 2008, 288 pp., ill., ISBN 978-88-420-8487-7, € 38. – Durante il Rinascimento l'artista, pittore o scultore, sperimenta un irreversibile cambiamento di status: non più artigiano che profonde la sua fatica in un'attività „meccanica", vile, ma interprete raffinato della realtà che lo circonda, in grado di competere nel prorpio ambito con quanti fino a questo momento si sono misurati con la disciplina ritenuta più nobile, la letteratura. L'antologia di testi procurata da Federica Pich e commentata da Lina Bolzoni, in un certo senso, dà conto di questo cambiamento epocale, attraverso un'ottica peculiarissima: il modo attraverso cui i letterati hanno letto la ritrattistica e l'hanno celebrata in versi. Si snodano così, dinanzi agli occhi del lettore, i testi che i poeti del Rinascimento italiano – fino a Giovan Battista Marino che chiude la rassegna – hanno dedicato ai ritratti, partendo dal famoso dittico di sonetti in cui Francesco Petrarca celebra il disegno – una miniatura o un acquerello, non sappiamo – dell'amata Laura realizzato da Simone Martini. Come per moltissimi altri casi, le due composizioni petrarchesche fungono da modello per gli autori successivi, che modulano un ventaglio ampissimo di variazioni su questo tema principale. Uno dei motivi maggiormente esplorati è quello della celebrazione del ritratto della donna amata. Sull'esempio petrarchesco, nello stesso componimento, spesso, quale chiosa alla visione dell'immagine dell'amata, si avanza l'elogio dell'artista che ne ha saputo con maestria immortalare i tratti, l'esteriorità. Le parole di lode possono però nascondere l'affermazione dell'inferiorità della pittura rispetto alla poesia, in grado di riuscire a rappresentare l'interiorità e i sentimenti. Tuttavia, il segno di una competizione fra la poesia e la pittura, con la conseguente implicita dichiarazione della superiorità della prima sulla seconda, è ben presto destinato a sparire. Anche in poesia si afferma, parallelamente all'ascesa sociale della figura del pittore nella società rinascimentale, la genuina celebrazione delle capacità dei grandi pittori di restituire nelle

figure rappresentate, con una maestria senza pari, i lineamenti esteriori e le qualità interiori. Valgano per tutti i versi riservati da Giovanni Della Casa e da Bernardino Tomitano a Tiziano Vecellio. L'abilità degli artisti viene implicitamente lodata in quella serie di sonetti che i poeti dedicano ai propri ritratti, su tavola o su carta, che donano alle amate quale pegno prezioso della loro dedizione. Il ritratto è, infatti, allora un doppio del poeta stesso, il suo alter ego. Esso rende visibile, quasi tangibile l'alienazione amorosa, anche se spesso il tutto si svolge nella più stretta segretezza: donandolo il poeta dona se stesso e si pone alla diretta dipendenza dai voleri della donna che lo possiede. I versi riservati alla ritrattistica non si limitano esclusivamente all'ambito amoroso; anche i ritratti celebrativi – genere che si afferma prepotentemente nel Rinascimento italiano e che è destinato a grandi fortune nei secoli a venire – trovano nella poesia del tempo parole elogiative. Quello che si viene a creare fra poesia e pittura, nel momento in cui la prima tematizza ciò che la seconda propone in chiave apologetica, è un gioco di specchi, dove la parola magnifica l'immagine e ambedue concorrono in crescendo alla glorificazione del soggetto rappresentato, in grado così di sfidare la morte. Questi sono alcuni dei molteplici fili rossi che percorrono il libro, interessante per la serie di sottili rimandi, a volte solo ipotizzati, ma non per questo meno suggestivi, fra testi e immagini. Il volume rappresenta, per così dire, una raffinata postilla che approfondisce il colto ed elitario gioco, di cui, accostando poesia e pittura, si arricchisce ulteriormente il percorso di ricerca di Lina Bolzoni fra storia della cultura e storia della letteraratura con particolare attenzione all'ambito della memoria. Nicoletta Bazzano

Molly Bourne, Francesco II Gonzaga. The Soldier-Prince as Patron, Europa delle Corti, 138, Roma (Bulzoni) 2008, 700 S., 79 (z.T. farbige) Abb., ISBN 978-88-7870-325-4, € 55. – Francesco II. Gonzaga (1484–1519) ist als Kunstmäzen bislang nicht sehr bekannt geworden, obwohl der Gonzaga-Hof während seiner Herrschaft als Marquis von Mantua zum kulturellen Zentrum im Italien der Renaissance werden konnte. Die Aufmerksamkeit der Forschung hat sich ausschließlich auf die Aktivitäten seiner Gemahlin Isabelle d'Este (1474–1539) als Sammlerin von Bildern und Antiquitäten sowie als Mäzenin literarischer und musikalischer Werke gerichtet. Aus dieser Sicht heraus sei Isabellas Handeln von der Forschung seit dem 19. Jh. weitgehend isoliert betrachtet worden. Die Autorin bemüht sich um eine Korrektur des einseitigen Bildes Francesco's, der im Verlauf seiner nahezu 35 Regierungsjahre sechs militärische Kampagnen durchführte, europäischen Herrschern als professioneller Soldat diente und als „key-player" in den Italienischen Kriegen wirkte. Mit Hilfe einer im Anhang edierten, umfangreichen archivalischen

Überlieferung rekonstruiert sie anschaulich das Profil des „il turco" genannten Condottiere – als passioniertem Sammler karthographischer Darstellungen, als engagiertem Förderer von Musik, Theater und Literatur sowie als Auftraggeber von Künstlern und Architekten zum Bau von Villen, Palästen und Kapellen in und um Mantua. In der Bournschen Sicht wird er zur Schlüsselfigur für das Verständnis des Hofes von Mantua, des Gonzaga-Geschlechts und der Condottieri-Kultur im frühmodernen Italien. Eine leitende Fragestellung des Buches ist die politische Funktion seines Mäzenatentums. Im ersten Kapitel schildert Bourne die Bemühungen Francescos und seines Umfeldes, die Kunst in den Dienst seines (auch unter Zeitgenossen durchaus umstrittenen) „Triumphes" in der Schlacht von Fornovo zu stellen. So sei von Francesco und seinem höfischen Umfeld zu diesem Zweck eine „multimedia campaign" (S. 65) zur Hebung seines öffentlichen Images organisiert worden. Um ihn zum Befreier Italiens von den Franzosen zu stilisieren, wurden bei mantuesischen Hofkünstlern zwei Bronzemedaillen mit dem Profil des Helden bestellt, die in zahlreichen Kopien verbreitet, zur Reputation Francescos als Sieger von Fornovo beitrugen. Weitere künstlerische Aufträge mit gleichem Zweck folgten, unter anderem für den Bau der Votivkirche S. Maria della Victoria in Mantua und für das heute im Louvre aufbewahrte Altarbild von Andrea Mantegna mit der Darstellung des vor der Jungfrau Maria knieenden Marchese. Auch in dessen späteren, vielfältigen Auftragswerken stehen Gonzagapolitik und -repräsentation in enger Verbindung. Zur Ausstattung seiner Residenzen wählte Francesco ein auf die Unterstreichung seiner Magnifizenz zielendes Bildprogramm mit vier Hauptthemen: Sein Wissen von der Welt und seinen Platz in ihr unterstrich er durch die Ausstattung seiner Residenzen Marmirolo, Gonzaga und San Sebastiano mit hochrangigen Karten und Stadtansichten sowie durch die Darstellung der berühmten Gonzaga-Pferde, der militärischen Gonzaga-Triumphe und der dynastischen Legitimation des Familiengeschlechts. Nach der Entlassung aus venezianischer Haft im Jahr 1510 – dem Tiefpunkt seiner militärischen Karriere – verbrachte er die letzten Regierungsjahre in „seinem" Palazzo San Sebastiano in Mantua. Immer mehr von der Syphilis (die sich nach der Schlacht von Fornovo in Europa auszubreiten begann) gezeichnet, konnte Francesco noch zu Lebzeiten die Wirkung der im Bildprogramm des Palazzo ausgedrückten Botschaft auf zahlreiche zeitgenössische Besucher und Gäste glänzender Feste, diplomatischer Empfänge und klassischer Theateraufführungen wahrnehmen. Letztlich – so die Argumentation der Autorin – sei das Kulturleben am glänzenden Renaissance-Hof in Mantua im 15./16. Jh. durch die bewußte Kooperation des herrscherlichen Mäzenatenpaares bestimmt worden.

Kerstin Rahn

Marco Bellabarba, La giustizia nell'Italia moderna. XVI-XVIII secolo, Quadrante Laterza 144, Roma-Bari (Laterza) 2008, XVI, 219 S., ISBN 978-88-420-8714-4, € 24.– Vielleicht mehr noch als in anderen europäischen Regionen ist die Frühe Neuzeit in Italien trotz aller territorialen Zersplitterung zur Epoche einer umfassenden juristischen Durchdringung des öffentlichen Lebens geworden. Die politischen Umbrüche der Zeit nach 1494 sind Anlässe zu tiefgreifenden Justiz- und Gesetzgebungsreformen überall auf der Halbinsel geworden, die einerseits bestehende Strukturen auf die neuen Fürsten zuschnitten, andererseits aber auch auf lange bekannte Probleme antworteten. Ging es konkret im ersten Anlauf um die Bündelung und Zentralisierung der Gesetzgebung, Ansätze eines rationalen Instanzenzuges und den Einbau der wachsenden Schicht der bürgerlichen akademisch gebildeten Juristen ins Justizsystem, so stellte sich immer mehr die zentrale Rolle der Justiz als *attrice primaria* zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung von Herrschaft heraus. Besonders hervorzuheben ist hier die Einbeziehung von Bildquellen zur Illustration der ideologischen Komponente dieses Faktums. Sonderprobleme boten der Adel, der sich jeder obrigkeitlichen Justiz zu entziehen versuchte, mit seinen Klientelsystemen und im späteren 16. Jh. dann das eng damit verbundene Massenphänomen des *banditismo*. Insbesondere in Süd-Italien gelang es dem Adel allerdings immer wieder in der Frühmoderne Modernisierungsansätze abzuwehren, die seine eigene Position gefährdet hätten. Schwer zu bewältigende Probleme eigener Art boten aber auch die verbreitete *violenza contadina*, die sehr leicht in Aufstandsbewegungen einmündete, und die politische Parteibildung in den Städten. Das 17. Jh. sah eine weitere Verrechtlichung des öffentlichen Lebens und ein Vordringen des Juristenstandes in fast alle Bereiche. In Süditalien trug der zähe Widerstand des konservativen Adels erneut einen Sieg davon, da ihm der Einbau des Juristenstandes in sein Klientelsystem gelang. Das 18. Jh. war auch in Italien das Jahrhundert des absoluten Staates, der der Justiz insbesondere nach der Zurückdrängung der Vorrechte der Kirche eine Funktion in seiner Gesamtstruktur zuwies. Die lange Friedenszeit ab 1748 war dann geprägt von den fruchtbaren und weit in die Zukunft weisenden Diskussionen italienischer Aufklärer um Cesare Beccaria und andere über die Reform von Gesetzgebung und Strafrecht, die Abschaffung von Folter und Todesstrafe. Doch ließ die Verwirklichung solcher auch für den europäischen Kontext bedeutsamer Ideen noch lange auf sich warten und fand dann nur regional, im Herrschaftsbereich der Habsburger, statt, so durch die Reformen Kaiser Josefs II. in Mailand und durch die tiefgreifende Strafrechtsreform der *Leopoldina* 1786 in der Toskana. Marco Bellabarba, Professor in Trient, hat mit dem vorliegenden Band eine gut lesbare, informative und leicht zu benutzende Einführung in die frühneuzeitliche Jus-

tizgeschichte Italiens geliefert. Sein Buch ist als Literaturarbeit zugleich eine klar gegliederte Zusammenfassung der in den letzten Jahrzehnten üppig gewachsenen italienischen Forschung zur Justizgeschichte. Die Betonung muss dabei auf italienisch liegen, denn außer einigen wenigen englischsprachigen Arbeiten fehlt die nicht allzu umfangreiche Literatur in anderen nichtitalienischen Sprachen. Regional sind die päpstlichen Territorien etwas unterbelichtet ausgefallen. Schade ist das allemal bei einem Werk mit einem ansonsten so weiten Horizont. Peter Blastenbrei

Diplomazia e politica della Spagna a Roma. Figure di ambasciatori, a cura di Maria Antonietta Visceglia, Roma moderna e contemporanea 15, Roma (Università degli studi Roma Tre) 2007, XVI, 325 S., ISSN 1122-0244, € 45. – Der vorliegende Sammelband versteht sich als Beitrag zu den aktuellen Forschungen auf dem Gebiet der Beziehungen zwischen dem päpstlichen und spanischen Hof einerseits und Rom als *laboratorio diplomatico* mit seinen spezifischen personellen und institutionellen Netzwerken andererseits. In ihrer Einleitung (S. 3–27) gibt die Hg. einen profunden Einblick in die Beziehungen zwischen Rom und Madrid in der Frühen Neuzeit, wobei nicht nur ein chronologischer Abriß und eine Präsentation der diplomatischen Akteure gegeben wird, sondern auch die wichtigsten politischen, kirchlichen und dynastischen Fragen, Aspekte der persönlichen Karriere, der Verhandlungsstrategien, des Zeremoniells (u. a. im Zusammenhang mit den Öbedienzgesandtschaften), des Kulturtransfers und des Mäzenatentums beleuchtet werden. Im folgenden seien die einzelnen Vertreter Spaniens am römischen Hof und der Zeitraum ihrer Tätigkeit genannt, die von den Autoren dieses Bandes behandelt werden: Alessandro Serio (Jerónimo Vich, 1507–1519, S. 29–62), Stefania Pastore (Diego Hurtado de Mendoza, 1546–1552, S. 63–94), Massimo Carlo Giannini (Juan de Figueroa, 1558–1559, S. 95–129), Maria Antonietta Visceglia (Juan Fernández Pacheco, Marchés de Villena 1603–1606, S. 131–156), Silvano Giordano (Gaspar Borja y Velasco, 1616–1619, S. 157–185), Alessandra Anselmi (Gaspar de Haro y Guzmán, Marchés del Carpio, 1677–1683, S. 187–253), Diana Carrió-Invernizzi (Pedro Antonio de Aragón, 1664–1666, S. 255–270), Julián José Lozano Navarro (Juan Everardo Nithard, 1670–1681, S. 271–291), Maximiliano Barrio Gozalo (Francesco Acquaviva d'Aragona, 1716–1725, S. 293–325). Der Beitrag von Giannini wird ergänzt durch den Abdruck von Dokumenten aus Simancas und dem Staatsarchiv Florenz, der von Anselmi enthält im Anhang Quellen aus dem Vatikan (Archiv und Bibliothek) und der Madrider Nationalbibliothek. Insgesamt tritt ein komplexes Bild der spanischen Diplomatie gegenüber, die in Rom von den unterschiedlichsten Persönlichkeiten mit unterschiedlichem Rang ausgeführt

wurde. Neben den politisch erfahrenen und teilweise hochgebildeten weltlichen Adeligen, wie etwa dem Aristotelesübersetzer Diego Hurtado de Mendoza, begegnen häufig auch Kardinäle, die ohne offiziellen Botschaftertitel in z.T. höchst komplexen politischen Kontexten mit der Vertretung spanischer Interessen betraut werden, so Borja während des großen Konflikts zwischen der Casa d'Austria und Urban VIII. oder Acquaviva nach dem Spanischen Erbfolgekrieg, als die Beziehungen zwischen Spanien und Rom neu bestimmt werden mußten. Diese Veröffentlichung ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der spanischen Politik und Diplomatie gegenüber dem Hl. Stuhl in der Frühen Neuzeit teilweise in Ergänzung zu Michael J. Levin (vgl. QFIAB 86 [2006] S. 831–833), vor allem aber zu der von Silvano Giordano bearb. Edition der Hauptinstruktionen an die spanischen Gesandten in Rom unter Philipp III. (vgl. QFIAB 87 [2007] S. 586 f.) Sie zeigt aber gleichzeitig das große Desiderat einer grundlegenden Darstellung der spanischen Romdiplomatie auf, wie Bettina Scherbaum dies zuletzt am Beispiel Bayerns geleistet hat (vgl. Besprechung unten S. 593 f.). Die Sammlung schließt ohne Register, was offensichtlich darin begründet ist, daß diese Texte im Rahmen einer Zeitschrift publiziert wurden. Alexander Koller

Matteo Sanfilippo, Dalla Francia al Nuovo Mondo. Feudi e signorie nella valle del San Lorenzo, Biblioteca 8, Viterbo (Sette Città) 2008, 300 S., ISBN 978-88-78530-99-7, € 19. – Das Feudalwesen in der Neuen Welt ist hinsichtlich der spanischen und portugiesischen Besitzungen gut untersucht, wohingegen das Pendant in Nordamerika bislang auf wenig Interesse in der Forschung stieß. Matteo Sanfilippo zeigt in seiner Monographie über das koloniale Feudalwesen („feudalesimo coloniale") am St. Lorenz-Strom, mit dem er sich seit seiner 1989 erschienenen Doktorarbeit eingehend befasst, wie sehr die Neue Welt von „alten Basalten" geprägt war. Er sieht nämlich die kanadischen Phänomene vor dem Hintergrund des französischen Mutterlandes, und nicht der 13 britischen Kolonien und der späteren Vereinigten Staaten. Hinführend sind die Definition des *feudo* nach Renata Ago (S. 11) und terminologische Grundlagen anhand einer Analyse von Cugnets „Traité de la loi des fiefs [...]" (S. 17–25) essentiell. Wenngleich der Vf. seinem Werk bewusst keine ausführlichere Einleitung voranstellt (S. 12), so gewährleisten seine wirtschafts-, expansions- und sozialgeschichtlichen sowie bevölkerungs- und siedlungsgeographischen Anmerkungen, dass das Werk auch vom Interessierten, der sich noch nicht tiefer in die Materie eingearbeitet hat, mit Gewinn gelesen werden kann. Der erste der beiden Teile der Studie umfasst die Jahre der französischen Vorherrschaft in Kanada, wobei als Ausgangspunkt das Jahr 1542 gesetzt wird, als König Franz I. Jean-François La Rocque, Marquis de

Roberval, das Recht zugestand, Lehen zu vergeben. Eine Hauptpflicht der Feudalherren war in der Folgezeit die militärische Verteidigung der noch jungen Kolonie. Nach einer Konsolidierungsphase in *Nouvelle France*, die von mehreren kleinen Handelsgesellschaften, die am Fellreichtum dieses peripheren Raumes interessiert waren, mitbestimmt wurde, stellt der Vf. die 1627 gegründete *Compagnie de la Nouvelle France* als Hauptakteur vor, dem die Lehensvergabe in den von Frankreich beanspruchten Gebieten zwischen Florida, der Arktis und der Atlantikküste oblag, wobei zahlreiche minutiös recherchierte Fallbeispiele die Aussagen untermauern. Ein Ergebnis betrifft die soziale Permeabilität: War in der Anfangszeit der Erwerb eines Lehens noch eine vielversprechende Möglichkeit des sozialen Aufstiegs, sorgten die Exklusionsmechanismen der sich herausbildenden kolonialen Elite dafür, dass im Laufe des 17. Jh. dieser Weg immer häufiger versperrt blieb. Als weiterer Wendepunkt in der Entwicklung der *feudi e signorie* wird das Jahr 1663 herausmodelliert, in dem die amerikanischen Kolonien Frankreichs unter die direkte Kontrolle der Krone gelangten. Im zweiten Teil, der der Zeit zwischen der Eroberung Montréals und Québecs durch britische Truppen im *French and Indian War* (1760) und der fast vollständigen Abschaffung des mittlerweile beschönigend so bezeichneten *régime seigneurial* durch das kanadische Parlament 1854 gewidmet ist, wird die bislang vorherrschende chronologische Gliederung von einer Zweiteilung in eine vornehmlich rechtshistorisch geprägte *histoire événementielle* und eine wirtschafts- und sozialhistorische *histoire structurelle* ersetzt. Während zunächst der jurisdiktionelle Rahmen durch den *Quebec Act* 1774, den *Constitutional Act* 1791 und den *Canada Act* 1840 abgesteckt wird, zeigt der Parallelstrang gleichsam die zugrundeliegenden strukturellen Veränderungen, etwa hinsichtlich der demographischen Entwicklung. Ein besonderer Reiz der Untersuchung besteht darin, dass in einem Exkurs die juristischen Spätfolgen des frühneuzeitlichen Lehnswesens bis 1971 skizziert werden. Das ausgewertete, umfangreiche Quellenkorpus speist sich vor allem aus Lehnsabkommen, notariellen Verträgen und administrativen Verordnungen, wobei abgleichend Reiseberichte und die Korrespondenz von Beamten des französischen Marineministeriums und der Administration vor Ort hinzugezogen werden. Bemerkenswert ist, dass der größte politische Einschnitt in der Kolonialgeschichte Kanadas, der Übergang von Frankreich an England, überschritten wird, um die Persistenz bestehender Strukturen aufzuzeigen. Die britische Regierung schaffte die feudalen Institutionen keinesfalls ab, sondern nutzte sie zunehmend, um britischen Beamten Zugang zur kolonialen Oberschicht zu verschaffen. Um die Argumentationen und Diskussionen um das kanadische Feudalwesen nicht ausufern zu lassen, kündigt der Vf. einen weiteren Band an, der eigens den historiographischen Debatten – vor allem zwi-

schen englisch- und französischsprachiger Geschichtsschreibung – gewidmet sein soll. Fabian Fechner

Lodovica Braida, Libri di lettere. Le raccolte epistolari del Cinquecento tra inquietudini religiose e „buon volgare", Quadrante Laterza 147, Roma-Bari (Laterza) 2009, 329 S., ISBN 978-88-420-8855-4, € 24. – Schon Montaigne bemerkte, dass die italienischen *Libri di lettere* ganze Bibliotheken füllten. Allein für den Zeitraum von 1538 und 1627 sind etwa 160 vulgärsprachliche Titel dieser Art belegt, die insgesamt zu über 500 Auflagen führten. Es handelt sich also um ausgesprochene Bestseller und regelrechte Exportschlager. Das große Leserinteresse wirft die Frage auf, wie diese Werke entstanden und weshalb sie auf so große Resonanz stießen. Die Autorin, die schon mit einigen einschlägigen Werken zur Sozialgeschichte des Buches hervorgetreten ist, legt hier eine ausgesprochen vielschichtige Untersuchung der Briefbücher hervor, die nicht nur für Literaturwissenschaftler, sondern auch für Historiker von großem Interesse ist. Sie konzentriert ihre Untersuchung vornehmlich auf Venedig, einem der wichtigsten Druckorte für Bücher dieses Genres. Ein gewisser Schwerpunkt liegt auf der Produktion der Verlegerdynastie der Manuzio, sozusagen der Marktführer. Die Vf. zeichnet detailliert nach, in welchem geistig-sozialen Umfeld die Werke entstanden, und wie sie sich im Laufe des Jahrhunderts infolge der Einführung von Inquisition und Index veränderten. Die *Libri di lettere* hatten es nämlich durchaus in sich und waren nicht einfach nur Werke, in denen Fragen von Stil und Sprache anhand vorbildlicher Beispiele diskutiert wurden. Braida hebt hier vor allem auf die zum Teil religiös heterodoxen Briefinhalte ab und verfolgt besonders akribisch die Veränderungen des Briefbuchs des Paolo Manuzio, das 28 Auflagen zwischen 1542 und 1567 erfuhr. Sie zeigt auch, wie die von Manuzio veröffentlichten Briefe von anderen Verlegern geplündert und neu verpackt wurden. Der Zugriff auf die Briefe wurde zudem durch ausgeklügelte Paratexte erleichtert. Nicht nur die Namen der Vf. der Briefe sind aufschlussreich, sondern auch die der Herausgeber, Korrektoren, und die Namen jener, denen die Bände jeweils gewidmet waren. Es erschließt sich so ein großes Netzwerk intellektueller Affinitäten, das deutlich im Umkreis der Anhänger der „Spirituali" anzusiedeln ist. Dies wurde spätestens mit der Einführung der Inquisition (1542) und des ersten Index (1559) zum Problem. Die Verleger erkannten dies, und reagierten mit Selbstzensur und Verschleierung. Doch noch 1567 konnten Leser zwischen den Zeilen der weiterhin abgedruckten Briefe z. B. ein Lob auf Bernardino Ochino finden! Doch nicht nur religiöse Fragen wurden hier indirekt verhandelt. Es wurden auch humanistische Diskussionen und politisch-historische Fragen diskutiert. Nicht zuletzt waren die *Libri di lettere*

auch ein Medium zur Selbstdarstellung und zum intellektuellen Streit. Wie Braida ausführt, richteten sich die *Libri di lettere* in der zweiten Hälfte des 16. Jh. stärker technisch aus. Es entstanden nun zunehmend Werke, die sich zumindest vorgeblich an Spezialisten, d. h. vor allem an fürstliche Sekretäre, wandten. Damit rückten allerdings auch stärker politische Themen in den Vordergrund, denn die Sekretäre waren als politische Fürstenberater angesprochen. Dies spiegelte sich auch in der Auswahl der Briefe. Allerdings schieden sich an der Frage, inwieweit die Sekretäre eigenständige politische Akteure waren oder sein sollten, die Geister. Unter Rückgriff auf unbestrittene Autoritäten wie Cicero wurden so z. T. auch Streitfragen der politischen Theorie oder der Einordnung des Sekretärs in die Hofgesellschaft behandelt. Auch hier erwiesen sich die Briefbücher als wichtige Vehikel zur Verbreitung nicht immer orthodoxer Meinungen. Es ist zu vermuten, dass dies auch eine Möglichkeit bot, gewissermaßen auf den ersten Blick unverfänglich und an den wachsamen Augen der Zensoren vorbei, machiavellistische Positionen zu diskutieren – eine Möglichkeit, die Autorin nicht explizit diskutiert, die aber u. U. das weiter große Leserinteresse erklärt. Nicole Reinhardt

Dieter J. Weiß, Katholische Reform und Gegenreformation, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2005, 216 S., ISBN 3-534-15121-6, € 34,90. – Mit dem von Hubert Jedin geprägten Begriffspaar „Katholische Reform" und „Gegenreformation" überschreibt der Bayreuther Landeshistoriker Dieter J. Weiß den anzuzeigenden Band, der in Form einer „einführenden Überblicksdarstellung" (S. 10) „zur chronologischen wie thematischen Präzisierung zentraler Entwicklungen der Reichs- und katholischen Kirchengeschichte dieses Zeitraums unter dem Reformaspekt" (S. 16) gehalten ist. In neun Sachabschnitten führt der Vf. den Leser durch die katholische Erneuerung im 16. und 17. Jh. Jedem Abschnitt sind die wichtigsten Eckdaten in einer Zeitleiste zur Orientierung vorangestellt. Eine Einleitung (Kapitel I; S. 11–17) mit Begriffsdefinitionen (S. 11–16) und einer Erklärung der Konzeption des Bandes (S. 16f.) sowie eine Darstellung spätmittelalterlicher Reformansätze (Kapitel II; S. 18–30) führen an das Thema heran. Es folgen die Auswirkungen der Reformation im Reich bis 1555 (Kapitel III; S. 31–44) und der Verlauf des Konzils von Trient (Kapitel IV; S. 45–55). Mit den Kapiteln V bis VII, namentlich Papsttum und Kirchenreform (S. 56–73) – es reicht von Hadrian VI. bis Alexander VII., Ordenswesen (S. 74–90) und Gegenreformation und konfessioneller Fürstenstaat im Reich ab 1555 (S. 91–125), werden die wichtigsten Träger der Reform behandelt. Im vorletzten Kapitel VIII erläutert der Vf. die Umsetzung der Reformbestimmungen (S. 126–162). Dazu dienten neben charismatischen Persönlichkeiten wie Teresa von Ávila, Karl Borromäus,

Franz von Sales oder Vinzenz von Paul als Vorbilder durch ihr Leben und Wirken eben auch ein Instrumentarium administrativer Einrichtungen wie Visitationen, Kongregationen oder Nuntiaturen (S. 132–134). Folgerichtig beschäftigt sich der Vf. nur mit den zur Überwachung der Reformen nach Köln, Salzburg, Innerösterreich und Tirol entsandten Nuntien; die bereits seit 1500 (Entsendung eines Nuntius nach Venedig) existierende Form der ständigen Nuntiatur wird jedoch erwähnt (S. 132). Der Band schließt mit den unter dem Stichwort „Barockkatholizismus" (Kapitel IX; S. 163–183) aufgeführten Frömmigkeitsformen, die ins Spätmittelalter zurückreichen, aber durch Trient und dessen Nachwirkungen Entwicklungsimpulse genommen haben. Eine Auswahlbibliographie soll dem Leser „die Möglichkeit zur weitergehenden Beschäftigung mit speziellen Problemen" (S. 10) bieten, doch bedauerlicherweise spiegelt sie nicht die reiche Literatur wider. Anhand der Stichworte Papsttum (Kapitel V) und Nuntiaturen (Kapitel VIII) mag das aufgezeigt werden. Obwohl das Papst-Kapitel mit Biogrammen arbeitet, fehlen hier entsprechende Angaben, zumal im Text auf einen Anmerkungsapparat verzichtet wird. Die neun angeführten Titel, darunter auch Peter Godman, Die geheime Inquisition. Aus den verbotenen Archiven des Vatikans, München 2001 (vgl. dazu exemplarisch die Rezension von Peter Schmidt, QFIAB 82 [2002] S. 853f.; demnach wäre der Titel in der Auswahlbibliographie abzulehnen) bedienen das einleitend angeführte Postulat der „weitergehenden Beschäftigung mit speziellen Problemen" (S. 10) eher weniger. Gleiches gilt für die Angaben unter der Überschrift „Zu den Nuntiaturen" (S. 196). Für einen „Überblick über die in mehreren Reihen erschienenen ‚Nuntiaturberichte aus Deutschland'" hätte der Vf. eher verweisen sollen auf: Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 87, hg. von Alexander Koller, Tübingen 1998, S. 421ff. (der Bd. liefert im Übrigen zugleich das einschlägige Panorama europäischer Nuntiaturforschung), anstatt auf Winfried Baumgart, Bücherverzeichnis zur deutschen Geschichte, München [14]1991, S. 187–192. Nicht zuletzt sei auf die bei Professor Walter Ziegler in München entstandene Magisterarbeit: Bettina Scherbaum, Bayern und der Papst, Politik und Kirche im Spiegel der Nuntiaturberichte (1550–1600), Forschungen zur Landes- und Regionalgeschichte 9, St. Ottilien 2002 verwiesen (vgl. Rez. in QFIAB 84 [2004] S. 623f.), die erstmals Nuntiaturakten zu den bayerischen Herzögen in der Gegenreformation auswertet. Grundsätzlich ist eine Überblicksdarstellung zum gewählten Gegenstand und vor allem mit dem hier aufgezeigten Facettenreichtum sehr zu begrüßen, doch kommen diese bedauerlicherweise auf den 200 Seiten zu wenig zur Entfaltung.

Maria Teresa Börner

Jens Baumgarten, Konfession, Bild und Macht. Visualisierung als katholisches Herrschafts- und Disziplinierungskonzept in Rom und im habsburgischen Schlesien (1560–1740), Hamburger Veröffentlichungen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas, Bd. 11, Hamburg, München (Dölling und Galitz) 2004, 323 S., 36 Abb., ISBN 3-935549-89-X, € 24,80.– In den letzten Jahren sind eine Reihe von Projekten initiiert und Studien publiziert worden, die gezeigt haben, wie fruchtbar es sein kann, die Konfessionalisierungsforschung um anthropologische und kunsthistorische Aspekte zu erweitern. Seit dem Trienter Konzil, der katholischen Antwort auf protestantische Herausforderungen, setzte nämlich auch, wie Heinz Schilling es formulierte, eine „Konfessionalisierung der Bilderwelten" ein. Einen interdisziplinären Ansatz verfolgt auch die vorliegende Dissertation von Jens Baumgarten. Der Vf. nimmt dabei einerseits die theoretischen Grundlagen katholischer Visualisierungskonzepte sowie andererseits deren praktische Umsetzung in Rom und in Schlesien bis zur Mitte des 18. Jh. in den Blick. Sehr breiter Raum wird dem Theorieteil gewidmet (S. 32–138). Eine der Aufgaben auf dem Trienter Konzil war es, dem „sola scriptura-Prinzip" der Protestanten Konzepte zur Bildpolitik und Bildkultur und damit zur medialen Inszenierung katholischer Primatsansprüche entgegenzusetzen. Der Vf. zeigt auf, wie das Dekret zur Bilderfrage zunächst verschleppt und schließlich im Eilverfahren verabschiedet wurde. Ausgefeilte Visualierungskonzepte wurden erst nach dem Konzil entwickelt. Baumgarten konzentriert sich auf die theoretischen Traktate dreier nachtridentinischer Autoren: Carlo Borromeo, Gabriele Paleotti und Roberto Bellarmino. Grundsätzlich rechtfertigten alle Autoren den Einsatz von Bildern, wiesen ihnen didaktisch-disziplinarische Funktionen zu, betonten ihre transzendente-mystische Bedeutung und unterstützen, ja forderten sogar explizit die Bilderverehrung. In einem zweiten Teil geht es dem Vf. darum, nachzuweisen, wie zunächst in Rom die zuvor analysierten Visualisierungskonzepte von den Künstlern reflektiert und angewendet wurden. Zunächst wird der Modellcharakter einiger römische Objekte untersucht (S. 139–160): die Inszenierung der Madonnenikone in der Capella Paolina in Santa Maria Maggiore; der Märtyrer-Freskenzyklus von Santo Stefano Rotondo; die Capella Cornaro in Santa Maria della Vittoria; die Urbanistik Sixtus' V.; Piazza San Pietro und die Ausstattung von Sant'Ignazio. Schließlich wird der „Kulturtransfer" (S. 161) der römischen Modelle in die schlesische Peripherie am Beispiel von Glatz und Breslau diskutiert (S. 161–202). Aus römischer Perspektive werden keine neuen Quellen präsentiert, hier kann sich der Autor jedoch auf eine breite Palette einschlägiger Sekundärliteratur stützen. Anhand der analysierten Beispiele kommt der Vf. zu dem Ergebnis, dass in Rom durchaus unterschiedliche Instrumente zur „Diszplinierung durch Visualisierung" entwickelt wurden. Es

zeigt sich, dass die Künstler und Architekten des barocken Rom die wirkungsästhetischen Ideen der posttridentinischen Autoren sehr differenziert zur Anwendung brachten und individuell weiterentwickelten. Aufschlussreich sind die für das habsburgische Schlesien erzielten Ergebnisse – hier wird deutlich, dass man sich zwar durchaus an den römischen Modellen zu orientieren suchte, diese aber gleichzeitig ikonographisch zu modifizieren und mit Elementen der *pietas austriaca* zu verschmelzen wusste. Aufgrund der starken politischen Komponente bei der Rekatholisierung Schlesiens wurde das Ziel verfolgt, mittels der „Visualisierung von Herrschaft" zu deren Sicherung und Festigung beizutragen. Leider, doch ist dies wohl nicht primär dem Autor als vielmehr dem Verlag zur Last zu legen, sind die im umfassenden Anhang (S. 287–322) präsentierten Abbildungen von durchgängig katastrophaler Qualität. Dies ist umso bedauerlicher, weil in dieser an der Schnittstelle von historischer und kunsthistorischer Forschung angelegten Studie das Bildmaterial nicht nur der veranschaulichenden Illustration dient, sondern selbst einen zentralen Untersuchungsgegenstand darstellt. Ricarda Matheus

La nunziatura di Ludovico Taverna (25 febbraio 1592 – 4 aprile 1596), a cura di Sergio Pagano, Fonti per la Storia d'Italia 149; Nunziature d'Italia secoli XVI-XVIII; Nunziatura di Venezia 19, Roma (Istituto Storico Italiano per l'Età Moderna e Contemporanea) 2008, LXVIII, 891 S., keine ISBN, € 60. – Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahrzehnten hat das Istituto Storico Italiano per l'Età Moderna e Contemporanea einen neuen Bd. ihrer Reihe zu den italienischen Nuntiaturen vorgelegt. Die vom Präfekten des Vatikanischen Archivs, Mons. Sergio Pagano, bearb. Publikation enthält die Akten der venezianischen Nuntiatur von Ludovico Taverna (1592–1596), dem ersten von drei unter Clemens VIII. in die Seerepublik entsandten päpstlichen Vertretern. Der vorliegende Bd. steht deshalb in engem Zusammenhang mit der vom Deutschen Historischen Institut in Rom hg. und von Klaus Jaitner bearb. Edition der Hauptinstruktionen des Aldobrandini-Pontifikats (Tübingen 1984), dessen hohen wissenschaftlichen Wert Pagano in seinem Vorwort hervorhebt (S. If.). – Ludovico Taverna (1535–1617) war ein illegitimer Sohn des Mailänder Großkanzlers Francesco Taverna. Nach dem Studium in Padua begann er eine kirchliche Karriere. In den 60er und 70er Jahren des 16. Jh. bekleidete er mehrere Ämter an der römischen Kurie und im Kirchenstaat (Referendar beider Signaturen, *Governatore* von Città di Castello, Camerino, Fermo und Rom, *Tesoriere* der Apostolischen Kammer). 1579 ernannte ihn Gregor XIII. zum Bischof von Lodi. Schon bevor er Mitte April 1592 als Nachfolger von Marcello Acquaviva nach Venedig ging, hatte er ebenfalls unter Gregor XIII. als Nuntius und Kollektor in Spanien (1582–1586) erste Erfahrungen in der

päpstlichen Diplomatie sammeln können. Wie viele seiner Kollegen gehörte Taverna dem Reformerkreis um Carlo Borromeo an. Neben der erfreulicherweise erstmals abgedruckten Finalrelation von Marcello Acquaviva (Nr. 7) enthält die Dokumentation der venezianischen Mission Tavernas die beiden päpstlichen Hauptinstruktionen (Nr. 1 und 28) und die Korrespondenz des Nuntius mit vier kurialen Prälaten und ranghohen Mitarbeitern des Staatssekretariats: den Nepoten Cinzio und Pietro Aldobrandini, dem Sekretär von Kardinal Alessandro Peretti di Montalto, Giovanni Andrea Caligari, und dem Sekretär Minuccio Minucci. Während seiner Amtszeit, die sich mit einer Unterbrechung im Sommer 1592 von Februar 1592 bis April 1596 erstreckte, hatte Ludovico Taverna eine Fülle von Themen zu behandeln. Konfliktreich gestaltete sich das Verhältnis zur *Serenissima* in allen Fragen, die das Verhältnis Kirche-Staat betrafen (Zehntzahlungen, Verleihung von größeren Benefizien, Jurisdiktion, v. a. Inquisition und Buchzensur). Hier warf das große Interdikt von 1607 bereits seine Schatten voraus. Die außenpolitischen Hauptthemen bilden die Vorgänge um den „Langen Türkenkrieg", dessen erste Phase mit der venezianischen Nuntiatur von Taverna zusammenfällt. Auch die Sicherheit der Schiffahrt auf der Adria, die Uskokenproblematik und die französische Politik scheinen immer wieder in den Berichten durch. Im rein kirchlichen Bereich setzte sich der Nuntius auf der Grundlage der Dekrete von Trient für die Reform des Klerus (Weltpriester, Klerus) ein. Dabei ging es auch um Details wie etwa die angemessene Kopfbedeckgung für Kleriker (Nr. 34). Umstritten ist das Urteil über die Amtsführung Tavernas, der sich strikt an die römischen Vorgaben hielt, v. a. im Zusammenhang mit der Überstellung von Giordano Bruno an die römische Inquisition (S. XIV und Nr. 36). – Die Edition der insgesamt 834 Dokumente (S. 91–834) kann hinsichtlich der Transkription und des Kommentars der Texte als vorbildlich bezeichnet werden. Anders als bei den Bänden der Nuntiaturberichte aus Deutschland werden bei den Editionen der italienischen Nuntiaturen in der Reihe der Fonti per la Storia d'Italia die Inhaltsangaben (auch für Schreiben, die nicht erhalten sind, deren Inhalt sich aber erschließen läßt) nicht in Regestform an die Spitze der Briefe gestellt, sondern sind Teil einer Tabelle (S. 1–88), die einen schnellen Zugriff auf die Chronologie und die Themen der Korrespondenz erlaubt. Die Einleitung und der Kommentar der Texte lassen erkennen, in welchem Umfang und mit welcher Sorgfalt und Kompetenz vatikanische, italienische und weitere europäische Archivbestände (darunter auch die im DHI Rom aufbewahrten *Codici Minucciani*) konsultiert wurden; vgl. auch die Beschreibung der für die Korrespondenz zentralen Manuskripte (S. XXXVII-XL) und das Archivalienverzeichnis am Ende des Bd. (S. 837–842). Es wäre zu wünschen, daß bald weitere Editions-Bde. zu den vier italienischen Nuntiaturen von dieser Quali-

tät folgen würden, wobei die toskanische Vertretung des Papstes das größte Desiderat bildet, denn für die Nuntiatur in Florenz konnte bislang noch keine einzige Aktenpublikation vorgelegt werden. Alexander Koller

Bettina Scherbaum, Die bayerische Gesandtschaft in Rom in der Frühen Neuzeit, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 116, Tübingen (Niemeyer) 2008, X, 448 S., ISBN 978-3-484-82116-3, € 62. – Mit neuen Fragestellungen wendet sich die Kulturgeschichte schon seit längerem ehedem an den Rand gedrängten Themen wie der Geschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie zu. Doch sollte darüber nicht vergessen werden, dass auch „klassische" Fragen an die frühneuzeitliche Diplomatie – wie etwa die nach der Funktionsweise und Organisation der Diplomatie mittlerer und kleiner Akteure innerhalb des entstehenden Staatensystems – noch unbeantwortet sind. Eine solche Antwort legt Bettina Scherbaum mit ihrer Münchener Dissertation über die Bayerische Gesandtschaft in Rom im 17. und 18. Jh. vor und verbindet dabei politische Geschichte im weiten Sinne (frühneuzeitliches Gesandtschaftswesen, bayerische Landesgeschichte, Geschichte des Kirchenstaates) mit der Sozialgeschichte des frühneuzeitlichen Rom (römische Adelsfamilien außerhalb der Kirche), greift aber auch Ansätze der Kulturgeschichte (Repräsentation, Zeremoniell) auf. Gestützt auf ein umfangreiches Fundament an unpublizierten Quellen vor allem aus Rom und München rekonstruiert Scherbaum die Geschichte der bayerischen Gesandtschaft zwischen 1605 und 1765. Als mittlere Macht mit großen Ambitionen waren die Herzöge bzw. Kurfürsten von Bayern gezwungen, in den Machtzentren Europas Vertreter zu unterhalten. Da Bayern einer der großen Parteigänger der katholischen Kirche im Reich war, lag es auf der Hand, auch über einen Vertreter in Rom zu verfügen. Die Herzöge bzw. Kurfürsten bedienten sich aber dafür nicht Gesandter, die aus der eigenen Amtsträgerschaft rekrutiert wurden, sondern übertrugen die Wahrnehmung ihrer Interessen den Angehörigen zweier römischer Familien, den Crivelli und den Scarlatti. Landesfremde Diplomaten sind im Prinzip nicht ungewöhnlich für die Epoche, eher selten war, dass es den Repräsentanten gelang, ihre Verwandten zumeist noch zu Lebzeiten als Nachfolger zu installieren, ein Verfahren, das vor allem aus der Praxis der französischen Ämterkäuflichkeit bekannt ist. Die Gliederung der Studie orientiert sich folgerichtig an den „Amtszeiten" der beiden Familien, ein kürzeres Kapitel behandelt das „Interregnum" zwischen 1659 und 1678, als nach dem Tode Francesco Crivellis, die Vertretung bayerischer Interessen in wechselnden Händen lag. In den beiden Hauptteilen der Studie stellt die Vf. die Familien vor, beschreibt die Organisation der Gesandtschaft, skizziert den Charakter der Korrespondenz, die „Aufgaben und Tätigkeitsfelder" und analysiert

schließlich in einem Überblick die Amtszeiten der Familienmitglieder. Das Kapitel über die Scarlatti fällt dabei ausführlicher aus, konnte die Verfasserin doch auf ein weitgehend erhaltenes Familienarchiv zurückgreifen, dass es für die Crivelli nicht gibt. Ausschlaggebend für die bayerischen Herzöge 1605 Giovanni Battista Crivelli als Agent in Dienst zu nehmen, waren dessen hervorragende Kontakte in die Kurie. Crivelli bewarb sich förmlich um diesen Posten, unterstützt von seinem Bruder, der in bayerischen Diensten stand (57), und von einflussreichen Kardinälen, unter ihnen der Kardinalnepot Scipione Borghese. Beinahe identisch verlief die Indienstnahme des ersten Scarlatti 1678 – auch er konnte bedeutende Fürsprecher aus der Kurie vorweisen, unter ihnen den Kardinalsstaatssekretär Alderano Cybo. Hauptaufgabe der bayerischen Vertreter, deren Rang schrittweise zu „Ministre" (d. h. Gesandter) aufgewertet wurde, war die kontinuierliche Berichterstattung, die Erledigung kirchenrechtlicher Belange, die Betreuung von Besuchern aus Bayern und die öffentliche Repräsentation Bayerns in Rom. Pompeo Scarlatti organisierte im letzten Drittel des 17. Jh., als die bayerischen Kurfürsten sich Hoffnungen auf den spanischen Thron machten, anlässlich von Geburten, Hochzeiten oder Siegen kurfürstlicher Waffen große Manifestationen. Wie in Rom weit verbreitet, bediente er sich auch der Musik – so organisierte er 1692 ein *Te Deum* in Santa Maria della Vittoria vor hochrangigen Gästen (305f.). Mit dem Fehlschlagen aller bayerischen Expansionspläne im Spanischen Erbfolgekrieg ging auch der repräsentative Aufwand deutlich zurück. Für die Feier der Kaiserkrönung Karl Albrechts 1742 wurde nur noch ein Bruchteil des Geldes ausgegeben und statt des Beifalls erntete man Spottlieder der Kinder in Trastevere (348). Scherbaums Studie ermöglicht einen detaillierten Einblick in die Funktionsweise frühneuzeitlicher Außenpolitik jenseits der großen politischen Entscheidungen. Sie stellt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie dar. Sven Externbrink

Alessandro Catalano, La Boemia e la riconquista delle coscienze. Ernst Adalbert von Harrach e la Controriforma in Europa centrale (1620–1667), Temi e testi 55 (Tribunali della fede), premessa di Adriano Prosperi, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2005, XXV, 547 S., 21 Abb., ISBN 88-8498-255-3, € 78. – Lange Zeit wurde in der tschechischen Historiographie der Sieg Kaiser Ferdinands und seiner Verbündeten am Weißen Berg als Urkatastrophe der neueren Geschichte Böhmens gewertet, die eine selbstbestimmte Entwicklung des Landes nachhaltig behindert habe. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem böhmischen Barock war deshalb bis in jüngere Zeit weitgehend von antikatholischen und antihabsburgischen Affekten geprägt. Die Schichten nationalistischer Geschichtsschreibung beiseite

räumend versucht Alessandro Catalano, die kirchliche Entwicklung in Böhmen in den fünf Jahrzehnten nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges anhand von umfassenden Quellenanalysen neu zu bewerten. Als personeller Dreh- und Angelpunkt der Abhandlung fungiert einer der Protagonisten der katholischen Reform in Böhmen, Ernst Adalbert von Harrach, Erzbischof von Prag (1623–1667), dessen kirchenpolitisches Gewicht durch die Kardinalserhebung von 1626 entscheidend gestärkt wurde. Die vorliegende Arbeit versteht sich deshalb zum Teil auch als Biographie des Kirchenfürsten. Vor allem das einleitende Kapitel (S. 3–40) und der Abschnitt über das Testament (S. 494–504) beleuchten die kirchliche Karriere, den Aufbau des römischen Netzwerkes und das familiäre Umfeld (ergänzt durch die Genealogie S. 519–522). Den Hauptgegenstand der Untersuchung bildet hingegen die Reformpolitik des Bischofs. Die wichtigsten Maßnahmen betrafen die Diözesanorganisation (Einrichtung von Vikariaten und Suffraganbistümern), die Bekämpfung der weltlichen Übergriffe auf die geistliche Jurisdiktion (Benefizienverleihung, kirchlicher Besitz, Inquisition und Zensur) und die Behebung des Priestermangels. Einige Ziele konnte Harrach während seiner Amtszeit erreichen. So erhielt der höhere Klerus seinen Sitz in der böhmischen Ständevertretung zurück (1627). Aus den Erträgen der zwischen Kaiser und Papst vereinbarten Salzsteuer konnten – nach langwierigen Verhandlungen – zwei neue Bistümer (Leitmeritz 1655, Königgrätz 1664) fundiert werden. Trotz aller Behinderungen konnte der Erzbischof auch mit der Gründung eines Priesterseminars, an dem irische Franziskaner unterrichteten und das auch von Studenten der alten Orden frequentiert wurde, einen Erfolg verbuchen. Am Prozeß der kirchlichen Reform in Böhmen waren vier Gruppen maßgeblich beteiligt, die unterschiedliche Interessen verfolgten und sich mitunter erbittert bekämpften und dadurch die notwendigen Maßnahmen behinderten und hinauszögerten: 1. der Kaiser, 2. die römische Kurie (v. a. die Propaganda fide), 3. die Jesuiten und 4. Harrach unterstützt durch die Orden (mit Ausnahme der Jesuiten). Dessen Politik war stark geprägt durch seine Ratgeber, die beiden Kapuziner Valeriano Magni und Basilio d'Ayre, den Prämonstratenserabt Kaspar von Questemberg und den Zisterzienser (nicht Augustiner! S. XII) und späteren Bischof Juan Caramuel y Lobkowitz (vgl. QFIAB 88 [2008] S. 780f.). Eine besonders ausführliche Behandlung durch den Vf. erfährt der erbitterte Konflikt um die Kompetenzen bei der Karlsuniversität, der erst nach über drei Jahrzehnten mit einem für den Erzbischof letztendlich nicht befriedigenden Kompromiß endete. Neben den böhmischen Aktivitäten Harrachs werden auch die Übernahme des Bistums Trient und die Romaufenthalte beleuchtet, wo der Kardinal insgesamt dreimal an Konklaven teilnahm, 1644, 1655 und zuletzt bei der Wahl Clemens' IX. in seinem Todesjahr 1667. Manchmal hätte man sich einen sorgfältigeren

Umgang mit der lateinischen Sprache gewünscht (z. B. te Principe Urbanissimum, S. 110; referendario *ustriusque signatura*e, S. 180; inventa est pranitas, S. 230; Eminentissimam Celsitudine, Vestram, S. 23, exuctiones miseri Populi, S. 399). Auch bei den Angaben zu den Personen wäre eine Vereinheitlichung und Vollständigkeit angebracht gewesen: Wer ist z. B. „König" (S. 202 Anm. 2)? „Breiner" (S. 364 Anm. 24) findet sich im Register als Breuner. Zudem verwundern manche Anachronismen, wenn z. B. der Sohn Ferdinands II. noch zu dessen Lebzeiten als Ferdinand III. bezeichnet wird (S. 115, 178, 231). Dies sind allerdings formale Einwände, die den positiven Gesamteindruck einer profunden Analyse und Darstellung nicht beeinträchtigen. Inzwischen liegt diese wichtige Monographie auch in tschechischer Übersetzung vor (Praha 2008). Auch dem deutschen Fachpublikum sollten die Ergebnisse dieser Studie in geeigneter Form zugänglich gemacht werden. Alexander Koller

Lucas Holstenius (1596–1661). Ein Hamburger Humanist im Rom des Barock. Material zur Geschichte seiner Handschriftenschenkung an die Stadtbibliothek Hamburg, hg. von Hans-Walter Stork, Verein für Katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein e. V. Beiträge und Mitteilungen 9, Husum (Matthiesen) 2008, 224 S., Abb., 1 CD-Rom, ISBN 978-3-7868-5109-7, € 19,95. – Der aus Hamburg stammende Lucas Holstenius, seit 1627 Bibliothekar Francesco Barberinis, ab 1653 *primo custode* der Vaticana, ist während der letzten Jahre – seiner zu Lebzeiten nur beschränkten Zahl von Veröffentlichungen ungeachtet – als einer der führenden Intellektuellen im Rom der Barberini, Pamphili und Chigi erkannt worden. Die Tatsache, daß Holstenius seiner Heimatstadt 29 Handschriften hinterließ, bot 1996 den Anlaß, seines 400. Geburtstages an der Katholischen Akademie in Hamburg mit einer Ausstellung zu gedenken. Aus ihr ging der vorliegende, von deutschen Autoren verfaßte Band hervor, der denn auch den „deutschen" Holstenius besonders akzentuiert. Sein Ziel besteht offenbar darin, den Gelehrten auch einem breiteren Publikum nahezubringen. Neben dem Nachdruck von Walter Friedensburgs schon 1901 erschienenem Aufsatz über Holstenius' Briefwechsel mit der Familie seiner Schwester, Margreth Lambecks, enthält das Buch allgemeine Bemerkungen zu Holstenius als Handschriftensammler (Bianca-Jeanette Schröder), die Neuedition der Holstenius betreffenden Gedichte des Ferdinand von Fürstenberg (Gernot Bühring), eine nochmalige Sichtung der Briefe des Hamburger Senats, die den Nachlaß für die Hansestadt sicherstellten (G. Bühring), Kurzfassungen der Beschreibungen seiner griechischen Manuskripte nach dem Hamburger Bibliothekskatalog von Maria Molin Pradel von 2002, Notizen zu seinen lateinischen Handschriften (B.-J. Schröder) und einige Beobachtungen zu Holstenius' Grabmal in S. Maria

dell'Anima (Hans-Walter Stork). Verschiedene Ungenauigkeiten lassen eine gewisse Romferne der Autoren erkennen. So begann Holstenius' Tätigkeit für die Indexkongregation lange vor 1642 (S. 22), die *Umoristi* bildeten nicht eine wissenschaftliche, sondern eine literarische Akademie (ibid.), und die bei S. Giovanni in Mercatello tagende *Academia Basiliana* war gewiß keine „Hochschule an der Badia Greca di Grottaferrata" (S. 24). Schwerlich läßt sich Holstenius eine wichtige Rolle bei der Aussöhnung Innozenz' X. mit den Barberini nachsagen (S. 33), fragwürdig bleibt die Deutung seiner Grabreliefs (S. 177–179). Der gewichtigste Beitrag des Bandes stammt von Burkhard Reis und behandelt Holstenius' Forschungen zur neuplatonischen Philosophie, denen er, von Hause aus Protestant, seine Konversion zum Katholizismus zuschrieb. Wie Reis wahrscheinlich machen kann, waren es die im 17. Jh. zunehmend geforderte Abgrenzung der *theologia prisca* gegenüber und die Gefahr, in einer Symbiose aus Platonismus und Pythagoreismus mit dem kopernikanischen Weltbild zu sympathisieren, die den Gelehrten dazu veranlaßten, seit den dreißiger Jahren keine einschlägigen Veröffentlichungen mehr vorzulegen und seine Handschriften platonischer Philosophen der Stadt Hamburg und nicht den römischen Erben zu hinterlassen. Ausgiebige Bibliographien der Schriften von und über Holstenius (H.-W. Stork, E. Horváth) runden den Band ab. Willkommen ist die beigefügte CD-Rom mit den schwer erreichbaren Holstenius-Viten von Nikolaus Wilcken (1723) und Johannes Moller (1744), die in dem beigegebenen Index allerdings nur sehr unvollständig erfaßt sind. Das Verzeichnis der Holstenius-Schriften ergänzt die ältere Zusammenstellung von J. Coppolecchia-Somers (1971) um eine Reihe kleinerer Texte und unberücksichtigter Neuausgaben, läßt alle dort für die Zeit ab 1776 nachgewiesenen Publikationen jedoch außer Acht, so daß man fortan beide Bibliographien konsultieren muß! Hier wie dort fehlen übrigens die Dichtungen des Gelehrten, so in Antonio Bosios *Roma sotterranea* (1635), im *Monumentum Romanum* für Peiresc (1638) u. a. Bei den auf zahlreiche Folianten verstreuten Kurztexten und Briefausgaben hätte sich der Benutzer die zugehörigen Seitenangaben gewünscht. Der neueren Holstenius-Literatur seien die Kataloge der *Barberiniani graeci* von V. Capocci (1958) und J. Mogenet (1989) ebenso hinzugefügt wie die vierte Folge von Pélissiers *Les amis d'Holstenius* in der *Revue des langues romanes*, 5 (35), 1891, S. 321–378, 503–547. Letztlich gibt der Band auch zu erkennen, in welch weiter Ferne eine moderne Holstenius-Biographie noch immer liegt. Unabdingbare Voraussetzung dafür wäre der längst überfällige Versuch, einmal den handschriftlichen Nachlaß des Gelehrten zu inventarisieren.

Ingo Herklotz

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, 4. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, Bd. 4: Nuntiaturen des Giovanni Battista Pallotto und des Ciriaco Rocci (1630–1631), im Auftrage des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearb. von Rotraud Becker, Tübingen (Niemeyer) 2009, LXXIII, 644 pp., ISBN 978-3-484-80168-4, € 129,95. – La presente opera colma in parte il vuoto esistente tra l'antica edizione in due volumi della corrispondenza del nunzio alla Corte imperiale Giovanni Battista Pallotto, curata da Hans Kiewning, che vide la luce negli ultimi anni del XIX secolo, relativa agli anni 1628–1629, e il recente volume, apparso nel 2004, dedicato al nunzio Malatesta Baglioni (1634–1635), elaborato dalla stessa R. Becker. Il progetto era stato a suo tempo impostato e strutturato in tre volumi da Georg Lutz († 2004), membro dell'Istituto Storico Germanico di Roma, le cui ricerche avevano usufruito dei fondi meglio valorizzati e catalogati soprattutto nel periodo successivo alla seconda guerra mondiale. Dopo la sua prematura morte, le carte da lui lasciate sono servite come base per la prosecuzione del lavoro. La corrispondenza qui raccolta si ricollega immediatamente al secondo volume curato da Kiewning, poiché si riferisce all'ultimo anno di attività di Giovanni Battista Pallotto e all'inizio del mandato di Ciriaco Rocci. Pallotto, creato cardinale nel novembre del 1629, lasciò Vienna alla fine di ottobre del 1630, mentre Rocci inaugurò la sua attività nell'agosto dello stesso anno quando fece il suo ingresso alla dieta dei Principi elettori riunita a Ratisbona, dopo aver rappresentato per due anni il Pontefice presso i cantoni svizzeri cattolici. Il periodo di riferimento è particolarmente significativo, in quanto coincide con l'entrata in guerra di Gustavo Adolfo di Svezia, le difficoltà tra Ferdinando II e Albrecht von Wallenstein e la conclusione della guerra per la successione di Mantova con la pace di Cherasco. La corrispondenza pubblicata inizia con una lettera di Pallotto al cardinale Francesco Barberini, scritta da Vienna il 4 gennaio 1630, e si conclude con una missiva di Barberini a Rocci del 30 agosto 1631. Essa proviene pressoché nella sua totalità dai fondi vaticani, l'Archivio Segreto e la Biblioteca Apostolica, e dalla Biblioteca Comunale Giovardiana di Veroli, dove si conserva una parte significativa dell'archivio personale di Giovanni Battista Pallotto. Accanto alle lettere scambiate con la Segreteria di Stato, si dà spazio alle comunicazioni con la congregazione di Propaganda Fide, particolarmente interessata agli avvenimenti dell'Impero, attinte presso il relativo archivio, volendo restituire, per quanto possibile, un'immagine fedele dell'attività svolta dai nunzi, i quali non si limitavano a corrispondere con il cardinale nipote, ma facevano riferimento anche ai prefetti delle diverse congregazioni. Nella stessa ottica si colloca la struttura dell'edizione, che restituisce la situazione dei singoli invii o plichi (spacci), normalmente contenenti più missive, tra cui cifre, lettere in piano e fogli di

avvisi, identificando con un numero principale il plico e con una sottonumerazione progressiva le lettere in esso contenute. Pari accuratezza è riservata alla tradizione dei documenti, in quanto viene descritto, ove il testo, come spesso accade, sia conservato in più esemplari, l'esatta natura del testimone. Le note illustrative identificano, come d'uso, personaggi e situazioni, con ulteriori rimandi ai migliori dizionari disponibili o a monografie recenti aperte a più vaste ricerche, senza pretendere di fornire una bibliografia esaustiva, cosa non agevole per un periodo che ha attirato e attira tuttora gli interessi degli studiosi. Un'opera certosina infine è l'identificazione delle citazioni letterali e non rintracciate nelle pubblicazioni che si occupano del periodo. Nell'introduzione, dopo la discussione dei problemi relativi al testo e alle fonti (pp. XI-XXVII), si trovano due estese biografie dei nunzi Pallotto (pp. XXVIII-XLVIII) e Rocci (pp. XLIX-LXVI), cui segue un dettagliato studio sulla loro famiglia (pp. LXVII-LXXIII); non appare invece, come sarebbe auspicabile, una panoramica sull'attività dei nunzi nel periodo considerato, utile per orientare il lettore. Completano questo prezioso strumento di lavoro, modello nel suo genere, un accurato indice dei nomi e una scelta bibliografia.

Silvano Giordano

Ingo Herklotz, Die Academia Basiliana. Griechische Philologie, Kirchengeschichte und Unionsbemühungen im Rom der Barberini, Römische Quartalschrift. Supplementband 60, Freiburg [u.a.] (Herder) 2008, 312 S., ISBN 978-3-451-27140-3, € 78. – Die meisten der zahlreichen Akademien des Roms der Frühen Neuzeit sind noch weitgehend unerforscht; indessen zeigt H., wie fruchtbar es sein kann, sich ausgiebig einer dieser Akademien zu widmen. Dabei ist H. zu Recht überrascht, daß diese Akademie bisher nicht wiederentdeckt worden war, denn die *Academia Basiliana* (bestehend 1635–1640) zeichnet sich sowohl durch die Prominenz ihrer Mitglieder wie durch ihre orginellen Erkenntnisinteressen aus. Sie nahm ihren Titel von dem griechischen Orden par excellence, dem Basilianerorden, der auch mehrere Mönche als Mitglieder stellte. Sitzungsort war das Collegio di San Basilio bei der Kirche S. Giovanni in Mercatello am Fuße des Kapitols. Unter der Federführung des Kardinalnepoten Francesco Barberini beschäftigten sich bekannte Denker wie Lucas Holstenius und Leone Allacci mit Fragen der Kirchengeschichte und Theologie. Die Mitglieder kamen, abgesehen vom Basilianerorden und dem Umkreis des Kardinals, aus dem *Collegio Greco* in Rom und aus der Inquisition. Insgesamt, so stellt H. fest, schöpfte die Akademie das in Rom vorhandene Potential im Bereich von griechischer Philologie und Kirchengeschichte voll ab (S. 69). Der größte Teil der Vorträge auf den Akademiesitzungen ist in einer umfangreichen Handschrift der Biblioteca Vallicelliana in

Rom (Ms. Allacci LX) versammelt. Während das Themenspektrum der Vorträge beträchtlich ist – es reicht vom Hagiographischen über das Historische bis zum Philologischen – kann H. eine deutliche Fokussierung der Interessen feststellen. Theologie- und Dogmengeschichte werden fast ganz vernachlässigt, und einige Studien gehen philologischen Fragen nach; das Hauptinteresse aber gilt dem Studium von christlichen Riten und christlicher Liturgie. Francesco Barberini selbst interessierte sich für historische Liturgie und sandte Beobachtungen dazu, die er vor Ort in Frankreich machte, brieflich an Lucas Holstenius. Zudem ließ Barberini Serien von Kopien nach altchristlichen Mosaiken und Wandgemälden anfertigen – nicht als Dokumentation für spätere Kunsthistoriker, sondern auf Grund des unmittelbar nützlichen Belegcharakters und Quellenwerts dieser Wandgemälde: Auf ihnen konnten Riten und Gewänder, welche in der frühen Kirche in Gebrauch waren, identifiziert werden. Gerade hier erkennt H., der beste Kenner der römischen Altertumswissenschaft der Frühen Neuzeit, bedeutsame Berührungspunkte mit den antiquarischen Forschern. Beide, Antiquare wie Mitglieder der *Academia Basiliana*, stützten sich neben schriftlichen Quellen auch auf visuelles und archäologisches Material sowie auf alte Riten und Gebräuche, die bis in die Gegenwart überlebt hatten (sogenannte „lebendige Antike", S. 186). Das Auffälligste an der Akademie war freilich ihre kirchenpolitische Ausrichtung. Francesco Barberini förderte sie nicht für rein wissenschaftliche Zwecke, sondern sah sie als Instrument in der kirchenpolitischen Auseinandersetzung mit der Ostkirche. Die Akademie fügt sich demnach in ein Bild päpstlicher Kulturpropaganda im Osten ein, das durch die Gründung der *Congregatio de Propaganda Fide* (1622) neue Stringenz gewann. Den Unionsbemühungen mit Konstantinopel stand besonders der Patriarch von Konstantinopel, Kyrillos Lukaris, im Weg, der 1629 ein eindeutig calvinistisches Glaubensbekenntnis veröffentlichte. Rom erlag einer Schreckensvision: Könnte der gesamte christliche Osten zum Protestantismus abfallen? In enger Zusammenarbeit mit westlichen politischen Vertretungen in Konstantinopel sowie mit Hilfe der Jesuiten und des Sultans erreichte der Heilige Stuhl die Isolation Lukaris', der schließlich 1638 von den Türken ermordet wurde. Auch einige der Akademiemitglieder, wie Canachius Rossi, Giovanni Andrea Staurinus und Giovanni Battista Catanzerita, waren mehr oder weniger offen an den Streitigkeiten mit Lukaris beteiligt. Nach der Ermordung des Patriarchen überlebte auch die *Academia Basiliana* nicht lange: im Jahr 1640 stellte sie ihre Aktivitäten ein. Auf vorbildliche Weise schreibt H. in diesem Buch lebendige, fächerübergreifende Wissenschaftsgeschichte, in die er die politischen Zusammenhänge im rechten Maße einarbeitet.

Stefan Bauer

Sandra Cavallo, Artisans of the Body in Early Modern Italy, Gender and History, Manchester–New York (Manchester University Press) 2007, 281 pp., ISBN 0719076625, $84,95. – Sandra Cavallo esamina il ruolo di varie categorie di artigiani impiegati in diversi aspetti della cura, del benessere e dell'aspetto del corpo dei loro clienti nell'Italia del XVII e XVIII secolo – barbieri chirurghi, gioiellieri, sarti, parrucchieri, profumieri, tappezzieri e addetti ai fornimenti da camera – per i quali inventa il termine di „artigiani del corpo" – focalizzando la propria attenzione, in particolare, su Torino. La connessione fra questi diversi professionisti è emersa dalle ricerche dell'autrice relativa ai barbieri chirurghi. Nel periodo esaminato essi acquistarono grosso prestigio e visibilità in campo medico grazie al ruolo centrale che vennero a svolgere negli ospedali e nella cura dei militari. L'attenzione all'aspetto medico della loro attività ne ha fatto trascurare altri importanti. Contemporaneamente, infatti, si assiste anche ad un'accresciuta richiesta di servizi nell'ambito della cura del corpo, alimentata dalla concentrazione delle elites in città e dalla crescita di una società urbana raffinata che incoraggia una cultura dell'aspetto e delle attività professionali legate alla sua cura. Tutto ciò ha importanti ripercussioni sull'attività dei barbieri chirurghi, finora trascurate dalla storia della medicina, focalizzata sulla „medicalizzazione" della professione avvenuta in questo periodo, e sulla sua emancipazione da attività considerate puramente estetiche. Per cogliere i punti di contatto fra la categoria dei barbieri chirurghi e degli altri „artigiani del corpo" è necessario adottare una prospettiva antropologica. Influenzata da Bordieu, l'autrice sottolinea i legami culturali piuttosto che economici tra questi mestieri, solo apparentemente distinti. Le fonti del tempo rivelano infatti una unità di discorsi fra le idee di salute, igiene, aspetto e benessere del corpo: le pietre preziose non avevano solo una funzione decorativa e simbolica, venivano attribuite loro diverse possibilità di influsso sulla salute di chi le indossava, come del resto ai colori e alle stoffe dei vestiti; il tappezziere aveva il compito di decorare le stanze del suo cliente, conscio dell'impatto emotivo provocato da stoffe e colori, che dovevano variare a seconda della stagione e dell'occasione; il parrucchiere si prendeva cura dell'estetica ma anche dell'igiene del proprio assistito. I legami culturali e professionali dei barbieri chirurghi si intrecciano a quelli sociali e familiari. Cavallo focalizza la sua attenzione sulla vita sociale, pubblica e familiare dei barbieri chirurghi e sul modo in cui queste sfere interagiscono con la loro esperienza professionale. Privilegiando l'analisi biografica l'autrice traccia un'immagine ad ampio raggio di questi professionisti e del mondo a cui appartenevano, ricostruisce la loro esperienza familiare, la natura dei rapporti con i genitori, affini e vicini, analizza le caratteristiche dei loro cicli di vita, presta attenzione alle questioni relative alla proprietà e alla cultura materiale.

Cavallo sottolinea la necessità di abbandonare una visione che privilegi esclusivamente i rapporti di tipo patrilineare, evidenziando l'importanza di tutti i rapporti di parentela – di consanguineità e affinità, patrilinearità e matrilinearità, cognatici e agnatici. In questo contesto rilegge anche la nozione di proprietà, che non è esclusivamente materiale, ma costituita anche da un bagaglio di conoscenze, reputazione, clientela, ecc. Evidenzia inoltre l'importanza dei legami tra maestro e apprendista, capace di estendere la rete delle alleanze. Anche il concetto di identità ed emancipazione maschile legato al matrimonio e alla paternità (specialmente valido per le aree germanofone) viene contestato dall'autrice, almeno per quanto riguarda il Piemonte, dove l'indipendenza economica e lavorativa – generalmente ottenute poco prima dei vent'anni, costituivano un fattore importante dell'emancipazione maschile e dell'affrancamento dall'autorità paterna. L'attenzione rivolta a professionisti della cura fa di Torino una città particolarmente adatta all'indagine poiché, come capitale del ducato di Savoia e corte barocca, permette di analizzare nel dettaglio sviluppi comuni in Europa (l'espansione della vita di corte, cambiamenti profondi nelle maniere, l'emergenza di un nuovo tipo di gentleman non più conforme agli ideali militari, ma definito da un nuovo consumo di beni di lusso, benessere e stile di vita raffinato). Contemporaneamente, inoltre, si sviluppano a Torino le strutture mediche cittadine, si assiste all'espansione del servizio medico municipale e dell'assistenza ai malati. Il libro di Sandra Cavallo unisce un'analisi raffinata ad uno stile molto gradevole e costituisce un contributo importante per la storia della medicina e della cultura del corpo, della famiglia e dell'identità di genere. Cecilia Cristellon

Daniela Luigia Caglioti, Vite parallele. Una minoranza protestante nell'Italia dell'Ottocento, Bologna (il Mulino) 2006, 360 S., € 28. – Seit den 1950er Jahren sind immer wieder kürzere Veröffentlichungen zu den schweizerischen Textilunternehmern im Königreich Neapel, darunter vor allem die von Giovanni Wenner, einem der Nachkommen dieser Textildynastien, verfassten Aufsätze, in Italien und in der Schweiz publiziert worden. Auch in den neueren wirtschaftsgeschichtlichen Gesamtdarstellungen des Mezzogiorno werden diese Einwanderer und ihr Beitrag zum Entstehen einer modernen Textilindustrie in der Campagna regelmäßig erwähnt. Eine gründliche Auseinandersetzung mit diesem sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Phänomen fehlte jedoch bis vor kurzem. Daniela Luigia Caglioti hat sie jetzt mit diesem Band vorgelegt. Das Ergebnis ist beeindruckend und geht weit über unser bisheriges Wissen über diese Minderheit und ihre konkrete Lebenslage im Hinterland von Neapel hinaus. Verschiedene Elemente machen diese Studie so interessant und weiterführend: Da ist zum einen die innerhalb einer fundier-

ten historischen Analyse von der Vf. praktizierte „multidisziplinäre" Herangehensweise: So werden nicht nur soziale Lage, Familienstruktur und soziales Umfeld einer eingehenden Betrachtung unterzogen, es wird auch die religiöse Situation – alle diese etwa drei Dutzend Familien waren Protestanten – einer Minderheit in einem konfessionell verschiedenen – katholischen – Umfeld analysiert. Die wirtschaftlichen Ursachen für die Ansiedlung im Königreich Neapel werden sorgfältig in Betracht gezogen und die Verbindungen der Familienmitglieder und ihrer Unternehmen zu Neapel, zum italienischen Süden, zum restlichen Italien, aber auch zu ihren Herkunftsländern Schweiz und Deutschland und zu England werden deutlich gemacht. Für den offensichtlichen Erfolg dieser Untersuchung wird man aber auch das methodische Bewusstsein der Autorin und die Arbeit, die sie mit der Auswertung außerordentlich umfangreicher Quellen und Literatur geleistet hat, verantwortlich machen können. Die in der Einleitung von Caglioti aufgeführten Leitfragen sind vor allem konzentriert auf die Stichworte „Minderheit", „Migration", „Netzwerke" und „Religion". Die Debatten der letzten Jahre über diese Begriffe und die damit zusammenhängenden Fallstudien aus aller Welt werden hier vorgestellt und vorbildlich rezipiert. Zugleich wird auf die Quellen verwiesen, auf denen diese Studie basiert. Das sind in erster Linie das Archiv der deutsch-französischen evangelischen Gemeinde in Neapel, das Staatsarchiv Neapel und die Archive einiger Unternehmerfamilien schweizerischer Herkunft, die in der Schweiz in verschiedenen Kantonalarchiven deponiert sind. Daneben hat die Vf. noch eine ganze Reihe britischer Archive hinzugezogen. Das Bild, das daraus entsteht, ist faszinierend: Es zeigt uns eine Minderheit deutschschweizer, zum Teil auch welschschweizer Familien, ergänzt um einige Unternehmer deutscher Herkunft, die sich sozial und religiös völlig von ihrer neapolitanischen und kampanischen Umwelt abschotten, also *vite parallele*, parallele Leben, führen, gleichzeitig aber wirtschaftlich von ihrer süditalienischen Umgebung abhängig sind. Die Ausbildung des Nachwuchses wird in der Schweiz oder in Deutschland absolviert, von dort kommen auch nahezu alle Ehepartner. Geschäftlich sind die Bindungen auch nach Großbritannien, dem Mutterland der Industriellen Revolution und größten Textilproduzenten des 19. Jh., intensiv. Von dort wird die Rohbaumwolle reexportiert und von dort kommt auch ein bedeutender Teil der technischen Kenntnisse und der Ausstattung. Über diese Beziehungen war bis jetzt fast nichts bekannt. Was uns die Vf. auch noch zeigt, ist die enge Verbindung der im neapolitanischen Hinterland arbeitenden Textilindustriellen mit Glaubensgenossen und Verwandten, die in Neapel als Kaufleute und Bankiers tätig sind. Die gerade in der europäischen Textilindustrie des 19. Jh. fast durchweg existierende Verknüpfung von Warenhandel, Geldhandel und Warenproduktion lässt sich also auch in dieser Fallstudie konkret

nachweisen. Überzeugend wird in diesem Buch schließlich die Entwicklung nachgezeichnet, die dann letzten Endes zum Niedergang dieser „protestantischen Insel" in der katholischen Mehrheitsgesellschaft geführt hat. War die gesellschaftliche Isolierung der Gruppe unter der Bourbonenherrschaft wegen deren religiöser Intoleranz wohl kaum zu vermeiden, so sollte sich an deren extremer sozialer und politischer Zurückhaltung dann aber im italienischen Einheitsstaat, der im Prinzip laizistisch orientiert war, praktisch nichts ändern. Als Italien dann 1915 in den Ersten Weltkrieg eintrat, war die Gruppe der protestantischen Textilunternehmer durch ihre jahrzehntelange Isolierung vor dem steigenden italienischen Nationalismus kaum zu retten – und dies galt eben nicht nur für die kleine Gruppe der Deutschen, sondern auch für die Mehrheit in der Minderheit, die aus (Deutsch-)Schweizern bestand. Das hatte sicher auch mit der kapitalmäßigen Zersplitterung der Unternehmen zu tun, aber auch ein in letzter Stunde eingeleiteter Konzentrationsprozess konnte die Gruppe nicht mehr retten. Sie wurde noch während des Krieges von der italienischen Großbank *Banca Italiana di Sconto*, die selbst erst kurz zuvor entstanden war, übernommen. Was die soziale, kulturelle und auch die politische Einordnung dieser Fallstudie betrifft, so lässt die Studie von Caglioti kaum Wünsche offen. Auf der ökonomischen Seite sieht dies dann doch ein wenig anders aus, aber es lässt sich bestimmt damit begründen, dass eine Auswertung der dazu noch vorhandenen Quellen, soweit sie überhaupt die entsprechenden Informationen geliefert hätten, die Kräfte eines einzelnen Autors wahrscheinlich übersteigen musste. Daran wird es liegen, wenn der Leser doch gelegentlich umfassendere Informationen über Produktionsbedingungen und Produktionskapazitäten in den Fabriken der Schweizer Unternehmer vermisst. Wenn die Vf. ferner dazu tendiert, den bourbonischen Protektionismus, anders als die Masse der bisherigen Autoren, als Ursache des Aufbaus dieser Produktionsstätten in seiner Bedeutung zu relativieren, hat sie bestimmt einen wichtigen Punkt getroffen. Man mag ihr auch zustimmen, wenn sie feststellt: „Non una politica tariffaria ambigua e confusa dunque, ma un mercato sostanzialmente vergine e poco competitivo aveva attirato un gruppetto di imprenditori armati forse più di altri di intraprendenza e spirito d'avventura [...]" (ebd., S. 97). Zu diesem Punkt hätte man allerdings gerne noch ein wenig mehr erfahren, diese Hypothese wird von der Vf. nicht weiter verfolgt. Bleibt festzustellen, dass es dieses insgesamt rundum gelungene Buch von Daniela Luigia Caglioti verdient hätte, ins Englische übersetzt zu werden, um auch außerhalb Italiens und außerhalb des Kreises der nichtitalienischen Spezialisten für italienische Geschichte bekannt zu werden. Peter Hertner

Giuseppe Mazzini, Lettere slave e altri scritti. Saggio critico e cura di Giovanni Brancaccio, Adriatica moderna, Testi 1, Milano (Biblion) 2007, 175 S., ISBN 88-901444-9-1, € 16. – Spätestens seit Anfang der 1990er Jahre ist der „Risorgimento-Nationalismus" ein Topos der Geisteswissenschaften, ohne dass darauf eine angemessene Beschäftigung mit den Quellen der italienischen Einheitsbewegung gefolgt wäre. Die Texte Giuseppe Mazzinis bieten sich vor diesem Hintergrund trotz oder auch wegen ihrer nationalen Emphase und ihres religiösen Pathos' als lohnende Lektüre an. Deshalb war die Veröffentlichung der im Juni 1857 erstmals erschienenen „Lettere slave" in einer kommentierten und zugleich preisgünstigen Ausgabe längst überfällig. „Die slawische Bewegung ist jedenfalls ein Faktum, das immer weiter wächst und fortan durch nichts mehr zerstört werden kann", lautet einer ihrer zentralen Sätze (S. 75). Bislang wusste man von Mazzinis Affinität zum Freiheitskampf der Polen, die ja – vom nationalen Standpunkt aus betrachtet – ganz ähnlich wie die Italiener zu den Betrogenen des Wiener Kongresses gehörten. Wenig bekannt war demgegenüber, wie intensiv sich der Genueser mit den nationalen Regungen der übrigen slawischsprachigen Ethnien befasste. Der Einfachheit halber unterschied er zwischen vier „Stämmen", denen er jeweils die Möglichkeit zuschrieb, die Wiege von „vier denkbaren künftigen Nationen" zu bilden. Aufschlussreich ist die Reihenfolge seiner Aufzählung; denn auf die über alles bewunderten Polen ließ er zunächst die Russen, dann die Tschechen, Mährer und Slowaken sowie an letzter Stelle die Südslawen folgen. Denkt man an die Ergebnisse des Ersten Weltkriegs in Osteuropa, dann erweisen sich manche der Prognosen Mazzinis als ebenso weitreichend wie realistisch. Anders als Friedrich Engels, dessen Verdikt über die mit eherner Notwendigkeit der Assimilation anheim fallenden slawischen „Völkertrümmer" von Roman Rosdolsky analysiert und zurückgewiesen wurde, nahm Mazzini die vielfach belächelten Sammler von Märchen und Balladen, die Professoren für slawische Literatur, die Literaten und Sprachreformer des 19. Jh. ernst. Nicht vorhersehen konnte er in den 1850er Jahren die Kosten der nationalstaatlichen Entwicklung im slawischen Raum, etwa den Blutzoll, den die militärischen Konflikte forderten, die seit 1912/13 immer stärker Formen eines „totalen Krieges" annahmen. Auf der anderen Seite war Mazzini weitsichtiger als manche italienischen Liberalnationalen in Triest oder Görz, die selbst am Vorabend des „Großen Krieges" noch nicht bereit waren, den Aufstieg der südslawischen Nationalbewegungen anzuerkennen. Das hätte nämlich bedeutet, die Slowenen und Kroaten als gleichberechtigte Verhandlungspartner zu akzeptieren, statt sie einfach als „austriacanti" oder „s'ciavi" zu beschimpfen. Für gemischte ethnische Gemengelagen – ein Beispiel wäre die Halbinsel Istrien – empfahl Mazzini im Übrigen als geeigneten Lösungsweg den Volksentscheid.

Zwei abschließende Bemerkungen zur Ausgabe der „Lettere slave“: Zum einen schreibt Mazzini regelmäßig selbst von den „Türken“, wenn richtigerweise vom „Osmanischen Reich“ oder von „Osmanen“ die Rede sein sollte. Der Hg. tut es ihm nach und lässt damit die kritische Distanz zum Text missen. In der Einleitung und im Register wird der bedeutende mittelalterliche Nemanjiden-Herrscher, der seine Machtposition im 14. Jh. auf ganz Serbien, Albanien und Teile Griechenlands ausdehnte, konsequent falsch mit einem „Stefan IX.“ identifiziert. Es kann sich um niemand anderen handeln als um Stefan IV. Dušan. Mit dessen Nachfolger starb die Dynastie der Nemanjiden aus; die aufgetretene Lücke suchte der serbische Fürst Lazar zu füllen, der dann 1389 unter den hinlänglich bekannten Umständen auf dem Amselfeld ums Leben kam.

Rolf Wörsdörfer

Maurizio Degl'Innocenti, Garibaldi e l'Ottocento. Nazione, popolo, volontariato, associazione, Società e cultura 50, Manduria-Bari-Roma (Lacaita) 2008, 267 S., ISBN 978-88-89506-64-6, € 10. – „Garibaldi!“ – Allein schon der Name klingt wie ein magisches Wort. Nur dass jeder, der es ausspricht, ein anderes Bild des vielbesungenen Helden der italienischen Einigungsbewegung zum Vorschein kommen lässt. Für die einen ist er der militärisch zwar durchaus couragierte, politisch jedoch wenig versierte Bandenführer, der in Teano die süditalienischen Gebiete nur allzu willfährig der Herrschaft Vittorio Emanueles II. und der revolutionsfeindlichen Liberalen unterstellt hat; andere meinen in ihm den Vorkämpfer einer militanten Bewegung erkennen zu können, der gemeinsam mit seinen Freiwilligenverbänden und ihrem Einsatz für die nationale Einheit einen bedeutenden Anknüpfungspunkt für demokratische und sozialreformerische Grundforderungen späterer Zeiten schuf; wieder andere sehen in ihm eine der schillerndsten Kultfiguren seines Jahrhunderts, eine Art Popstar der Romantik, dessen Epos in der Öffentlichkeit der Presse mehrfach neu erfunden und weit über die Grenzen der Apenninhalbinsel hinaus verbreitet wurde. Degl'Innocentis Darstellung folgt hauptsächlich der zweiten Perspektive. Demnach war Garibaldi vor allem ein Wegbereiter politischer Partizipationsbestrebungen, ein Verfechter der „sozialen Demokratie“ und in seinen späteren Lebensjahren offener Sympathisant der auf nationaler wie internationaler Ebene entstehenden Arbeiterbewegung. Deshalb greift für ihn die vielfach zitierte These Gramscis über das Risorgimento als „passive Revolution“ zur Festigung der Hegemonie der liberalen Oberschichten für eine Beurteilung des Wirkens des Condottiere und seiner Anhänger zu kurz, reduziert sie deren Bedeutung doch auf die Rolle von manipulierten Marionetten in den Händen Cavours. Ebenso reduktiv erscheint ihm aber auch die Beschreibung Garibaldis als eine irrational-romantische und vorrangig durch

die Imaginationen seiner Zeitgenossen produzierte Heldenikone, wie sie seiner Ansicht nach mit den kulturhistorischen Arbeiten Alberto Mario Bantis, Paul Ginsborgs und Lucy Rialls anvisiert wird. Die Stilisierung Garibaldis zum Mythos, so suggeriert es die Darstellung, muss vielmehr in Verbindung mit ihrer ideologischen Funktion für die Durchsetzung politischer und gesellschaftlicher Wertvorstellungen gesehen werden, die typisch für die europäische Entwicklung des 19. Jh. waren: die geeinte Nation, das Volk als selbständige politische Kategorie, der freiwillige militärische Einsatz für diese Werte und das Aufkommen eines solidarischen Vereinswesens. Das Bild des Gründerheros, an dessen Entstehung dieser persönlich mitwirkte, stellte nämlich für die städtischen Bevölkerungsschichten, die sich in den Reihen seiner Truppen stets wiederfanden, ein geeignetes Identifikationsangebot für ihre partizipatorischen Ambitionen dar, und zwar als Mittlergestalt zwischen den alten Konventionen des Ancien Régime einerseits und den innovativen Formen gemeinschaftlicher Mitbestimmung andererseits. Erhoben zum nationalen Kollektivsymbol, gleichzeitig sowohl innerhalb wie außerhalb der Gesellschaft stehend, vereinigte der Condottiere auf widersprüchliche Weise den Ausbruch aus der etablierten legitimen Ordnung mit deren Überführung in eine neue Art von Legitimität in sich, der er sich am Ende selbst zu unterwerfen hatte. Da er nach Vollbringung der italienischen Einheit außerdem als Verteidiger der Rechte des gesamten Volkes gefeiert wurde, stellte sich mit der Berufung auf ihn auch die Frage nach einer umfassenderen Demokratisierung des Landes immer wieder aufs Neue. Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation bewegten sich ebenfalls etliche Lebensläufe der Gefolgsleute Garibaldis, die nach ihrer Teilnahme an seinen Militärkampagnen die Politik des vereinten Italiens in- und außerhalb der Ministerien und des Parlaments mitgestalteten; man denke nur an Crispi oder Cairoli, die nach dem Aufstieg der „Sinistra storica“ Mitte der 1870er Jahre Ministerpräsidenten wurden. Neben diesen und anderen Garibaldinern, die eine gewisse Bereitschaft zeigten, sich mit der konstitutionellen Monarchie zu arrangieren, ordneten sich weitere ehemalige Freiwillige in die Reihen der extremen Linken ein, sodass hier von einer homogenen Gruppe keine Rede sein kann. Immerhin wurde so die soziale Basis der an der Politik des Landes aktiv Beteiligten gegenüber den traditionellen Eliten stetig erweitert. Denn die Garibaldiner entfalteten ein breitgefächertes Engagement im Sinne einer Ausdehnung der Repräsentation des Volkes über die parlamentarischen Institutionen und der Ausbildung eines modernen laizistischen Staates, bis hin zur Forderung nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Abgesehen von der während der Militäreinsätze gemachten Erfahrung einer engen Solidargemeinschaft wurden sie dabei, wie Garibaldi, vom Gedankengut der Saint-Simonisten, Mazzinis und des Freimau-

rertums beeinflusst. Viele von ihnen folgten zudem den sich ausbreitenden sozialistischen oder anarchistischen Ansätzen von Marx und Bakunin. Die damit einhergehende Unterstützung zahlreicher emanzipatorischer Organisationen und Arbeiterbünde auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene sowie einzelner Freiheitskämpfe in Europa, besonders seitens der jüngeren Generation von Freiwilligen und ihres Anführers selbst, wirkte Degl'Innocenti zufolge auch als Vorbereitung für die Entstehung des PSI. Führende Sozialisten wie zum Beispiel Costa stellten den Helden als Vorläufer ihrer Bewegung dar, selbst wenn sie sich bald von dessen inzwischen als überholt erachteten patriotischen Idealen absetzten. Spätestens hier stellt sich dem Leser allerdings die Frage, für wie zielgerichtet, rational und reflektiert man das Handeln Garibaldis und mancher seiner Anhänger tatsächlich bewerten kann. Eine intensivere Auseinandersetzung mit ihren politischen Diskursen, die der Autor zugunsten langwieriger Aufzählungen von Fakten und allgemeiner theoretischer Erwägungen hintenangestellt hat, wäre wünschenswert gewesen. Somit ist zwar der „politische" und „soziale" Garibaldi wieder stärker ins Blickfeld geraten, über diesen müssten aber noch tiefergehende Analysen folgen. Jan-Pieter Forßmann

Margherita Marchi (1901–1956) e le origini delle Benedettine di Viboldone. Saggi e ricerche nel 50° della morte, a cura di Mauro Tagliabue, Deus sitit sitiri. Collana di storia, cultura, spiritualità 1, Milano (Vita e Pensiero) 2007, XVI, 406 S., Abb., ISBN 978-88-343-1593-4, € 25. – Mit dem vorliegenden Band wird eine neue Reihe initiiert, die sich der Geschichte der bei Mailand gelegenen Abtei Viboldone, aber auch allgemeineren Fragestellungen zum Benediktinertum widmen soll. Den Auftakt bilden die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung vom Oktober 2006 unter der Leitung des profunden Kenners der Ordensgeschichte Italiens, Mauro Tagliabue, der hier eine erste Analyse des Lebens und Wirkens der in Deutschland kaum bekannten Benediktinerin Margherita Marchi († 1956) vorlegt. Margherita Marchi zählte zu jenen Personen, denen bei der Etablierung der *vita religiosa* von Frauen gemäß der Benediktsregel in Italien in der ersten Hälfte des 20. Jh. eine wichtige Rolle zukam. Im Gegensatz zu den Männerklöstern, die zu dieser Zeit in den europäischen Ländern einen enormen Aufschwung erfuhren, was sich vor allem in der Gründung zahlreicher monastischer Gemeinschaften und dem Zusammenschluss weit vernetzter Klosterkongregationen widerspiegelt, ist die Rolle von benediktinischen Frauenkommunitäten bisher ebenso wenig erforscht wie die Bedeutung einzelner Nonnen. Die hier vorliegende Neuakzentuierung war vor allem durch die außergewöhnlich gute Überlieferungslage zu realisieren, denn fast 2000 Briefe sind von Margherita Marchi erhalten. Zu-

nächst zeichnet Fulvio de Giorgio die Biografie Margherita Marchis nach, die nicht in einer katholischen Familie aufgewachsen ist und erst im Jugendalter getauft wurde. Die religiösen Impulse während ihres Studiums, ihr Engagement als Erzieherin, ihr wachsendes Interesse an einer religiösen Lebensform, ihr Eintritt in das Noviziat bei den Sorelle dei Poveri di Fontebecci im Jahre 1924, ihre Trennung von ihnen und die Neugründung einer Frauenkommunität in Montefiole 1936 sowie schließlich im Jahre 1941 die Umsiedlung in das Kloster Viboldone und ihr Abbatiat werden in erster Linie anhand ihrer bisher weitgehend unbekannten Briefe dokumentiert, die sie an Familienmitglieder, Geistliche und Mitschwestern richtete. Anhand dieser Briefe erhält die Forschung detaillierte Einblicke in die Genese einer Frauengemeinschaft, deren Lebensumstände und die Kontakte zu hochstehenden Geistlichen, wie den beiden Mailänder Erzbischöfen Kardinal Ildefonso Schuster und Kardinal Giovanni Battista Montini, dem späteren Papst Paul VI. Fünf weitere Frauen werden im Beitrag von Giovanni Spinelli vorgestellt, die deutliche Parallelen zur Biografie Margherita Marchis aufweisen. Gemeinsam sind ihnen eine weiterführende Ausbildung, ihr pädagogisches Engagement, der Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft, die spätere Stellung als Vorsteherin der jeweiligen Gemeinschaft, die Nähe zu Äbten und Bischöfen sowie die – zum Teil noch erhaltene, jedoch nur in Ansätzen ausgewertete – umfangreiche Korrespondenz. Den Anfängen der Benediktinerinnengemeinschaft in Viboldone um Margherita Marchi widmet sich Maria Ignazia Angelini, während Gabriele Archetti die Beziehung dieser Gemeinschaft zum Mailänder Erzbischof Montini beleuchtet. Anhand von 22 Briefen an die Benediktinerinnen wird die persönliche Beziehung des Metropoliten zu einem Frauenkloster seiner Erzdiözese deutlich, die zumindest bis in das Jahr 1970 dokumentiert werden kann. Im Beitrag von Maria Clemente Moro werden die überlieferten Briefe systematisiert, die Margherita Marchi zwischen 1918 und 1955 versandte und empfing. Den Hauptteil bilden über 900 Briefe an die Schwesterngemeinschaft, deren Auswertung noch ebenso bevorsteht wie eine Befragung der 176 Briefe an Kardinal Schuster. Zusammen mit der Liste aller Konventsmitglieder bis zum Jahr 1956, die Maria Giovanni Brutti nach dem Professdatum der Nonnen geordnet hat, ist hier der Grundstein für zukünftige Forschungen zu dieser Gemeinschaft gelegt. Der vorliegende Band wurde durch ein vorzügliches Register erschlossen und durch mehrere Abbildungen bereichert.

Jörg Voigt

Patrik Hof, Kurswechsel an der Börse – Kapitalmarkt unter Hitler und Mussolini. Wertpapierhandel im deutschen Nationalsozialismus (1933–1945) und im italienischen Faschismus (1922–1945), Forum Europäische Geschichte

6, München (Meidenbauer) 2008, 480 S., ISBN 978-3-89975-663-0, € 59,90. – Die wissenschaftliche Literatur über den Wertpapierhandel im deutschen Nationalsozialismus (1933–1945) und im italienischen Faschismus (1922–1945) wird durch die vorliegende Arbeit von Patrik Hof nicht nur sinnvoll ergänzt, sondern stellt ein wichtiges Grundlagenwerk dar, welches sich zum ersten Mal mit dem Vergleich der Kapitalmarktpolitik unter Hitler und Mussolini beschäftigt. In der vorliegenden Studie verfolgt der Autor nicht das Ziel, „einen Ersatz für eine umfassende Vergleichsanalyse der beiden Börsensysteme zu bieten", sondern versteht die Arbeit richtigerweise als „Pionierstudie, die ein Anstoß für eine breitere geschichtswissenschaftliche Analyse der europäischen Börsengeschichte sein soll". In drei Kapiteln, die sich im großen und ganzen an den politischen Zäsuren orientieren, geht Patrik Hof diesen Themen nach. Er beginnt mit der Analyse der Gleichschaltung der Börsen in Italien und Deutschland nach der Machtergreifung der Faschisten im Jahre 1922 und der Nationalsozialisten im Jahre 1933. Eine „Gleichschaltung", die ursprünglich die Aufhebung der unterschiedlichen regionalpolitischen Institutionen sowie eine komplette Zentralisierung auf die Staatsmacht bedeutete. Wie Patrik Hof in seiner Einleitung bemerkt, lag das Hauptproblem bei seiner Recherche darin, „dass ein Großteil der Archivbestände über den Börsenmarkt verlorengegangen ist und dadurch der Untersuchung Grenzen gesetzt worden sind". Das Abhandenkommen von Dokumenten und Aufzeichnungen kommt besonders im ersten Kapitel zum tragen, in welchem vom Autor – fast logischerweise – eine Person unerwähnt blieb, welche nicht nur die italienische Börsengeschichte sondern auch die Kapitalmarktpolitik unter Mussolini bis 1935 entscheidend mitgestaltete: Der Großindustrielle Carlo Feltrinelli. Carlo Feltrinelli, Jahrgang 1881, war bis zu seinem Selbstmord im Jahre 1935 – ausgelöst durch die „Machtübernahme" der IRI, des „Instituts für den industriellen Wiederaufbau", durch Alberto Beneduce, eine Art „geheimer Finanzminister" oder „dittatore economico" (S. 184f.), auf allen wichtigen Börsenplätzen vertreten, hatte er doch – neben riesigen Ländereien in Österreich und auf dem Balkan – die Präsidentenämter der Edison und der damaligen zweitgrößten Bank in Italien, den Credito Italiano, inne. Besonders verdienstvoll ist das zweite Großkapitel, in dem sich der Autor mit der Instrumentalisierung der Börsen und von der Möglichkeit, „die Wertpapierbörsen zunehmend auf die Staatsbedürfnisse auszurichten", beschäftigt. Die Geschichte der Börse und der Wirtschaftsgeschichte im allgemeinen in der faschistischen Ära wurde von der Forschung lange mehr als stiefmütterlich behandelt. Zu unbedeutend schien diese durch die autarkistische Abschließung, angebliche korporative Misswirtschaft gekennzeichnete Phase, als dass man ihr eine Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes beimessen wollte, obwohl ohne

die Investitionen und die technologischen Innovationen der dreißiger Jahre der wirtschaftliche Aufschwung und der Wachstumszyklus der fünfziger Jahre in Italien nicht zu erklären gewesen wäre. Im letzten großen Kapitel beschäftigt sich Patrik Hof mit der „Entfunktionalisierung der Börse" bis zum Fall der Nationalsozialisten und Faschisten im Jahre 1945. Auffallend ist hier allerdings, dass Patrik Hof nur wenig auf die geschichtlichen Hintergründe in der Republik von Salò und deren großen Auswirkungen auch auf die Börsen in Norditalien einging. Patrik Hof verweist zwar darauf, dass „die allgemeinen ökonomischen Probleme in der RSI, die die deutsche Besatzungsmacht trotz eines praktizierten Wirtschaftsdirigismus nicht in den Griff bekam, immer weiter zunahmen", aber wie dramatisch die wirtschaftliche Lage in der Republik von Salò wirklich war, lässt sich aus seinen Ausführungen nur schwer erkennen. Dies soll den Wert der Arbeit nicht im geringsten schmälern. Es muss hier nochmals ausdrücklich betont werden, dass es Patrik Hof gelungen ist, eine wichtige Grundlagenarbeit zu verfassen, in der der Verfasser das Quellenmaterial mit größter Akribie zusammengetragen, gesichtet und ihren Themenbereichen zugeordnet hat. Zukünftige Forscher, die sich mit ihnen beschäftigen, dürften auf diese Arbeit als wichtige Arbeitsgrundlage zurückgreifen. Ob allerdings die faschistische Marionettenregierung in der Republik von Salò das Tempo der antijüdischen Verordnungen auf dem Feld der ökonomischen Enteignungen vorgab, „und nicht etwa eine deutsche Dienststelle" (S. 355), muss noch durch weitere Forschungsarbeiten belegt oder korrigiert werden. Klaus Riehle

Carlo Melograni, Architettura italiana sotto il fascismo. L'orgoglio della modestia contro la retorica monumentale 1926–1945, Nuova cultura 199, Torino (Bollati Boringhieri) 2008, 320 S., Abb., ISBN 978-88-339-1942-3. € 24. – Gleich zu Beginn stellt sich bei Carlo Melogranis Publikation die Frage, ob das Thema „Architektur während des Faschismus" nicht schon umfassend bearbeitet worden ist. Zu den damaligen Voraussetzungen, Entwürfen und baulichen Ausführungen liegen seit den siebziger Jahren zahlreiche Publikationen italienischer Architekturhistoriker wie die von Carlo Fabrizio Carli, Giorgio Ciucci, Carlo Cresti, Silvia Danesi, Bruno Zevi und vieler anderer vor. Melograni beeilt sich daher, bereits in der Einleitung sein Anliegen hervorzuheben: Bei seiner Auseinandersetzung geht es ihm ausschließlich um die moderne Bewegung, die sich in den größeren Städten wie Mailand, Turin und Rom Anfang des 20. Jh. formiert hatte. Ihre bekanntesten Projekte stehen im Mittelpunkt seiner Analyse. Anstatt sich aber auf bestimmte bauliche Konzepte zu konzentrieren, werden übergreifende Zusammenhänge konstruiert, um damit ein Bild von einem Italien zu zeichnen, das zwischen den beiden Welt-

kriegen „gedacht, entworfen, gebaut" hat. Melograni selbst hat sich 1941 in der Architekturfakultät in Rom eingeschrieben und dort noch einige der prominentesten Baukünstler kennengelernt, welche die Architekturlandschaft Italiens zwischen 1926 und 1945 maßgeblich mitgestaltet haben. Das mag die Ursache dafür sein, dass er bisweilen den sachlichen Abstand verliert und gerne von „unserer modernen Architektur" spricht, keine Analyse der Forschungsliteratur vornimmt, sondern lediglich die Zeitgenossen durch ihre eigenen Publikationen zu Wort kommen lässt. Historiker – so bekennt er schon in seiner Einführung – sei er nicht und besitze auch keinen Anspruch als solcher wahrgenommen zu werden. Melograni gliedert seine Ausführungen in drei Hauptkapitel, die er thematisch wählt und chronologisch aufbaut. Im ersten Teil konzentriert er sich auf die Formierung der jungen italienischen Architekten, etwa in der „Gruppe 7", und auf ihren Kampf um Anerkennung als neue Stilrichtung, die das revolutionäre, faschistische Italien zu repräsentieren versprach. Die Mailänder Architekturtriennale (1933), die Ausstellung der faschistischen Revolution (1932–1934) und schließlich die Errichtung des modernen Bahnhofs in Florenz (1934) waren zweifellos Möglichkeiten für die italienische Avantgarde, prägnante Akzente nach außen zu setzen und interne Positionen auszuloten. Bei den öffentlichen Wettbewerben des faschistischen Regimes hingegen lassen sich auf Seiten der rationalistischen Konzepte nicht nur Siege, sondern vor allem auch Niederlagen verbuchen. Dies ist Thema des zweiten Hauptkapitels. Deutlich wird, dass die jungen Architekten eingeschränkte Chancen besaßen, mussten sie sich doch Marcello Piacentini, dem tatsächlichen Staatsarchitekten, meist unterordnen, der bei allen bedeutenderen politischen Projekten seine akademische, monumentale Handschrift hinterließ. Dazu zählte die *Città Universitaria* (1935) genauso wie das Gelände der EUR (1938). Um bei größeren Projekten überhaupt mitwirken zu können, gingen die rationalistischen Architekten Kompromisse ein, die dazu führten, dass sie am Ende ihren eigenen Anforderungen nicht mehr gerecht werden konnten. Eine große Ausnahme stellte die von Giuseppe Terragni entworfene *Casa del Fascio* in Como (1936) dar, deren aufgelöste Fassade vom breiten italienischen Publikum allerdings negativ aufgenommen wurde. Daraus schließt Melograni, dass viele der modernen Ideen für die Werke des Regimes völlig inadäquat waren. Die Verfechter des neuen Architekturstils konnten daher weder den Wettbewerb für das Parteigebäude in Rom (1936), noch den für das Foro Mussolini (1935) gewinnen. Seine Bilanz zieht der Vf. im letzten Hauptteil, den er ganz der Gestaltung sozialer und infrastruktureller Einrichtungen in Italien gewidmet hat. Die Vertreter einer modernen Architektursprache konnten gerade auf diesem bedeutenden Gebiet ihre Ideen und Ideale umsetzen, da die akademische Fraktion hier keinerlei Interesse zeigte.

Melograni bezeichnet diese Projekte als „Architettura minore“ (zweitklassige Architektur), charakterisiert sie aber gleichzeitig als die Bauform, welche die Physiognomie einer Stadt und einer Nation am stärksten beeinflussen kann. Giuseppe Paganos Mailänder Universität Bocconi (1941), Luigi Nervis Flughafenkonstruktion (1936), die zahlreichen Einfamilienhäuser von Giuseppe Terragni, Gio Ponti, Mario Ridolfi oder Luigi Piccinato und vor allem die Projekte im sozialen Wohnungsbau verdeutlichen, dass nicht die zahlreichen Repräsentativbauten des Regimes den alltäglichen Lebensraum der Menschen entscheidend gestalteten. Folglich preist Melograni die jungen Architekten auch als die eigentlichen Sieger ihrer Zeit. Schon der Untertitel „L'orgoglio della modestia contro la retorica monumentale 1926–1945“ zeigt, dass es dem Vf. darum geht, die avantgardistischen Vorstellungen und Ideen in einem Feldzug gegen die akademische Schule antreten zu lassen. Dabei werden weder die verwobenen Strukturen und Verbindungen der einzelnen Baukünstler untereinander aufgezeigt, noch der Einfluss der faschistischen Baupolitik mit einbezogen. Dass eine solche Schwarzweiß-Malerei heute schon überholt ist, belegt allein die neueste Forschung. Paolo Nicolosis Publikation „Mussolini architetto“ zeigt, dass die politischen Idealvorstellungen des Faschismus untrennbar mit den modernen baulichen Ansprüchen auf Fortschritt und avantgardistischer Gestaltungskraft verwoben waren und die Architektenförderung der *scuola romana* sich diesen Ambitionen ebenfalls unterzuordnen hatte. Simone Bader

Pier Giorgio Zunino (a cura di), Università e accademie negli anni del fascismo e del nazismo. Atti del convegno internazionale Torino, 11–13 maggio 2005, Firenze (Leo S. Olschki) 2007, 448 S., ISBN 978-88-222-5735-2, € 52. – Es gibt kaum zentralere Probleme der internationalen Zeitgeschichte als die Frage nach der Eindringtiefe der faschistischen Diktaturen in die europäischen Gesellschaften der Zwischenkriegszeit. Der vorliegende Sammelband geht dieser Frage auf dem Feld der Wissenschaft nach und untersucht am Beispiel des faschistischen Italien und des nationalsozialistischen Deutschland, in welchem Maß Philosophen, Historiker, aber auch Biologen, Chemiker und Mathematiker den beiden Führerstaaten zuarbeiteten. Hierfür hat der Herausgeber, Pier Giorgio Zunino, Zeithistoriker an der Universität Turin, 16 hochkarätige Kolleginnen und Kollegen aus Italien und Deutschland gewinnen können. In seiner resümierenden Einleitung zeigt sich Herausgeber Zunino überrascht, wie eng gewebt das „totalitäre Netzwerk“ aus Wissenschaft und Politik in beiden Staaten tatsächlich war. Ausgesprochen viele Wissenschaftler hätten aus Karrieregründen, nicht wenige sogar aus innerer Überzeugung die beiden Regime unterstützt; die bislang in Italien vertretene Vorstellung, in

den Universitäten habe man verdeckten bis offenen Widerstand geleistet, müsse man deshalb ins Reich der Legende verweisen. Tatsächlich kann etwa Annalisa Capristo zeigen, dass die italienischen Akademien und Kulturinstitute nach der Verabschiedung der faschistischen Rassengesetzgebung 1938 nicht nur den Ausschluss ihrer insgesamt über 700 jüdischen Mitglieder ohne jeden Einspruch hinnahmen. In völligem Gehorsam füllten Verbandsfunktionäre auch die entsprechenden Fragebögen der italienischen Rassenbehörden aus, ohne die die Identifikation und schließlich der Ausschluss der „nichtarischen" Kolleginnen und Kollegen gar nicht möglich gewesen wären. Wirklich nachdenklich stimmt, dass etlichen bei einer etwaigen Verweigerung nicht einmal ernsthafte Sanktionen gedroht hätten. Diese hier aufscheinende Indifferenz lässt sich wohl nicht zuletzt auch auf die gezielte Politik der Korruption zurückführen, die das faschistische Regime seit Jahren gegenüber seinen Wissenschaftlern übte, wie Gabriele Turi am Beispiel der 1926 neu gegründeten *Accademia d'Italia* verdeutlicht. Die *Accademia*, die zu den bedeutendsten Wissenschafts- und Kultureinrichtungen des Faschismus zählte und die „nationale Reinheit" der künstlerischen wie wissenschaftlichen Produktion zu überwachen hatte, vergab hoch dotierte Preise und Stipendien für diejenigen, die beispielsweise Propaganda zugunsten der faschistischen Außenpolitik betrieben. Dadurch gerieten Turi zufolge Künstler und Wissenschaftler in eine immer größere ökonomische und wohl auch geistige Abhängigkeit vom Regime. Noch nicht abzuschätzen ist, welche der beiden Diktaturen tiefer in Kunst und Wissenschaft eindrang. Der Sammelband dokumentiert nämlich zugleich einen sehr asymmetrischen Forschungsstand: Während auf deutscher Seite bereits zahlreiche Beiträge zur Wissenschaftspolitik des Nationalsozialismus vorliegen, hat man in Italien erst vor einiger Zeit begonnen sich des Themas anzunehmen. Hinzu kommt, dass sich viele italienische Kollegen noch sehr stark auf Einzelpersonen in Forschung und Kunst konzentrierten (siehe etwa die Sammelbandbeiträge von Massimo Mastrogregori und Carlo Augusto Viani); gruppenbiographische Studien, wie sie mustergültig Michael Grüttner für das deutsche Universitätspersonal vorgelegt hat, dagegen stehen noch weitestgehend aus. Auch wäre es weiterführend, würde die italienische Forschung stärker die lebensweltlichen und ideologischen Prägungen der beteiligten Wissenschaftler ausleuchten. Wolfgang Schieder hat in seinem Beitrag zum Biochemiker Adolf Butenandt Maßstäbe gesetzt, wie eine solche biographisch ausgerichtete Forschung aussehen kann, die wissenschaftliche wie politische Aspekte eines Wissenschaftlerlebens miteinander verzahnt und aufeinander bezieht. Es bleibt deshalb zu hoffen, dass sich die italienische Forschung vom Sammelband von Zunino inspirieren lässt. Dann werden stärker vergleichende Aussagen über die Wissenschaftspolitik in den beiden faschistischen Führerdiktaturen möglich. Patrick Bernhard

Teodoro Sala, Il fascismo italiano e gli Slavi del sud, Quaderni 22, Trieste (Istituto regionale per la Storia del Movimento di Liberazione nel Friuli Venezia Giulia) 2008, 390 pp., ISBN 978-88-904006-0-5, € 20. – Il volume raccoglie saggi già editi di Teodoro Sala, storico scomparso nel 2006, già professore di Storia contemporanea all'Università di Trieste e Presidente dell'Istituto regionale per la Storia del Movimento di Liberazione nel Friuli Venezia Giulia. Gli studi di Sala hanno rappresentato una pietra miliare nell'analisi delle politiche italiane di occupazione in Jugoslavia durante la seconda guerra mondiale ed hanno anticipato un'intera stagione di ricerche riguardanti i crimini di guerra commessi dalle truppe del Regio esercito in quel periodo. Sala, in particolare, è stato il primo studioso italiano ad utilizzare le fonti d'archivio e la storiografia jugoslava, ed a approfondire altre fonti, ad esempio la stampa per le truppe, assolutamente sconosciute fino alle sue pubblicazioni. Questo volume raccoglie quindi saggi che coprono quarant'anni di ricerche e, nonostante il tempo trascorso dalla prima apparizione di alcuni, rimangono assolutamente utili per le ricerche su questo difficile campo di studi. Il libro si apre con un saggio dedicato all'occupazione militare e civile nella „provincia" di Lubiana, che affronta i rapporti tra il commissario civile, Grazioli, e i vertici dell'esercito, impegnati in una non facile disputa tra loro per motivi di „competenza" ed alleati nella ancor più difficile repressione della Resistenza slovena. Il saggio sicuramente più originale è il secondo, che si occupa di „guerriglia e controguerriglia in Jugoslavia nella propaganda per le truppe occupanti italiana (1941–1943)" che analizza alcuni periodici assolutamente sconosciuti fino ad allora, quali „La Tradotta del Fronte Giulio", che permette di ricostruire non soltanto la propaganda ufficiale dell'esercito, ma anche il „comune sentire" di quei soldati che inviavano al periodico novelle, poesie e disegni. Importante anche la parte che si occupa della complicata situazione in Croazia, dove nazisti e fascisti si contendevano il favore degli Ustascia croati e tentavano di influire sul Poglavnik Pavelic allo scopo di „penetrare" nell'area balcanica sfruttando sia la vicinanza ideologica che il peso delle relazioni economiche e militari. Ancora molto utile inoltre il saggio dedicato all'8 settembre nei Balcani, che dà un quadro unitario ed esaustivo del dramma vissuto dai soldati italiani abbandonati dai loro superiori in un territorio ostile, e quello dedicato ai rapporti tra Guerra e amministrazione in tutto il territorio jugoslavo, pubblicato la prima volta nel 1990–1991, e che propone, per la prima volta, „l'ipotesi coloniale" per descrivere le politiche di sfruttamento dei territori e di repressione della Resistenza da parte delle truppe italiane. In questo saggio, in particolare, vengono date alcune notizie su Temistocle Testa, un personaggio che rivestirà in seguito dei ruoli piuttosto importanti nella Repubblica sociale italiana, e che come prefetto di Fiume

organizzò l'eccidio di centinaia di jugoslavi e la distruzione di decine di villaggi nella provincia da lui governata, e che organizzò un colossale „contrabbando di Stato" ai danni del governo croato al momento dell'introduzione della nuova moneta. In conclusione il lavoro di Sala propone delle linee di ricerca di estremo interesse, delle quali alcune hanno sollecitato nuove e innovative ricerche, mentre molte altre aspettano ancora di essere effettuate.

Amedeo Osti Guerrazzi

Jean-Louis Margolin, L'esercito dell'imperatore. Storia dei crimini di guerra giapponesi 1937–1945, Torino (Lindau) 2009, 655 pp., ISBN 978-88-7180-807-9, € 32. – La storia del Giappone contemporaneo è generalmente ignorata in Italia. Il terzo partner dell'Asse Roma-Tokio-Berlino, per quanto importante, viene generalmente considerato talmente lontano, talmente „altro" dagli storici che non viene in realtà preso in considerazione. La memoria della guerra nel Pacifico, nonostante la sua evidente rilevanza, viene normalmente affidata ai film di Hollywood. Soltanto nel 2007 è stato pubblicato in italiano il libro di Iris Chang, dedicato allo „stupro di Nanchino", che riporta la posizione ufficiosa cinese relativa ai crimini dell'esercito giapponese nel 1937. Leggendo il libro di Margolin ci si rende immediatamente conto dell'importanza dell'argomento nell'insieme della storia dei crimini e della brutalizzazione del conflitto nell'ambito delle guerre della prima metà del XX secolo. La descrizione della straordinaria violenza esercitata dall'esercito dell'Imperatore e gli orrori perpetrati in serie contro le popolazioni civili, e i militari fatti prigionieri, permette di capire molto meglio, attraverso la comparazione che si può fare, ad esempio, con la guerra di sterminio scatenata da Hitler in Urss, quanto gli stati totalitari siano stati capaci di manipolare i loro cittadini e a quali vette di sadismo abbiano saputo convincere i propri soldati. L'esperienza della guerra, unita ad una pesantissima irreggimentazione delle coscienze e ad una ideologia ferocemente razzista, hanno permesso ad un esercito che aveva saputo distinguersi, nelle guerre precedenti, per il rispetto dei prigionieri e delle convenzioni internazionali, in una vera e propria associazione di criminali capace delle più oscene nefandezze. Il libro di Margolin, basato essenzialmente su una bibliografia giapponese (citata nelle edizioni in lingua inglese) e anglosassone, infatti, affronta tutta la storia recente del Giappone e delle sue guerre, a partire dalla prima guerra contro la Cina del 1894–1895, per capire le origini della violenza e la trasformazione di una società e di un esercito attraverso la militarizzazione crescente della società giapponese stessa e della sempre crescente brutalità dei metodi di addestramento delle reclute. Il risultato fu che la barbarie e il sadismo dimostrato dai soldati su tutti i fronti di guerra raggiunse dei livelli che non hanno nulla da invidiare a

quelli seguiti dai nazisti. Due esempi tra tutti, l'utilizzo di cavie umane in esperimenti scientifici tanto crudeli quanto insensati, e le esercitazioni all'uso della baionetta su prigionieri vivi, legati ad un palo. Il merito maggiore di Margolin è sicuramente quello di tentare di capire le radici di questa violenza, senza indulgere più del necessario nella descrizione di atti che hanno in genere solo il risultato di disgustare il lettore, e di non tacere degli effetti della brutalizzazione della guerra anche sui soldati americani. Uno degli aspetti più sorprendenti della guerra del Pacifico, attraverso la descrizione fatta in questo libro, è quello di essere assolutamente diversa da come raccontata anche in molte delle storie militari, cioè una guerra essenzialmente „pulita" e tecnologica, senza coinvolgimento di popolazioni civili e senza eccessive barbarie. Si trattò invece di una guerra dove l'uso di non fare prigionieri, da una parte e dall'altra, era molto più comune di quello di rispettare le bandiere bianche o le insegne della Croce Rossa. Una guerra barbara, dove la brutalizzazione e il disprezzo per le regole è stata una caratteristica comune a tutti i contendenti. Il libro, in conclusione, è di straordinario interesse e utilità e si spera possa diventare il primo di una lunga serie di traduzioni di lavori su questo tema.

Amedeo Osti Guerrazzi

Alberto Tronchin, Un „giusto" ritrovato. Karel Weirich: la Resistenza civile e il salvataggio degli ebrei in Italia, prefazione di Francesco Leoncini, Treviso (Cierre) 2007, 149 S., ISBN 88-88880-26-7, € 12. – Das faschistische Italien bot trotz der Rassengesetze von 1938 für viele Juden aus Ost- und Mitteleuropa eine „Zuflucht auf Widerruf" (K. Voigt). Doch die Internierungsanweisung für die ausländischen Juden ab Juni 1940 bedeutete für viele eine dramatische Verschärfung ihrer ohnehin schon prekären Situation. Angesichts einer oft ökonomischen wie gesundheitlichen Notlage gab es nicht viele Rettungsanker, die sich für die internierten Juden auf ausländischem italienischem Boden auftaten: doch Karel Weirich (1906–1981) war ein solcher Nothelfer. Nach dem Eintritt Italiens in den Zweiten Weltkrieg gründete er die *Opera di San Venceslao* (S. 59–60), die sich derjenigen Tschechoslowaken in Italien annahm, die sich ihren Lebensunterhalt nicht selbst verdienen konnten: die Zielgruppe der privaten Stiftung waren damit ganz überwiegend tschechische und slowakische Juden, denen die Aufnahme einer Tätigkeit in Italien verwehrt war. Es war ein Glücksfall, daß der Vf. über die Nichte Weirichs das Archiv dieser Hilfsorganisation studieren und in Kopie in das Resistenza-Institut von Treviso transferieren konnte. Aus den Akten geht die enorme Hilfsleistung dieser kleinen Gruppe hervor (der neben Weirich der Pater Prof. Olsr sowie der Weltkriegsoberst Viktor Miller angehörten), die Hunderten von geflohenen tschechoslowakischen Juden finanzielle Unterstützung in der Inter-

nierung und in der noch gefährlicheren Zeit unter deutscher Besatzung mitunter auch gefälschte Pässe zukommen lassen konnte. Hilfe für die verfolgten Juden ging hier mit anti-nationalsozialistischem Widerstand Hand in Hand. Die tschechoslowakische Exilregierung anerkannte Weirichs *Opera* und das tschechoslawakische Rote Kreuz trug aus London ebenfalls zur Finanzierung bei. Trotz dieser offiziellen Unterstützung ist die Motivation Weirichs offenbar eine ganz individuelle gewesen, getragen von seinem Wahlrömertum, seiner römisch-katholischen Sozialisation, seinem Selbstverständnis als Vatikan-Angestellter und seiner Tätigkeit als tschechoslowakischer Journalist in Rom. Böhmische Herkunft und römische Sozialisation verbanden sich in ihm mit katholischer Prägung. 1906 in Rom zur Welt gekommen konnte Karel, trotz der Entwurzelung, die der Erste Weltkrieg für die wahlrömische Familie bedeutete, nach Gymnasialzeiten im Kloster Einsiedeln und am Päpstlichen Institut S. Apollinare sein Abitur am renommiertesten humanistischen Gymnasium Roms ablegen: dem Visconti. Er fand eine Anstellung als Stenograph im Vatikan, schrieb Artikel für den Osservatore Romano und ab 1935 vor allem für die tschechoslowakische Nachrichtenagentur. Auch nach 1939 konnte er Kontakt zu führenden Exponenten des tschechosloswakischen Widerstands halten. Von der Gestapo am 1. April 1944 verhaftet und von einem deutschen Militärgericht in Rom zum Tode verurteilt, intervenierte der Vatikan für seinen als unpolitisch deklarierten Angestellten, was zwar zu einer Umwandlung der Strafe in 18 Monate Zuchthaus führte, aber seine Deportation nach Deutschland – wenige Tage vor der Befreiung Roms – nicht verhindern konnte, die ihn erst nach Stadelheim und dann ins KZ Kolbermoor führte, wo ihn die US-Armee am 2. Mai 1945 befreite. Die Korrespondenz Weirichs, die er unter den Treppenstufen seiner Wohnung versteckt hatte, blieb auch der Gestapo verborgen. Die erfolgreiche Hilfeleistung blieb so der Historiographie, die sich überwiegend auf die staatliche Überlieferung stützt, unbekannt. Aufhebens hat Weirich von seiner Hilfsaktion zu Lebzeiten nie gemacht. Die Geschichte dieser individuellen Hilfeleistungen bleibt für das deutsch besetzte Italien noch zu großen Teilen zu rekonstruieren und an die Seite der jüdischen und katholischen Hilfsorganisationen zu stellen. Auch in den Unterlagen der israelischen Verfahren zur Nominierung von „Gerechten" dürften noch viel Material stecken, das dabei helfen könnte, die Frage aufzuklären, warum gerade in Italien der Anteil der geretteten Juden höher war als in den meisten anderen nationalsozialistisch besetzten Ländern Europas. Lutz Klinkhammer

Andrea Riccardi, L'inverno più lungo. 1943–44: Pio XII, gli ebrei e i nazisti a Roma, Roma-Bari (Laterza) 2008, 404 S., ISBN 978-884208673-4, € 18. – Rom unter deutscher Besatzung: ein verlängerter „Winter", der neun

Monate dauerte und die Bevölkerung der Ewigen Stadt dem Hunger aussetzte, der Angst vor Verhaftung, vor Folter, vor Deportation und Tod: insbesondere für die in Rom befindlichen Juden. Trotz dieser Ausgangslage handelt dieses Buch vor allem von den Überlebenden. Die Fakten sind seit langem bekannt: in Rom überlebten mehr als 10.000 Juden; von diesen hatten über 4 000 in kirchlichen Einrichtungen Aufnahme und Schutz gefunden. Die Liste der rettenden kirchlichen Institutionen ist schon von Renzo De Felice 1961 publiziert worden. (S. 244). Das Verzeichnis selbst war dem Historiker von Pater Leiber übergeben worden und ging vermutlich auf das unmittelbare Kriegsende zurück. Seitdem gibt es eine, durch die Anklage Hochhuths noch verschärfte Debatte über die Haltung des Vatikans gegenüber der nationalsozialistischen Verfolgung der Juden. Angesichts dieser Ausgangslage versucht der Vf., Vorsitzender von Sant'Egidio und seit 2009 Träger des Karlspreises der Stadt Aachen, zu zeigen, daß die Kurie selbst, wenigstens in Rom, eine Rolle bei dieser beträchtlichen Rettungsaktion gespielt hat. Gegen Susan Zuccotti hebt Riccardi hervor, daß es nicht der Wirklichkeit entspräche, würde man die rettende Aktion des Welt- und Ordensklerus in Rom nur als eine generöse Bewegung an der Basis ansehen, losgelöst von Diözese, Kurie und Papst (S. 279f.). Der Vf. will sich aber nicht zu sehr auf Pius XII. konzentrieren (der „gewußt hat, daß das seine ein 'Schweigen' war", S. XIV), sondern vielmehr aufzeigen, daß die „religiöse Welt Roms, mit ihren Grenzen und der Mentalität jener Jahre, ein Reservoir von Humanität in einer so dunklen Zeit" gewesen sei (S. XII). Die Rekonstruktion der Rettung, die Riccardi vornimmt, quillt über von Erinnerungen der Zeitgenossen, von Chroniken der Ereignisse, von Interviews aus späteren Jahrzehnten, die mit Augenzeugen und Protagonisten jener enormen Rettungsaktion von Verfolgten des NS- und des Salò-Regimes geführt worden sind. Es entsteht so in lebendiger Weise vor unseren Augen eine eigene Welt katholischer Hilfsorganisationen und -leistungen, die sich – neben den Aktionen der jüdischen Hilfsorganisationen und der individuellen Hilfe für die Verfolgten in Stadtteilen und Privatwohnungen Roms – entfaltete (S. 225). Diese katholische Aufnahmebereitschaft äußerte sich spontan (schon vor dem Datum des 16. Oktober 1943, dem Tag der Verhaftung der römischen Juden) und vorwiegend von seiten weiblicher Religiosen. Die Aufnahme von Verfolgten setzte den Pfarrklerus und die Nonnen einem weit höheren Risiko aus als es diejenigen liefen, die wichtigen Persönlichkeiten halfen, innerhalb des Laterans (im Seminario Romano) oder des Vatikans Zuflucht zu finden. Diese beiden Komplexe erwiesen sich als geschützte Orte für die Verfolgten, auch weil der NS-Staat den Vatikanstaat und seine extraterritorialen Gebäudekomplexe nicht berührte, obwohl er um die *Resistenza* im Konvent wußte. Die Rettung eines großen Teils der in Rom befindlichen Juden war jedoch

keine Ausnahme: ein ähnlich hoher Anteil von Geretteten läßt sich auch für Italien als Ganzes feststellen. Die Präsenz der Kurie scheint daher nicht zu einer höheren Rettungsquote in der Stadt Rom geführt zu haben. Es waren vor allem Italiener, die den Juden halfen und sie damit retteten, so wie es sich auch bei jenen um Italiener handelte, die die Juden der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie auslieferten. Lutz Klinkhammer

Anna Maria Casavola, 7 ottobre 1943. La deportazione dei Carabinieri romani nei *Lager* nazisti, prefazione di Antonio Parisella, introduzione di Max Giacomini, postfazione di Giancarlo Barbonetti, La cultura 116, Roma (Studium) 2008, 192 S., Abb., ISBN 978-8-8382-4042-3, € 20. – Daß Abertausende von Italienern während der deutschen Besatzungszeit 1943–1945 in die Welt der nationalsozialistischen Konzentrations- und Internierungslager deportiert worden sind, ist seit Jahren Gegenstand einer intensiven Forschung, aber auch von Diskussionen in der Öffentlichkeit. Vor allem seit dem Machtwechsel der sechziger Jahre und dem deutsch-italienischen Wiedergutmachungsabkommen wird darum gerungen, wer als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt bzw. vergessen worden sei. Die Verschleppung der römischen Carabinieri in die Internierungslager in Deutschland und im deutsch besetzten Polen ist ein bislang vergessener, jedoch besonders erhellender Sonderfall. Während die Carabinieri als IMI in den Internierungslagern eine analog schlechte Behandlung zu den Soldaten der italienischen Armee erlitten, so sagt die besondere Geschichte ihrer Deportation nach Deutschland sehr viel mehr über den Radikalfaschismus von Salò aus als über den NS-Staat. Die „Republik" von Salò vollzog gegenüber den Carabinieri, die sich zum großem Teil ihrem Eid auf den König verpflichtet fühlten und nach dem 8. September von den neuen Machthabern als weitgehend „unzuverlässig" betrachtet wurden, 1943/44 jene zweite Welle der faschistischen Machtergreifung, die Mussolini in den 20 Regimejahren gegenüber den konservativen Steigbügelhaltern seiner Herrschaft nie gelungen war: mit Hilfe der deutschen Besatzungsmacht entledigten sich vor allem die alten Miliz-Faschisten einer stets als lästig empfundenen konkurrierenden Streitmacht. Die Entmachtung der Carabinieri, die von führenden Faschisten wie Graziani, Mischi und Ricci betrieben wurde, lief in verschiedenen Etappen ab: der erste Schritt war ihre Entwaffnung und anschließende Deportation aus Rom am 7. Oktober 1943; es folgte am 24. November und 8. Dezember 1943 die Einrichtung einer neuen Institution, der *Guardia nazionale repubblicana* (S. 142), die neben der faschistischen Miliz auch die Kolonialpolizei PAI sowie die nach der Überprüfung ihrer politischen Gesinnung übriggebliebenen Carabinieri umfassen sollte. Die dritte Etappe bestand in einer weiteren Deportationswelle: in der Nacht vom 4./5. August

1944 wurden die Carabinieri auch aus den größeren Städten Norditaliens, wie Mailand, Bologna und Turin, deportiert. Der Mechanismus war ähnlich wie im Oktober: die Carabinieri erhielten den Befehl vom Kriegsministerium des Salò-Regimes, sich in den Kasernen zu versammeln, die Waffen auszuhändigen und wurden dann mit ihrem Reisegepäck auf Eisenbahnwaggons gen Deutschland verfrachtet und von der Besatzungsmacht abtransportiert. Als vierte Etappe erfolgte im September 1944 dann die Entlassung aller restlichen Carabinieri aus dem Dienst (S. 149). Das Neue an der Studie von Casavola, die sehr den herangezogenen Tagebüchern und Erinnerungen der Überlebenden verpflichtet ist, ist nicht so sehr in der Rekonstruktion von Elementen der Lagererfahrung zu sehen, die im übrigen in vielem den bereits bekannten Berichten überlebender Offiziere und Soldaten der Armee entspricht, sondern vielmehr in der Verantwortlichkeit führender Faschisten des Salò-Regimes (Ricci, Nicchiarelli u. a. m.). Als Ministerpräsident De Gasperi im Sommer 1945 eine umfangreiche Dokumentation über die an Carabinieri in den Lagern begangenen Straftaten erhielt, blieb dies offenbar ohne jegliche politische wie juristische Folgen. Die Hoffnung der Carabinieri, die neue Nachkriegsrepublik werde sich nun diesem Unrecht widmen, ging fehl. Es blieb weitgehend unbeachtet (S. 28). Ausgesprochen milde war auch der Umgang mit den faschistischen Missetaten nach Kriegsende, wie dies auch jüngere Studien über die italienische Vergangenheits- und Amnestiepolitik nach 1946 gezeigt haben: Nicchiarelli wurde in erster Instanz zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt, doch der Kassationsgerichtshof hob zuerst die Strafe auf und erklärte dann auch die Straftat als inexistent. Ähnliches geschah mit Marschall Graziani bzw. General Delfini als dem Verantwortlichen respektive Organisator der Oktober-Deportation aus Rom, deren Rolle die Vf. über die Originaldokumente der Entwaffnungsbefehle, die im Faksimile abgedruckt sind, nachweisen kann. Ob der passive Widerstand und das Einverständnis mit den Partisanen bei den in Italien verbliebenen Carabinieri während deutscher Besatzung wirklich so groß war, wie es bei Casavola durchscheint, müßte noch systematischer erforscht werden. Daß 620 Carabinieri in den NS-Internierungslagern starben, ist jedoch nachgewiesen. 2735 Gefallene und 6521 Verwundete beklagte die *Benemerita* nach 1945 als Opfer von Salò und deutscher Besatzung. Darunter zählt auch die geradezu mythisch gewordene Gestalt von Salvo D'Acquisto. Auch wenn vieles noch näher zu erforschen bleibt, erweist sich die Deportation der Carabinieri als ein symptomatischer Fall der Abrechnung des späten Radikalfaschismus von Salò mit den Kompromissen des *Ventennio*. Die deutschen Besatzer waren willige Helfershelfer dieses Plans, die nach dem Krieg dazu benutzt wurden, um den Blick von den faschistischen Verantwortlichkeiten abzulenken. Die DC-Herrschaft ruhte gerade auf dieser Form der Ver-

gangenheitspolitik, die Amnestie und Amnesie miteinander zu verbinden wußte. Lutz Klinkhammer

Ingo Stader (Hg.), Ihr daheim und wir hier draußen. Ein Briefwechsel zwischen Ostfront und Heimat Juni 1941 – März 1943, Köln-Weimar-Wien (Böhlau) 2006, 248 S., € 24,90. – Zuweilen steht der Zufall für ein Buch Pate, so auch in diesem Fall, als der Herausgeber auf dem Flohmarkt einen Karton mit Briefen, Fotos und Postkarten erstand. Die scheinbar ungeordneten Papiere entpuppten sich bei genauerem Hinsehen als die Kriegskorrespondenz des 1907 in Stuttgart geborenen Arztes Adolf B., der im Juni 1941 mit der 25. Infanteriedivision zum Angriff auf die Sowjetunion angetreten war. Die Forschung hat Feldpostbriefe als historische Quelle lange Zeit vernachlässigt, und als man sie dann entdeckte, dienten sie zumeist dazu, den „Krieg des kleinen Mannes" zu rekonstruieren. Erst mit der neueren Täterforschung, die – motiviert durch die kontroverse Debatte um die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" – in den 1990er Jahren Fahrt aufnahm, gewann die Alltagsgeschichte des Krieges Anschluss an die großen Fragen der NS-Geschichte. Damit verstärkte sich aber auch das Interesse an Feldpostbriefen erheblich, wie sich an zahlreichen Publikationen zeigte. Der Zufallsfund auf dem Flohmarkt ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Zum einen handelt es sich bei den rund 300 Briefen um die weitgehend vollständige Korrespondenz eines Sanitätsoffiziers aus den ersten 20 Monaten des „Ostfeldzugs", die nicht nur Momentaufnahmen zeigt, sondern es auch ermöglicht, längerfristige Entwicklungen zu erkennen. Zum anderen pflegte Adolf B. Briefe, die ihn erreichten, zur Aufbewahrung nach Hause zurückzuschicken, das heißt, hier läßt sich anders als in den meisten Fällen das Wechselspiel zwischen Front und Heimat erkennen. Zudem wird deutlich, wie mit den Korrespondenzpartnern – etwa Familienmitglieder, andere Frontsoldaten, Kollegen aus dem zivilen Leben – Sprache und Themen wechselten. Für den Historiker sind die Briefe jedoch sicherlich interessanter als für den interessierten Laien, denn Adolf B. war alles andere als ein Meister des Genres. Seine Korrespondenz ist daher voll von Allgemeinplätzen und mehr oder weniger wichtigen Belangen des täglichen Lebens; stellenweise ist sie schlicht langweilig. Vom blutigen Geschäft des Chirurgen auf einem Hauptverbandplatz erfährt man nur am Rande, auch über Land und Leute schwieg sich Adolf B. weitgehend aus. Wenn er freilich über den Krieg schrieb, so ließ er keinen Zweifel an seiner Gesinnung. So liest man etwa in einem auf den 21. November 1941 datierten Brief an seine Eltern und Geschwister: „Gegenwärtig geht der Kampf ‚so nebenbei' auch gegen das Partisanentum! Einige dieser heimtückischen Gesellen wurden schon erhängt, viele erschossen. Gegen die rus-

sische Bevölkerung, – sofern sie sich nicht aktiv gegen den Bolschewismus wendet –, darf es keine Nachsicht geben, keine Mildtätigkeit dürfen wir walten lassen. Der Kampf geht vor allem auch gegen das asiatisch-jüdische Element. Es muß Europa von seinem Einfluß befreit werden. Wir müssen die Rächer sein für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt werden. Jede Erhebung versprengter Sowjetteile muß im Keime erstickt werden. Der Schrecken vor den deutschen Gegenmaßnahmen muß stärker sein als die Drohung der umherirrenden Bolschewisten. Das Leben unserer Truppen kann nur gesichert werden durch erbarmungslose Ausrottung artfremder Heimtücke und Grausamkeit; denn nur so wird das deutsche Volk, der gesamte europäische Kulturkreis von der asiatisch-jüdischen Gefahr ein für allemal befreit." Wie dieses Zitat zeigt, hatte Adolf B. – der aktives NSKK-Mitglied war und einem stark nazifizierten Berufsstand angehörte – grundlegende Prämissen des rassenideologischen Vernichtungskriegs gegen die Sowjetunion akzeptiert und verortete seine eigenen Erlebnisse in diesem Koordinatensystem. Die propagandistisch-ideologisch aufgeladene Deutung des Kriegsalltags ließ zwar Furcht und Resignation zu, aber keine grundsätzlichen Zweifel, ja sie scheint im Falle von Adolf B. selbst elementare mitmenschliche Regungen weitgehend erstickt zu haben. Hier zeigt sich ein Mechanismus, der für nicht wenige Soldaten des deutschen Ostheeres charakteristisch gewesen sein dürfte. Die Korrespondenz bricht 1943 ab; warum bleibt unklar. So erfährt der Leser nichts über das weitere Schicksal von Adolf B., der den Krieg überlebte und weiter als Arzt praktizierte. Man hätte sich an dieser Stelle mehr Informationen des Hg. gewünscht, der sich zwar bemüht hat, die Biographie und die Briefe seines Protagonisten in größere Zusammenhänge einzuordnen, was ihm aber nicht immer in zufriedenstellender Weise gelungen ist. Thomas Schlemmer

Thomas Kroll, Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Grossbritannien im Vergleich (1945–1956), Industrielle Welt 71, Köln- Weimar-Wien (Böhlau) 2007, 775 pp., ISBN 978-3-412-10806-9, € 74,90. – Il tema dell'impegno degli intellettuali nel movimento comunista è stato affrontato perlopiù in riferimento a singoli partiti o ambiti nazionali (PCI e PCF), o a determinati temi storici (i Fronti popolari, il mito dell'URSS), o sulla base di sillogi generali con una forte impronta politico-ideologica (è questo il caso della letteratura ispirata dalla teoria del totalitarismo degli anni '50 e di quella dei suoi tardi epigoni dopo il 1989). In tale scenario, il volume in esame si segnala positivamente almeno per tre motivi: il primo è che si tratta di una ricerca storica fondata su un vastissimo spettro di fonti originali tratte dagli Archivi dei partiti presi in esame, delle relative

istituzioni e commissioni culturali, e soprattutto dalle carte personali e dalle memorie dei protagonisti, con il corredo di un ricco apparato bibliografico; il secondo è l'ampio respiro storico e interpretativo, che risale indietro nel tempo alle generazioni di intellettuali formatesi durante la prima guerra mondiale e sull'onda della rivoluzione russa, e poi nelle esperienze fondanti dell'antifascismo, dei Fronti popolari e dei movimenti della Resistenza; il terzo è l'attenzione ai contesti nazionali storicamente determinati, il che permette un'analisi differenziata capace di cogliere analogie e differenze, e quindi di proporre una vera ricerca comparata tra le diverse realtà. Siamo qui in un'ottica profondamente diversa dall'immagine statica e monolitica del comunismo proposta da Furet, che tende presentare il fenomeno come un „corpo estraneo" alla civiltà occidentale e a sostituire alla ricostruzione storica uno schema ideologico precostituito, monocausale e identico nello spazio e nel tempo. La tesi centrale dell'A. è invece che l'adesione al comunismo degli intellettuali è stata „parte integrante" della storia dell'Europa occidentale del '900. Essa assunse bensì i tratti di un impegno totale e finanche di una conversione religiosa, ma, lungi dal corrispondere a dinamiche irrazionalistiche, affondava le proprie radici in una consapevole „scelta di vita" di fronte alle crisi traumatiche che scossero il continente europeo, dalla „grande guerra" al crollo del '29, dalla crisi dei sistemi liberali all'ascesa dei movimenti e dei regimi fascisti, sino alla dominazione nazi-fascista dell'Europa durante la seconda guerra mondiale. A sua volta la rivoluzione bolscevica sarà percepita come una via d'uscita al crollo dell'intera civiltà borghese e come espressione di una „nuova umanità", con tutti gli aspetti di rappresentazione mitica, di rimozione e anche di distorsione della realtà che, soprattutto negli anni della „guerra fredda", costituirono il prezzo della scelta di campo dalla parte dell'URSS, e con tutti i traumi che dopo il 1956 ne sarebbero derivati. Un secondo aspetto da sottolineare è che al centro della ricerca sono i modi anche profondamente diversi di declinare il rapporto con l'URSS nei partiti francese, italiano, austriaco e britannico, e anche i gradi assai differenti di autonomia e di influenza diretta sulle scelte politiche generali da parte degli intellettuali. La cornice interpretativa proposta si richiama, sia pure con una diversa terminologia, alla distinzione tra la dimensione teleologica e quella societale avanzata da Marc Lazar. In particolare, la prima avrebbe dominato in modo assoluto nel PCF, con un'adesione di tipo „sacramentale" al partito, all'URSS e al modello sovietico, mentre la seconda sarebbe stata prevalente nel PCI, nel PCÖ e nel PCGB, con una visione „utopistica" del comunismo radicata sul piano nazionale e aperta a una via democratica e parlamentare. I rischi di un'applicazione troppo rigida di questo modello sono attenuati dalla sensibilità dell'A. verso la specificità dei contesti nazionali e culturali e i percorsi

delle diverse generazioni, anche se non tutti i giudizi appaiono condivisibili: la centralità della figura di Gramsci nel comunismo italiano è fuori discussione, ma la sua influenza sulla politica del PCI fu tutt'altro che ininterrotta, variò considerevolmente a seconda delle varie fasi della storia del partito; allo stesso modo, l'immagine monolitica proposta per gli intellettuali del PCF negli anni dei Fronti popolari sembra fare torto a una realtà più complessa (si pensi alla pluralità di voci e di ruoli che si espresse nel Congresso di Parigi per la difesa della cultura del 1935). Pagine ricche e stimolanti sono per converso dedicate alla generazione del „lungo viaggio" in Italia, all'influenza dell'austromarxismo sugli intellettuali comunisti austriaci e al retroterra religioso non conformista di non pochi di quelli britannici. Conclude il volume un'interessante analisi prosopografica sulla base delle biografie di ben 608 intellettuali comunisti, che permette un confronto sulle continuità e discontinuità sul piano sociale e professionale tra le diverse generazioni in ciascun paese.

Claudio Natoli

Emanuele Bernardi, La riforma agraria in Italia e gli Stati Uniti. Guerra fredda, Piano Marshall, e interventi per il Mezzogiorno negli anni del centrismo degasperiano, Collana della SVIMEZ, Bologna (il Mulino) 2006, 397 S., ISBN 88-15-10810-6, € 28. – Emanuele Bernardi untersucht in seiner Studie „La riforma agraria e gli Stati Uniti" die Entstehungsgeschichte(n) der italienischen Agrarreform im reziproken Beziehungsgeflecht der sozioökonomischen und innen- sowie außenpolitischen Rahmenbedingungen und Problemkonstellationen in und für Italien nach dem Zweiten Weltkrieg. Ausgehend von der Auffassung, dass sich die Agrarreformprojekte in Italien nur als das Ergebnis „di un processo di reciproci condizionamenti tra vari livelli, locale, nazionale e internazionale, che nel loro intrecciarsi ne hanno determinato condizioni, forma e limiti" (S. 19) begreifen lassen, richtet Bernardi den Fokus seiner Analyse sowohl auf die US-amerikanische Italienpolitik als auch auf die innergesellschaftlichen Reibungsprozesse und Interessenkonflikte bei der politischen Entscheidungsfindung in Italien über Art und Umfang der Agrarreform: Einerseits übten das amerikanische *State Department* und die *Economic Cooperation Administration* (ECA) im Zusammenhang mit der Vergabe der Marshall-Plan-Hilfen seit 1949 zunehmend Druck auf die italienische Regierung aus, die grundlegenden Probleme der Landwirtschaft sowie die vor allem im Süden des Landes grassierende Arbeitslosigkeit mittels groß angelegter Investitionsprogramme und einer umfassenden Agrarreform abzubauen. Einer Umverteilung der zur Verfügung stehenden Anbaufläche und einer damit einhergehenden Enteignung der italienischen Großgrundbesitzer stand man aber eher skeptisch gegenüber. Vielmehr sollten die überge-

ordneten Ziele der Produktivitätssteigerung sowie der Abbau der Arbeitslosigkeit in der italienischen Landwirtschaft durch die Urbarmachung weiter Landesteile, Modernisierungsmaßnahmen in Anbau- und Erntetechnik und einer effektiveren Nutzung des vorhandenen Humankapitals erreicht werden. „L'ECA", so Bernardi, „si orientava verso un modello di riforma fondiaria selettiva e basata sui consorzi di bonifica, indirizzata essenzialmente alle aree latifondistiche e a stimolare l'attività privata dei proprietari terrieri." (S. 183) Andererseits befürchtete die Regierung De Gasperi angesichts der angespannten innenpolitischen Lage und der anhaltend prekären wirtschaftlichen Situation der Bevölkerung Aufstände und Streikwellen und war in erster Linie um sozioökonomische Stabilisierung bemüht. Nicht zuletzt aus Furcht vor einem erneuten Erstarken des *Partito Comunista Italiano* (PCI) wehrten sich die Christdemokraten gegen die amerikanischen Vorschläge vehement und betonten zugleich „il carattere punitivo e antifascista" (S. 354) der geplanten Agrarreform gegen die Großgrundbesitzer, denen ein hohes Schuldmaß an der verbreiteten Armut der ländlichen Bevölkerung zugesprochen wurde. Neben der Urbarmachung von Neuland und der Modernisierung der Bewirtschaftung sollte gerade eine Umverteilung der bestehenden Besitzverhältnisse dazu beitragen, die hohe Arbeitslosigkeit im Agrarsektor abzubauen. Auch wenn über das Ausmaß der Umverteilung innerhalb der Democrazia Cristiana keineswegs Einigkeit vorherrschte (Segni – De Gasperi – Pella/Menichella), war man sich über ihre Notwendigkeit aber im Klaren. Damit aber blieben „il riformismo democristiano e lo stesso concetto della funzione sociale della proprietà (...) inconciliabili con il modello californiano della grande azienda agricola che animava i dirigenti dell'ECA." (S. 354) Das Ergebnis des von Bernardi fokussierten Spannungsfeldes war eine Agrarreform als Kompromiß „tra un modello di tipo orientale, basato sul limite e su principi quantitativi, e uno di tipo occidentale, orientato maggiormente verso criteri produttivistici e di mercato." (S. 349) Das Buch „La riforma agraria in Italia e gli Stati Uniti" gefällt insgesamt durch die konsequente Quellenanalyse auch bislang unerforschter nationaler wie internationaler Archivbestände und eine bestechend kenntnisreiche, objektive und erfrischende historische Erzählstruktur. Das wohlwollende Vorwort von Paul Ginsborg, einem der besten Kenner der italienischen Nachkriegsgeschichte, macht das Buch von Emanuele Bernardi umso lesenswerter. Christian Grabas

Magda Martini, La cultura all'ombra del muro. Relazioni culturali tra Italia e DDR (1949–1989), Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Monografie 47, Bologna (il Mulino) 2007, 463 S., ISBN 978-88-15-11445-7, € 30. – Das Klima zwischen der SED und dem PCI war bereits abge-

kühlt, als sich Enrico Berlinguer im Jahr 1976 zu einer öffentlichen Kritik an der Ausweisung Wolf Biermanns und der DDR-Kulturpolitik hinreißen ließ. Erich Honecker reagierte postwendend: In einem Brief an Berlinguer verbat er sich in drastischen Worten jegliche Zurechtweisung und Einmischung. Dies ist nur eine der unzähligen Episoden der komplexen kulturellen Beziehungen zwischen der DDR und Italien, die Magda Martini in ihrem im Jahr 2007 erschienenen Werk „La cultura all'ombra del muro. Relazioni culturali tra Italia e DDR (1949–1989)" erstmals umfassend darstellt. Die Autorin nähert sich dem Thema in zwei Abschnitten, wobei sie immer wieder auf weltpolitische Ereignisse und das ambivalente Verhältnis zwischen SED und PCI eingeht, ohne die ein Verständnis des kulturellen Austausches nicht möglich wäre. In ihrem ersten Abschnitt widmet sich Martini in chronologisch geordneten Kapiteln den Akteuren und Institutionen, die als Träger des Kulturaustausches zwischen beiden Ländern fungierten. Es gelingt ihr dabei eindrucksvoll, die Veränderungen bei den Trägerschaften – so betreten seit den 1960er Jahren immer mehr halbprivate Institutionen wie das Centro Thomas Mann die Bühne – sowie die zunehmende Skepsis italienischer Linksintellektueller gegenüber der staatlich gelenkten DDR-Kulturpolitik nachzuzeichnen. Übte die DDR nach ihrer Gründung als das „andere", das „antifaschistische" Deutschland eine immense Anziehungskraft und Faszination auf die italienische Linke aus, so büßte sie ihre Strahlkraft seit dem Prager Frühling langsam ein. Besonders deutlich wird in Martinis Darstellung, dass es vor allem das Engagement Einzelner war, das zu den insgesamt durchaus kulturellen Beziehungen führte. In ihrem zweiten, kürzeren Teil liefert die Autorin anhand der Besucherzahlen von Filmvorführungen sowie der Verkaufszahlen von Büchern einen ersten Eindruck von der gegenseitigen Rezeption in beiden Ländern. Dabei habe die staatliche Zensur italienischer Literatur und Filme in der DDR dazu geführt, dass vor allem antifaschistische und kapitalismuskritische Werke ihren Weg an die Öffentlichkeit fanden. Das Buch, das auf Martinis Dissertation an der Universität Urbino basiert, überzeugt durch seine äußerst sorgfältig recherchierte und stringent entwickelte Darstellung. Dabei ist die breit gefächerte Quellengrundlage besonders hervorzuheben: Die Autorin verwendete Materialien aus zahlreichen italienischen und deutschen Archiven sowie aus Privatbesitz und führte zudem Gespräche mit Zeitzeugen. Dadurch gelingt es ihr, dem Leser einen fundierten und lebendigen Eindruck des Kulturaustausches zu vermitteln. Das zusätzliche Bildmaterial und die abgedruckten Briefe Honeckers, Berlinguers und Gabriele Mucchis runden den sehr positiven Gesamteindruck ab. Die Studie Martinis bildet jedoch keinen Schlusspunkt in diesem Forschungsgebiet, sondern – wie auch die Autorin betont – erst den Anfang. So bleibt Martinis Darstellung der 80er Jahre noch summa-

risch, obwohl gerade dieser Zeitraum aufgrund der Umwälzungen in der DDR und dem allmählichen Niedergang des PCI auch für die kulturellen Beziehungen äußerst interessant zu sein scheint. Auch wird deutlich, dass die auswärtige Kulturpolitik der DDR stets in Relation zur Bonner Politik zu setzen ist. Sie diente vielfach als Ersatz für direkte diplomatische Beziehungen, um einerseits die eigene Legitimierung und andererseits die Diskreditierung der Bundesrepublik zu erreichen. Dieses Beziehungsgeflecht werden zukünftige Studien verstärkt zu berücksichtigen haben. Magda Martinis größtes Verdienst bleibt es, den „Schatten der Mauer", in dem die Erforschung der Kulturbeziehungen zwischen Italien und der DDR lange ein Dasein fristete, entscheidend erhellt zu haben. Es wäre wünschenswert, wenn ihre Erkenntnisse, die bisher nur auf Italienisch erschienen sind, auch dem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht werden könnten. Tobias Hof

Luigi Martini, Arci. Una nuova frontiera, presentazione di Paolo Beni, Roma (Ediesse) 2007, 475 S., ISBN 978-88-250-1189-2, € 25. – Die Fähigkeit zur Mobilisierung der Unterschichten „von der Wiege bis zur Bahre", im Bereich der Arbeit ebenso wie in der Freizeit, ließ die politische wie gesellschaftliche Bedeutung der modernen Arbeiterparteien im 19. Jh. in den industrialisierten Staaten stark anwachsen. Die polizeiliche Kontrolle des sozialistischen Vereinswesens wurde seit den 1890er Jahren in Italien immer wichtiger, auch wenn das eingeschränkte Wahlrecht bis zum ersten Weltkrieg den Durchbruch der sozialistischen Partei abbremste. Der Faschismus zerschlug die durch das allgemeine Wahlrecht politisch freigesetzte Arbeiterbewegung ebenso wie deren Vereinswesen und versuchte, mittels neugeschaffener eigener Institutionen die Kontrolle über die zu homogenisierenden Massen zu erreichen. Der republikanische Nachkriegsstaat brach nur teilweise mit dem Erbe des Faschismus: gerade im Bereich der Kontrolle der Freizeit wirkte das Modell des faschistischen Dopolavoro aufgrund der Gründung der ENAL (*Ente nazionale assistenza lavoratori*) durchaus weiter. Die ENAL wurde zum Kontrollinstrument der Christdemokratischen Partei, mit dem sie das Arbeitervereinswesen wie deren Massenbewegung zu absorbieren versuchte. Die mit ausführlichen Quellen- und Literaturzitaten gespickte und mit einem hochinteressanten Bildteil ausgestattete Studie analysiert – nach einem kurzen historischen Rückblick auf die *Case del Popolo* – die Geschichte des politischen Kampfes der Kommunisten und der Sozialisten im ersten Jahrzehnt der Republik um eine Demokratisierung der ENAL, der vorgehalten wurde, die zentralistischen und hierarchischen Strukturen der faschistischen OND zu reproduzieren (S. 184 u. ö.). Ein Konflikt, der schließlich 1957 zur Gründung einer eigenen sozialistisch-kommunistischen Vereinsstruktur, der *Associazi-*

one ricreativa culturale italiana (Arci), führte. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Spannungsverhältnis von DC und Linksparteien im Bereich der Freizeitorganisation der Arbeitermassen, auf der Auseinandersetzung mit dem repressiven System des Innenministers Scelba, auf der Rolle und dem Gewicht der CGIL und ihrer Unterorganisationen. Die politische Rolle der Arci wird stärker konturiert als die kulturpolitische, was auch ein Problem der Quellenlage wiederspiegelt. Der Vf. hat neben zeitgenössischen Presseerzeugnissen, vor allem der Linksparteien, auf eine Vielzahl von Archivbeständen zurückgreifen können: im *Centro documentazione e Archivio storico nazionale UISP* (*Unione italiana sport popolare*), im *Centro documentazione e Archivio storico CGIL Toscana*, in der *Fondazione Archivio del Manifesto sociale*, auf den *Fondo Arbizzani* des regionalen Resistenza-Instituts in Bologna und z.T. auf den leider noch weitgehend ungeordneten Bestand der Arci, der sich im Archiv der UISP für die Emilia Romagna befindet. Besonders deutlich wird die Konflikthaftigkeit der innergesellschaftlichen Situation, v.a. zwischen den beiden Massenparteien DC und PCI, im letzten Jahrzehnt des Pontifikats Pius' XII., die sich z.B. in dem Vorwurf der DC-Zeitung „Il Popolo" widerspiegelt, die Gründung der Arci sei nur ein unitarisch verkleidetes, aber letztlich trojanisches Pferd Togliattis gewesen (S. 247). Leider fehlt ein Namensindex und eine Erläuterung der Archivbestände, doch tut dies dem Band keinen Abbruch, der durch seine zahlreichen Zitate das mit hochgradigen Spannungen aufgeladene gesellschaftliche Klima der fünfziger Jahre mit seinem Ringen um das von der DC eisern und mit Hilfe von Polizei und Justiz verfochtene Gesellschaftsmodell in Familie, Betrieb und Politik abbildet.

Lutz Klinkhammer

Vincenzo Santangelo, Le Muse del Popolo. Storia dell'Arci a Torino 1957–1967, prefazione di Giovanni De Luna, Collana dell'Istituto piemontese per la storia della Resistenza e della società contemporanea „Giorgio Agosti", Milano (Franco Angeli) 2007, 285 S., ISBN 978-88-464-8441-3, € 21. – Mit dem Zusammenbruch des Mussolini-Regimes entstand 1945 auch das Vereinswesen der Arbeiterparteien mit ihren politisierten „Circoli" wieder neu, das – wie schon in liberaler Zeit praktiziert – unter die aufmerksame Beobachtung von seiten des Innenministeriums und seiner Organe gestellt wurde. So wurde der Turiner *Circolo Carlo Marx*, 1902 entstanden und 1922 von den Faschisten zerschlagen, 1945 von der kommunistischen und der sozialistischen Partei wiedergegründet. Neben den Stadtteilsektionen dieser Parteien war dort auch der Sitz der linksgerichteten Jugend- und Frauenverbände, bis der Treffpunkt Mitte der fünfziger Jahre unter dem Druck des Innenministeriums geschlossen wurde (S. 41). Doch nicht die konfliktreiche Vorgeschichte der 1957 geschaf-

fenen und den Linksparteien nahestehenden *Associazione ricreativa culturale italiana* (Arci) steht im Zentrum der Darstellung des Vf., sondern das Aufbau- und Expansionsjahrzehnt von 1957 bis 1967, als die Arci die langerkämpfte gesetzliche Anerkennung erhielt. Die Geschichte dieses Jahrzehnts zeigt die Entwicklung eines sozialistisch und kommunistisch geprägten Vereinswesens zu einer kulturpolitisch-innergesellschaftlichen Kraft. Auch wenn der Vf. vor allem die Region Piemont und ihre Hauptstadt Turin behandelt, so zeigt er daran paradigmatisch auf, wie sich die Bedeutung der Arci auf kulturellem Gebiet auswirkte und damit zugleich einen gesellschaftlichen Wandel widerspiegelte, der die polizeiliche Kontrollpolitik der fünfziger Jahre, wie sie Innenminister Scelba praktiziert hatte, immer obsoleter werden ließ (S. 243, S. 232). Es war ein ausgesprochener Glücksfall, daß der Vf. dabei auf einen geschlossenen Archivbestand zurückgreifen konnte, den Nachlaß des Turiner Arci-Vorsitzenden jener Jahre, Enzo Lalli (PCI), der im Turiner Resistenza-Institut aufbewahrt wird. Aus den Papieren Lallis wird deutlich, daß die Arci keineswegs von der kommunistischen Partei gesteuert war (S. 170, 249 u. ö.) und daß sie einen erheblichen Beitrag leisten konnte zur kulturellen Bildung der Unterschichten in den Bereichen Musik, Film, Theater, Bildende Kunst, Sport, Geisteswissenschaften (die in unterschiedlicher Dichte in Unterkapiteln abgehandelt werden), indem sie die Mitglieder aus den traditionellen Vergnügungen der Arbeiterzirkel, dem geselligen Beisammensein beim Trinken, beim Karten- und Bocciaspiel, heraus- und zur bürgerlichen Kultur hinführte. Diese Funktion der Arci wurde ermöglicht durch das italienische Wirtschaftswunder, das eine neue konsumgesellschaftliche Gestaltung der Freizeit mit sich brachte – wie dies auch die Zahlen für die beschleunigte Motorisierung und den anwachsenden Tourismus zeigen (S. 258f.). Santangelo sieht in der Kulturpolitik der Arci einen Gegenentwurf zur elitären bürgerlichen Hochkultur, der im Untersuchungsjahrzehnt gerade in Turin mit seinem Verlags- und Stiftungswesen sowie der großen Universität zwar eine enorme Präsenz, aber keine Breitenwirkung gehabt habe (S. 266). Bis Mitte der sechziger Jahre wuchs die Zahl der Arci-Zirkel in Italien auf über 3000 an, mit fast einer halben Million Mitgliedern. Allein in Turin gab es 9000 eingeschriebene Mitglieder. Doch der Boom hielt nicht dauerhaft an, ab Mitte der sechziger Jahre nahmen die Mitglieder wie die Einnahmen ab. Die Veränderungen im Arbeiter- und Studentenmilieu der wichtigsten Stadt in Piemont gingen auch an der Arci nicht spurlos vorbei. Gerade als 1967 ihre langerkämpfte politische Anerkennung (und die Gleichstellung mit ihrem christdemokratischen Pendant) erfolgte, nahm die zentrale kulturpolitische Rolle der Arci ab. Die Vereinigung mit der UISP (*Unione italiana sport popolare*) 1972 führte zu einer Konzentration auf die Bereiche von Sport und Tourismus. Die neue Arci hatte in

Piemont aber immerhin noch fast 100 000 Mitglieder, eine Zahl die jedoch in den siebziger Jahren wellenförmig um etwa ein Drittel absank. Die in der Forschung zum Teil vertretene These, daß die Arci bei ihrer Gründung 1957 bereits ein auslaufendes unitarisches Modell der seit 1963 auseinanderdriftenden Linksparteien repräsentierte, weist der Vf. mit Blick auf die kulturpolitischen Leistungen der Vereinigung zurück (S. 246). Daß der herangezogene Quellenbestand eines Kulturfunktionärs auch die Perspektive der Darstellung geprägt hat, ist fast unumgänglich. Umso interessanter wäre ein Vergleich mit der Sichtweise eines der ehemaligen sozialistischen Arci-Vizepräsidenten, unter denen auch der renommierte Historiker Gian Mario Bravo zu finden ist. Die facettenreiche Studie eröffnet viele Perspektiven auf einen kulturellen wie gesellschaftlichen Wandel in den sechziger Jahren, bereits vor der Zeitenwende von 1968, dessen Analyse in den nächsten Jahren noch viele wichtige Ergebnisse zeitigen dürfte. Lutz Klinkhammer

Giorgio Caredda, Le politiche della distensione. 1959–1972, Roma (Carocci) 2009, 331 pp., ISBN 978-88-430-4892-2, € 21,50. – Durante i quindici anni presi in esame da questo libro, le crisi mondiali si sono susseguite incessantemente. Il muro di Berlino, la crisi dei missili a Cuba, la guerra in Vietnam, le guerre in Medio Oriente, l'intervento sovietico in Cecoslovacchia, le crisi seguite alla decolonizzazione, furono tutti episodi che hanno portato il mondo sull'orlo dell'apocalisse nucleare. In un sistema politico allora percepito come bipolare (nonostante l'emergere di nuove potenze, quali la Cina) con due superpotenze dotate di arsenali in grado di distruggere il pianeta e in costante attrito, il ruolo giocato dai leader ha assunto un'importanza fondamentale nel dirigere il destino dell'intera umanità. Le scelte, i dubbi, le politiche della dirigenza sovietica e di quello che veniva definito come il „mondo occidentale" sono quindi l'argomento del libro di Giorgio Caredda, che si basa principalmente sui documenti diplomatici pubblicati quali le *Foreign Relations of the United States*, i *Documents Diplomatiques Français*, i *Documents on British Policy Overseas* e i documenti provenienti dai paesi dell'ex „blocco sovietico" pubblicati in inglese dal *Cold War International History Project*. Il libro analizza le politiche mondiali dei paesi aderenti alla NATO a partire dalla svolta di Chruščëv dalla metà degli anni Cinquanta, quando la „destalinizzazione" e la sfida della „coesistenza pacifica", lanciata dal leader sovietico obbligarono gli „occidentali" a cambiare strategia. Da quel momento si passò dal Roll Back alla politica di dialogo, soprattutto a partire dal 1962, data fortemente periodizzante, in quanto proprio in quell'occasione la presidenza americana si rese conto di quanto il „fattore tempo" avesse avuto un ruolo fondamentale nell'evitare che la crisi di Cuba sfociasse in una guerra totale. In-

fatti in quella occasione entrambi gli schieramenti avevano avuto il tempo necessario per prendere delle decisioni ponderate, senza essere costretti ad agire sotto la minaccia diretta di un attacco, con le conseguenze che si potrebbero facilmente immaginare. Le politiche di distensione, inoltre, seguite dagli alleati europei degli USA, facilitarono un clima di distensione e di dialogo sul quale cadde come una doccia fredda l'intervento sovietico in Cecoslovacchia. La brutale aggressione rese ovviamente molto più difficile trovare possibilità di intesa, rivelando la reale politica sovietica: controllo strettissimo sui satelliti europei e ricerca di possibili territori, in Asia e Africa, dove espandersi. A questa politica però Nixon, che pure era stato il vice di Eisenhower, rispose in maniera molto più flessibile. Per Nixon e il suo Segretario di Stato Kissinger, l'Unione sovietica era una società stagnante ed in declino, con una nomenclatura che era interessata soltanto a mantenere il proprio potere interno stabile. Non era più il centro propulsore della rivoluzione mondiale, come d'altronde gli Stati Uniti non erano più in grado di intervenire in ogni angolo del mondo, dato il continuo sopraggiungere di nuove crisi. La politica di Kissinger e Nixon si fece quindi molto più spregiudicata, molto più attenta al dialogo, nonostante il vecchio armamentario ideologico della Guerra Fredda venisse rispolverato ogni volta che se ne presentasse l'occasione. Politiche della distensione, insomma, non un blocco univoco di risposte alle sfide sovietiche, ma una serie di tentativi volti alla spartizione del potere mondiale attraverso ogni strumento possibile. Amedeo Osti Guerrazzi

Nicoletta Bazzano, La donna perfetta. Storia di Barbie, Roma-Bari (Laterza) 2008, 164 S., ISBN 978-88-420-8710-6, € 14. – 99–53–83 lauten die Maße einer ganz besonderen Traumfrau: Barbie. Die knapp 30 Zentimeter große Modepuppe aus dem Haus des amerikanischen Spielzeugherstellers Mattel feiert dieses Jahr ihr 50. Jubiläum. Grund genug für Nicoletta Bazzano, an sich Expertin für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Teramo, sich des Themas anzunehmen und die bereits existierende, vorrangig englischsprachige Literatur in einer knappen Überblicksdarstellung für den italienischen Markt zu verdichten. Herausgekommen ist eine flott geschriebene kleine Konsumgeschichte, die allerdings kaum eigene Akzente setzt. Die Autorin schreitet vielmehr die bereits bekannten Stationen in der Entwicklung des Spielzeugs ab. Und die Geschichte der Barbie begann kurioserweise in Westdeutschland: Im Juni 1952 entwarf die Bild-Zeitung ein blondes und schlankes Comicgirl namens Lilli, das kurz darauf wegen des überwältigenden Erfolges der Figur auch in Puppenform auf den deutschen Markt geworfen wurde, bevor die Besitzer von Mattel bei einem Europabesuch das Spielzeug entdeckten und die Idee mit nach Hause ins kalifornische Haw-

thorne nahmen. Barbie, benannt nach der Tochter des Herstellers Handler, trat nach ihrer Einführung im März 1959 einen wahren Siegeszug an: Bis heute wurden nach Angaben von Mattel eine Milliarde Exemplare verkauft. Diesen Erfolg verhinderten weder die Kritik selbsternannter Sittenwächter zu Ende der 1950er an der angeblich sexuell aufreizenden Puppe noch die Kampagnen der amerikanischen Frauenbewegung zu Beginn der 1970er Jahre gegen die vermeintlich antiemanzipatorische Barbie. Das lag wohl nicht zuletzt auch an der Flexibilität des Herstellers Mattel, der bei der Gestaltung der Puppe immer wieder auf den gesellschaftlichen und kulturellen Wandel der westlichen Gesellschaften reagierte: So brachte die Firma im Jahr 1968, auf dem Höhe- und Scheitelpunkt der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die erste schwarze Barbie in die Regale der Spielwarengeschäfte. Ein großes Manko des Buches ist indes, dass es die internationale Verbreitung der amerikanischen Puppe nur sehr oberflächlich behandelt. Erstaunlich ist vor allem, dass die Autorin als Italienerin auf die Etablierung von Barbie auf dem heimischen Markt nur sehr kurz eingeht. Hier hätte sie wirklich Neues liefern und intensiver der Frage nach nationalen Spezifika nachgehen können. Immerhin herrschten im Nachkriegsitalien noch sehr traditionelle Vorstellungen von der Rolle der Frau vor – Vorstellungen, die schließlich vom faschistischen Regime pervertiert worden waren. Verwunderlich ist auch, dass die Autorin nicht die neuesten Ergebnisse der zeithistorischen Konsumforschung zur Kenntnis genommen hat (siehe vor allem Capuzzo/Romero/Vezzosi, Genere, generazione, consumi). Männliche und weibliche Rollenverständnisse, das demonstrieren insbesondere die empirisch gesättigten Studien von Sandro Bellassai und Maria Chiara Liguori, gerieten durch den amerikanisch inspirierten Konsum gehörig ins Wanken. Es war insbesondere das auch in Italien ausgesprochen beliebte amerikanische Unterhaltungskino, das nach Meinung vieler Zeitgenossen zu einer regelrechten Krise der traditionellen männlichen Identität führte, waren doch in etlichen US-Nachkriegsfilmen „harte", weil machtbewusste und emanzipierte Frauen ebenso zu sehen wie „weiche" Männer, die mit Schürze am häuslichen Herd standen. Entsprechend wurde damals von konservativer Seite massive Kritik an der vermeintlich drohenden Feminisierung der italienischen Nachkriegsjugend laut. Hier liegt dann auch das Potenzial für künftige Studien zur kultur- wie mentalitätsgeschichtlich ausgerichteten Konsumgeschichte nicht nur der Barbie. Patrick Bernhard

Carlo Taviani, Superba discordia. Guerra, rivolta e pacificazione nella Genova di primo Cinquecento, Roma (Viella) 2008, 263 S., ISBN 978-88-8334-326-1, € 26. – Als Handels- und Finanzzentrum ist Genua in der Mittelalter- und Frühneuzeitforschung eine feste Größe. Auf politikgeschichtlichem Gebiet

stellt sich die Lage anders dar; da nämlich führt Genua ein Aschenputteldasein. Denn Genua gilt als ein seit dem 15. Jh. extrem instabiles, fremdbeherrschtes und in Hinblick auf die politisch-institutionelle Entwicklungsdynamik blockiertes Gemeinwesen. Erst mit der Konstitution der Adelsrepublik (1528), in der *popolares* und *nobiles* zu einer Führungskaste zusammengeführt wurden, kam es zu einem staatlichen Verdichtungsschub, dessen effektive Tragweite allerdings seit jeher kontrovers diskutiert wird. Wie die Studien von C. Shaw, F. Levy und M. Gosman zeigen, erfreut sich das hochkomplexe politische System der Superba nun auch außerhalb der Gemeinde der Genua-Spezialisten einer verstärkten Aufmerksamkeit. Insbesondere fokussieren diese Ansätze auf eine adäquate Berücksichtigung des Wechselspiels zwischen der wiederholten mailändischen bzw. französischen Hegemonie und der inneren Entwicklungsdynamik der Stadtkommune bis in die Zeit der italienischen Kriege. In diesem Forschungskontext verortet Taviani seine Studie zum berühmten Volksaufstand von 1506/07; geht es ihm doch nicht nur darum, den durch selektive Wertungsmuster geprägten Zugang der Historiographie auf die Revolte selbst zu überwinden. Über die integrale Einbeziehung des komplexen Außenbeziehungsgefüges zielt Taviani auf die Freilegung neuer Perspektiven, die sowohl die Entwicklung Genuas im 16. Jh., vor allem aber die unzureichend durchdrungenen politisch-institutionellen Dynamiken des 15. Jh. anbelangen. Denn weder sind die soziopolitischen Funktionsmechanismen des Faktionssystems hinreichend untersucht, noch existieren Studien zu den ökonomisch potenten Familien Giustiniani und Sauli, die als die eigentlichen Promotoren der Revolte zu gelten haben. Indem Taviani aufzeigen kann, dass es insbesondere die Beziehungen der Sauli nach Rom und Frankreich waren, die der Revolte einen gewissen Rückhalt verschafften, plädiert er für Recherchestrategien, die den lokalgeschichtlichen Horizont überschreiten. Erklärt Taviani das Aufbrechen stereotyper Sichtweisen zu seinem programmatischen Anliegen, so löst er diesen Anspruch dadurch ein, dass er eine dichte Beschreibung der sich substantiell gegen die Adelsdominanz richtenden Revolte liefert. Als Leitfaden dienen ihm die aus der Feder zweier *populares* stammenden zeitgenössischen Chroniken. Auf der Grundlage dieser Hauptquellen, die durch die Hinzuziehung weiterer Dokumente ergänzt werden, zeichnet Taviani ein faszinierendes Bild von der Dynamik der Revolte, wobei die konkreten Realisierungsmöglichkeiten des unter der Führung der Kaufleute entworfenen Reformprojektes der Kommunalverfassung im Mittelpunkt stehen. Damit fokussiert die Studie eben nicht auf die Ordnungsschemata außer Kraft setzende Sprengkraft einer von Anfang an zum Scheitern verurteilten Revolte. Stattdessen richtet sich das Erkenntnisinteresse auf jene konstruktiven Handlungsstrategien, die nicht nur für die Kohäsion unter den – in sozialer Hinsicht

heterogenen – Aufständischen sorgten, sondern auch die erstaunlich lange Duldung des Aufstandes seitens der Franzosen erklären. Wie Taviani nachweisen kann, beruhte die Schlagkraft der Revolte darauf, dass die politischen Strategien der Aufständischen gewissermaßen in dem von Frankreich 1499 etablierten Herrschaftsmodell einen zentralen Anknüpfungspunkt fanden. Hatte die Kommune ihre Statuarbefugnis generell bewahren können (wodurch ein Reformprojekt im Rahmen des Möglichen lag), so zielte die Krone mit der Einsetzung eines Gouverneurs und der Favorisierung der Fieschi-Familie auf eine weitestgehende Ausschaltung des sich um die *popolares*-Familien der Fregoso und Adorno aufbauenden Faktionssystems. Tatsächlich lösten diese Neuerungen eine ungeahnte Dynamik aus. Denn nun eröffnete sich den zu Reichtum gelangten *popolares* die Möglichkeit, ihre lange Zeit durch die Faktionslogik blockierten Standesinteressen zum Tragen zu bringen, ohne sich frontal gegen die französische Vorherrschaft zu stellen. Der wiederholten Abschwur von der Faktionslogik kam nicht nur während der Revolte eine zentrale konsensstiftende Funktion zu; letztlich veränderten diese Unionsbestrebungen die politische Dialektik nachhaltig. Im Rahmen der Pazifizierungsrhetorik reifte die Vorstellung einer republikanischen Transformation der Stadtkommune. Für Taviani lag die Bedeutung der Revolte somit darin, dass sie die Ausbildung einer neuen, staatstragenden Kultur entscheidend beförderte. Die Stärke dieser lesenswerten Studie liegt in der Fokussierung auf die zeitgenössischen Handlungshorizonte. Tatsächlich gelingt es Taviani, überkommene Wertungsmuster mittels dichter Beschreibung ins Wanken zu bringen und dadurch Fragen aufzuwerfen, die weit über die genuesische Thematik hinausweisen und auch andernorts ihrer Beantwortung harren. Allerdings stehen die großteils schlüssigen Argumentationsketten Tavianis in einem deutlichen Kontrast zu seinen kurzschlüssigen Ausführungen in Einleitung und Epilog. Wäre dies der Ort für eine systematische Erläuterung der maßgeblichen historiographischen Ansätze gewesen, so lässt es Taviani in dieser Hinsicht leider an logischer Stringenz und kritisch fundierter Umsicht fehlen. Stattdessen kapriziert er sich auf eine unreflektierte „Parteinahme" zu den vergangenen Gefechten der genuesischen Historiographie. Zweifellos war Genua das Epizentrum der die italienische Forschungslandschaft seit den 80er Jahren erfassenden Verwerfungen. Dass es an der Zeit wäre, diese fast schon traumatischen Brüche aufzuarbeiten, zeigt sich auch an der Arbeit Tavianis, der seine eigentliche Methode – die dichte Beschreibung – nicht einmal erörtert. Glücklicherweise schmälern die theoretischen Defizite den empirischen Wert der äußerst anregenden Untersuchung keineswegs. Tavianis Arbeit ist eine breite Rezeption zu wünschen. Julia Zunckel

Marina Benedetti, Inquisitori lombardi del Duecento, Temi e testi 66, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2008, XVI, 368 S., ISBN 978-88-8498-506-4, € 28. – Auf den ersten Blick erscheinen Ansatz und Methode wenig spektakulär: Ereignisse und Auswirkungen der Ketzerinquisition in der Lombardei des 13. Jh. sollen rekonstruiert werden, um herauszuarbeiten, unter welchen konkreten Bedingungen sich die zunächst noch nicht festgelegten Gewohnheiten und Vorgehensweisen entwickelten, die ab dem frühen 14. Jh. zu festgefügten Verfahrensweisen der Ketzerinquisition geworden waren (S. XIII). Was sich zunächst wie ein Rückgriff auf ältere positivistische Ansätze ausnimmt, entpuppt sich schnell als bewusste Abkehr von und als Kritik an (nicht näher genannten) Entwicklungen der Inquisitionsforschung: Es gelte, die begrenzten überlieferten Quellen zu analysieren „mit einem erneuerten kritischen Interesse und philologischer Sorgfalt mit dem Ziel, ein verstreutes und fragmentiertes dokumentarisches Gesamtbild wiederherzustellen, um so einen Ausweg aus langjährigen interpretativen Sackgassen zu finden und historiographische Verkrustungen aufzubrechen." (S. XIV) Es entspricht diesem Ansatz, dass sich die komplexen Darstellungen und scharfsinnigen Analysen Benedettis dem Versuch entziehen, ihre Untersuchung auf eine griffige Formel zu reduzieren. Weitgehend ist das Buch auf der Grundlage von zumeist unpublizierten Quellen geschrieben, deren ebenso profunde wie präzise Kenntnis ein Ergebnis der Forschungen ist, die die Vf. in den vergangenen zehn Jahren zur Ketzerinquisition in der Lombardei im 13. Jh. geleistet hat und die sich auch im dreigliedrigen Aufbau der Darstellung widerspiegeln: Teil I schildert am Beispiel von drei Inquisitoren – Pietro da Verona (Petrus Martyr), Raniero da Piacenza (Raniero Sacconi), Daniele da Giussano –, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten die Personen hatten, die um die Mitte des 13. Jh. das *officium fidei* ausübten. Die Grundlage der Darstellung in Teil II und III sind vor allem die Rechnungsbücher (*libri racionum*), die Lanfranco da Bergamo, 1292–1305 Inquisitor in Pavia, 1307 redigierte. Damit macht Benedetti eine Quellengattung zum Ausgangspunkt ihrer Darstellung, die in der Inquisitionsforschung gegenüber den Prozessakten eine eher nachgeordnete Bedeutung einnimmt. Doch zum einen sind nur wenige Prozessakten erhalten (mit den Ausnahmen von Bologna und Mailand am Ende des 13. Jahrhunderts); zum anderen aber ist der scheinbar direkte Einblick in das richterliche Verfahren nicht unproblematisch, da sowohl das Schema der Fragen als auch bewusste Konstruktionen die Darstellung der Prozesse prägen konnten, wie am Fall der Guglielma von Mailand verdeutlicht wird. Demgegenüber dokumentieren die Rechnungsbücher die Aktivitäten der Inquisitoren im Umfeld der Prozesse und erlauben wichtige Rückschlüsse auf die praktische Ausübung des *officium fidei*, wie in Teil II gezeigt wird. So wird in den Rechnungs-

büchern z. B. zwar nicht der Inhalt, sehr wohl aber die Bedeutung der *consilia* (Rechtsgutachten) für die Rechtsprechung der Ketzerinquisitoren deutlich, die in rechtlich schwierigen Fällen eingeholt wurden, wobei sich drei Arten von *consilia* unterscheiden lassen: von Richtern erstellte Rechtsgutachten, *consilia sapientium* (Laienrichter, Fratres, Inquisitoren, Bischof) und ebenfalls als *consilia* bezeichnete Konsultationen, die aus den Versammlungen der Provinzialkapitel oder auch von mehreren Inquisitoren hervorgingen. Teil III schließlich ist überwiegend den Strukturen gewidmet, innerhalb derer das *officium fidei* funktionierte: Der kurze Pontifikat Benedikts XI. erscheint hier als die Aufgipfelung eines zumindest in deutlichen Ansätzen erkennbaren Versuchs, das Zusammenspiel von Papsttum, (Dominikaner-)Orden und Ketzerinquisitoren zu koordinieren. Ein Index, der auf die Nennung historischer Personen verweist, und ein Verzeichnis der Autoren, deren Arbeiten in der Darstellung herangezogen wurden, erleichtern den Zugang zu dieser ebenso quellennahen und detaillierten wie kritischen und umsichtigen Untersuchung, die einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Ketzerinquisition des Mittelalters darstellt. Wolfram Benziger

Patrizia Merati (a cura di), Le carte della chiesa di Santa Maria del Monte di Velate, vol. I: 922–1170, Fonti, 1, Varese (Insubria University Press) 2005, LXXXII, 345 pp., ill., ISBN 88-89168-05-6, € 40; vol. II: 1171–1190, Fonti, 2, Varese (Insubria University Press) 2006, XXIX, 321 pp., ISBN 88-88459-02-2, € 70; vol. III: 1191–1200, Fonti, 3, Varese (Insubria University Press) 2009, XXVII, 289 pp., ISBN 978-88-95362-16-8, € 70. – Nell'arco di un quinquennio Patrizia Merati ha portato a compimento l'edizione in tre volumi dei documenti dal X al XII secolo del santuario mariano edificato sul Monte di Velate, sovrastante il borgo di Varese. Si tratta di una nuova edizione di quegli atti, in quanto già nel 1937 l'Istituto storico italiano per il medioevo aveva dato alle stampe, come numero 22 della collana Regesta chartarum Italiae, il Regesto di S. Maria di Monte Velate sino all'anno 1200 curato da Cesare Manaresi. Tuttavia non solo la sede di pubblicazione aveva imposto la formula del regesto, sia pure ampio e redatto in lingua latina ricalcando la struttura del documento, ma lo stesso illustre paleografo scrisse nell'introduzione che il lavoro aveva preso avvio un quarto di secolo prima, così da poterlo oggi considerare quasi centenario e perciò bisognoso di una revisione. Il lavoro della Merati si è svolto grazie al patrocinio dell'International Research Center for Local Histories and Cultural Diversities dell'Università degli studi dell'Insubria e nella cornice dei lavori per il Codice diplomatico digitale della Lombardia medievale, così che all'edizione cartacea se ne affianca anche una digitale (URL http://cdlm.unipv.it/edizioni/mi/velate-smaria1, 2, 3). Gli atti e le notizie di

atti pubblicati nei tre volumi sono in totale 468 rispetto ai 448 rinvenuti dal Manaresi (comprendendone anche uno ora qui espunto per ragioni cronologiche) e provengono quasi tutti dall'Archivio di Stato di Milano, dove è stato depositato il materiale dopo la soppressione del monastero femminile che ereditò agli inizi del Cinquecento il *tabularium* della vicina arcipretura; un solo documento è conservato presso la Biblioteca Ambrosiana di Milano e un altro nell'archivio della pieve varesina di S. Vittore, mentre un gruppo di sette pergamene (dal 964 al 1173, pubblicate in Appendice al III volume, con numerazione propria in cifre romane) sono attualmente custodite in un archivio nobiliare lombardo. Il I volume è completato di Note introduttive dovute a Claudia Storti Storchi (Note storico-giuridiche, pp. I-XV), che nella documentazione riguardante i rapporti economici tra i coniugi trova traccia del progressivo abbandono del regime della comunione dei beni, di derivazione longobarda, sostituito verso la metà del XII secolo dalla separazione dei beni, e con la competenza del giurista si sofferma poi a osservare alcuni caratteri dell'organizzazione curtense che emergono da un paio di atti. Seguono le Note di diplomatica dovute a Maria Franca Baroni, la quale considera in particolare il processo che dalla fusione del *breve* e della *charta* porta all'*instrumentum*. Infine ogni volume presenta una Introduzione della curatrice, dedicata volta per volta ad affrontare temi che emergono dai testi editi e ai problemi della tradizione documentaria. S. Maria fu un santuario mariano sorto in epoca longobarda o – preferisce qualcuno – carolingia entro un *castrum* sulla cima di un monte, e divenne presto un centro di devozione per gli uomini di un'ampia zona attorno. La chiesa, dipendente dalla pieve di Varese, fin dal primo documento pervenutoci, risalente al 922, risulta officiata da un collegio di presbiteri guidato da un arciprete, arricchitosi nei tempi successivi per l'apporto di diaconi, chierici e conversi. La produzione e conservazione dei documenti si intensificò durante la lunga arcipretura del milanese Pietro da Bussero (1171–1203), che importò dall'ambiente cittadino la tendenza alla valorizzazione della documentazione scritta (si noti che ben 285 degli atti datati qui editi risalgono al periodo della sua arcipretura) e un dinamismo nella gestione del patrimonio capace di procurare risorse da investire in una politica di acquisizioni fondiarie e di rinnovamento edilizio, di cui rimangono eloquenti tracce negli atti editi negli ultimi due volumi. Gli apparati con indici dei nomi, dei notai e dei documenti e la bibliografia corredano ciascun singolo tomo. Alfredo Lucioni

Luigi Carlo Schiavi, Il Santo Sepolcro di Milano da Ariberto a Federico Borromeo. Genesi ed evoluzione di una chiesa ideale, Pubblicazioni della facoltà di lettere e filosofia dell'Università di Pavia 112, Pisa (Edizioni ETS)

2005, 346 S., Abb., ISBN 88-467-1344-3, € 18. – Die Kirche zum Hl. Grab zählt zu den bedeutendsten christlichen Monumenten Mailands. Der Gründungsakt für dieses im antiken Zentrum von *Mediolanum* errichtete Gotteshaus, in dem Leonardo da Vinci später das Modell eines Sakralbaus schlechthin sehen sollte (vgl. S. 59–64 und fig. 5–7), läßt sich auf das Jahr 1036 zurückführen. Die Mittel für diesen Kirchenbau, der zunächst der Hl. Dreifaltigkeit geweiht war, stellte anfangs Benedetto Rozo, der einer Mailänder Münzer-Familie entstammte. Nachdem in der 2. Hälfte des 11. Jh. die Kirche auch als Zufluchtsort der *patarini* gedient hatte, muß gegen Ende des Jahrhunderts ein Wechsel des Patroziniums erfolgt sein: In einem Diplom vom 15. Juli 1100 begegnet in Zusammenhang mit der Weihe des Hauptaltars dann zum ersten Mal die Grabesdedikation. Das Datum dürfte kein Zufall sein, denn es handelte sich um den ersten Jahrestag der Einnahme Jerusalems während des Ersten Kreuzzugs. Um 1500 wählten sich dann fromme Laienorganisationen die Kirche zu ihrem Sitz (*Luogo Pio di S. Corona*, 1497; *Confraternità di S. Maddalena*, 1514) und gaben Kunstwerke für sie in Auftrag. In der zweiten Hälfte des 16. Jh. wurde Santo Sepolcro zu einem Bezugspunkt der Reformbestrebungen von Carlo Borromeo, der bei der Kirche das Mutterhaus der Kongregation der Oblaten des Hl. Ambrosius ansiedelte und bestimmte, jedes Jahr am 3. Mai, dem Jahrestag der Kreuzauffindung, eine Prozession abzuhalten, bei der die berühmte Nagel-Reliquie begleitet von Klerus und Volk von der Kathedrale in die Grabeskirche zur Feier der *Quarant'Ore* überführt werden sollte. Auf der Grundlage einer kritischen Auswertung der verfügbaren Quellen vor allem der Mailänder und römischen Überlieferung kann Schiavi sowohl die architektonische Entwicklung des Baus mit seinen symbolischen Implikationen als auch die verschiedenen Formen der Liturgie und Volksfrömmigkeit, die sich an diesem Ort ausbilden konnten, nachvollziehen. Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang auch den Visitationsakten zu (vgl. S. 77–80). Dem Vf. gelingt in idealer Weise kunstgeschichtliche Beobachtungen mit historischen Prozessen zu verknüpfen. Der Bd. schließt mit einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personenregister. Er enthält zudem ausgezeichnetes Bildmaterial und eine Auswahl einschlägiger Textdokumente im Anhang. Alexander Koller

Storia di Cremona. Il Quattrocento. Cremona nel Ducato di Milano (1395–1535), a cura di Giorgio Chittolini, Cremona (Comune di Cremona – Bama Cremonese) 2008, VIII, 365 S. mit zahlr. Abb., ISBN 978-88-7827-169-2, € 60. – Dies ist in chronologischer Reihe der vierte Band der prächtig ausgestatteten Geschichte Cremonas, er folgt dem zeitlich voraufgehenden im Jahresabstand (s. QFIAB 88 [2008] S. 781f.). Der Titel suggeriert eine Kontinuität

der Unterstellung, die von der historischen Wirklichkeit nicht gedeckt wird: Zwar wurde der Mailänder Staat, zu dem Cremona schon seit 1334 gehört hatte, im Mai 1395 zum Herzogtum, als Graf Gian Galeazzo Visconti die ihm von König Wenzel verliehene Herzogswürde mit großem Pomp entgegennahm, aber Cremona selbst erlangte nach dessen Tode 1402 wieder die äußere Freiheit, allerdings machen die in der Folgezeit rasch wechselnden Signori die innere Instabilität deutlich; die Stadt kam denn auch 1420 an die Visconti zurück und blieb bei deren Staat über den Herrschaftswechsel zu den Sforzas hinaus bis 1499, als sie in den italienischen Kriegen zunächst an Venedig fiel, doch verlor die Republik sie bereits 1509 dank der vernichtenden Niederlage bei Agnadello (in der Provinz Cremona gelegen); nach kurzer französischer Übergangszeit gehörte Cremona erneut zu Mailand. Das Endjahr 1535 kennzeichnet die Besetzung des Herzogtums durch Kaiser Karl V. und den Beginn der spanischen Herrschaft. Diese komplizierte Entwicklung skizzieren Andrea Gamberini im Eröffnungskapitel und anschließend Letizia Arcangeli für den Zeitabschnitt der langen kriegerischen Auseinandersetzungen seit dem Einfall Karls VIII. von Frankreich im Jahre 1494. Der weitaus größte Teil des Bandes – mehr als vier Fünftel – ist den inneren Verhältnissen gewidmet. Der Hg. Chittolini beginnt, indem er die Struktur des Territoriums darlegt, besonders im Hinblick auf die „centri minori". Die dort anzutreffenden Befestigungsanlagen aus dem späteren Mittelalter beschreibt sodann Nadia Covini. Das städtische Aktenwesen jener Zeit und die entsprechende Archivüberlieferung stellt Valeria Leoni vor. Nach Blicken auf die wirtschaftlichen Angelegenheiten – Patrizia Mainoni über Handwerk und andere Berufsausübung, Zünfte und Märkte, Potito D'Arcangelo über Landwirtschaft und hydrotechnische Anlagen – illustriert Andrea Foglia die kirchlichen Einrichtungen und Formen der Frömmigkeit. Mit Buchproduktion in Cremona beschäftigen sich Mariarosa Cortesi und Rita Barbisotti, die Erste mit Handschriften und den vom Humanismus geprägten literarischen Werken, die Zweite mit den dort entstandenen Frühdrucken. Die drei abschließenden Kapitel sind den bildenden Künsten gewidmet: Monica Visioli behandelt die Architektur und urbanistische Aspekte, Mario Marubbi die Malerei, und an Stelle des ausgebliebenen Beitrags zur Skulptur bietet das Redaktionsteam eine Sammlung von Abbildungen der hervorragendsten Objekte. Cremona hatte im 15. Jh. keine besondere politische Bedeutung, was schon die Abfolge verschiedener Herrschaften erkennen lässt. Damit kontrastiert ein intensives inneres Leben, dessen verschiedene Facetten von den Autoren anschaulich eingefangen und mit eindrucksvollem Bildmaterial beleuchtet werden. Ein Personenregister ist dem Bande beigegeben, zusätzlich hätte ein Ortsregister bei der Erschließung des vielfältigen Inhalts geholfen, auch würde ein Literaturverzeichnis dem Leser manches Zurückblättern ersparen. Dieter Girgensohn

Giorgio Butterini/Cecilia Nubola/Adriana Valerio (a cura di), Maria Arcangela Biondini (1641–1712) e il monastero delle Serve di Maria di Arco. Una fondatrice e un archivio, Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico. Quaderni 70, Bologna (il Mulino) 2007, 338 S., ISBN 88-15-11444-0, € 24. – Der vorliegende Aufsatzband beschäftigt sich mit der italienischen Ordensfrau Maria Arcangela Biondini (1641–1712), die an der Wende vom 17. zum 18. Jh. als Mystikerin, Klosterreformatorin und -gründerin gewirkt hat sowie als Urheberin eines äußerst umfangreichen und vielfältigen schriftlichen Nachlasses, der zum Gegenstand historischen Interesses geworden ist. Der von Giorgio Butterini, Cecilia Nubola und Adriana Valerio herausgegebene Sammelband nimmt dabei die Biographie Biondinis, ihre Werke, ihr spirituelles Wirken sowie ihr geistliches und weltliches Umfeld in den Blick. Maria Arcangela Biondini wurde 1641 unter dem Namen Giovanna Antonia Biondini als Tochter des venezianischen Vizegouverneurs auf Korfu geboren. Mit 14 Jahren trat sie in das Kloster der Servitinnen auf der venezianischen Insel Burano ein, dem sie seit 1677 als Äbtissin vorstand. Dort unternahm sie erste Reformbemühungen im Sinne einer tieferen Spiritualität und strikteren Observanz, die sie 1689 schließlich zur Gründung des Klosters „Serve di Maria" in Arco am Gardasee führten. Die Gründung wurde von Kaiser Leopold I. unterstützt; Papst Innozenz XII. erkannte 1699 die Konstitutionen des Konvents an. 1712 starb Maria Arcangela Biondini in Arco. Aus dem Beitrag von Cecilia Nubola (S. 7–31) gewinnt man diesen biographischen Überblick sowie eine Übersicht über die Gattungen der von Biondini hinterlassenen schriftlichen Zeugnisse, unter denen besonders eine Autobiographie und eine Geschichte der Konventgründung zu erwähnen sind. Das Kloster in Arco bettet Francesco M. Azzalli (S. 45–71) in den Kontext des Gesamtordens der Serviten ein. Auf die Spiritualität der Ordensfrau geht Adriana Valerio ein (S. 33–44). Der Beitrag von Giuliana Boccadamo (S. 73–100) behandelt die Geschichte der Gründung des Konvents in Arco und die Konstitutionen des neuen Klosters, in denen die Reformvorstellungen und monastischen Ideale Biondinis deutlich werden. Mit letzteren befasst sich auch Lucio M. Pinkus (S. 101–121); er legt dabei psychoanalytische Untersuchungskriterien an und beschäftigt sich dabei mit der Geschlechteridentität der Nonne. Entsprechend den in der frühen Neuzeit üblichen Gepflogenheiten wurde Maria Arcangela Biondini von ihren Beichtvätern und geistlichen Ratgebern spirituell geleitet; umgekehrt war sie auch *maestra spirituale* für zahlreiche Briefpartner, die sich ihrer geistlichen Führung anvertrauten. Diesem Beziehungsgeflecht, welches Einblicke in den geistigen und gesellschaftlichen Horizont sowie in die Handlungsspielräume weiblicher Religiosen der Frühneuzeit gibt, widmen sich die Beiträge von Liliana De Venuto (S. 123–169), Remo Crosatti (S. 171–200) und Luigi Bres-

sani (S. 201–225). Ähnlich werden geistige Interessen auch in dem von der Äbtissin erstellten Verzeichnis der in der Klosterbibliothek in Arco vorhandenen Bücher sichtbar, das Liliana De Venuto analysiert und abdruckt (S. 265–319). Ein Beitrag zu linguistischen Aspekten der Werke *madre* Biondinis von Rosa Casapullo rundet den Band ab (S. 227–263). Die gesammelten Schriften der Ordensfrau, die mittlerweile auch auf sieben CD-Roms zur Verfügung stehen, werden im Anhang knapp aufgelistet und erschlossen und bieten somit eine sehr gute Möglichkeit für weitere Anknüpfungspunkte zur Forschung. Diese ersten, durch den vorgestellten Band präsentierten Forschungsergebnisse zu Maria Arcangela Biondini, deren charismatische Persönlichkeit innerhalb des religiösen und gesellschaftlichen Panoramas in der zweiten Hälfte des 17. Jh. deutlich wird, sind eine anschauliche und nützliche Grundlage für weitere Forschungen zum Glaubensleben und zum Wirken von Ordensfrauen in der frühen Neuzeit. Bettina Scherbaum

Andrea Di Michele, Die unvollkommene Italianisierung. Politik und Verwaltung in Südtirol 1918–1943, Vorwort von Nicola Tranfaglia, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 28, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2008, 384 S., ISBN 978-3-7030-0444-5, € 37,50. – Die Problemlage: Ein Buch wird im Abstand von einigen Jahren in eine zweite Sprache übersetzt und stellt den Leser, der den Band noch nicht besitzt, automatisch vor die Frage, welche Version er denn erwerben möchte (vgl. QFIAB 84 [2004] S. 690f.) Für das – in diesem Falle italienische – Original sprechen zunächst einmal die Zitate, die in aller Regel aus den Dokumentationen der Staatsarchive stammen. Auch die Tatsache, dass der Autor das Buch selbst in seiner Muttersprache, also auf Italienisch, geschrieben hat, wird eine gewisse Rolle spielen. Schließlich ist das Thema vor allem ein italienisches, weil die aktiven Protagonisten der Italianisierungspolitik in Südtirol – nicht deren Opfer – aus den „alten Provinzen" Italiens oder aus dem Trentino stammten und ihr Verständnis der Italianità an den Oberlauf der Etsch zu verpflanzen suchten. Andererseits wird man auf die Sorgfalt achten, die die Verlage bei der Herausgabe des Buches walten ließen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die 12,50 €, die der deutsche Band mehr kostet als der italienische, nicht schlecht angelegt. Wirkt das Original eher wie eine Buchstabenwüste, so hat die übersetzte Version insgesamt eine ansprechende Aufmachung. Die Schrift ist größer, Abbildungen sind an den passenden Stellen eingestreut, alles wirkt großzügiger und besser durchdacht. Julia Becker und Patrick Bernhard haben Di Micheles manchmal an Cicero erinnernde Schachtelsätze in gute deutsche Prosa übertragen. Negative Begleiterscheinung: Der deutsche Band nimmt im Regal etwas mehr Raum in Anspruch als der italienische. Nun sollte ja auch mit

dieser Besprechung keineswegs vor dem Erwerb des italienischen Originals gewarnt werden. Im Gegenteil: Wer das Geld und den Platz hat, der wird beide Bände kaufen und sie nebeneinander aufstellen, um je nach Gelegenheit mit dem einen oder mit dem anderen zu arbeiten. Wer dagegen tatsächlich eine Entweder-Oder-Entscheidung treffen muss, dem sollten die hier genannten Kriterien eine gewisse Orientierungshilfe geben. Rolf Wörsdörfer

Matricula nationis Germanicae iuristarum in gymnasio Patavino 1 (1546–1605), a cura di Elisabetta Dalla Francesca Hellmann, Fonti per la storia dell'Università di Padova 19 = Natio Germanica IV,1, Roma-Padova (Antenore) 2007, XI, 669 S., ISBN 978-88-8455-613-4, € 64. – Die editorischen Bemühungen der Paduaner um die Überlieferung für die deutschen Studenten an ihrer Universität reichen nunmehr ein Jahrhundert zurück: 1911 und 1912 erschienen die ersten Bände mit den Protokollen der Nationen der deutschen Artisten und der deutschen Legisten. Nach der Matrikel der ersten Gruppe, veröffentlicht 1986, hat das Centro per la storia dell'Università di Padova nun mit der Vorlage derjenigen der zweiten begonnen. Die Bearbeitung dieses ersten Registers, dem drei weitere bis 1801 folgen, lag in den bewährten Händen der Mitherausgeberin des fünf Jahre zuvor erschienenen Schlussbandes der Acta nationis Germanicae artistarum (s. QFIAB 83 [2003] S. 633f.). Am Anfang des Registers steht ein schwungvoller Prolog, selbstverständlich auf Lateinisch, mit dem Titel *De institutione aerarii et matriculae* (er ist merkwürdigerweise ohne weitere Begründung in eine Anmerkung verbannt worden); dann folgt unter der Überschrift *Statuta* ein Zusatz von 1600, eine Reihe von Regeln für den Umgang mit Kasse, Matrikel und anderen Einrichtungen der Nation. 1546 hatten sich die Deutschen an der Universität Padua noch nicht fächerspezifisch organisiert, so dass zunächst auch die Artisten in die gemeinsame Matrikel eingetragen worden sind (bis 1553). Im Register stehen insgesamt 6045 Namen, welche die Hg. durchnumeriert hat. Es sind aber keineswegs nur Studenten, die sich haben aufnehmen lassen, sondern auch durchreisende Gäste. Den illustren Persönlichkeiten ist sogar ein separater erster Teil reserviert, ihn führen mit dem Datum des 2. April 1546 ein Herzog von Braunschweig, drei Grafen und drei Freiherren an; bis 1605 gehören zu dieser Abteilung 688 Personen. Zieht man sie ab, erhält man pro Jahr die respektable Zahl von rund 90 Immatrikulierten; in der Einleitung wird allerdings schon darauf hingewiesen, dass in der Folgezeit die Frequenz erheblich abgesunken ist. Umfangreiche Register der Personen- und der Ortsnamen beschließen den Band. Er bietet ein gewaltiges biographisches Material für die deutsche Geschichte in der frühen Neuzeit, der Hg. sowie der verantwortlichen Institution gebührt Anerkennung für dessen Veröffentlichung.

Dieter Girgensohn

Anna Bellavitis, Famille, genre, transmission à Venise au XVI[e] siècle, Collection de l'École Française de Rome 408, Rome (École Française de Rome) 2008, 241 S., ISBN 978-2-7283-0840-8, € 29. – Eine Stadt in starkem Wandel, das war Venedig im 16. Jh., wie man es schon an den Bevölkerungszahlen ablesen kann: für 1509 geschätzt auf ca. 115 000 Einwohner, für 1563 auf 168 000 und – nach einer Epidemie mit dem Verlust von etwa einem Drittel – für 1586 auf 148 000 (S. 6). Dabei hatte der regierende Adel viel von seiner Vitalität verloren, er war also an dieser Vermehrung nicht beteiligt. Sie verschob nicht nur die numerischen Relationen erheblich, sie veränderte auch das überkommene wirtschaftliche Gleichgewicht, denn die wohlhabenden Bürger unterhalb des Adels, Eingesessene und Immigranten, gewannen zusätzliche Bedeutung, zumal da mit der enormen Verminderung des Handels dieser nicht mehr die hauptsächliche Quelle für den Reichtum der Stadt war wie im Mittelalter und so auch aufgehört hatte, den Untergrund des venezianischen Selbstbewusstseins zu bilden. Vor diesem Hintergrund einer Gesellschaft in tiefgehendem Wandel legt die Vf., die 2001 mit einer gründlichen Untersuchung der „cittadini originari", der unmittelbar unterhalb des Adels angesiedelten Schicht, hervorgetreten war (s. QFIAB 82 [2002] S. 951–953), nun eine Studie vor, die sich der Frage widmet, wie im Venedig des 16. Jh. die Weitergabe des Besitzes von einer Generation auf die nächste erfolgte, wobei die unterschiedliche Haltung der einzelnen sozialen Gruppen, aber auch die Differenzen zwischen den Geschlechtern herauszuarbeiten waren. In einem ersten Teil schildert sie die rechtlichen Voraussetzungen, die ja – das gehörte zu den strikten Prinzipien der Republik – für alle gleich waren: einleitend zunächst das Übergewicht in der Rolle des Familienvaters und Besonderheiten in der Stellung der Frau, vor allem für deren Eigentumsrechte, sowie die Funktion der Gerichte, in denen auf Zeit gewählte Adelige die Rechtswirklichkeit definierten; dann referiert sie die für das Thema ausschlaggebenden Normen für die gesetzliche Erbfolge, für die Behandlung der Mitgift, die Eigentum der Frau blieb und die der Witwe zugewiesen werden musste, endlich für die Bestellung von Vormündern vaterloser Waisen. Im umfangreicheren zweiten Teil wird das Material für die tatsächlichen Verhältnisse ausgewertet, vor allem die in Venedig besonders reichlich erhaltenen Testamente, aber auch Urteile der einschlägigen Gerichte, die allerdings nur lückenhaft überliefert sind; aufgefunden worden sind ferner zahlreiche Ehekontrakte in den Notariatsimbreviaturen. Zu vermerken ist dabei der gewollte Verzicht auf die Einbeziehung des Patriziats. Vielmehr geht es um die sonstigen wohlhabenden Schichten, die Kaufleute und Händler, die Handwerker, die Juristen, Ärzte und Literaten, die Notare und die Sekretäre im Staatsdienst. Aufschlussreich ist die vergleichende Untersuchung des letzten Willens von Männern und von Frauen

mit ihren deutlich unterschiedlichen Testiergewohnheiten, in der Substanz versuchten Väter das Familienvermögen konzentriert an die Söhne zu vererben, doch war stets für ausreichende Mitgift der noch nicht verheirateten Töchter zu sorgen, während Frauen im Umgang mit ihrem Eigentum – hauptsächlich die Mitgift, aber auch Legate oder Geschenke – auf vielfältige Weise umgegangen sind. Dies wird nach den einzelnen sozialen Gruppen differenziert. Die umsichtige Studie besticht durch die Fülle des verarbeiteten Materials, das aus Archivalien geschöpft ist, und durch die überzeugende Gliederung der Ergebnisse nach den genannten Gesichtspunkten. Zudem gewinnt sie in den Passagen über Normen und allgemeine Gewohnheiten Plastizität durch den stets wachen Blick auf die Verhältnisse in anderen Städten Italiens, soweit erforscht (für Florenz in erster Linie), ja sogar in anderen Ländern. So wird es sich für alle, die an den gesellschaftlichen Verhältnissen in der frühen Neuzeit interessiert sind, lohnen, dem Fall Venedig in dieser Aufbereitung Beachtung zu schenken. Dieter Girgensohn

Alexander Cowan, Marriage, Manners and Mobility in Early Modern Venice, Historical urban studies, London (Ashgate) 2007, pp. 208, ISBN 978-0-7546-5728-6, £ 49,50. – Il matrimonio ha costituito storicamente un importante strumento per creare e rafforzare i legami interni alla classe dominante e segnare il confine che separava le *élites* dal resto della società. Nei secoli XV e XVI Venezia assiste ad importanti mutamenti riguardanti la definizione della classe dirigente. L'identità nobiliare va delineandosi attraverso rigide norme di appartenenza basate sulla purezza del sangue e la legittimità dei natali. Nuovi provvedimenti legislativi in materia di matrimonio, doti e discendenza assegnano alla donna un ruolo cardine nella famiglia patrizia, negando al padre la possibilità di garantire con il proprio solo *status* lo *status* dei figli, seppure legittimi o legittimati. Si impone la notificazione dei matrimoni patrizi in appositi registri presso l'Avogaria di Comun e si dispone che siano ammessi a far parte del Maggior Consiglio – potendo quindi accedere alla carriera politica – solo i figli di coloro il cui matrimonio è registrato in Avogaria. Questa politica è corredata da una legge emanata nel 1589 – conferma di una prassi non eccezionale di *mesalliances*, sulle quali si intendeva intervenire – in base alla quale le madri dei membri del Consiglio dovevano provenire da famiglie che, da 3 generazioni, non avessero esercitato arti meccaniche. Tale legge va interpretata non solo e non tanto come forma di esclusione, bensì, principalmente, come mezzo per estendere i confini del patriziato grazie a donne che, per *status* sociale e reputazione morale non ne offendevano gli standards. L'affascinante libro di Alexander Cowan si basa su una documentazione di grande interesse e precedentemente non analizzata sistematica-

mente – le prove di nobiltà –, che egli esplora dal 1589 al 1699. Si tratta delle richieste presentate da 500 donne per ottenere il permesso di sposare dei nobili – ma va considerato che il matrimonio era stato talora già contratto, e si cercava dunque, mediante tale procedimento, di sanare una situazione di fatto. A queste richieste seguiva un'inchiesta degli Avogadori di Comun per accertarne la dignità. Forte della metodologia applicata dalla ricerca sui processi matrimoniali nell'Italia centro-settentrionale – che ha dimostrato come tali documenti abbiano un alto grado di veridicità, purché si tenga conto del contesto legale nel quale sono prodotti e del fine a cui i richiedenti ambiscono – ma anche della metodologia della *oral history*, Cowan ricostruisce un quadro variegato del background sociale delle aspiranti – grazie alle deposizioni di testimoni di entrambi i sessi e appartenenti alle varie fasce della gerarchia sociale – e analizza la scala di valori in base ai quali l'*élite* dominante rappresentava se stessa decidendo chi poteva entrare a farne parte. La moralità della candidata era messa al vaglio, così come quella della madre di lei – era necessario che entrambe „vivessero modestamente e onorabilmente"; l'aspirante al matrimonio nobiliare, per avere successo, doveva essere nata da un matrimonio legittimo, ma, qualora il padre fosse stato un nobile veneziano, l'origine illegittima non avrebbe costituito una aggravante: le figlie illegittime di patrizi costituivano anzi una parte rilevante di coloro che ottennero il riconoscimento desiderato. La prova di nobiltà rappresentava in tal caso un metodo per reintegrare nella famiglia la figlia illegittima, cui veniva assicurato di fatto lo *status* del padre. Candidate destinate al successo erano generalmente anche le figlie di nobili di Terraferma, mentre ne erano escluse decisamente coloro i cui avi avessero praticato „arti meccaniche", avessero commesso dei crimini gravi, o fossero „infami". Ricostruendo il sistema di integrazione nel patriziato veneziano, mediante il matrimonio, di membri che non vi appartenevano, Cowan traccia un quadro raffinato della mobilità sociale veneziana e dimostra come sia necessario sfumare l'immagine tradizionale e tripartita della Serenissima, la cui società sarebbe divisa in patrizi, cittadini e popolani. Cecilia Cristellon

Marta Verginella, Il confine degli altri. La questione giuliana e la memoria slovena, prefazione di Guido Crainz, Roma (Donzelli) 2008, 128 S., € 14. – Die Vf. ist ordentliche Professorin für Geschichte an der Universität Ljubljana. Da sie aus Triest stammt, sind viele ihrer Publikationen auf Italienisch erschienen, darunter beispielsweise ein Heft der Zeitschrift „Qualestoria" zur slowenischen Historiographie seit dem Auseinanderbrechen Jugoslawiens. V.'s Ansatz in dem hier vorzustellenden Bändchen ist – wie ein großer Teil ihrer Forschungen – kulturgeschichtlich und lebensweltlich orientiert. Sie

erzählt die Geschichte der slowenischen Bevölkerung Julisch Venetiens in der Zeit, die vom Ende des „Großen Krieges" bis zur Befreiung/Besetzung Triests durch die jugoslawischen Partisanen Anfang Mai 1945 reicht. Dazu gehört eine Rekonstruktion der Biographien von Grenzland-Intellektuellen, Künstlern, Frauen, Jugendlichen, Kindern, Oppositionellen, Freiheitskämpfern und Terroristen, die allesamt nach 1918 mit der italienischen Besatzungsmacht in Konflikt gerieten. Dem Risiko, sich in einer Vielzahl von Einzelheiten zu verlieren, entgeht V. problemlos, da sie die Darstellung um einige Leitthemen des Grenzkonflikts bündelt. Die Entnationalisierungspolitik der faschistischen Diktatur, das Exil julischer Slowenen und Kroaten in Jugoslawien, die Prozesse des faschistischen Sondergerichts, der bewaffnete Widerstand gegen das Mussolini-Regime, die Anfänge der Partisanenbewegung finden in V. eine aufmerksame Chronistin. Neu an alledem ist, dass die Vf. ihre Protagonisten auch dann nicht aus den Augen verliert, als diese nach 1945 zum Teil schon wieder von einer neuen Diktatur eingeschüchtert und verfolgt werden, einer Diktatur, deren Machtantritt sie zum Teil noch lebhaft begrüßt hatten. Und hier lohnt es nun tatsächlich, einen Einzelfall zu skizzieren. Da ist die Geschichte des Triester Rechtsanwalts Boris Furlan, der bei James Joyce Englischlektionen nahm und im Verlauf des Zweiten Weltkriegs über Radio London zur Unterstützung des jugoslawischen Widerstands aufrief. 1947 warf man ihm in Ljubljana seine Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge sowie seine Kontakte zu Geheimdiensten der westlichen Alliierten – wohlgemerkt, während des Krieges – vor und verurteilte ihn zum Tode. Bald darauf zu zwanzig Jahren Haft begnadigt und wegen seiner angeschlagenen Gesundheit für haftunfähig erklärt, lebte Furlan zurückgezogen in dem Städtchen Radovljica in Oberkrain (Gorenjska), wo ihn während des Triest-Konflikts ein aufgebrachter Mob beinahe gelyncht hätte. Die slowenischen Behörden verweigerten Furlan die Rückkehrmöglichkeit nach Triest. Umgekehrt erging es Lavo Cermelj, dem Triester Physiker, der in den 1920er und 1930er Jahren eine große Anzahl von Texten gegen die Assimilationspolitik des Mussolini-Regimes in verschiedenen Sprachen veröffentlicht hatte – darunter auch ein deutscher Beitrag zu den „Lageberichten" des Europäischen Nationalitätenkongresses. Vom faschistischen Sondergericht zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt, war er 1944 aus dem Gefängnis entlassen worden und hatte mit der slowenischen Befreiungsfront zusammengearbeitet. Aufgrund des Sondergericht-Urteils durfte Cermelj auch nach dem Krieg nicht wieder in seine Heimatstadt zurückkehren, weil die italienische Justiz sich bis 1971 beharrlich weigerte, die Entscheidung der faschistischen Gerichtsbarkeit zu annullieren. Das Bändchen von Marta Verginella zeigt, wie bedeutend der Beitrag ist, den Intellektuelle aus der italienisch-slowenisch-kroatischen Grenzregion und aus dem Alpen-Adria-Raum generell zum Ver-

ständnis der europäischen Geschichte beisteuern können. Ihm wäre eine Übersetzung ins Deutsche zu wünschen, weil es sich über weite Strecken wie ein gelungener Kommentar zum bei uns so beliebten Triest-Buch von Angelo Ara und Claudio Magris liest. Um „Grenzbetrachtungen" handelt es sich auch hier, allerdings um solche von der anderen Seite der Demarkationslinie.

Rolf Wörsdörfer

Francesca Bocchi, Bologna nei secoli IV-XIV. Mille anni di storia urbanistica di una metropoli medievale, prefazione di Ovidio Capitani, Bologna (Bononia University Press) 2008, 169 pp., ISBN 978-88-7395-374-6, € 22. – Questo non ponderoso libro riproduce in veste autonoma il contributo che Francesca Bocchi ha dato a „Bologna nel Medioevo", opera a più mani curata da Ovidio Capitani e pubblicata nel 2007, sempre per i tipi della Bononia University Press. È lo stesso Capitani, nelle pagine di prefazione, a fornire le ragioni dell'edizione autonoma pur non rinunciando nel contempo – poteva essere altrimenti? – a esporre proprie riflessioni e ad esplicitare autonomi spunti per ulteriori indagini. L'approccio alla storia di una città attraverso le sue strutture urbanistiche – la „città di pietra" per dirla con le parole di Antonio Ivan Pini, altro storico bolognese dedito, tra l'altro, allo studio delle città – e su un così lungo periodo si rivela in effetti tracciato proficuo per affrontare anche i temi di storia della „città vivente": il riferimento è sempre a Pini. È ciò che la Bocchi fa, sia seguendo tradizioni di indagine che oggi si potrebbero considerare abbondantemente esplorate ma sulle quali è sempre utile tornare, specialmente con studi di caso, sia con nuove, più recenti e fresche dimensioni della ricerca. Tra i temi più tradizionali toccati, appaiono da menzionare il rapporto tra pubblico e privato nella stessa nascita del Comune, oltre che dello *Studium*; lo sviluppo delle relazioni tra la cittadinanza bolognese, il governo e i funzionari di Matilde e, più in là, con i funzionari pubblici imperiali; l'intrecciarsi, ancora, su questi, degli interessi del papato e il ruolo di tutto ciò nell'esplicita, nascente aspirazione di autonomia dei bolognesi. Si aggiungono, ovviamente, più puntuali questioni di storia dello sviluppo urbano, della trama insediativa ma anche dell'inserirsi in essa dei soggetti sociali vecchi e nuovi, laici ed ecclesiastici; tematiche lette sempre con il pensiero teso oltre ciascun singolo caso, sebbene non si rinunci a dare puntualità di dettagli, pur nel profilo volutamente di sintesi. Sono, invece, segno di un interesse nuovo che va diffondendosi, le pagine dedicate all'approvvigionamento delle fonti energetiche, alle acque, alla gestione dei rifiuti, con cui si considera attentamente lo stretto legame tra la presenza antropica e lo sfruttamento delle risorse naturali. Pur conoscendo nei secoli della nascita e dell'affermazione del Comune la sua parte preponderante, il volume è un ef-

ficace strumento per riconsiderare la storia di Bologna nell'arco di tutto il lunghissimo periodo medievale: un primo capitolo („Dalla crisi alla ripresa", pp. 17–34) è infatti dedicato ai secoli IV-X; un secondo (pp. 35–49) a „L'XI secolo"; un terzo (pp. 51–86) è intitolato „L'autonomia cittadina: formazione e sviluppo del Comune". L'attenzione alla fase più vivace della storia del Comune prosegue nel quarto capitolo (pp. 87–124), che si concentra su un periodo di nemmeno quarant'anni e affronta il tema de „Il Comune popolare e l'urbanizzazione dei borghi (1228–1265)". Segue un breve capitolo 5, intitolato „Consolidamento delle strutture urbane e fine dell'autonomia" (pp. 125–131), cui fa seguito il sesto ed ultimo capitolo, „Assestamento della struttura urbana e dei servizi nel XIV secolo" (pp. 133–144). Il libro è completato da un utile indice dei nomi. Mario Marrocchi

Armando Antonelli (Hg.), Il Liber Paradisus con un'antologia di fonti bolognesi in materia di servitù medievale (942–1304); ders. und Massimo Giansante (Hg.), Il Liber Paradisus e le liberazioni collettive nel XIII secolo. Cento anni di studi (1906–2008), 2 Bde., Venezia (Marsilio), 2007 und 2008, LVII, 179 und XLIV, 443 S., ISBN 978-88-317-9481 und 9324, € 39 und 35. – Anlaß für diesen umsichtig konzipierten und materialreichen Doppelband war das 750jährige Jubiläum des berühmten *Liber paradisus* von Bologna, in dem die Namen von ca. 5800 Hörigen verzeichnet sind, welche die Kommune im Jahre 1257 von ihren Herren gegen ein Entgeld freikaufte: 10 lib. bon. pro Kopf für 14-jährige und Ältere, 8 lib. für die Jüngeren. Der erste Band enthält eine komplette Neuedition des Liber, die schon deshalb willkommen ist, weil ihr Vorgänger, den F. S. Saverio und G. Plessi vor 50 Jahren (zum 700jährigen Jubiläum) vorgelegt hatten, *fuori commercio* geblieben, inzwischen längt vergriffen und nur sehr schwer aufzufinden war. Die sorgfältige neue Transkription bringt gegenüber dem Vorgänger viele neue Lesungen, die überwiegend auf orthographische Verbesserungen der Personennamen beschränkt bleiben konnten. Die gut ausgewählten Farbabbildungen zeigen die jeweils erste Seite der vier entsprechend den Stadtvierteln gegliederten Registerabteilungen. Bei drei von ihnen beginnen die Notare ihre Arbeit mit hochfliegenden Prologen, die von jeher besonderes Interesse der Forschung erregt haben. Zu begrüßen ist auch, daß wie in dem Vorgänger als Anhang zum Text des *Liber* einige Dokumente zu dessen unmittelbarer Vorgeschichte folgen, die hier noch durch eine größere Anzahl von weiteren Urkunden ergänzt werden, die den historischen und rechtlichen Rahmen der Aktion von 1257 ausleuchten (Notariatsinstrumente, Formulartexte, Gerichtsurkunden, Statuten usw., mit einer zeitlichen Spannweite von 942 bis 1304). Ein alphabetisches Namensregister wäre für die Masse der Hörigen kaum sinnvoll gewesen, da die Chance, daß diese

noch in anderen Zusammenhängen auftauchen, gering ist; wohl aber ein Teilregister für die Besitzer, die vielfach den führenden Bologneser Familien angehören (Panico, Caccianemici, Prendiparte, Lambertini usw.) und in den zeitgenössischen Quellen auf Schritt und Tritt begegnen. Wenn man diese hier aufsuchen will, muß man den gesamten Text von vorne bis hinten durchgehen. – Der ergänzende Band ist ein vielstimmiger Kommentar, der nicht weniger als 12 ältere Forschungsbeiträge zum *Liber* im Nachdruck zusammenstellt, darunter übrigens auch den von Hagen Keller (aus Vorträge und Forschungen 1991, hier in ital. Übersetzung). Auf diese älteren Beiträge folgen dann noch 15 weitere, die eigens für diesen Anlaß geschrieben wurden; darunter als einziger Nichtitaliener Nikolai Wandruszka mit einer überarbeiteten Fassung des einschlägigen Kapitels aus seinem Buch über die Oberschichten von Bologna von 1995. Insgesamt wird hier das breite und vielschichtige Panorama der Forschung sichtbar, das schon in den Titeln der Beiträge die zahlreichen Perspektiven anzeigt, unter denen man den *Liber* lesen und auswerten kann: Paläographie und Diplomatik, Wirtschafts-, Sozial-, Rechts-, Geistes- und Kulturgeschichte. Martin Bertram

Luisa Continelli (a cura di), L'archivio dell'Ufficio dei Memoriali. Inventario, vol. I: Memoriali 1265–1436, Tomo II: 1334–1436, Universitatis Bononiensis Monumenta vol. IVbis, Bologna (University Press) 2008, ISBN 88-7395-322-7, VI S., S. 217–362, € 35. – Die bologneser *Libri Memoriali* sind das im Jahre 1265 eingerichtete kommunale Register, in dem sämtliche in Stadt und *contado* abgeschlossenen privatrechtlichen Verträge mit einem Geschäftswert ab 20 lib. bon. sowie die Testamente eingetragen werden mußten, um rechtskräftig zu werden. Mit hunderttausenden von Einträgen liefern sie wenigstens für die ersten Jahrzehnte eine im strengen Sinne serielle Quelle, deren systematische Erschließung und Auswertung noch aussteht. Eine unverzichtbare Voraussetzung für diese Zukunftsaufgabe ist das Inventar, das eine analytische Bestandaufnahme der insgesamt 322 Bände bietet. Die Bearbeiterin des ersten Teils für die Bände 1–181 aus der Zeit 1265–1333, der 1988 erscheinen war, hatte auch die Fortsetzung schon vorbereitet, aber nicht mehr zur Veröffentlichung bringen können. Dem selbstlosen Einsatz von Diana Tura und Lorena Scaccabarozzi ist es zu verdanken, daß dieses Material nun abschließend aufbereitet und zur allgemeinen Verfügung gestellt wird. Beschrieben werden die Memoriali-Bände 182 bis 321, die vom Jahre 1336 bis zum Ende der Registrierung im Jahre 1412 reichen. In dieser Periode macht die Hauptregistratur in den *Memoriali* eine fortschreitende Dekadenz durch, die sich in zunehmenden Lücken und Inkonsequenzen äußert; nicht zuletzt lag das an der Tendenz zu vermehrter Aufnahme inhaltlicher Elemente, die um

die Mitte des 14. Jh. häufig bis zu Volltextkopien reichte, ein Verfahren, das im 13. Jh. klugerweise vermieden worden war und nun angesichts der anfallenden Materialmassen prompt zur Überlastung und langfristig zur Auflösung der Hauptregistratur führte. Für den Historiker sind die Volltexte natürlich sehr viel aufschlussreicher als die inhaltslose Registrierung des 13. Jh., doch geht der höhere Informationsgewinn in Einzelfällen auf Kosten der seriellen Kohärenz. Um die erkennbaren Disfunktionen aufzufangen, wurde den *Memoriali* im Jahre 1336 mit den sog. *Provvisori* eine verkürzte Schnellregistratur an die Seite gestellt, mit denen man in abgewandelter Form zu den anfänglichen Registrierungsprinzipien zurückkehrte. Wenn das in der ursprünglichen Planung vorgesehene ergänzende Inventar für die *Provvisori* einmal vorliegt, wird man dieses bemerkenswerte Beispiel für einen langfristigen Prozess bürokratischer Degeneration und Reform vollständig übersehen und analysieren können. Vorläufig ist der nun erreichte Abschluß für die *Memoriali*-Reihe dankbar zu begrüßen. Nicht vergessen sei dabei das den ersten Band einschließende Register sämtlicher Notare, die im Laufe von anderthalb Jahrhunderten an der Führung der *Memoriali* mitwirkten; mit einem Umfang von 44 S. (319–362) und über 2000 Namen liefert es ein wertvolles Instrument für die weitere Erschließung der Geschichte des Bologneser Notariats und vermittelt einmal mehr eine Vorstellung von den überwältigenden Dimensionen seiner Produktion. Martin Bertram

Mario Marrocchi/Carlo Prezzolini (a cura di), La Tuscia nell'alto e pieno medioevo. Fonti e temi storiografici „territoriali" e „generali": in memoria di Wilhelm Kurze. Atti del convegno internazionale di studi Siena-Abbadia San Salvatore, 6–7 giugno 2003, Millennio medievale 68. Atti di convegni 21, Firenze (SISMEL, Edizioni del Galluzzo) 2007, XVI, 270 S., Abb., ISBN 978-88-8450-212-4, € 51. - Zum Gedenken an Wilhelm Kurze, bis zu seiner Pensionierung Mediävist am Deutschen Historischen Institut in Rom, trafen sich wissenschaftliche Weggefährten und Freunde am 6. und 7. Juni 2003 in Siena und in der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata zu einer Tagung über die Toskana im frühen und hohen Mittelalter. Die interdisziplinäre Ausrichtung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, vertreten waren neben Historikern auch Kunsthistoriker, Archäologen, Diplomatiker, Paläographen und Philologen, spricht für die breit angelegte wissenschaftliche Arbeit Wilhelm Kurzes. Die Tagungsorte sind Zeugnis für das gemeinsame Forschungsinteresse an der mittelalterlichen Geschichte der Toskana und der Abtei S. Salvatore, wo sich im Kreuzgang das Grab des 2002 Verstorbenen befindet. In vorliegender Gedenkschrift veröffentlichen Mario Marrocchi und Carlo Prezzolini neun Beiträge dieser internationalen Zusammenkunft. Schon der Titel ist eine Hom-

mage an Wilhelm Kurze, der sich für die aus deutscher Forschungstradition stammende Einteilung in Früh- und Hochmittelalter auch für Italien stark machte. Zu Anfang zeichnet Paolo Cammarosano den wissenschaftlichen Werdegang und die Methodik Wilhelm Kurzes nach, skizziert dessen Interessengebiete und Veröffentlichungen und bettet sie in die Forschungsgeschichte ein (S. 3–13). – Michael Gorman untersucht ausführlich die hochmittelalterliche Bibliothek am Monte Amiata, geht insbesondere den Hinweisen auf Handschriften aus dem 9. bis 12. Jh. nach und stellt die Ergebnisse in Anhängen und durch ausgewählte Schriftbeispiele vor (S. 15–102). – Yoshiya Nishimura macht in leicht modifizierter Form einen Aspekt seiner auf Japanisch erschienenen Dissertation bekannt: die Untersuchung der Zeugen in Urkunden der Abtei S. Salvatore aus dem 8. und 9. Jh. (S. 103–124). – Maria Giovanna Arcamone präsentiert den von Wilhelm Kurze und ihr entwickelten, umfangreichen Registerband des Codex Amiatinus als ausgezeichnetes Werkzeug sowohl für historische als auch linguistische Fragestellungen (S. 125–134). – Silvia Lusuardi Siena unterzieht die auch von Wilhelm Kurze als besondere Quellengruppe hervorgehobenen langobardischen Siegelringe einer intensiven Untersuchung (S. 135–169). – Carlo Citter durchforscht exemplarisch die wissenschaftliche Literatur zur Toskana seit den 1970er Jahren mit Blick auf den interdisziplinären Dialog zwischen Historikern und Archäologen (S. 171–182). – Wolfgang Huschner erläutert am Beispiel der Königsurkunde Ottos III. für S. Maria e S. Benedetto di Prataglia aus dem Jahr 1002 (D O. III. 423) die noch aus dem 19. Jh. stammenden Ansichten über die Empfängerüberlieferung aus Italien und damit zusammenhängend über die ottonisch-salische Königskanzlei, die er zu Recht grundlegend in Frage stellt (S. 183–197). – Italo Moretti beschreibt sodann anhand ausgewählter Beispiele Aspekte der frühmittelalterlichen Architektur ländlicher Kirchen in der Toskana (S. 199–226). – Abschließend analysiert Amleto Spicciani den Konflikt zwischen den Bischöfen von Lucca und Pistoia aus dem Jahr 716 über die Diözesanzugehörigkeit bestimmter Kirchen, die er dem Bistum Lucca zurechnet und bezieht damit explizit Stellung gegen die Interpretation von Natale Rauty (S. 227–240). Die heterogenen Beiträge der Gedenkschrift spiegeln sowohl das weitreichende, thematische und methodische Interesse Wilhelm Kurzes wider als auch seine Anerkennung und Wertschätzung in der italienischen Forschung, weit über den Kreis der Historiker hinaus. Seine italienischen Kollegen und Freunde setzten ihm mit der Tagung und der Gedenkschrift ein verdientes Zeichen der Verbundenheit und Erinnerung.

Swen Holger Brunsch

Francesco Salvestrini, Disciplina caritatis. Il monachesimo vallombrosano tra medioevo e prima età moderna, Roma (Viella) 2008, 470 pp., ISBN 978-88-8334-306-3, € 30. – Questo di Francesco Salvestrini è l'ideale continuazione del suo precedente volume: „Santa Maria di Vallombrosa. Patrimonio e vita economica di un grande monastero medievale", Firenze (Olschki) 1998. Il nuovo volume si presenta come una raccolta di undici saggi, alcuni inediti e gli altri profondamente rivisti e aggiornati. Il tema è la storia della congregazione monastica di Vallombrosa, sorta nel secolo XI nel pieno della lotta per la moralizzazione del clero, alla quale il fondatore di Vallombrosa, san Giovanni Gualberto, partecipò da protagonista. Mentre il volume del 1998 si concentrava esclusivamente sulla vita della grande abbazia di Vallombrosa (casa madre dell'Ordine) nei primi secoli della sua esistenza, questo nuovo lavoro ampia l'orizzonte di ricerca sia per la cronologia (vi si seguono tematiche anche nell'età moderna e contemporanea) sia per l'oggetto dell'indagine (non più solo Vallombrosa, ma l'intera congregazione). I saggi sono divisi in due grandi sezioni. La prima („L'abbazia"), soffermandosi sul vasto materiale archivistico spettante al primo cenobio vallombrosano, approfondisce e aggiorna quanto si poteva trovare nel volume del 1998. Nei primi tre saggi l'autore ripercorre la storia patrimoniale di Vallombrosa con particolare riguardo alla cura del bosco – che la vulgata storiografica (parzialmente infondata) vuole caratteristica precipua dei Vallombrosani – e al rapporto tra Vallombrosa e il credito su garanzia fondiaria. Troviamo poi un'analisi complessiva e critica della documentazione, ideale premessa ad una pubblicazione di fonti vallombrosane di cui si lamenta ancora l'assenza. L'ultimo saggio della sezione è il frutto di un'audace incursione nel territorio della storia economica moderna: quale fu il contributo degli 'imprenditori' del bosco (i monaci vallombrosani e camaldolesi) allo sviluppo della flotta toscana? La connessione tra boschi e navi è rappresentata dalla materia prima indispensabile agli arsenali. La seconda sezione („La congregazione") si apre con una riflessione sulla storiografia vallombrosana. L'A., che cura sul *web* una bibliografia vallombrosana periodicamente aggiornata (http://www.storia.unifi.it/_RM/rivista/mater/Salve-biblio1.htm [al luglio 2009]), maneggia con arte sicura la vasta e composita materia: dalla tradizione erudita alla vera consapevolezza storica, acquisita dall'ordine in un'epoca sorprendentemente recente. A tematiche di grande respiro sono dedicati anche i due saggi successivi. Nel primo la primitiva organizzazione congregazionale dei monasteri vallombrosani è ricostruita nel suo incerto sviluppo e messa a confronto con le contemporanee esperienze monastiche su scala europea. Nel secondo si mettono per la prima volta in rilievo le caratteristiche originali dell'istituto dei conversi laici in ambito vallombrosano: i laici conversi ebbero fin dalle origini „rigida disciplina" e „man-

sioni sempre più rilevanti" (p. 296), fino a configurarsi come una vera e propria „*élite* secolare" (p. 297). Più concentrati su tematiche 'territoriali' appaiono invece i due saggi successivi, il primo dedicato alle relazioni tra la famiglia comitale dei Guidi e Vallombrosa, il secondo al rapporto di un grande monastero della congregazione, Passignano, e la comunità valdarnese di Figline. Entrambi mettono in rilievo come, dal punto di vista politico, i due monasteri siano riusciti a dare alla propria azione più continuità e coerenza dell'aristocrazia locale e del vescovado fiesolano. Chiude la sezione un saggio sulle visite canoniche degli abati maggiori vallombrosani nei monasteri della congregazione, con l'analisi in particolare di alcune visite nella diocesi di Pistoia: l'istituto della visita canonica fu trasformato alla fine del Trecento in „un duttile ed efficace strumento di governo" (p. 345). Enrico Faini

Peter Denley, Commune and Studio in late medieval and Renaissance Siena, Centro interuniversitario per la storia delle università italiane, Studi 7, Bologna (CLUEB) 2006, XVII, 495 S. mit 34 Abb. u. 8 Tab., ISBN 88-491-2646-8, € 45; ders., Teachers and schools in Siena 1357–1500, Documenti di storia 78, Siena (Betti) 2007, 162 S. mit 1 Tab., ISBN 978-88-7576-097-7, € 25. – Solch detailgenaue Beschreibungen wünscht man sich für alle Universitäten und für das Schulwesen aller größeren Städte, vor allem für das Mittelalter, denn für die weiter zurückliegende Zeit wird es naturgemäßt schwieriger als für uns nähere Perioden, die einzelnen Informationen, aus denen die Darstellung zu entwickeln ist, in den Archiven und an anderen Orten zusammenzutragen. Besonders der großformatige Band über die Frühgeschichte der Universität Siena zeigt, wie sich im konkreten Fall das überlieferte Material zu einer ansprechenden Schilderung verdichten lässt, obwohl wichtige Quellengruppen aus dem Innern der Korporation wie Statuten, Matrikeln, Sitzungsprotokolle, Promotionslisten vor dem 16. Jh. fehlen. Lehrangebote in den höheren Fächern sind in Siena seit 1240 dicht belegt, sie erfreuten sich stets gezielter Förderung durch die städtische Regierung, doch konnten die vorhandenen Einrichtungen erst 1357 zur Universität werden, als ein Diplom Kaiser Karls IV. der Kommune den Betrieb eines *studium generale* erlaubte. Das ist ausführlich dargelegt worden von Paolo Nardi, L'insegnamento superiore a Siena nei secoli XI-XIV. Tentativi e realizzazioni dalle origini alla fondazione dello Studio generale, Milano 1996; somit brauchte es jetzt nicht wiederholt zu werden. Thema sind daher die folgenden zwei Jahrhunderte bis zum Ende der Republik 1555, einen gliedernden Einschnitt bietet das Jahr 1408, als Papst Gregor XII. gleich acht Privilegien zugunsten der Sieneser Hochschule gewährte und damit zu neuem Aufschwung beitrug. Wesentlicher Faktor war stets das Handeln der Regierenden, und so fügt es sich für die Erforschung der

Universitätsgeschichte glücklich, dass über die Entscheidungen der Gremien der Republik und über die Verwaltung des Staates unter Einschluss der finanziellen Angelegenheiten unvergleichlich viel Material überliefert ist – das verleiht dem Bande sein Schwergewicht. Vor allem dank dem Wirken der öffentlichen Hand werden die Namen, Lehrgegenstände und Einkomensverhältnisse der Dozenten besser bekannt. Für die Darlegung der inneren Strukturen macht der Vf. sich zunutze, dass an den damaligen italienischen Universitäten überall vergleichbare Verhältnisse herrschten, und kann so das spärliche spezielle Material für seine Ausführungen über Vorlesungszeiten und Ferien, Organisation der Studenten, Studienverlauf und Examina wirkungsvoll abrunden. Ein eigener Abschnitt ist der Casa della Sapienza gewidmet, einer für Siena typischen Einrichtung: Durch Beschluss des Großen Rates von 1394 wurde die *Casa della Misericordia*, das zweitgrößte Spital der Stadt, zu einer Studentenburse umgewandelt und galt bald als *membro principale* der Universität. – Den schmalen Band über die Schulen, erkennbar eine Nebenfrucht der Arbeit an dem größeren Werk, füllt im Hauptteil das Verzeichnis aller auffindbaren Lehrer mit biographischen Skizzen. Abgesehen von den Grundlagen – Lesen und Schreiben – unterrichteten sie entweder Latein (*grammatica*) oder Mathematik (*abacus*) entsprechend den hauptsächlichen Lebenszielen, für die man Bildung brauchte: Universität, Notariat, Klerus, Literatentum oder aber Kaufmannstätigkeit. Das beigegebene Schaubild für die Zeit 1360–1500 macht deutlich, wie viele öffentlich besoldete Lehrer es in dem verhältnismäßig kleinen Siena gleichzeitig gab, besonders für den Lateinunterricht; bis zu einem Dutzend lässt sich hierfür nachweisen. Die Einleitung zieht mit sicheren Strichen die Summe aus den Einzelinformationen, auch hier sticht das wache Interesse des Staates unter Einschluss finanziellen Engagements hervor. – Der Vf. stellt die Sieneser Verhältnisse stets in den Rahmen der allgemeinen Entwicklung. Die perfekte Kenntnis der Bildungssituation im spätmittelalterlichen Italien, soweit sie schon erforscht ist, erleichtert es ihm, die Lücken zu überbrücken, die das lokale Material immer wieder lässt. Das hat aber auch zur Folge, dass seiner Darstellung beispielhafte Bedeutung zukommt, für das Schulwesen ebenso wie für die Universität, jene große Erfindung des Mittelalters. Dieter Girgensohn

Maria Andaloro/Serena Romano, La pittura medievale a Roma 312–1431. Corpus e atlante: Maria Andaloro, Corpus, vol. I: L'orizzonte tardoantico e le nuove immagini, 306–468, Milano (Jaca Book) 2006, 482 S., zahlr. Abb., ISBN 88-16-60371-2, € 180; Serena Romano, Corpus, vol. IV: Riforma e Tradizione 1050–1197, Milano (Jaca Book) 2006, 407 S., zahlr. Abb., ISBN 88-16-60374-7, € 170; Maria Andaloro, Atlante – percorsi visivi, vol. I: Sub-

urbio, Vaticano, Rione Monti, Milano (Jaca Book) 2006, 325 S., zahlr. Abb., ISBN 88-16-60374-7, € 165. – Die Zeugnisse der Malerei in Rom aus der Spätantike und dem Mittelalter sind nur selten unbeschadet auf uns gekommen. Vieles wurde in den darauffolgenden Jahrhunderten zerstört, beschädigt oder überarbeitet. Viele Fresken und Mosaike wurden infolge verschiedenster Ursachen (Brände, Kriegseinwirkungen, konservatorische Gründe etc.) aus ihrem ursprünglichen Entstehungsumfeld entfernt und werden heute – ob ihres oft unscheinbaren Charakters oder der erschwerten „Lesbarkeit" wegen – in den Depots von Museen gelagert. Mitunter künden nur noch Aquarellkopien oder alte Fotografien von den untergegangenen Kunstwerken. In einer Zeit, in der schriftliche Quellen rar sind, sind Versuche, Verbindungen zwischen den politisch-religiösen Großereignissen (Entwicklung des Christentums zur Staatsreligion, Reformbemühungen, Schismen usw.) und dem Kunstschaffen in Rom herzustellen, nicht einfach und erfordern eine – auch für Historiker spannende – Spurensuche. Maria Andaloro und Serena Romano haben ein gewaltiges Werkverzeichnis – „La pittura medievale a Roma 312–1431" – initiiert, das erstmals mit großem Aufwand einen Überblick über die mittelalterliche Malerei Roms bietet und damit einen ganz neuen Zugang zum Verständnis der Kunstentwicklung in Rom eröffnet, der – aus historischer Sicht – auch die Frage nach dem Wesen und den Hintergründen der kulturell-religiösen Ausstrahlung Roms im Mittelalter neu belebt. Darüberhinaus eröffnen sich dem Historiker auch interessante Anknüpfungspunkte und Arbeitsfelder dank der von zahlreichen Mitarbeiter/-innen verfaßten Einzelbeschreibungen, die nach einer einheitlichen Struktur „Note critiche", „Interventi conservativi e restauri" (die bis in die jüngste Gegenwart reichen), „Documentazione visiva" sowie die Quellen und Bibliographie dokumentieren. Beispielsweise dienten die umfangreichen Restaurierungen in der frühen Neuzeit und dann wieder ab dem 19. Jh. der Untermauerung des päpstlichen Primatsanspruches, womit diese Eingriffe ihrerseits zu historischen Quellen sui generis werden. Beachtung verdienen auch die epigraphischen Zeugnisse (besonders die Stifterinschriften), die im *Corpus* sorgfältig transkribiert und ediert werden. Maria Andaloro legt den ersten Band vor, der der Spätantike von 312 bis 468 gewidmet ist. Sie unterscheidet zwei „grandi stagioni pittoriche" (S. 12): die erste betrifft das Aufkommen der „neuen" christlichen Bilder im 4. Jh., die – wie die Mosaiken von Alt-St. Peter – neue Elemente und alte Traditionen vereinen. Die zweite „stagione" wird im 5. Jh. mit den großen narrativen Zyklen zum Alten und Neuen Testament verortet. Hervorzuheben sind besonders die Auftragsarbeiten Sixtus' III. (432–440) in S. Maria Maggiore (S. 306ff.), in S. Sabina (S. 292ff.) oder im Baptisterium der Laterankirche (S. 355ff.) und die von Leo I. (440–461) angeregten Mosaiken und Fresken in S. Paolo f. l. m.

(S. 368ff.) und in S. Pietro (S. 411ff.). Unter Papst Hilarius (461–468) wurden drei Oratorien im Lateranbezirk mit *opus sectile* und Mosaiken geschmückt (S. 429ff.). Anders als bei den Kapiteln zur Monumentalmalerei, die in ihrer Funktion die antike Skulptur abgelöst habe (S. 37ff.), wird bei der Grab- und profanen Malerei keine Vollständigkeit angestrebt, was man angesichts der weitverzweigten Katakomben auch nicht erwarten kann. Immer wieder werden wichtige Bildthemen (wie die Darstellungen des Apostelkollegs – besonders in den Katakomben beliebt, S. 210ff. – und der *Traditio legis* vertieft), man vermißt aber in diesem Band besonders einen (in der Reihe offenbar nicht vorgesehenen) ikonographischen Index, der Vergleiche erleichtern würde. Im vierten Band des *Corpus* meistert Serena Romano die gewaltige Aufgabe eines Gesamtüberlicks der Entwicklung der Malerei in Rom vom Pontifikat Leos IX. (1049–1054) bis in die Zeit Cölestins III. (1191–1198). Die Autorin und ihre vierzehn Mitverfasser/-innen nehmen den Leser mit in die meist unzugänglichen Krypten und auf die Dachstühle der Kirchen oder zu noch unpublizierten Folianten der großen römischen Bibliotheken, wobei auch Abstecher in die Archive nicht fehlen (S. 378). Serena Romano untergliedert das chronologisch angeordnete Werkverzeichnis in drei Teile: Der erste Teil behandelt das 11. Jh., der zweite Teil – unter dem programmatischen Titel „La Chiesa trionfante" – die Jahre 1100 bis ca. 1143 und der dritte die zweite Hälfte des 12. Jh. Die Kunsthistorikerin skizziert zunächst stets den geschichtlichen Kontext und nennt die großen Persönlichkeiten, die – wie der aus dem Oberelsaß stammende Leo IX. und sein Reformkreis oder der Gegenpapst Anaklet (1130–1138) (Petrus Pierleone aus Rom) – bestimmend auf die Ereignisse eingewirkt haben. Daneben verleiht sie aber auch zahlreichen Männern und Frauen, Laien und Klerikern Konturen, deren Namen durch ihre Stiftungen von Fresken und Mosaiken auf uns gekommen sind. Die Autorin greift dabei auch in die Jahrhunderte vor ihrer eigentlichen Darstellung aus, in denen sich die Ewige Stadt dem Einfluß nicht-römischer Kräfte öffnete, aber auch eine – selbst Historikern weitgehend unbekannte – Tradition weiblichen Religiosentums in den Klöstern S. Ciriaco, S. Gregorio Nazianzeno (von hier stammt eine außerordentliche Tafel mit dem Weltgericht, s. S. 45ff.) und S. Maria di Campo Marzio entfaltete (S. 17ff.). Laien waren dagegen der *Petrus medicus* von S. Maria in Pallara, der *Leo* in S. Balbina, der *Romanus* in S. Crisogono und die bekannteren Auftraggeber der Fresken von S. Clemente *Beno de Rapiza* und *Maria Macellaria* (zu letzteren s. besonders S. 27ff.). Das Schlüsselereignis des 2. Teils war das Wormser Konkordat im Jahr 1122, weshalb auch wieder mehr die Auftragsarbeiten der Päpste und Kardinäle – jetzt in der aufwändigen Mosaiktechnik – in den Vordergrund traten, auch wenn das Interesse der Laien nicht ganz erlahmte (S. 172f.). Als hervorragende Bei-

spiele seien nur die sich an frühchristlichen Motiven orientierenden Apsismosaiken von S. Clemente (S. 209ff.) und die auch neue Bildelemente einführenden Mosaiken von S. Maria in Trastevere (S. 305ff.) genannt. Leider nur noch aus neuzeitlichen Zeichnungen sind die hochpolitischen Freskenzyklen aus dem Lateranpalast bekannt, von denen einer die Krönung Lothars III. zeigte (S. 270ff., 296ff.). Der 3. Teil fällt mit einer Zeit der Krise zusammen, zu der auch die Gründung der römischen Kommune gehörte. Vom gewandelten Kunstverständnis künden die Mosaiken von S. Maria Nova (S. 335ff.) und die Fresken im Schiff und im Chor von S. Giovanni a Porta Latina (S. 348ff.). Serena Romano fragt auch immer wieder nach möglichen Bildungen von Werkstätten und Gruppenarbeit der vielbeschäftigten Künstler und spürt selbst einzelnen Arbeitsschritten an den Mosaiken in S. Clemente nach (S. 164f., 217f.). Bestechend ist auch die stete Einbeziehung des liturgisch-hagiographischen Hintergrundes (beispielsweise bei der Interpretation der Fresken von S. Clemente: S. 129ff.). Die sorgfältigen Transkriptionen der epigraphischen Zeugnisse in diesem Band stammen im übrigen von Stefano Riccioni. Der Atlante, der in drei Bänden gemäß der Verteilung der Kunstwerke auf die historischen Stadtviertel Roms und das *Suburbium* konzipiert ist, hat die Aufgabe, die (ursprüngliche) Position und den räumlichen Kontext der Wandmalereien (gerade der verlorenen) zu verdeutlichen. Um einen möglichst präzisen Raumeindruck zu vermitteln, werden – dank der Mitarbeit einer Reihe technisch versierter Mitarbeiter (darunter auch Architekten) – digital erstellte Lagepläne sowie dreidimensionale Ansichten und Modelle angeboten. Virtuell entstehen damit visuelle Raumeindrücke, die das Verständnis und die Interpretation der oft verlorengegangenen, aber dokumentierbaren Bildzyklen erheblich erleichtern. Der mittlerweile vorliegende erste Band des Atlante ist dem Vatikan, dem *Suburbium* und den Kirchen im Rione Monti gewidmet. Er umfaßt damit die bekanntesten römischen Basiliken, die im übrigen auch gravierende Veränderungen bis hin zu Totalzerstörungen erfahren haben: S. Pietro, S. Paolo fuori le mura, S. Giovanni in Laterano, S. Maria Maggiore und S. Lorenzo fuori le mura. Aber auch kleinere Gotteshäuser mit mittelalterlichen Fresken wie S. Passera (an der Via Magliana) oder Sant'Urbano (an der Caffarella, Via Appia) werden berücksichtigt. Besonders anschaulich und das Verständnis für die ursprünglichen Bildzusammenhänge erleichternd sind die Rekonstruktionen (zum Teil mit ausklappbaren Tafeln) zu den Fresken und Mosaiken in S. Pietro, S. Paolo, S. Clemente und S. Maria Maggiore. Bleibt natürlich das Problem, daß der *Atlante* und das *Corpus* zwei getrennte Einheiten bilden, die ihre volle Verständlichkeit und Verwobenheit erst dann entfalten können, wenn das auf insgesamt 9 Bände ausgelegte Gesamtwerk komplett vorliegt. Der Atlas-Band erschien 2008 in einer zu Recht auch als Augen-

schmauß angekündigten deutschen Übersetzung (Maria Andaloro, Die Kirchen Roms. Ein Rundgang in Bildern, aus dem Ital. von Petra Kaiser, Mainz 2008, ISBN 978-3-8053-3908-7). Andreas Rehberg

Peter Cornelius Claussen, Corpus Cosmatorum, II,2: S. Giovanni in Laterano, mit einem Beitrag von Darko Senekovic über S. Giovanni in Fonte, Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 21, Stuttgart (Franz Steiner) 2008, 431 S., zahlr. Abbild., ISBN 978-3-515-09073-5, € 105. – Peter Cornelius Claussen setzt mit der Monographie zur Laterankirche sein monumentales *Corpus Cosmatorum* fort (s. zum 1. Bd. des Corpus QFIAB 83 [2003] S. 661ff.). Die vorliegende Besprechung wird nicht die für die Kunsthistoriker wichtigen Aspekten vertiefen, sondern folgt sehr subjektiv den Interessen des Rezensenten. Ein Historiker – zumal mit einem besonderen Augenmerk für die Geschichte Roms und seine geistlichen Institutionen – geht an ein solches Handbuch mit Fragestellungen heran, die seine Autoren verständlicherweise nicht unbedingt ihrer Arbeit zugrunde gelegt haben. Der Rezensent sucht jedenfalls nach Spuren der Menschen, die die Kirchenschiffe und Kreuzgänge der Lateranbasilika gefüllt und genutzt haben, die ja eine mindestens doppelte Funktion gehabt hatte, die in ihrem Anspruch, die vornehmste Kirche Roms und des Erdkreises zu sein, begründet lag. Man fragt nach den beiden Hauptauftraggebern der Bauten und Kunstwerke und meint manchmal die unterschiedlichen Interessen der lange Zeit am Lateran residierenden Päpste und der für die Liturgie zuständigen Geistlichen zu spüren. Diese Konkurrenzsituation zwischen Papsttum und Kirchenkapitel kann man beispielsweise an der Geschichte des (dem Papst reservierten) Hauptaltars und des nur noch in Bruchstücken erhaltenen, der hl. Magdalena geweihten Kapitelaltars ablesen, der im Kapitelchor im Langhaus aufgestellt war. Claussen rekonstruiert zunächst mit Akribie die bekanntlich auf Kaiser Konstantin zurückgehende Baugeschichte der Laterankirche. Dann nimmt er sich einzelne Bauteile – wie die Fassade, Kirchenschiffe, Apsis, Kreuzgang etc. – vor. Getreu der besonderen Themenwahl seines *Corpus*, spürt Claussen den Mosaikarbeiten nach, von denen heute – aufgrund der zahlreichen Umbauten (besonders unter dem Architekten Borromini und im 19. Jh.) – nicht selten nur Zeichnungen und Stiche erhalten sind. Mit Scharfsinn führt er verstreut gelagerte Architekturfragmente wieder zusammen. Größere Abschnitte sind u. a. dem Hauptaltarziborium, dem Magdalenenaltar aus dem Kapitelchor sowie den Papst- und Kardinalsgrabmälern gewidmet. Letztere präsentieren sich heute in barocken Rahmen, die von Borromini entworfen wurden. Wichtige Teile des Magdalenenziboriums bilden heute ein Thronpasticcio im Kreuzgang. Besondere Aufmerksamkeit wird dem zwischen 1225 und 1235 entstandenen

Kreuzgang der Vassalletti geschenkt, also jener Familie von Marmorkünstlern, die zu den sog. Cosmaten gezählt wird. Hervorzuheben ist auch der praktische Nutzen der Übersetzungen, die Claussen den lateinischen Inschriften aus dem Lateranbereich beifügt (s. vor allem S. 259ff. und im Quellenanhang S. 341ff.). Die epigraphischen Zeugnisse können auch von denen genutzt werden, die sich für religiös-liturgische Aspekte oder den Reliquienkult in der Laterankirche interessieren. Darko Senekovic beschließt den Band mit einer Darstellung zu dem ebenfalls auf eine Schenkung Konstantins zurückgehenden Baptisterium der Lateranbasilika (S. Giovanni in Fonte). Auch hier wird an wichtige historische Ereignisse wie das Ritterbad des Tribunen Cola di Rienzo im Jahre 1347 erinnert, der sich damit in die Tradition des ersten christlichen Kaisers stellte (S. 371). Beide Teile – der von Claussen wie der von Senekovic – sind durchzogen von gelegentlichen (manchmal in den Anmerkungen versteckten) Hinweisen auf die an der Laterankirche wirkenden Kanoniker- und Klerusgemeinschaften (S. 198f., 216, 254ff., 381f. Anm. 119). Es ist bedauerlich, daß man über sie gerade für ihre – immerhin in das 11. Jh. zu datierenden – Anfänge so wenig weiß. Daß aber die regulierten Kanoniker am Lateran Religiösität, Spiritualität und Liturgie zu einem Höhepunkt führten, steht außer Zweifel und wird durch den noch heute beeindruckenden Kreuzgang mit seiner so eindringlichen skulptierten Symbolik unter Beweis gestellt. Daß die baulichen und künstlerischen Veränderungen am Lateranbezirk auch aufmerksam von der römischen Öffentlichkeit verfolgt wurden (viele vornehme Geschlechter Roms hatten jahrhundertelange Beziehungen zum Kirchenkapitel), kann man auch daran ablesen, daß einige Kunstwerke ihren Erhalt der Intervention von Baronalfamilien verdankten, die damit ihr eigenes Alter unter Beweis stellen konnten (so geschehen beim wappengeschmückten Magdalenen-Altar dank der Colonna [S. 208] und bei einer Bronzetür im Baptisterium dank der Savelli [S. 316 Anm. 1321]). Andreas Rehberg

Marina Caffiero (a cura di), Rubare le anime. Diario di Anna del Monte ebrea romana, La memoria restituita. Fonti per la storia delle donne 4, Roma (Viella) 2008, 188 S., ISBN 978-88-8334-318-6, € 22. – Marina Caffiero legte vor wenigen Jahren mit Battesimi forzati. Storia di ebrei, cristiani e convertiti nella Roma dei papi, Roma (Viella) 2004 (vgl. QFIAB 86 [2006] S. 942–944) eine quellengesättigte Studie vor, die die Aufmerksamkeit auf ein bis dahin wenig beachtetes Phänomen im frühneuzeitlichen Rom lenkte: auf die Praxis von Zwangskonversionen, denen Juden, insbesondere Kinder und junge Frauen, ausgesetzt waren. Eine Form stellten die so genannten *offerte* oder *obliazioni* dar: bereits konvertierte Juden wurden von der Obrigkeit zu solchen „Anbietungen" oder „Darbietungen" von Verwandten an die katholi-

sche Kirche ermuntert. Davon zu unterscheiden ist die *denuncia*, die Anzeige von Juden, die (angeblich) ihre Konversionsbereitschaft zum Ausdruck gebracht hatten. Hierzu waren sowohl Christen als auch konvertierte Juden berechtigt. Nicht selten wurden diese Instrumente missbraucht und dienten als regelrechte Waffen in zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen und Konflikten unterschiedlicher Art. Zu den Opfern zählte auch Anna del Monte, eine junge, römische Jüdin, die im Jahr 1749 für die Dauer von 13 Tagen gegen ihren Willen in der *Casa dei Catecumeni* festgehalten wurde, um sie dort auf die bevorstehende Taufe vorzubereiten. Dank ihrer religiösen Überzeugung und Standhaftigkeit sowie ihrer theologischen Versiertheit konnte sie sich aber erfolgreich dem Versuch, ihr „die Seelen zu stehlen" (*Rubare le anime*), widersetzen. Eindrucksvolles Zeugnis dieses dramatischen Abwehrkampfes bildet ihr Tagebuch, das nun in einer ebenfalls von Marina Caffiero besorgten kommentierten Neuedition vorliegt und eines der wichtigsten Ego-Dokumente zum Verständnis dieser speziellen Konversionspraxis im Rom der Päpste darstellt. Ob allerdings – auf diese Problematik geht Caffiero in der Einleitung ausführlich und umsichtig ein – dieser nicht nur für die Konversions- und Genderforschung sowie die Judaistik aufschlussreiche Bericht tatsächlich von Anna del Monte selbst verfasst wurde, kann nicht als sicher gelten. Überliefert ist nämlich nur eine von ihrem Bruder Tranquillo del Monte verfasste Abschrift des Manuskriptes, und auch dieses konnte die Herausgeberin nicht im Original einsehen, da die einzige erhaltene Fassung für die Öffentlichkeit unzugänglich in Jerusalem liegt. So basiert also die Neuedition auf der Grundlage der längst vergriffenen Erstausgabe von 1989, die seinerzeit von Giuseppe Sermoneta vorgelegt wurde. Dementsprechend umfasst die vorliegende Ausgabe neben der historisch-kritischen Einleitung von Marina Caffiero auch die Manuskriptbeschreibung Sermonetas, die redaktionelle Einführung Tranquillo del Montes, die von ihm besorgte *Copia fedele* des Tagebuchs der knapp 18jährigen Anna sowie schließlich eine Nachdichtung des Tagebuchs in Versform durch den Rabbi Sabbato Moisè Mieli (Strophe 1–126), die wiederum vom Bruder Tranquillo um rund weitere 100 Strophen ergänzt wurde. Trotz zahlreicher Ungereimtheiten hinsichtlich der Autorschaft sowie einer abenteuerlichen Überlieferungsgeschichte kommt dem Tagebuch doch ein historischer Wert zu. Denn selbst wenn ein durch die Hand des rhetorisch versierten Bruders zu apologetischen Zwecken überarbeitetes Dokument vorliegt und es sich nicht um eine authentische Darstellung der Erlebnisse Annas handelt, so vermittelt die Quelle die Skizze einer jüdischen Lebensgeschichte im Rom in der Mitte des 18. Jh. Der Text gestattet Einblicke in das spannungsvolle Verhältnis zwischen Juden und Christen in Rom, präzisiert die Vorstellung vom täglichen Leben in der *Casa dei Catecumeni* und legt die differenzierten Konversions-

strategien der katholischen Kirche gegenüber potenziellen Taufkandidaten offen. Die Berichte aus dem Katechumenenheim klingen dabei so real und lebensnah, dass dem Leser die psychischen und moralischen Qualen der jungen Frau regelrecht unter die Haut gehen. Mit „Rubare le anime" liegt insgesamt die Edition einer für das 18. Jh. äußerst seltenen Quelle vor. Zu wünschen bleibt, dass künftig auch die ursprüngliche Fassung von Tranquillo del Monte der Wissenschaft zugänglich gemacht wird. Ricarda Matheus

Maria Teresa Caciorgna, Una città di frontiera. Terracina nei secoli XI-XIV, I libri di Viella 87, Roma (Viella) 2008, 415 S., ISBN 978-88-8334-363-6, € 35. – Terracina, im südlichen Kirchenstaat an einer (von Gregorovius als „Thermopylen Italiens" bezeichneten) Engstelle der Küstenstraße ins Königreich Neapel gelegen, ist von Althistorikern stärker beachtet worden als von Mediävisten. Umso willkommener diese reichhaltige Darstellung der wichtigsten Epoche des nachantiken Terracina durch eine Autorin, die mit der Überlieferung dieser Region (Editorin der Urkunden des benachbarten Sezze) und, durch Jean Coste, mit den Methoden der modernen Landesgeschichte Latiums vertraut ist. Wie sich die Stadt zwischen dem Landesherrn in Rom, dem großen Nachbarn in Neapel und mächtigen Baronalfamilien wie den Caetani behauptete, und wie sich die exponierte Grenzlage in den politischen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen abbildete, ist die Hauptlinie der Untersuchung. Die Arbeit geht von den Beziehungen zwischen Stadt und Umland aus und achtet dabei, mit interessanten Ergebnissen, auf Indizien nachlebender antiker Verhältnisse: Kirchen und Siedlungen längs der – als Fernstraße aufgegebenen – Via Appia in der Pontinischen Ebene vor Terracina, Grundbesitz innerhalb von Spuren römischer (auch in der Toponymie nachweisbarer) Zenturiation; die Nutzungsformen stark bedingt durch die Nähe der Sümpfe mit ihrer *Selva* (wo die bequeme Nutzung als *piscarie* anziehender war als eine Trockenlegung). Auch bei der Beschreibung des Stadtgebiets, mit quellennaher Darstellung des Siedlungsgewebes unter topographischen, administrativen, sozialen Gesichtspunkten und einer Typologie des Wohnhauses, wird auf antike Spuren geachtet (Lokalisierung *supra, subtus, desuper silice*, nämlich bezogen auf die die Stadt durchziehende Via Appia; der *murus antiquus civitatis* auch im Innern von Häusern verbaut). Ihre stärkste urbanistische Entwicklung erreicht die Stadt, die erst allmählich den (noch im 5. Jh. wiederhergestellten, noch heute begehbaren!) antiken Mauerring überschreitet, im 13. Jh. bei damals vielleicht 6000 Einwohnern. Der Hafen (neben dem antiken Seehafen der nähere Flußhafen bei der *regio Portula*) hatte seine Standortvorteile, doch fehlen Quellen, die Art und Umfang des Seehandels genauer erkennen lassen könnten: gewiß mehr Nah- als Fernhandel (der Radius des

nahen Gaeta war größer); Wein und Fisch, auch Holz und Käse, waren die Hauptexportprodukte. Die politische Führungsschicht der Stadt, in deren Zusammensetzung die bessere Quellenlage seit dem mittleren 12. Jh. tieferen Einblick gewährt, gewinnt gegenüber den lange Zeit dominierenden Frangipani an Selbstbewußtsein, erste Umrisse der Kommune werden sichtbar (für deren Entwicklung die südlichste Provinz des Kirchenstaats freilich kein guter Boden war). Konsuln werden erst 1185 genannt, dann aber gleich auf vielen Feldern auftretend und vom Podestà erst später abgelöst als andernorts. Wie die Verfassungsform, so wird auch die städtische Gesellschaft in ihrer Entwicklung (Aufkommen neuer Familien, wachsende Zahl von Richterfamilien, Zugang zum Domkapitel) und ihrer Begrifflichkeit (Bedeutung der *milites*) von der Autorin oft mit hilfreichen Seitenblicken auf die allgemeine Entwicklung in Italien verfolgt. Um die Mitte des 13. Jh. organisiert sich der *popolo* und stabilisiert sich mit Hilfe Bonifaz' VIII., der, als Caetani, in dieser Region seine besonderen Interessen hatte; damals werden die alten Adelsfamilien aus den politischen Führungspositionen entfernt. Doch dem nach Avignon entschwundenen Papsttum entgleitet nun auch Terracina. Der mächtige Nachbar, das angioivinische Neapel, zieht die Herrschaft an sich; nach einem kurzen autonomen Zwischenspiel des *comune del popolo* 1334–1346 ist es Genua, das mit dem Hafen die Herrschaft (und den Schutz der Stadt vor Caetani, de Ceccano, Neapel) übernimmt. 1367 kommt Terracina wieder an das Papsttum zurück. Aber da waren seine besseren Tage bereits vorbei. Arnold Esch

Mariano Dell'Omo, Montecassino medievale. Genesi di un simbolo, storia di una realtà, Biblioteca della Miscellanea cassinese 15, Montecassino (Pubblicazioni Cassinesi) 2008, 248 pp., ISBN 978-88-8256-515-2. – L'Autore, monaco e storico di Montecassino ben noto nella comunità scientifica, ha presentato in diverse occasioni – convegni, volumi a più mani, cataloghi di mostre – ciascuno dei dodici capitoli di questo libro, alcuni dei quali, tuttavia, devono ancora vedere la luce presso gli originari editori, la cui uscita è stata così preceduta dalla solerte iniziativa delle Pubblicazioni Cassinesi, casa editrice della gloriosa abbazia. Una prefazione di Giorgio Picasso OSB, già preside della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università Cattolica di Milano, introduce il lettore alla struttura dell'opera, la cui genesi è tutta ben dentro la tradizione di studi degli eruditi ricercatori cattolici dediti con serietà e continuità alle indagini su quelle istituzioni ecclesiastiche al cui interno vivono e lavorano; peraltro non rinunciando talvolta ad un contributo delle istituzioni pubbliche, in questa occasione la regione Lazio. Il volume è diviso in tre parti, per un totale di dodici capitoli: la prima parte si intitola „Le persone e l'istituzione: segmenti di una parabola ascendente" ma i primi tre saggi forniscono

spunto per una lettura di insieme ben più coesa di quanto i segmenti del titolo appena rammentato potrebbero lasciare intendere. Avvalendosi in particolare di fonti librarie – ma non solo di quelle – Dell'Omo adduce una pluralità di argomenti per mostrare la fitta rete di relazioni che Montecassino tesseva, pur profondamente radicato nella dimensione della Langobardia meridionale, con diversi centri monastici italiani ed europei, tratteggiando un'ampia dimensione di rapporti e non perdendo mai di vista lo strettissimo legame con Roma e il papato. Con il quarto capitolo si lascia invece la sfera delle relazioni politico-culturali e istituzionali per spostarsi nella dimensione dell'amministrazione interna del monastero e nei rapporti con le dipendenze e con i poteri giurisdizionali presenti nei territori con cui la *terra Sancti Benedicti* entrava in contatto. Per l'analisi delle finalità economiche di tale organizzazione, viene dato specifico spazio alla genesi di S. Liberatore. Montecassino divenne un'entità coesa con la sua rete di dipendenze attraverso diplomi imperiali e privilegi pontifici, che ne fecero, secondo Dell'Omo, una sorta di „archetipo di ordo" (p. 72): lettura avanzata in via ipotetica e per la quale l'Autore manifesta di avvertire la necessità di ulteriori ricerche. La prima parte, che si chiude esattamente a p. 100, comprende ancora altri due articoli, sorta di medaglioni per Ottone III e l'abate Desiderio, ovviamente nello specchio del loro ruolo rispetto a Montecassino. Il primo viene visto „tra realismo politico e ideale religioso" e se ne rimarca la propensione agli ideali „dell'ascesi, della santità" più che alle „urgenze" e ai „particolarismi politici locali del momento" (p. 76). Del secondo si sottolinea invece l'eccezionale ruolo politico ricoperto tra la fine degli anni Cinquanta e i pieni anni Ottanta del secolo XI, quando moriva il 16 settembre 1087, dopo essere asceso al soglio pontificio stringendo vieppiù il legame – come ricordò il successore Urbano II – tra Montecassino, la Sede Apostolica e l'Italia. La seconda parte del volume è la ricucitura di tre saggi che riecheggiano alcuni temi già affrontati nella prima parte e orienta verso la terza, a prevalente contenuto storico-culturale. In ciascuno dei tre contributi intorno a „La regola vissuta", infatti, don Mariano può tornare a sottolineare di volta in volta la dimensione „romana" così forte per Montecassino, i rapporti con altri monasteri, l'ampia circolazione di testi e di codici cassinesi, fino a chiudere con un contributo dedicato alla veste dei monaci della Montecassino medievale. La terza parte – „Tra Virgilio e il chiostro: ritratti di una cultura" – raccoglie saggi più propriamente afferenti alla dimensione culturale, a quella continuità tra cultura classica e cultura monastica di cui Paolo Diacono è traghettatore fondamentale: oltre a esso, Dell'Omo presenta in rapida carrellata altri protagonisti e altri elementi fondamentali, fino ad approdare a Pietro Diacono. Dopo avere spaziato oltre i confini delle scritture con un capitolo secondo dedicato all'architettura, l'Autore torna a una lettura

di insieme della letteratura a Montecassino in età normanna. Il libro si chiude con ricchi indici di nomi di persona, di luogo, degli studiosi citati e dei manoscritti, oltre a un indice delle tavole e a una nota bibliografica relativa alle primitive sedi di pubblicazione. Mario Marrocchi

Francesco Storti, L'esercito napoletano nella seconda metà del Quattrocento, Quaderni/Centro interuniversitario per la storia delle città campane nel Medioevo 5, Napoli (Laveglia) 2007, 215 S., ISBN 978-88-88773-51-3, € 18. – Seit Mario Del Treppos Studie von 1973 (Rivista storica italiana 85) hat sich die Forschung immer wieder mit dem italienischen Söldnerwesen der Zeit zwischen etwa 1350 und 1500 beschäftigt. Das Verhältnis der Landesherrn zu den Söldner*capitani* hat bisher ebenso Beachtung gefunden wie die Heere einzelner Staaten oder die Binnenstruktur einzelner *compagnie mercenarie*. Eine schmerzliche Lücke bildete dabei immer das Fehlen einer Untersuchung zum neapolitanischen Heer, doch schien die Zerstörung des Staatsarchivs von Neapel im Jahr 1943 eine sinnvolle Darstellung für alle Zeiten unmöglich zu machen. Francesco Storti ist es nun gelungen, dieses anscheinend unmögliche Buch zu schreiben und die spärlichen Reste der neapolitanischen Überlieferung, meist aus dem Finanzbereich, mit Material aus den Archiven von Mailand, Barcelona, Modena und Paris zu einer überzeugenden Studie des neapolitanischen Heeres zwischen 1444 und 1485 zu ergänzen. Insbesondere die Berichte der mailändischen Botschafter, die Storti als Hg. des vierten Bandes der Dispacci sforzeschi da Napoli (Neapel/Salerno 1998) gut kennt, erwiesen sich dabei als ergiebig. Die stark problemorientierte Arbeit konzentriert sich von der ersten untersuchten Quelle an, einem Bericht Borso d'Estes von 1444, auf die militärischen Neuerungen. Gemeint sind der hohe Anteil von aus der Krondomäne bezahlten und im Frieden dort einquartierten Soldaten im neapolitanischen Heer (*cavalli demaniali*) und die zunehmend größer werdende, direkt dem König zugeordnete Eliteeinheit im Heer (*famiglia, squadra delle bandiere, guardia*). Beide Phänomene blieben während des gesamten Untersuchungszeitraums erhalten und nahmen zumindest in Friedenszeiten an Bedeutung stetig zu. Dies hatte nicht zuletzt seine Ursache in der glücklichen Lage der aragonesischen Könige, die nach dem gewonnenen Erbfolgekrieg und nach dem großen Adelsaufstand 1459–1464 ihre Domäne großzügig auf Kosten der Besiegten abrunden konnten. 1464 schritt König Ferrante (1458–1494), ein Bewunderer Louis' XI. von Frankreich, sogar zur systematischen Entwaffnung der *baroni* seines Königreichs. Obwohl beide, *cavalli demaniali* wie *guardia*, Innovationen gegenüber den bisherigen Söldnerheeren darstellten, waren sie nicht gegen das Söldnersystem an sich gerichtet; im Krieg war die Kombination mit angeworbenen Söldner*compagnie* auch in Neapel wei-

terhin der Regelfall. Die spätere Regierungszeit Ferrantes, dokumentiert in einer ausführlichen Liste der neapolitanischen Armee auf dem Weg in den Ferrarakrieg 1482, ist dann dominiert von technischen Experimenten, besonders der Gliederung in etwa gleichstarke *squadre*, von denen jeweils mehrere von einem *colonnello* geführt wurden. Organisationsformen des 16. Jh. zeigen sich hier in ersten Umrissen. Stortis Interpretation dieser Neuerungen als Umsetzung eines stringenten Modernisierungskonzeptes der aragonesischen Könige, insbesondere Ferrantes, ist weniger überzeugend als seine materialreiche und hervorragend dokumentierte Darstellung. Die Probleme, die sich im Quattrocento aus dem Nebeneinander unabhängiger Militärunternehmer und sich formierender Territorialstaaten ergaben, waren überall in Italien ähnlich. Für die Lösung, Reterritorialisierung (nicht Refeudalisierung) des Militärs, anfangs als Ansiedlung bestehender Söldnereinheiten an neuralgischen Zonen des Staates, gibt es daher genug Beispiele auch außerhalb Neapels. So in Venedig oder Mailand ab 1450/54, aber auch schon ab 1438 durch die Ansiedlung von Unterführern Francesco Sforzas im südlichen Vorfeld der Mark Ancona, wie sie in einem wenig bekannten mailändischen Aktenstück dokumentiert ist (Staatsarchiv Mailand, Fondo Sforzesco, fasc. 33–34, 36 und 38). Selbst die Besetzung der Mark 1433/34 durch Sforza ließe sich als großangelegter Territorialisierungsversuch verstehen. Diese Territorialisierung, durchaus parallel zur Bindung eines Teils des Heeres an die Königsdomäne, vereinigte Besitzsicherung mit der permanenten Bereitstellung intakter militärischer Formationen ohne eigene politische Ambitionen. Auch die Orientierung militärischer Einheiten direkt auf den Landesherrn ohne Zwischenschaltung eines *capitano* (z.B. Mailand 1439) oder die Einführung von *squadre* und *colonnelli* waren weder spezifisch neapolitanisch noch dienten sie primär staatlichen Kontrollzwecken. Sie hatten ihren Ursprung innerhalb des Söldnersystems selbst, das ja keineswegs innovationsunfähig war, und waren technische Antworten auf taktische Probleme. Die Zusammensetzung der *cavalli demaniali* aus Kleingruppen von 2–6 *lance* (6–18 Reiter) schließlich überrascht niemanden, der die Söldnerheere der ersten Hälfte des Quattrocento kennt, die eben alle aus solchen, zweifellos wirtschaftlich bedingten Kleingruppen bestanden. Stortis inhaltsreiches und klar gegliedertes Buch ist ein wertvoller Beitrag zur neapolitanischen Militärgeschichte des Quattrocento, ja, begründet diese überhaupt erst, und liefert zugleich zahlreiche neue Anstöße zur Diskussion über das Heerwesen der Renaissance überall in Italien.

Peter Blastenbrei

Pasquale Natella, I Sanseverino di Marsico. Una terra, un regno. Vol. 1: Il Gastaldato di Rota (VIII-XI secolo), Salerno (ARCI Postiglione) 2008,

255 S., Abb., ISBN 978-88-902780-3-7, € 25. – Nach den Angaben in der Titelei und den knappen Ausführungen im ersten Unterkapitel gewinnt man den Eindruck, dass Pasquale Natella mit dem anzuzeigenden Band nach 28 Jahren eine überarbeitete Version seiner 1976 abgeschlossenen und 1980 erschienenen Monographie über die Geschichte eines Zweiges der mächtigen Familie Sanseverino, der Marsico, die zwischen 1064 und 1551 umfangreiche Lehen auf dem süditalienischen Festland besaßen (S. 9), vorlegt. Nur beiläufig wird der Leser in besagtem Unterkapitel über die vorgenommenen Revisionen – vor allem die Einbeziehung weiterer Quellen sowie die Integration seither erschienener Literatur und Editionen bis 2005 – informiert, wobei der Vf. bei seiner „Rekonstruktion" (S. 9) nicht lückenlos alle verfügbaren Informationen zur Familiegeschichte verwertet, sondern sich auf „gut zugängliche Quellen in einigen Archiven Süditaliens" (S. 9) beschränkt habe. Sei in der Erstauflage vor allem nach einer Erklärung dafür gesucht worden, warum die Sanseverino nie zu einer wirklichen machtpolitischen Alternative in Süditalien avancierten, so gehe es nun stärker um die Berücksichtigung von Überlieferungskontexten und sozialer Mobilität, insbesondere der Verflechtungen mit anderen Familien inner- und außerhalb Italiens und des Anteils daran, „dass Frauen und Männer eines großen Teils unserer Nation Protagonisten und Schöpfer eigenen zivilen Fortschritts wurden" (S. 10). Fern aktueller Tendenzen in der Geschichtswissenschaft unterstreicht der Vf. nachdrücklich, dass Geschichte noch heute von „großen Nationen" oder einflussreichen Männern und Dynastien gemacht werde (S. 10). Versucht man, ausgehend von den oben genannten Prämissen die Neuerungen der zweiten Auflage inhaltlich konkreter zu fassen, rätselt man zunächst, warum das gesamte Buch aus nur einem „capitolo primo" mit zahlreichen Unterkapiteln besteht, zumal auch von den breiten sozialen Netzwerken der Sanseverino kaum etwas zu lesen steht. Stattdessen geht es um das Gastaldat von Rota als Herrschaftsinstitution und -raum einschließlich seiner Topographie sowie Besiedlungsgeschichte und -strukturen. Offenbar – und das würde auch den neu hinzugekommenen Untertitel des Buches erklären – hat Natella das erste, 10 Text- und 3 Abbildungsseiten umfassende Kapitel „Rota: Il territorio" der Erstauflage zur Grundlage für ein eigenes Buch gemacht, wobei der „capitolo secondo" über den Spitzenahn Troisio de Rota der ersten Auflage in den letzten Unterkapiteln der sogenannten zweiten Auflage aufgegangen zu sein scheint. An keiner Stelle wird ersichtlich, ob und in welcher Form entsprechende Folgebände für die übrigen zehn Kapitel in Planung sind. Der vorliegende Band bietet umfangreiche lokalgeschichtliche Informationen zur Geschichte des Ortes Rota (heute Cùrteri) und dessen Territorium. Abgesehen davon, dass ein gewichtiger Teil der Darstellung die Zeit vor dem 8. Jh. in den Blick nimmt, bestehen auch mit der Behand-

lung des Gastaldats von Rota (8. bis 11. Jh.) nur insofern unmittelbare Anknüpfungspunkte zur Geschichte des Familienzweigs der Marsico, als das Gastaldat von Rota die Basis für die spätere *Baronìa* und den *Stato* (Staat) von S. Severino bildete (S. 172ff.). Den von der Erstauflage übernommenen Titel des Buches kann man deshalb nicht anders als irreführend bezeichnen.

Kordula Wolf

Julia Becker, Graf Roger I. von Sizilien. Wegbereiter des normannischen Königreichs, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 117, Tübingen (Niemeyer) 2008, X, 315 pp., ISBN 978-3-484-82117-0, € 46. – Questo libro è la versione riveduta e completata della Tesi di dottorato di ricerca di Julia Becker, redatta sotto la direzione di Egon Boshof e discussa nel 2005 presso l'Università di Passau. Per completare l'opera, l'A. ha consultato diverse sedi archivistiche del Mezzogiorno e si è tenuta in contatto con specialisti dell'argomento come Vera von Falkenhausen. Il risultato si presenta come una convincente monografia su un personaggio storico relativamente trascurato dalla ricerca: per ottenere un quadro più o meno completo sulla vita del conte Ruggero I, bisognava finora consultare i materiali delle seconde Giornate normanno-sveve (Ruggero il Gran Conte e l'inizio dello stato normanno, Bari 1977) o, ancora più indietro, l'introduzione del libro di Erich Caspar su Ruggero II (Roger II. 1101–1154 und die Gründung der normannisch-Sicilischen Monarchie, Innsbruck 1904). Aiutata dalla sua buona conoscenza della lingua greca, l'A. ha proceduto ad uno spoglio rigoroso delle fonti, procedendo ad una rilettura dei 78 atti pubblici ancora noti emessi da Ruggero I e delle numerose fonti narrative, da Goffredo Malaterra sino ad Anna Comnena. Julia Becker ricostituisce il quadro delle attività di Ruggero che sinora erano note soprattutto per quello che riguarda il campo militare ma meno nell'ambito politico. In un primo capitolo, il libro descrive la conquista normanna della terraferma del Mezzogiorno, un processo dove Ruggero interviene a cominciare dal sesto decennio del XI secolo, acquistando sempre più autonomia, cosicché dal semplice „fratello del signor duca" (Roberto il Guiscardo) diventa nel 1062 il „conte Ruggero", grazie a territori che controlla in Calabria. Tuttavia, fu la conquista della Sicilia (1061–1091), oggetto del secondo capitolo del libro, che portò all'affermazione di Ruggero, dal 1072 conte di Sicilia. Il terzo capitolo riguarda la politica di Ruggero nel consolidare il suo potere, attraverso il favore accordato alle istituzioni ecclesiastiche, l'amministrazione delle terre ed una descrizione del personale della corte siciliana nei suoi tre componenti, ovvero la nobiltà normanna, i funzionari greci e i musulmani. Il quarto capitolo è dedicato ai rapporti con il papato di Urbano II che concesse a Ruggero un ampio margine di attività – cosicché questo poteva

persino fondare delle diocesi e nominare dei vescovi senza un intervento del pontefice – e, allo stesso tempo, non chiese al conte di partecipare alla Prima Crociata, dal momento che la Sicilia stessa era considerata un territorio da evangelizzare. Il capitolo seguente descrive la politica di Ruggero nei confronti delle chiese e dei monasteri, un argomento molto ben documentato, affrontando la fondazione e rifondazione delle diocesi in Calabria e in Sicilia, le vicende dei monasteri latini e greci e dei certosini di Bruno di Colonia. Si riafferma il concetto che all'epoca di Ruggero non si può parlare di una latinizzazione voluta della Sicilia e la fondazione dei monasteri latini servì più che altro per trovare personale per l'amministrazione. Il sesto capitolo riguarda la presentazione simbolica del potere – ben visibile attraverso lo studio delle monete emesse dalla corte siciliana e attraverso le opere realizzate nell'ambito storiografico e architettonico – e le attività diplomatiche di Ruggero I, che si basavano in gran parte sulle alleanze matrimoniali, in particolare modo con la dinastia degli Aleramici. Infine, l'ultimo capitolo è dedicato all'eredità di Ruggero, dalla sua morte nel 1101 sino alla maggiore età del figlio Ruggero II nel 1112. L'A. conclude il libro con una serie di considerazioni sull'importanza storica di Ruggero I: così, la politica del conte di Sicilia consisteva in un faticoso processo di fondazione e di consolidamento del suo stato che creò le basi della fortuna dei suoi successori e del Regno di Sicilia, fondato da Ruggero II nel 1130. A differenza del fratello Roberto il Guiscardo, Ruggero non ebbe delle mire espansionistiche nel Mediterraneo e concentrò la sua energia sulla Sicilia (questione a parte è sapere quanto questo fosse stato voluto o imposto dalle circostanze). Al testo segue un riassunto in italiano e degli annessi molto ampi, con i regesti dei documenti di Ruggero I (pp. 245–259), le tabelle genealogiche degli Altavilla e di Ruggero I (pp. 261–262) e una serie di carte (pp. 263–270), infine, l'elenco delle fonti e della bibliografia utilizzate e gli indici delle persone e dei luoghi. L'ottimo e rigoroso libro di Julia Becker ci offre quindi per la prima volta una monografia completa sulla storia di Ruggero I, il vero fondatore dello stato normanno di Sicilia.

Kristjan Toomaspoeg

Marcello Moscone, Notai e giudici cittadini dai documenti originali palermitani di età aragonese (1282 – 1391), Quaderni / Archivio di Stato di Palermo, Scuola di Archivistica, Paleografia e Diplomatica. Studi e strumenti 6, Palermo (Archivio di Stato di Palermo) 2008, 331 S., ohne Preis. [Kostenfrei online zugänglich: www.archiviodistatodipalermo.it/files/pubblicazioni/file/studi6.pdf] – Selbst bei intensiver Beschäftigung mit Süditalien stellt die Geschichte der Insel Sizilien nach der Sizilischen Vesper ein schwieriges Kapitel dar. In diesem Zusammenhang ist die Entscheidung des Archivio di Stato di

Palermo, den Bestand an Notariatsurkunden auf der Basis der Register- und der Originalüberlieferung für den Zeitraum von 1282 bis 1391 analytisch zu beschreiben, zu digitalisieren und im Internet zugänglich zu machen (Einstieg über das „Sistema informativo degli Archivi di Stato“ www.archivisias.it/), besonders bemerkenswert. Die Studie von Marcello Moscone nutzt in überzeugender Weise das Datenmaterial für seine spezifische Fragestellung. Der Verfasser dokumentiert zunächst die Forschungslage zum Notariat mit umfassenden bibliographischen Angaben. Methodologisch wählt er einen prosopographischen Ansatz auf der Basis der Originaldokumente und ergänzt somit die Arbeit von Beatrice Pasciuta, I notai a Palermo nel XIV secolo, Soveria Mannelli, 1995. Insgesamt wurden 851 Dokumente ausgewertet, aus denen 164 prosopographische Einträge für *scriptores* und 227 für *iudices* erstellt werden konnten. Ein informatives Einleitungskapitel beleuchtet die Situation des Notariats in Palermo vom 12. bis ins 14. Jh. (S. 17–34). Nach ersten normannischen Regelungen wurden in den Konstitutionen von Melfi das Notariat und vor allem die Ernennung der Notare den *iura regalia* zugeschlagen. Ferner wurden zahlreiche normative Einzelbestimmungen getroffen (Anzahl der Notare, Rechtskraft der Unterschrift, Zeugen, Dienstzeiten, Ausstellungsfristen der Dokumente). Prinzipiell blieben diese Bestimmungen auch in nachstaufischer Zeit in Kraft. Im kommunalen Bereich bildeten sich freilich zahlreiche Abweichungen von den Normen der Konstitutionen heraus. In Palermo beispielsweise konnten in lokaler Tradition gegen die ausdrückliche Bestimmung der Konstitutionen auch Kleriker den Rang eines Notars bekleiden und wurden vom Erzbischof eingesetzt. Ein umfangreiches zweites Kapitel (S. 35–153) ist den palermitanischen Notaren gewidmet. 77 Notare wurden vom König ernannt, weiterhin sind 40 *tabelliones* oder *notarii publici* nachweisbar, die vom Erzbischof eingesetzt wurden, in vielen Fällen allerdings zusätzlich über eine königliche Ernennung verfügten. Die 164 übersichtlichen, alphabetisch geordneten Personeneinträge bieten klar strukturiert Angaben zur Qualifikation und zur benutzten Datierungsform, eine chronologische Auflistung der zugehörigen Urkunden sowie biographische und bibliographische Anmerkungen zu den jeweiligen Notaren. Der folgende Abschnitt (S. 155–241) dokumentiert in analoger Form die städtischen Richter. Auf der Basis der Konstitutionen von Melfi waren die *iudices ad contractus* mit einjähriger Amtszeit zusammen mit den Notaren für die Abfassung der Privaturkunden zuständig. Die städtische Rechtsprechung oblag einem *baiulus* und einem zugeordneten *iudex*. Erst in den 20er Jahren des 14. Jh. werden in Palermo mit der *Corte pretoriana* klarere Strukturen faßbar. Die 227 Personeneinträge sind ähnlich dem Notarsverzeichnis aufgebaut. Dem exakten Personennamen (mit orthographischen Abweichungen) folgen

die Angaben der Amtszeit, der Dokumente sowie biographische und bibliographische Daten. Die *iudices* sind allerdings in wesentlich geringerem Umfang biographisch zu fassen als die Notare. Der Erschließung des Materials dienen mehrere nützliche Indizes (alphabetische Register der Notare und Richter nach Personen- bzw. Herkunftsnamen, Register der Richter nach den jeweiligen Amtsjahren, Verzeichnis der weiteren Personen, Index der zitierten Dokumente). Besondere erwähnenswert sind die abschließenden Bildausschnitte der Unterschriftszeilen der einzelnen Notare. Das einleitende *signum crucis* und die Ego-Formel wurden von den Notaren bewußt graphisch individuell gestaltet und dienten gleichsam als persönliches „Markenzeichen". Vorliegende Arbeit zeigt, wie Inventarisierung, Digitalisierung und analytische Strukturierung von Archivalien nutzbringend von einer wissenschaftlichen Dokumentation begleitet werden können. Dem Vf. ist es gelungen, die Forschungslage kritisch zu diskutieren, die strukturellen Entwicklungen des Notariats in Palermo im 14. Jh. überzeugend darzustellen und ein verläßliches prosopographisches Nachschlagewerk zu liefern. Die Lektüre ist zweifelsohne auch über die lokalgeschichtliche Forschung hinaus ein Gewinn. Es bleibt zu hoffen, daß zum weiterführenden Vergleich weitere Urkundenbestände in ähnlicher Weise erschlossen werden. Ob die Veröffentlichung außerhalb des Buchhandels und das gleichzeitige Online-Angebot über die Homepage des Staatsarchivs die Verbreitung sicherstellen können, die dem Werk zu wünschen wäre, wird sich erst in der Zukunft zeigen. Thomas Hofmann

La conquista turca di Otranto (1480) tra storia e mito. Atti del convegno internazionale di studio, Otranto – Muro Leccese, 28 – 31 marzo 2007, a cura di Hubert Houben, Saggi e testi / Università del Salento, Dipartimento dei Beni delle Arti e della Storia 41/42, Galatina (Congedo) 2008, 2 voll., 377, 331 S., ISBN 978-88-8086-830-9, 978-88-8086-829-3, jeweils € 45. – Im August 1480 wurde Otranto von türkischen Truppen erobert, die Besetzung dauerte etwas mehr als ein Jahr. Handelte es sich dabei um ein epochales Ereignis im „Kampf der Kulturen", um die heroische Abwehr der islamischen Hegemonie im Mittelmeerraum oder um eine gezielte politisch-militärische Aktion Mehmets II. in der Auseinandersetzung mit Venedig, die propagandistisch aufgewertet wurde und über Jahrhunderte Stoff für einen Mythos bot? Diesen Fragen ging der Kongreß des Jahres 2007 nach, dessen Akten bereits nach knapp zwei Jahren veröffentlicht wurden und die gleichzeitig das groß angelegte Projekt des Herausgebers „Otranto zwischen Orient und Okzident" abschließen. Der erste Themenkreis behandelt die politische Situation in Italien und im Mittelmeerraum. Giuseppe Galasso, Scenari e prospettive euro-mediterranee della seconda metà del Quattrocento, S. 25–34, skizziert das europäische Kräf-

tefeld, Ilber Ortaylı, Otranto nella storiografia turca. La politica italiana del Sultano Mehmet II „il conquistatore", S. 35–38, erörtert die Frage eines osmanischen Eroberungsplans. Die innenpolitischen Verhältnisse im Regno und die päpstlichen Kreuzzugspläne bis 1480 behandeln Giovanni Vitolo, Monarchia, ufficiali regi, comunità cittadine nel Mezzogiorno aragonese, S. 39–54, und Barbara Baldi, Il problema turco dalla caduta di Costantinopoli (1453) alla morte di Pio II (1464), S. 55–76. Das lokal- und kulturgeschichtliche Umfeld decken die Artikel von Carmela Massaro, Otranto e il Salento nel Quattrocento, S. 77–106, und von Daniele Arnese, San Nicola di Casole e la cultura greca in Terra d'Otranto nel Quattrocento, S. 107–140, ab. Beide Autoren stellen differenziert dar, daß der Niedergang in der Stadt und im griechischen Klosterzentrum bereits vor 1480 einsetzte. Die folgenden acht Beiträge dokumentieren die historische und archäologische Quellenlage. Neben den Aufsätzen von Paul Arthur, I Turchi e la Terra d'Otranto alla luce dell'archeologia, S. 143–157, und von Klaus Kreiser, La conquista turca di Otranto nella cronaca di Kemalpascia Zâde (1468/69–1534), S. 159–175, sind vor allem die Beiträge zu den sekundären Quellen in den Archiven der italienischen Staatenwelt erwähnenswert. Ermanno Orlando, Venezia e la conquista turca di Otranto (1480–1481), S. 177–209, unterstreicht die strikte Neutralitätspolitik Venedigs, Francesco Somaini, La Curia romana e la crisi di Otranto, S. 211–262, behandelt die Rolle Sixtus' IV.: Der Papst versuchte, durch einen „Kreuzzug" gegen die türkischen Besatzer die päpstliche Vormachtstellung in Italien zu dokumentieren, es wird aber deutlich, daß die politischen Partikularinteressen der einzelnen Staaten ein immer stärkeres Übergewicht einnahmen. Die Bedeutung der Quellen in den Staatsarchiven von Mailand, Florenz und Siena wird von Giancarlo Andenna, Considerazioni in margine al problema di Otranto alla fine del Quattrocento sulla base di documenti dell'Archivio di Stato di Milano, S. 263–274, und von Bruno Figliuolo, Nuove fonti documentarie sulla guerra d'Otranto, S. 275–281, betont. Während Kristjan Toomaspoeg, La partecipazione europea alla guerra di Otranto, S. 283–290, die europäische Beteiligung schildert, leitet Carolina Belli, Le „reliquie dei martiri d'Otranto" dalla Puglia alla capitale, S. 291–305, zum letzten Themenkomplex über. 15 Beiträge behandeln das Fortleben und die Mythenbildung bis ins 20. Jahrhundert. An dieser Stelle können nur einige ausgewählte Artikel Erwähnung finden: Die türkische Bedrohung ist spätestens seit 1453 ein Kernthema der humanistischen Geschichtsschreibung (Gabriella Albanese, La storiografia umanistica e l'avanzata turca, S. 319–352). Die Ereignisse von 1480 führten zu historiographischen Epen am aragonesischen Hof, wie die Beispiele von Giovanni Albino und Giovanni Ludovico Vivaldi zeigen (Sondra Dall'Oco, Il „De bello hydruntino" di Giovanni Albino, S. 353–365; Silvana Arcuti, Il „De

oppressione Ydrontine civitatis" di Giovanni Ludovico Vivaldi, S. 365–375). Hubert Houben liefert eine überzeugende Neubewertung der Chronologie der salentinischen Quellen: Die „Historia de los martires" von Francisco de Araujo (1631) ist im Überlieferungsstrang völlig neu zu bewerten (Hubert Houben, La conquista turca di Otranto (1480): il problema delle fonti salentine, II, S. 5–20). Die europäische Dimension des Türkenbildes und des antitürkischen kollektiven Gedächtnisses in Spätmittelalter und Früher Neuzeit dokumentieren die Artikel von Gert Melville, L'immagine dei Turchi in Occidente alla fine del Medioevo, II, S. 65–78, und von Ferdinand Opll, Gli assedi dei Turchi a Vienna e la memoria collettiva della città, II, S. 79–114. Mario Spedicato, Il riscatto della cristianità offesa. Il culto dei martiri d'Otranto prima e dopo Lepanto, II, S. 115–140, zeichnet die Entwicklung des Märtyrerkultes nach. Die ikonographischen Veränderungen in diesem Kult sind das Thema von Angelo Maria Monaco, „Qui sunt et unde venerunt?" Topoi iconografici per il consenso agiografico nel culto degli ottocento martiri di Otranto, II, S. 157–195. Der anregende Kommentar von Riccardo Fubini, II, S. 219–231, schließt die Kongreßbeiträge ab. Die Druckversion wird durch das Faksimile von Francisco de Araujo, Historia de los martires dela ciudad de Otrento, Napoli 1631 abgerundet (II, S. 233–328). Die vorliegenden Kongreßbände beeindrucken durch die thematische Breite und die unterschiedlichen methodologischen und fachlichen Ansätze. Die Interdisziplinarität ergibt sich durch die Sache und muß nicht programmatisch begründet werden. Besonders interessant ist die Verbindung von Geschichte und Mythos, von exakter Quellenarbeit und Rezeptionsgeschichte. 13 Monate lang war die Lokalgeschichte des Salento auch „Weltgeschichte". Es ist zu hoffen, daß die überzeugenden Kongreßbände auch die breite Leserschaft finden, die sie verdienen.

Thomas Hofmann

Attilio Vaccaro, I Greco-Albanesi d'Italia. Regime canonico e consuetudini liturgiche, prefazione di Giuseppe Frega, Lecce (Argo) 2007, 123 S. – Die geographische Lage und das dort – zumindest phasenweise – herrschende politische Vakuum machten Süditalien zu einem exemplarischen Kulturbegegnungsraum. Die letzte größere Einwanderungsgruppe stellten im 15. und 16. Jh. albanische Flüchtlinge dar. Der Vf., der sich seit den 90er Jahren mit der bibliographischen Aufarbeitung der Quellen und der Sekundärliteratur zur Geschichte der Italo-Albaner beschäftigt, bietet im vorliegenden Band eine kurze Einordnung der kirchenrechtlichen und liturgischen Situation der albanischen Bevölkerung in Süditalien. Es handelt sich hierbei um eine erste Studie, die einige wichtige Eckpunkte herausarbeiten soll, aber noch weiterer Vertiefung bedarf (S. 14). Der Autor skizziert zunächst die politische und kul-

turelle Situation Albaniens im Schnittpunkt byzantinischer, anjovinischer, serbischer und zuletzt osmanischer Interessen. Der langjährige, letztlich erfolglose Aufstand Skanderbegs gegen die türkische Herrschaft (nach 1443) führte zu einer ersten größeren Auswanderungswelle nach Süditalien. Die italo-albanischen Kernsiedlungsgebiete lagen vornehmlich in Nordkalabrien, wobei vielfach entvölkerte griechische Siedlungen übernommen wurden. Obwohl die Zentralregierung in Neapel, die örtlichen Grundherren und teilweise auch die Bischöfe aus wirtschaftlichen und demographischen Gründen die albanischen Siedlungen duldeten und in begrenztem Umfang förderten, verhinderten die prekäre ökonomische Lage der albanischen Bevölkerung, die geschlossene Sozialstruktur, die sprachliche und religiöse Divergenz und nicht zuletzt der Widerstand der örtlichen lateinischen Bevölkerung eine echte Integration. Ein zweites Kapitel widmet der Vf. der Kirchenverwaltung und dem Ritus, wobei überzeugend zwischen einer vor- und einer nachtridentinischen Phase unterschieden wird. Im Geist des Unionskonzils duldete das Papsttum abweichende griechische Riten und liturgische *consuetudines*, solange die päpstliche Jurisdiktion und entscheidende dogmatische Grundaussagen, wie z.B. das *filioque*, anerkannt wurden (vgl. das Breve „Accepimus nuper" Papst Leos X. vom 18. Mai 1521). Problematisch war das Recht der Priesterweihe. Nachdem Leo X. die Weihe griechischer Priester durch lateinische Bischöfe untersagt hatte, wurden die Weihen in der Folgezeit mit Billigung der Päpste durch einen griechischen Erzbischof von Agrigento, der vom Metropoliten von Ochrid eingesetzt war, durchgeführt. Diese kirchenrechtlich zumindest ungewöhnliche Situation wurde erst durch Pius IV. revoziert. Nach dem Konzil von Trient wurden die griechischen Gläubigen einer Diözese offiziell dem zuständigen lateinischen Bischof unterstellt, die Priesterweihe wurde durch einen (später mehrere) vom Papst ernannten griechischen Weihbischof gespendet. Die entscheidenden Kontrollinstrumente der Bischöfe waren die (vorgeschriebenen) regelmäßigen Visitationen und die Diözesan- und Provizialsynoden, von denen in Süditalien zwischen 1567 und 1799 nicht weniger als 189 abgehalten wurden. In den stereotypen Kapiteln „De reformatione Graecorum eorumque erroribus tollendis" (S. 50–58) fanden neben dogmatischen Fragen (*filioque*, Purgatorium, päpstliche Indulgenz und Jubeljahre) und der fehlenden Anerkennung des päpstlichen Primats immer auch abweichende *consuetudines* Erwähnung. Ziel war die *correctio morum* im Sinne einer weitgehenden Angleichung an das lateinische Umfeld. Eine umfassende Darstellung des griechischen Ritus in Süditalien lieferte der sizilianische Augustinermönch Antonio Castronovo in seinem *Trattato contra Greci* von 1579 (Domenico Minuto, Il „Trattato contra Greci" di Antonio Castronovo, in: La Chiesa greca in Italia dall'VIII al XVI secolo, Padova, 1973, S. 1001–1073). In einem dritten Kapitel

faßt der Autor die Erläuterungen von Castronovo zu Abweichungen im sakramentalen Ritus (Taufe, Firmung, Kommunion, Beichte, Priesterweihe und Ehesakrament) zusammen und dokumentiert sie mit Beispielen aus der Praxis der Italo-Albaner. Ein Bildanhang, ein Personenregister und eine umfangreiche Bibliographie, in der allerdings die Seitenerstreckungen bei unselbständigen Werken fehlen, runden die Arbeit ab. Der Verfasser liefert auf knappem Raum eine fundierte Darstellung der Geschichte der Italo-Albaner und des griechischen Ritus vom 15. bis zum 18. Jh. Besonders verdienstvoll sind die Behandlung der Diözesansynoden Süditaliens und die Informationen zu den spezifischen *consuetudines* der Italo-Albaner. Es ist freilich nicht zu erwarten, daß das Büchlein die einschlägigen Veröffentlichungen zum Thema, z. B. von Pietro Pompilio Rodotà, Domenico Minuto oder Vittorio Peri, ersetzen wird.

Thomas Hofmann

Carmelina (Elina) Gugliuzzo, Dal quotidiano al politico nel Mediterraneo. Forme e spazi della sociabilità maltese in età moderna, Roma (Aracne) 2007, 359 S., ISBN 978-88-548-1392-2. € 30. – Die Geschichte der Mittelmeerinsel Malta ist durch eine herausragend hohe Zahl sich ablösender Herrscher geprägt, Phönizier, Katharger, Römer, Vandalen, Westgoten und Byzantiner in der Antike, im Mittelalter Perioden arabischer, normannischer, staufischer, angioinischer, aragonesisch-spanischer und schließlich melitensischer Herrschaft in der frühen Neuzeit. Die Großmeister des Johanniterordens regierten die Insel ab 1530 als de facto souveräne Landesfürsten bis Napoleon der Ordensherrschaft 1798 ein Ende setzte. Schon zwei Jahre später mussten die Franzosen den Briten weichen, die ihre spätere Kolonie 1964 in die Unabhängigkeit entließen. Die Frage, wie sich die Erfahrung anhaltender Fremdherrschaft auf die maltesische Soziabilität (das ist die menschliche Fähigkeit zu sozialem Verhalten, dem Aufbau und Erhalt eines Systems von gesellschaftlichen Beziehungen) auswirkte und inwieweit sie eine spezifische „maltesità" darstellt (S. 207), erscheint aus Sicht der Mittelmeer-Historikerin nahe liegend. Gugliuzzo versucht darüber hinaus, einen Nexus zwischen der Soziabilität und den politischen Formen zu identifizieren, welche auf die Unabhängigkeit Maltas hinwirkten, jene Linie „vom Alltäglichen zum Politischen" also, auf die der Titel des Werkes abhebt. Bedauerlicherweise gelingt es der Autorin mit ihrer zeitlich zwischen dem Ende der Herrschaft des Johanniterordens und den ersten zwei Jahrzehnten des britischen Regiments angesiedelten Studie nicht, diese viel versprechende Fragestellung für die Forschung fruchtbar zu machen. Die Studie besticht zwar durch ein gewissenhaftes Quellenstudium in den einschlägigen maltesischen Archiven, die akkumulative Präsentation der „Formen und Orte maltesischer Soziabilität" bleibt jedoch wenig ergiebig. Die

Einordnung in den thematischen Kontext erschöpft sich allzu oft in anthropologischen Allgemeinplätzen. So identifiziert die Autorin das als „Festa" bekannte Dorf- oder Stadtfest als Gelegenheit für die Malteser, „ihr treues Bekenntnis zur Katholischen Kirche, ihren traditionellen Patriotismus und ihren Nationalstolz" zu demonstrieren. Anstatt sich jedoch tiefer gehend mit der „Teatralisierung der lokalen Identität" (S. 112) zu befassen, belässt sie es bei dem seltsamen Schluss, „keine Definition eigne sich besser für die Malteser als *panem et circenses*" (S. 237). Dabei eignet sich gerade die von den zahlreichen religiösen Bruderschaften und den modernen laizistischen „Band Clubs" gleichermaßen mit gestaltete „Festa" mit der Prozession, Musik und Feuerwerk auch heute noch bestens für sozio-historische Feldforschung. Im Hinblick auf die maltesische Soziabilität im „quotidiano" offenbart sich dem Beobachter Bemerkenswertes, zum Beispiel dass die repetitive Abfolge der Böller das alte Begrüßungszeremoniell der Ordens-Artillerie spiegelt: ták tak-tak-tak-ták tak-tak-tak-ták (Musketen), ka-wúmm (Kanonenschlag; zum Begrüßungszeremoniell vgl. etwa National Library of Malta, AOM Marina 1776 „Saluti e Accoglienze"). Den wenig überzeugenden Schluss, die Malteser hätten durch alle Zeiten der Fremdherrschaft hindurch „stets ihre Identität, ihre Religion, ihre Feste, ihre Zeremonien und ihre Sprache" bewahrt (S. 166), widerlegt bereits der Blick auf die Landessprache: Einsprengsel wie „Bonġu" oder „Grazzi" lassen das französische „Bonjour" und das italienische „Grazie" erkennen, der dominierende linguistische Einfluss des Arabischen offenbart sich in der Bezeichnung „Allah" für den auf Malta nach katholischem Ritus verehrten Allmächtigen. Das von Gugliuzzo prophezeite „Revival" einer „maritim-kosmopolitischen" mediterranen Identität Maltas (S. 166/167) wird sich jedoch nur auf Basis einer Anerkennung zumindest der historischen „Mediterraneità" etwa des Johanniterordens mit seiner 500jährigen Wirkungsgeschichte im Mittelmeerraum vollziehen können, nicht über den engen Fokus auf die politischen Nationalisierung eines unterdrückten Volks (S. 174/175) im Zentrum eines durch den europäischen Kolonialismus zur „instabilsten Zone der Welt" (S. 166) stilisierten Mittelmeerraums. Veritable Untiefen erreicht das Werk aber aufgrund seiner thematischen, gravierender noch, editorischen Beliebigkeit: der Zweigschmuck etwa wird sowohl auf den rhodesischen Sonnenkult als auch auf einen frühen heidnischen Brauch auf Malta zurück geführt (S. 239 und 245), die zahlreichen Abbildungen begegnen ohne Quellenangabe und Untertitel, den dokumentarischen Anhang stellt eine undatierte, schon im Titel als „Copia" ausgewiesene Abschrift der Statuten einer Bruderschaft aus der Ortschaft Zeitun (S. 271–333). Die wenigen Ergebnisse rechtfertigen tatsächlich nicht mehr als die einseitige (sic) Zusammenfassung und es bleibt unklar, ob der letzte Satz („I campi aperti alla ricerca sono innumerevoli", S. 267) zu

verstehen ist als Appell an die *scientific community*, oder als gut getarntes Eingeständnis, dass die vorliegende Arbeit ihrem eigenen Anspruch nicht genügt.

Moritz Trebeljahr

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Maria Pia Alberzoni
Simone Bader
Giulia Barone
Stefan Bauer
Nicoletta Bazzano
Julia Becker
Rotraud Becker
Wolfram Benziger
Georg Christoph Berger Waldenegg
Patrick Bernhard
Martin Bertram
Peter Blastenbrei
Uta-Renate Blumenthal
Maria Teresa Börner
Swen Holger Brunsch
Francesco Caccamo
Cecilia Cristellon
Mario Del Treppo
Arnold Esch
Sven Externbrink
Enrico Faini
Fabian Fechner
Irene Fosi
Thomas Frank
Jan-Pieter Forßmann
Dieter Girgensohn
Silvano Giordano
Frank Godthardt
Christian Grabas
Christine Maria Grafinger
Florian Hartmann
Ingo Herklotz
Peter Hertner
Tobias Hof
Thomas Hofmann
Wolfgang Huschner
Lutz Klinkhammer
Jobst Knigge
Alexander Koller
Benjamin Kram
Alfredo Lucioni
Ralf Lützelschwab
Mario Marrocchi
Michael Matheus
Ricarda Matheus
Andreas Meyer
Jürgen Miethke
Gerhard Müller
Claudio Natoli
Amedeo Osti Guerrazzi
Nicole Priesching
Kerstin Rahn
Andreas Rehberg
Nicole Reinhardt
Klaus Riehle
Bettina Scherbaum
Thomas Schlemmer
Ludwig Schmugge
Christiane Schuchard
Stephan Selzer
Alessandro Serra
Carlo Spagnolo
Michael Thöndl
Kristjan Toomaspoeg
Moritz Trebeljahr
Jörg Voigt
Rolf Wörsdörfer
Kordula Wolf
Julia Zunckel

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

Ackermann, S. 489
Ait, I. 490
Akasoy, A. 488
Albanese, G. 672
Albini, G. 494
Althoff, G. 487, 537
Andaloro, M. 655
Andenna, G. 485, 672
Angelini, M. I. 609
Anselmi, A. 584
Antonelli, A. 649
Aranha, P. 508
Arcamone, M. G. 484, 652
Arcangeli, L. 640
Archetti, G. 609
Arcuti, S. 672
Arlinghaus, F.-J. 526
Arnese, D. 672
Arthur, P. 672
Ascheri, M. 568
Aubanell Jubany, A. M. 474
Azzalli, F. M. 641

Baeriswyl-Andresen, S. 495
Bahlcke, J. 504
Baldi, B. 672
Balestracci, D. 528
Balzelli, F. 492
Baratter, L. 515
Barbiche, B. 474
Barbisotti, R. 640
Barbonetti, G. 620
Baroni, M. F. 638
Barrio Gozalo, M. 584
Bartocci, A. 558, 568
Bauduin, P. 484
Baumgarten, J. 590
Baumgärtner, I. 526
Bazzano, N. 632
Becchetti, L. 520
Becker, J. 642, 668
Becker, R. 598
Bellabarba, M. 583
Bellavitis, A. 644
Belli, C. 672
Belli D'Elia, P. 485
Benedetti, M. 491, 492, 636
Beni, P. 628
Benigno, F. 499
Bernardi, E. 625
Bernhard, P. 642
Bertram, M. 525, 526
Bertrand, R. 502
Bigaran, M. P. 474
Bilinkoff, J. 471
Biller, P. 471
Bisgaard, L. 497
Blattmann, M. 480
Boccadamo, G. 501, 641
Bocchi, F. 490, 648
Bocquet, D. 491
Boer, W. de 471
Böhringer, L. 496
Bösel, R. 512
Bolzoni, L. 580
Bombi, B. 560
Bonaffini, G. 501
Borchardt, K. 495
Borghi, M. 515
Borgolte, M. 480
Botsch, G. 471
Boubaker, S. 500
Bourne, M. 581
Braida, L. 587
Brancaccio, G. 605
Bressani, L. 641
Broekmann, T. 486, 544
Brogini, A. 500
Brundage, J. A. 524
Brutti, M. G. 609
Bühring, G. 596
Bulst, N. 527
Bünz, E. 497
Buono, L. 518
Burnett, C. 489
Buseghin, M. L. 492
Butterini, G. 641

Caciorgna, M. T. 662
Caferro, W. 562
Caffiero, M. 660
Caglioti, D. L. 474, 602
Calvi, G. 506
Cammarosano, P. 652
Canobbio, E. 516

Cantarella, G. M. 485
Capitani, O. 648
Capristo, A. 614
Caredda, G. 631
Caricchio, M. 499
Carrió-Invernizzi, D. 584
Casapullo, R. 642
Casavecchia, R. 518
Casavola, A. M. 620
Caspar, E. 668
Castillo, F. A. 501
Catalano, A. 594
Cattana, V. 569
Cavallo, S. 601
Châtellier, L. 503
Cherubini, G. 485
Chiapparino, F. 474
Chittolini, G. 639
Ciampani, A. 511
Citeroni, R. 492
Citter, C. 652
Claussen, P. C. 659
Clavuot, O. 557
Colli, G. 568
Colli, V. 526
Comba, R. 534
Conti, F. 474
Continelli, L. 650
Corni, G. 515
Corsi, P. 504
Cortesi, M. 516, 640
Cossandi, G. 516
Covini, N. 640
Cowan, A. 645
Crainz, G. 646
Crosatti, R. 641
Cubitt, C. 522
Cuozzo, E. 485
Curli, B. 474
Cuzzi, M. 515
D'Acunto, N. 483
D'Amora, R. 501
D'Arcangelo, P. 640
D'Errico, R. 490
Dal Pino, F. A. 492
Dall'Oco, S. 672
Dalla Francesca Hellmann, E. 643
Danieluk, R. 508
Dartmann, C. 487
De Benedictis, A. 498
De Bernardi, A. 515
De Fraja, V. 541
De Luna, G. 629
De Maeyer, J. 512
De Venuto, L. 641
Degl'Innocenti, M. 606
Delisle, P. 512
Dell'Omo, M. 518, 663
Delle Donne, F. 485
Delle Donne, R. 486
Denley, P. 654
Desmette, P. 502
Deutinger, R. 522
Deutsch, C. 480
Di Fiore, G. 508
Di Gregorio, P. 474
Di Michele, A. 514, 642
Dompnier, B. 501, 502
Doria, M. 473
Dormeier, H. 498
Drossbach, G. 495
Duggan, A. J. 524
Duggan, C. 524
Durand, F. 494
Durand, J.-D. 511

Egger, C. 545
Eickels, K. van 487
Engels, M.-C. 501
Esch, A. 475, 577
Esposito, A. 493

Falchero, A. M. 474
Falchini, C. 540
Ferretti, A. 515
Ferretti, E. 490
Figliuolo, B. 672
Fioravanzo, M. 515
Firey, A. 469
Fleisch, I. 483
Fodale, S. 484
Fogarty, G. 511
Foglia, A. 640
Fonseca, C. D. 486
Fontenay, M. 500
Fratini, C. 492
Frega, G. 673
Frenz, T. 554
Fried, J. 488
Froeschlé-Chopard, M.-H. 502
Fubini, R. 673

Galasso, G. 671
Gallo, D. 492
Gamberini, A. 640
Ganapini, L. 515
García y García, A. 525
Gardumi, L. 515
Gazzini, M. 494
Gelmi, J. 515
Georges, S. 489
Giacomini, M. 620
Giannini, M. C. 584
Giansante, M. 649
Giese, M. 487, 489
Gilomen, H.-J. 480
Ginsborg, P. 626
Giordano, S. 584

Gios, P. 515
Gleßgen, D. 489
Godman, P. 589
Goering, J. 470, 525
Görich, K. 486
Gorman, M. 652
Gottsmann, A. 512
Grabher, J. M. 524
Grabowsky, A. 522
Gramsch, R. 496
Grateau, P. 499
Grebner, G. 488, 527
Greci, R. 494
Grévin, B. 547
Grosse, R. 483
Grüttner, M. 614
Gugliuzzo, C. (E.) 675

Hageneder, O. 545
Hamilton, S. 522
Hartmann, W. 522, 523, 524
Haupt, H.-G. 473
Hehl, E.-D. 522
Helmholz, R. H. 480
Herbers, K. 483, 522
Herde, P. 477, 555
Herklotz, I. 599
Hernandez, F. 502
Hertner, P. 473
Hespanha, A. 503
Heusinger, S. von 496
Heyberger, B. 502
Hlawitschka, E. 538
Höbelt, L. 513
Hoeflich, M. H. 524
Hof, P. 609
Horváth, E. 597
Houben, H. 485, 543, 671, 673
Huschner, W. 652

Ianes, A. 515
Iogna-Prat, D. 470
Isenmann, E. 527

Jaitner, K. 591
Jankowiak, F. 511
Jankrift, K. P. 494
Joergensen, T. 470
Johrendt, J. 482, 493

Kabatek, J. 489
Kaiser, P. 659
Kaiser, W. 500
Kaplan, Y. 504
Kaufhold, M. 546
Keller, H. 537
Kelley, A. 470
Kéry, L. 482
Keupp, J. 486
Kies, D. 523
Kießling, R. 496
Klapp, S. 495
Klieber, R. 512
Knichel, M. 495
Koelliker, L. 511
Körntgen, L. 522
Koller, A. 505, 509, 520, 589
Krause, B. 489
Kreiser, K. 672
Kroll, T. 623
Krüger, K. 497
Kurze, W. 651

La Bella, G. 512
Lamberts, E. 512
Landau, P. 524
Lechner, S. 515
Leoncini, F. 617
Leoni, V. 640
Lepsius, S. 479, 526
Licciardello, P. 540
Licinio, R. 484
Lo Basso, L. 501
Lombardi, D. 532
Longo, C. 491
Loré, V. 485
Lorenzen-Schmidt, K.-J. 497
Lozano Navarro, J. J. 584
Luebke, D. M. 499
Lun, M. 515
Lunzer, R. 513
Lusuardi Siena, S. 652

Maffei, P. 568
Maggioni, G. P. 549
Magin, C. 480
Mainoni, P. 640
Marconi, N. 490
Margolin, J.-L. 616
Marrocchi, M. 651
Martin, J.-M. 485
Martin, P. 502
Martinez, K. 474
Martini, L. 628
Martini, M. 626
Marubbi, M. 640
Massaro, C. 672
Mastrogregori, M. 614
Matzke, M. 487
Mazzariol, P. 517
McLaughlin, R. E. 469
Meens, R. 469, 522
Melograni, C. 611
Melville, G. 673
Menniti Ippolito, A. 508
Menzinger, S. 526
Merati, P. 637

Meumann, M. 499
Meyer, A. 494
Miccoli, G. 512
Milani, G. 526
Minnis, A. J. 471
Minuto, D. 674
Moatti, C. 500
Mocarelli, L. 490
Mock, H. 515
Modestin, G. 569, 571
Modigliani, A. 565
Monaco, A. M. 673
Moretti, I. 652
Moro, M. C. 609
Moscone, M. 669
Müller, H. 482, 493
Müller, W. P. 524
Murauer, R. 483, 545

Nanni, S. 503
Napione, E. 492
Nardi, P. 654
Natella, P. 666
Negruzzo, S. 502
Neumann, F. 573
Nishimura, Y. 652
Nordmann, D. 504
Nowak, P. 483
Nubola, C. 498, 641

Oevermann, U. 488
Ohst, M. 471
Opll, F. 673
Ordano, R. 534
Orlando, E. 672
Ortaylı, I. 672
Otis-Cour, L. 527

Pagano, S. 591
Palazzo, A. L. 490
Palla, L. 515
Palma, M. 518
Papaccio, G. 490
Paravicini Bagliani, A. 492
Parisella, A. 620
Pasciuta, B. 670
Pasqui, D. 508
Pastore, S. 584
Pasztor, E. 555
Pennington, K. 524
Petersen, S. 497
Petke, W. 497
Petri, R. 473
Picasso, G. 663
Pich, F. 580
Piergentili, P. P. 520
Pinkus, L. M. 641
Pio, B. 567
Pizzorusso, G. 508
Planas, N. 500
Poeschke, J. 488
Pollard, J. F. 511
Prange, W. 497
Prezzolini, C. 507, 651
Prodi, P. 503
Prosperi, A. 504, 594
Proudhomme, C. 511
Punzi, V. 513

Radtke, C. 497
Ragon, P. 502
Rapp, C. 469
Rasera, F. 515
Rehberg, A. 493, 495, 565
Reichert, F. 488
Reinhard, W. 503
Reitemeier, A. 495
Reiter, H. 474
Rexroth, F. 526
Riccardi, A. 618
Ricklin, T. 489
Rittgers, K. 471
Rocca, G. 508
Rocciolo, D. 502
Roche, D. 504
Röpcke, A. 498
Rollo-Koster, J. 564
Romano, S. 655
Rottenwöhrer, G. 551
Rudolph, G. 554
Rückert, P. 495
Rüther, A. 496
Rumpler, H. 513
Rusconi, R. 502
Russo, E. 518

Sacco, A. 515
Sala, T. 615
Salomon, P. 515
Saltori, M. 515
Salvestrini, F. 653
Sanchez Alonso, B. 474
Sanfilippo, M. 507, 585
Santangelo, V. 629
Santanicchia, M. 492
Sarnowsky, J. 497
Saurer, E. 504
Scaccabarozzi, L. 650
Scaccia Scarafoni, P. 518
Scharff, T. 480
Scherbaum, B. 589, 593
Schiavi, L. C. 638
Schieder, W. 478, 614
Schiel, J. 480
Schilling, H. 504, 509
Schindling, A. 510
Schingnitz, C. 578

Schlichte, A. 485
Schlieben, B. 489
Schmitt, S. 495
Schmugge, L. 557, 575
Schneidmüller, B. 480
Schröder, B.-J. 596
Schubert, E. 530
Schulte, P. 480
Schulze, W. 510
Schwarz, B. 497
Seifert, S. 505
Seitz, A. 480
Selinger, R. 545
Senekovic, D. 659
Sensi, M. 494
Serio, A. 584
Settia, A. A. 534
Siems, H. 522
Simiz, S. 502
Sinicropi, G. 502
Sked, A. 513
Smail, D. L. 480
Somaini, F. 672
Sommerlechner, A. 545
Spedicato, M. 673
Spicciani, A. 652
Spinelli, R. 506
Stader, I. 622
Starr-LeBeau, G. 471
Steinbach, P. 471
Stella, F. 549
Stork, H.-W. 596
Storti, F. 665
Storti Storchi, C. 638
Swanson, R. N. 494, 566
Syros, V. 552

Tagliabue, M. 569, 608
Taiani, R. 514
Taviani, C. 633
TeBrake, W. 498
Tena Junguito, A. 474
Théry, J. 480
Thomsen, M. 486
Ticchi, J.-M. 512
Tolomeo, R. 511
Tomea, P. 492
Tonezzer, E. 515
Toomaspoeg, K. 672
Tosti, M. 502
Tramontana, S. 484
Tranfaglia, N. 642
Travaglini, C. M. 489
Trincia, L. 511
Tronchin, A. 617
Tura, D. 650
Turi, G. 614

Ubl, K. 522
Uhalde, K. 469
Urbach, K. 511
Utz Tremp, K. 572

Vaccaro, A. 673
Vadagnini, A. 515
Valerio, A. 641
Valgimogli, L. 539
Valk, H. de 511
Vallerani, M. 526
Van den Abeele, B. 489
Venditti, G. 519, 520
Vendramini, A. 515
Verginella, M. 646
Viaene, V. 510
Viani, C. A. 614
Viganò, A. 491
Villamena, R. 494
Vincent, B. 501, 502
Violante, F. 484
Visceglia, M. A. 503, 584
Visioli, M. 640
Vismara, P. 501
Vitolo, G. 672
Vogeler, G. 485, 487
Voltmer, R. 496

Wagner, K. 470
Weber, C. F. 487
Wedekind, M. 515
Weigand, R. 524
Weigel, H. 545
Weiler, B. 486
Weinfurter, S. 527
Weiß, D. J. 588
Weiss, G. 501
Weiss, S. 483
Wettinger, G. 501
Wetzstein, T. 479, 482, 526
Wolgast, E. 510
Wolter-von dem Knesebeck, H. 487
Wood, S. 535
Würgler, A. 498

Yun Casalilla, B. 504
Yuval, I. J. 488

Zambarbieri, A. 512
Zechiel-Eckes, K. 522
Zey, C. 482
Ziegler, D. 474
Ziegler, J. 489
Zunino, P. G. 613

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 23040 9218